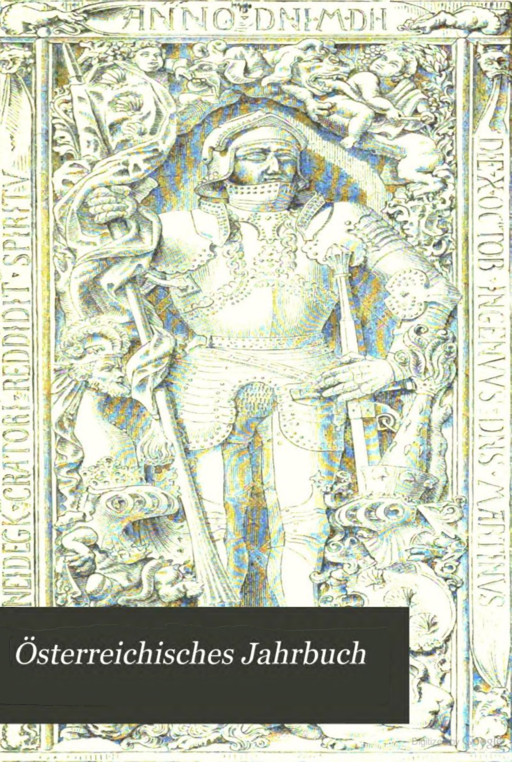
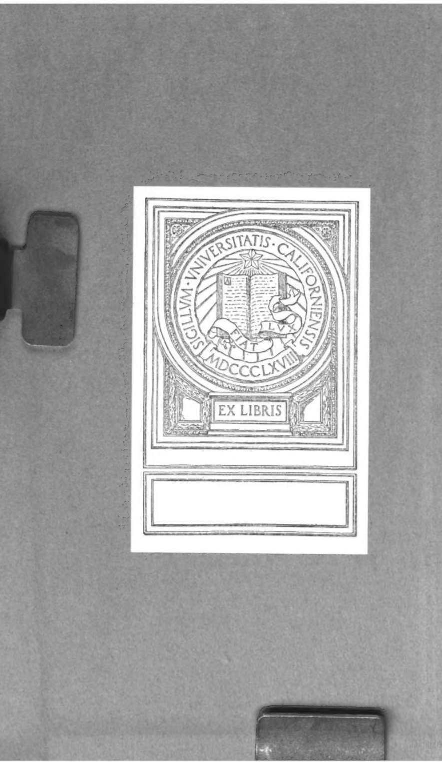
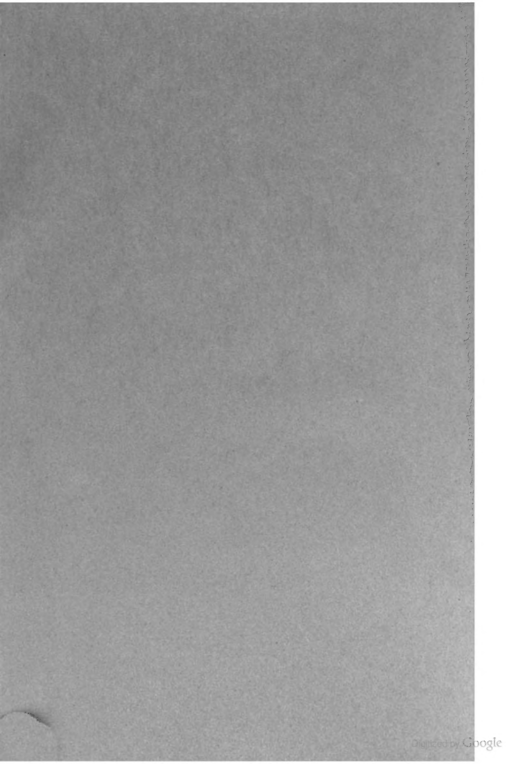

Österreichisches Jahrbuch


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Oesterreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

geleitet und herausgegeben

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me
alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Siebenter Jahrgang.

Wien, 1883.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.

Oesterreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

geleitet und herausgegeben

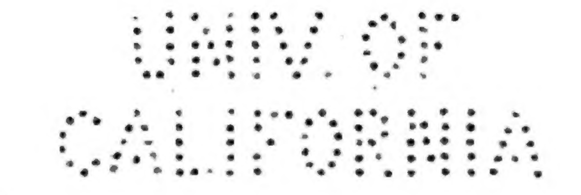
von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me ailenum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Siebenter Jahrgang.

Wien, 1883.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.



Krain's Huldigungen für das Haus Habsburg.

Ein Erinnerungsblatt zur 600jährigen Jubelfeier des Landes Krain 1882/83.

Von P. v. Radics.

Das große mächtige Oesterreich, wie es sich heute auf der Landkarte Europa's dem Auge der Welt präsentirt, wie es sich heute, Dank der Weisheit unseres regierenden allergnädigsten Kaisers und Herrn Franz Joseph I. bei allen Wettkämpfen auf geistigem und materiellem Gebiete ruhmvollst bethätigt, wie es, obschon ein Vielerlei von Nationen innerhalb seiner Gränzen beherbergend, doch ein einzig Volk aufweist in den Gefühlen der Liebe und Treue für das altangestammte Allerhöchste Kaiserhaus, für die erlauchte Dynastie, dieses große mächtige Oesterreich, das eben trotz allem und allem stets seine Hauptstärke in der Verschiedenheit und Eigenartigkeit seiner Völker fand und findet, von denen jedes, wenn es gilt, sein Bestes, sein Theuerstes darbringt für die Gesammtzwecke des gemeinschaftlichen herrlichen Vaterlandes, dieses große mächtige Oesterreich stellt uns in seinen einzelnen Königreichen und Ländern eine höchst werthvolle festgefügte Kette dar, deren jedes Glied — eine Perle!

Und die kleinste dieser Perlen ist wahrlich nicht das kleine Land, von dem wir in nachstehenden Zeilen sprechen wollen, das Herzogthum Krain.

Die 600jährige dynastische Jubelfeier dieses Landes, das im Jahre 1282 an das Haus Habsburg kam, indem Kaiser Rudolf I. seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf auf dem Reichstage in Augsburg (27. December) mit Krain belehnte [1]), worauf am 11. Juli 1283 die Stände dieses Herzogthums dem neuen Herrscher

[1]) J. F. Kopp: Die Geschichte von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heil. römischen Reiches, I. Band König Rudolf und seine Zeit p. 501. Anm. 5.

Herzog Albrecht ihre Huldigung darbrachten[1]), die 600jährige Festfeier des Anfalles Krains an die Dynastie Habsburg gibt uns den freudigen Anlaß, jener erhebenden Momente zu gedenken, in denen das allzeit getreue Volk von Krain im Laufe der Jahrhunderte den Schwur seiner Anhänglichkeit, seiner Hingebung für die Fürsten aus dem Hause Habsburg feierlichst erneuerte, einen Schwur, den die heldenmüthigen Söhne Krains in den Reihen von Gesammtösterreichs mannhafter Streitwehr, in den Reihen der stets glorreichen k. k. Armee allezeit und auf jeder blutigen Wahlstatt treu und unverbrüchlich hielten!

Die ersten Huldigungen.

Die Schlacht auf dem Marchfelde war geschlagen 26. August 1278 und noch war nicht ein Jahr herum, so starb der rechtmäßige Herr der Lande, um welche „der verhängnisvolle Kampf" Otakar's mit Rudolf von Habsburg entbrannt war, Herzog Philipp von Kärnthen.

Da fiel Krain als erledigtes Reichslehen dem Reiche heim und das Reichsoberhaupt Kaiser Rudolf von Habsburg entbot, da es ihm nicht möglich war, die Lande Kärnthen und Krain zu besuchen, den höheren Säcular- und Regular-Clerus und den Adel dieser Länder nach dem obersteierischen Orte Judenburg, um sich mit ihnen über die Angelegenheiten ihrer Provinzen zu besprechen und ihnen darüber seinen Willen kund zu thun.

Auf diesem „Tage" in Judenburg nahm Kaiser Rudolf I. von Habsburg dann auch die Huldigung der Lande Kärnthen und Krain entgegen, empfing den Eid der Treue aus den Händen der Stände und ordnete die Verwaltung der beiden Länder an, die er dem Grafen Meinhard von Tyrol übertrug [2]).

Und dieser Tag von Judenburg ward zugleich die Einleitung zur dauernden Vereinigung der Lande Kärnthen und Krain mit den Besitzthümern des Hauses Habsburg, die dann durch die schon in der Einleitung erwähnte Belehnung der Söhne Rudolf's 1282 und die daran geschlossene Huldigung 1283 factisch erfolgte.

---

[1]) Böhmer Fontes etc. I. p. 316—18.

[2]) Anno Domini 1279 rex, reversus in Austriam, Styriam lustravit, ubique Korinthianos et Carniolanos alloquitur. Et fidelitate ab eis recepto etc. Chronik des Abten Johannes von Viktring, Böhmer Fontes I. 312.

Die Huldigung 1283 am 11. Juli, welche die Stände von Krain an den Herzog Albrecht leisteten, vollzog sich in Wien gemeinschaftlich mit den Ständen von Oesterreich und Steiermark durch einen Eid auf Beobachtung der Hausordnung vom 1. Juni 1283, wornach Herzog Albrecht allein mit Ausschließung des Bruders Rudolf Regent der genannten Lande sein sollte. [1])

Die erste Huldigung in Laibach, die wir auf Grund vorliegender Geschichtsquellen nachweisen können, fällt in das Jahr 1338 und wurde von den Ständen Krains dem Herzoge Albrecht II. von Habsburg geleistet.

Der Herzog kam im August des genannten Jahres in die Hauptstadt Krains und verweilte hier, soweit es aus den Inclusionsdaten der von ihm hier ausgestellten Urkunden geschlossen werden kann, beiläufig eine Woche vom 23. bis 29. August. [2])

Das Hoflager schlug Albrecht in der ehemaligen Residenz der Kärnthner Herzoge in dem am Waldessaume des Rosenbacher Berges reizend gelegenen (heute der Stadt Laibach gehörigen) Schlosse Unterthurn (Tivoli) auf.

Das Leben in Laibach des Jahres 1338 war ein sehr reges. Schon zählte die Stadt fünf bedeutende Kirchen: die St. Peters-, die St. Nicolaus-, die Franciscaner- (an der Stelle des heutigen Schulgebäudes), die Deutsch-Ordens- und die Johannes-Kirche, an denen ein zahlreicher Säcular- und Regular-Clerus thätig war. Weiters hatten hier ihren Sitz der Landesverweser, der Landes-Vicedom (herzoglicher Beamter, eine Art Statthalter des Landesfürsten) mit dem nöthigen Amts-Personale; die mächtigen Adeligen die Ortenburger, die Auersperge, die Reutenburger, die Osterwitze hatten ihre schönen großen Häuser innerhalb der Stadtmauern, die sie mit Wachen gleich den Bürgern versehen mußten [3]), weiters gab es hier eine erkleckliche Anzahl von Kauf-

[1]) Böhmer l. c. 316—18.

[2]) Es liegen nämlich Bestätigungs- beziehungsweise Schenkungsbriefe vor, ddo. 23., 24. und 29. August an die Frauenklöster Michelstetten und Munkendorf und an die Karthause Girach, Klun. Archiv für die Landesgeschichte von Krain, II. III. p. 203, dann Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, III. p. CCCCXXXIX.

[3]) Klun l. c. 236. (2).

leuten, von Wirthen (in den Urkunden „Speiser“ genannt) und von Handwerkern, unter denen die Schreiner, die Schmiede, die Schuhmacher, die Gärtner, die Schiffleute und Fischer (der alten Vorstädte Tirnau und Krakau) besonders hervorragten.

Schon stand das prächtige Rathhaus auf dem alten Markte (1297 erbaut), wo nachmals eine Brotkammer etablirt wurde, und nicht weit davon erlustigten sich die Bürger an Sonn- und Feiertagen bei selbst mitgebrachter Speise „unter der Linde“ mit Spiel und Tanz bei Wein und Bier.

An den Tagen der Huldigungsfeier ging es da auf dem altherkömmlichen Vergnügungsplatze hoch her.

Am Laibach-Ufer waren Tribunen errichtet, von denen herab der Herzog und seine Begleiter den feierlichen Spielen auf der Laibach zusahen, wie dieselben schon um 1097 bei den Schiffern und Fischern Laibachs in Uebung waren; es waren das Wettkämpfe, deren Ursprung sich vielleicht noch auf die Zeiten der Römerherrschaft im Lande zurückführen ließe.

Auch dem Tanzvergnügen sah der Herzog zu, da man des Abends unter der Linde den „Windischen“ tanzte, von dem es im „jungen Lucidarius“ dem bekannten Lehrgedichte heißt:

„Ze kraine sî wir des gebeten
Daz wir windischen treten
Nach der blaterpfifen [1])

Und der „Wippacher“ floß in Strömen.[2]) Der gute Wein, den ja auch der Suchenwirt in seinem Gedichte von des „Herzogs Albrecht Ritterschaft“ als exquisiten Wein nennt, da man auf dem Zuge nach Preußen (Albrecht starb schon anno 1353) „nicht ander tranch zu dem mal, nur Wippacher und Rainfel.“

Ueber die eigentliche Huldigungsangelegenheit ist uns aber leider keine Nachricht erhalten. Daß dieselbe in dem Landhause, das 1511 durch das Erdbeben zerstört wurde, vor sich ging — also an derselben Stelle, wo heute noch das Landhaus (gegenwärtig Landesregierungsgebäude) steht — ist wohl außer allem Zweifel, da damals kein anderes öffentliches Gebäude in der Stadt bestand, das zur Abhaltung dieser Feier tauglich gewesen wäre.

---

[1]) blaterpfife = Dudelsack.

[2]) Manuscript in der Auersperg'schen Bibliothek.

Daß es hiebei an kirchlichen Feierlichkeiten in der damaligen Hauptpfarrkirche zu St. Peter und an festlichen Aufzügen des Adels und der Bürgerschaft nicht fehlte, ist selbstverständlich; ja auch die damals in Laibach zahlreichen Juden, die ein eigenes Viertel, die noch heute sogenannte Judengasse und den Judensteig bewohnten, mögen dem Herrn des Landes ihre Devotion dargebracht und in der seit 1213 erbauten Synagoge (das heutige Haus Nr. 5 im Judensteige) ihre Gebete für den Herrscher zum Himmel emporgesandt haben.

Herzog Albrecht war übrigens nicht das erste und letzte Mal in Laibachs Mauern; er traf später wieder in der Hauptstadt Krains ein, denn wir lesen, daß am 4. Juli 1350 der Herzog in Laibach mit den Gesandten aus Friaul verhandelte, die ihn um seine Vermittlung in einer Angelegenheit mit dem Grafen von Görz ersuchten.

Rudolf IV. auf dem Congreß in Laibach 1360.

„Der hochstrebende und prunkliebende Nachfolger Albrecht's, Rudolf IV., anfangs mit der Erneuerung der alten Freundschaft mit Ungarn und Abschließung neuer die Interessen der österreichischen Hausmacht sichernder Verträge beschäftigt, begab sich erst im Februar 1360 in die südlichen Theile Oesterreichs, um sich auch ihrer erprobten Treue zu versichern." [1])

Er kam also im Februar nach Grätz, wo sich bereits zu seiner Begrüßung Mitglieder der Landschaften (Stände) von Kärnten und Krain zum Acte der Huldigung eingefunden hatten, da Rudolf's politischer Sinn die natürliche Zusammengehörigkeit der drei Lande Steiermark Kärnten und Krain in ihrer geschlossenen Bedeutung für die Machtstellung Oesterreichs im Süden und den leichteren Anschluß der liberalen Gebiete an diese Gruppe vorausgesehen hatte.

Krain war durch den Landeshauptmann Leutold von Stadeck vertreten. [2])

Bei Gelegenheit dieser Gesammthuldigung in Grätz schon bestätigte der Herzog dem Lande Krain seine alten Freiheiten, und speciell der Stadt Laibach ließ er sein Wohlwollen angedeihen, indem er den Sonntagsmarkt zu St. Veit in der windischen Mark (bei Sittich) unter-

---

[1]) Dimitz, Geschichte Krains I. 228.

[2]) Krones, Landtagswesen der Steiermark, ꝛc. p. 52. n. 96.

sagte, weil er anderen Städten und Märkten, namentlich der Stadt Laibach und den herzoglichen Märkten schädlich gewesen.[1])

Am 25. März 1360 kam Herzog Rudolf zur Entgegennahme der feierlichen Huldigung der Bevölkerung Krains nach Laibach, wo an diesem und den darauffolgenden Tagen zugleich ein Congreß von Fürsten und hohen Würdenträgern zur Ordnung wichtiger staatspolitischer Angelegenheiten tagte.

Wie glänzend die Versammlung war, welche Krains Hauptstadt, die „bêla Ljubliana", das schöne Laibach, damals in seinen Mauern beherbergte, zeigt uns die Aufzählung der Zeugen in der am Freitage vor dem Palmtage, 27. März, bestätigten Handveste des deutschen Ritterordens. Wir finden da genannt: Patriarch Ludwig von Aquileja, Ortolph Erzbischof von Salzburg und Legat des römischen Stuhles, Paul Bischof von Freising, Gottfried Bischof von Passau, Johannes bestätigter Bischof von Gurk und erzherzoglicher Kanzler, Ulrich Bischof von Säben (Brixen), Ludwig Bischof von Chiemsee, Peter Bischof von Lavant, Meinhard Markgraf von Brandenburg Herzog in Oberbayern und Graf zu Tyrol (Schwager des Herzogs Rudolf), Meinhard und Heinrich Pfalzgrafen in Kärnten Grafen zu Görz (Oheime Herzog Rudolf's), Otto Graf von Ortenburg, Ulrich und Hermann Grafen von Cilli, Johann, Graf von Pfannberg Hauptmann in Kärnten, Friedrich und Konrad die Auffensteiner, Friedrich von Wallsee Hauptmann in Oesterreich ob der Enns, Rudolf von Liechtenstein Kämmerer in Steier, Friedrich, Otto und Ulrich von Stubenberg, Leutold von Stadeck Hauptmann in Krain, und dessen Bruder Rudolf von Stadeck, Johannes Turso von Rauhenegg, Hermann von Laudonberg Landmarschall in Oesterreich, Heinrich von Höggenberg der Hofmeister, Wilzraum der Streym Hofmarschall, Kunreich von Prum der Hofschenk, Albrecht der Ottensteiner Küchenmeister, Albrecht der Schenk Kellermeister, Wilhelm der Schenk von Liebenberg, Speisemeister, und andere mehr.

Die große Zahl und die hervorragende Bedeutung mancher der aufgeführten Notabilitäten, worunter, wie man sieht, eine Reihe von

---

[1]) Richter, Geschichte der Stadt Laibach in Kluns Archiv, l. c. Urkundenanfang, p. 238. (Nr. 4).

ansehnlichen Reichsfürsten und acht Kirchenfürsten, begründen wohl die Annahme, daß diese Entrevue eine vorbereitete gewesen und daß sie der Berathung wichtiger politischer Angelegenheit galt, was auch durch kurz oder nicht lange nachher eingetretenen „Handlungen" betreff Aquileja's erhärtet wird. [1])

Dieser „Congreß von Laibach" von 1360 währte, wie es scheint, über eine Woche. Wir haben Rudolf's Anwesenheit in Laibach urkundlich noch bis zum 3. April constatirt, denn unter diesem Datum belehnte Herzog Rudolf in Laibach die Gebrüder Otto und Rudolf Grafen von Ortenburg mit dem halben Thurm von Billichgrotz [2]), den sie von seinem Vater Herzog Albrecht und seinen Vorfahren zu Lehen gehabt. [3])

Daß auch bei dieser Huldigungsfeier in dem bereits noch weiter entwickelten Laibach eine Reihe von Festlichkeiten stattgefunden, wer zweifelt wohl daran, insbesonders da des Herzogs Rudolf Wohlgefallen an Entfaltung von Pomp und Prunk notorisch ist; doch es fehlen darüber leider die Detail-Aufzeichnungen, die uns ermöglichen würden, ein Bild dieser Festivitäten zu liefern.

Der ruhmgekrönte Herzog Rudolf, der dem Lande Krain und dessen Bewohnern im Laufe seiner Regierung eine große Zahl von Gnaden und Gunstbezeugungen zu Theil werden ließ [4]) und der durch die monumentale Stiftung der Wiener Universität auch den Söhnen Krains auf immerwährende Zeiten eine stets froh begrüßte Bildungsstätte eröffnet hat, starb 1365 zu Mailand, eben als er für seinen Bruder Leopold um dessen nachherige Gemahlin, die schöne Viridis Visconti von Mailand, warb, die nach dem Tode ihres Mannes bei Sempach sich auf ein herzogliches Schloß beim Cistercienser-Kloster Sittich in Unter-Krain zurückzog, wo sie auch starb und wo noch heute ein Grabstein mit dem Wappen der Visconti in der Pfarrkirche das Denkmal an diese Gemahlin eines Habsburgers darstellt.

---

[1]) Dimitz, l. c. 229.

[2]) Schloß Billichprotz bei Laibach, heute im Besitze der Frau Louise Urbančič, geb. Altmann, Witwe des gefeierten slovenischen Patrioten Dichters und Parlamentariers Lovre Toman.

[3]) Lichnowsky l. c. IV. p. DXCIII.

[4]) Vergl. das treffliche Buch: Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich von Dr. Alf. Huber, Innsbruck 1865, p. 189 ff.



Weitere Huldigungen.

(1370—1414.)

Rudolf IV. hatte Tyrol an sein Haus gebracht und durch Erbverträge mit dem Grafen von Görz die Vereinigung des görzischen Krain (Metlik, Mark, Karst und Poik-Gebiet) mit dem eigentlichen Krain vorbereitet, welche Vereinigung sich unter seinen unmittelbaren Nachfolgern vollzog.

Diese, die Herzoge Albrecht III. und Leopold der Biedere kamen October 1370 nach Laibach, um hier die Huldigung entgegenzunehmen.

Unterm 29. October 1370 stellen diese Herzoge in Laibach eine Vollmacht aus für den Hub- und Münzmeister in Oesterreich Johann von Tyrna, mit dem Dogen Andreas Cantareno und der Republik Venedig zu unterhandeln.[1])

Der Act der Huldigung selbst ward am Allerheiligen-Tage vorgenommen; denn unter diesem Tage gebieten die Gebrüder Albrecht und Leopold, daß jeder Hausbesitzer zu Laibach zur Bezahlung der Steuern und zur Besorgung der Wachen verbunden sei, auch gestatten sie den zwölf Geschwornen (von Laibach) jährlich einen ehrbaren Mann zum Richter zu wählen, welcher angeloben soll, daß er jedermann, sei er arm oder reich, werde Gerechtigkeit widerfahren lassen[2]), und unter demselben Tage geboten sie dem Landeshauptmann von Krain Konrad von Kreyg, die Bürger von Laibach bei ihren herkömmlichen Rechten zu schützen.[3])

Diese Anempfehlung war nicht ohne Ursache, denn der Herr Konrad von Keyg war es, der in Fällen von Streitigkeiten zwischen Adeligen und Bürgern — was nicht selten vorkam — das Recht der Bürger zu verkürzen pflegte.[4])

Vier Jahre später kamen die beiden Herzoge Albrecht und Leopold wieder nach Laibach, um die windische Mark, Metlik, Karst

---

[1]) Lichnowsky l. c. IV. p. DCLXX.

[2]) Mitth. des historischen Vereins für Krain 1852 p. 89 Nr. 5.

[3]) Mitth. ibid. p. 93 Nr. 54.

[4]) Richter, Geschichte der Stadt Laibach bei Klun, l. c. p. 207.

und Poik, welche vermöge Erbvertrag nun an sie gefallen waren, in Eid und Pflicht zu nehmen.

Sie kamen nicht zugleich. Zuerst kam im März Herzog Albrecht, dann im Juli Herzog Leopold.

Herzog Albrecht erweiset, Laibach 26. März 1374, denen edlen und unedlen von Metlik und in der March, die vom Grafen Albrecht von Görz an ihn gekommen, die Gnade, daß alles, was ihnen etwa in der Laibacher Landschranne (Landesgericht) „anbehabt" (anhängig) wär, gänzlich ab (gethan) sey und ihnen keinen Schaden bringen soll, da sie in der Metlik oder auf der March zu Recht stehen sollen (d. h. daselbst ihre eigene Gerichtsbarkeit haben sollen), ausgenommen jene, die sich „hinter dem Hauptmanne von Krain verbinden." Der Landeshauptmann von Krain erhielt den Auftrag, sie bei diesem Recht zu belassen. [1])

Am Pfingsttag nach St. Ulrichstag (6. Juli) stellte Erzherzog Leopold zu Laibach den Confirmations-Brief aus, „aller Freiheiten und Rechte deren, die auf Möttling oder der March sitzen und von Herzog Albrecht an Grafen von Görz und dann an Erzherzog Leopold gekommen sind." [2])

Leopold verweilte längere Zeit hier, denn wir haben von ihm einen Schenkungsbrief ddo. Laibach, am Montag vor St. Margaretha, den er „aus dem Rathe heraus" erließ (Dominus dux in consilio) an den Ritter Albrecht den Hopfenbacher, dem er „um der getreuen und nutzbaren Dienste" für Herzog Albrecht und ihn „an der Herrschaft zu Ister (Istrien) und Metlikh gethan" und für seinen Schaden 200 Pfund Wiener Pfennige auf der Veste Maichan schenkte. [3])

Bekanntlich erfolgte 1379 die Hauptheilung der habsburgischen Hausmacht in Oesterreich, derzufolge Krain und das übrige Inner-Oesterreich dem Herzoge Leopold ausschließlich zufiel.

Nach seinem bei Sempach 1386 erfolgten Tode trat wieder Albrecht als Vormund der minderjährigen Söhne Leopold's in die Regierung von Inner-Oesterreich, bis endlich dessen Tod die vormundschaftliche Herrschaft (1395) beendigte und Leopold's ältester Sohn Wilhelm für sich und seine jüngeren Brüder die inner-österreichischen Länder übernahm.

---

[1]) Lichnowsky l. c. IV. p. DCLXXXV.

[2]) Mitth. des historischen Vereines für Krain 1857 p. 79.

[3]) Mitth. 2c. 1862 p. 47.

Er erschien 1396 in Laibach zur Huldigung, welche „um Allerheiligen" erfolgte, den Sonntag nach Allerheiligen bestätigte er in Laibach dem deutschen Ordenshause seine Freiheiten. [1])

Ihm scheint es, nebenbei bemerkt, in Laibach nicht mißfallen zu haben, denn wir sehen ihn noch ein paarmal wiederkehren; so im November 1399, [2]) dann 1400 (Pfingsttag vor St. Oswaldtag) [3]) und im October 1403. [4])

Auf Herzog Wilhelm den Liebenswürdigen folgte Leopold der Stolze (1406) und das Jahr nach seinem Regierungsantritte in Innerösterreich kam der Herzog nach Laibach (1407), um sich hier huldigen zu lassen.

Die Huldigung wurde vollzogen, und es ist uns der Confirmations-Brief erhalten, mit welchem der Herzog die Freiheiten in der windischen Mark und in Möttling bestätigte, [5]) während er bereits kurz nach seinem Regierungsantritte (1496) den Bürgern von Stein in Krain die Freiheit ertheilt hatte, sich nur vor ihrem Stadtrichter zu vertheidigen, [6]) wozu auch sein bereits 1405 in Laibach „eingesetzter" Sohn (in Laibaco constitutus [7]) unterm 29. December 1406 seine Einwilligung gab. [8])

Nach dem Tode Leopold des Stolzen (1411) treffen wir die Herzoge Ernst den Eisernen und „Friedel mit der leeren Tasche" in Laibach (um den 23. November); die Bürgerschaft Triests, als sie deren Anwesenheit in Krain erfuhr, sandte an die Herzoge nach Laibach zwei Abgeordnete wegen der Handessperre in Krain. [9])

Es war das im Jahre 1414, daß sich Herzog Ernst (vermuthlich mit seiner Gemahlin der starken Crinburgis) nach Laibach begab, theils um seine geliebte Mutter, die, wie schon erwähnt, bei Sittich in Zurückgezogenheit auf ihrem Witwensitze lebende Herzogin Viridis zu besuchen, theils um sich von den Ständen Krains huldigen zu lassen.

---

[1]) Klun, l. c. II. III. p. 213.

[2]) Mitth. 1862 p. 50. — Lichnowsky, l. c. V. p. XXXV.

[3]) Landhandveste des Herz. Krain, 1598. Fol. 4/6.

[4]) Mitth. ꝛc. 1848. p. 95 (Nr. 66 a.)

[5]) Mitth. des historischen Vereines für Krain 1857 p. 98.

[6]) Grätzer Gubernialarchiv — Lichnowsky l. c. VIII. p. DXI.

[7]) Alanus von Rein, II. p. 67.

[8]) Lichnowsky l. c. (ibid.)

[9]) Steinwenter, „Studien zur Geschichte der Leopoldiner" aus dem Archiv für öst. Gesch. Separatabdr. p. 11.

Er kam im März (in der Fasten) in die Hauptstadt Krains und sind aus den Tagen des 9., 10. und 11. März 1414 eine Reihe von Bestätigungs- und Belehnungsbriefen von ihm erhalten, die er an die Stände, an die Stadt Krainburg, an Klöster und Private richtete.[1])

In dieser Zeit begann man in Krain bereits die Türken zu fürchten, deshalb widmete Ernst der Eiserne diesem Lande und speciell der Hauptstadt alle Sorgfalt, befahl eine bessere Wehrhaftmachung der Stadt Laibach, des Hauptbollwerkes gegen Norden, besuchte wiederholt Krain und Laibach 1421 und 1423 und hielt sich hier längere Weile auf.[2])

Friedrich III. und sein Sohn Max.

Ebenso reich an merkwürdigen Ereignissen wie an Wohlthaten für das Land Krain war die mehr als halbhundertjährige Regierung Kaiser Friedrich III., eines Fürsten, dessen Andenken eben darum von den Krainern, insbesonders vom Bürgerstande nicht hoch genug gehalten werden kann. Kein früherer Fürst hat Krain so geliebt, so wahrhaft hausväterlich regiert, die eigentlichen Bedürfnisse des Landes in geistiger und materieller Beziehung so erkannt, wie dieser „weise König.“ „Das Meiste und Beste, was er gestiftet, hat bisher dem zerstörenden Wechsel der Zeiten widerstanden, eben weil“ — wie sich der gelehrte Richter ausdrückt[3]) — „jene Regierungsweisheit mit ihm zu Rathe gesessen, die lieber aufbaut als zerstört, die dem Glänzenden das Nützliche vorzieht und bei Erschaffung des als nothwendig und heilbringend Erkannten, weniger die Kosten als die Zinsen berücksichtigt.“

Obwohl er erst 1435 aus der Vormundschaft in Tyrol entlassen worden, so finden sich doch Spuren, daß er in Krain schon früher als regierender Fürst gehandelt; so bestätigte er schon 1429 der krainischen Geistlichkeit die Freiheiten u. a. m.

Zur Huldigung nach Laibach kam Friedrich III. im Januar 1444[4]) und blieb hier bis in den März, da sich das Stattfinden der

---

[1]) Mitth. l. c. 1847 p. 116, 1857 p. 98. Lichnowsky l. c. V. CXXXII, CXXXVIII.

[2]) Valvasor, Ehre des Herz. Krain. XI. p. 711. — Mitth. 1847. p. 115 u. a. m.

[3]) Geschichte der Stadt Laibach l. c. p. 121.

[4]) K. Friedrich bestätigt ddo. Laibach 27. Jänner 1444 eine Urkunde K. Siegmunds, von 1417, wodurch die Stadt Valence in den Reichsschutz genommen wird. Lichnowsky l. c. VI. p. LXXVIII.

Festlichkeiten wahrscheinlich der Witterung halber bis zum 4. März verzögert hatte, denn unter diesem Datum begegnen wir erst der Bestätigung der „Freiheiten des Landes Krain". [1])

Der Kaiser war mit großem Gefolge gekommen und befand sich in demselben auch sein Geheimschreiber Aeneas Sylvius, der nachherige Papst Pius II. Diese Anwesenheit des Aeneas Sylvius mit dem Kaiser in Laibach ist aus einem Briefe des Johannes Campitius an Aeneas Sylvius zu constatiren, der ihm in der Osterwoche 1444 den Erhalt eines Briefes aus Laibach „einer windischen Stadt" (vindelico ut scribis oppido) von 18. Februar bestätigt. [2])

Der Kaiser wurde bei seiner Ankunft von 150 Adeligen des Landes empfangen, darunter sich von heute noch lebenden Familien 4 Auersperge, 1 Hohenwarter, 4 Lamberge, 5 Gallenberge, 3 Apfaltrer, 6 Herrn v. Gall, außerdem der durch seine Romantik bekannte Erasmus Lueger, 4 Herrn v. Rauber u. v. a. befanden. Diese Herrn waren „in voller Ritterschaft" erschienen, d. h. mit ihren Knechten und in voller Wehr, desgleichen zog die Bürgerschaft, die wegen der steten Türkengefahren zur Vertheidigung der Stadt bei den Thoren und auf den Mauern Wache zu halten verpflichtet war, gleichfalls bewaffnet auf.

Die Geistlichkeit und mit ihr die Schüler, der 1418 von Herzog Ernst bei der St. Niclas-Kirche (dem heutigen Dome) gestifteten Latein-Schule, hatten den Kaiser bei seinem Einzuge mit Gesängen empfangen.

Während seiner mehrwöchentlichen Anwesenheit in Laibach fanden auf dem heutigen Auerspergplatze (dem neuen Markte) vor dem Landhause Ritterspiele statt; auf der Laibach wurden die Schiffrennen nach altem Herkommen gehalten und auf der Brücke zwischen der Krakau und Tirnau kämpften die „Bursche" der beiden Vorstädte um den Preis der Stärke, sowie auch die beliebte Volksbelustigung des Baumkletterns um ein Lagl Wippacher und ein Stück Leinwand nicht fehlte. [3])

---

[1]) Valvasor l. c. III. 284 und XI. 711.

[2]) Epistolae Aeneae Silvii Nürnberg 1496 (Ant. Koberger) Epistola CLXXV.

[3]) Landsch. Archiv in Laibach.

Ein frommer Laibacher Bürger stiftete aus Anlaß der Anwesenheit des gottergebenen Kaisers und Herrn eine Kapelle „auf dem Rain" (na bregu) [1])

Auch Friedrich kam im Laufe der Jahre wiederholt nach Laibach, so 1449, [2]) 1465, [3]) 1489. [4])

Friedrich III. großer Sohn der „letzte Ritter", den unser Anastasius Grün (Anton Alexander Graf Auersperg) in unvergänglicher Weise im Liede gefeiert hat, Kaiser Max I. nahm ohne Festgepränge die Huldigung des Krainerlandes entgegen, da die Zeiten, in denen er nach Krain kam, zu kriegerisch waren und er nur zur Berathschlagung wegen Abwendung der Kriegsgefahren von Seite der Venetianer in's Land gekommen war.

Ich verdanke der freundlichen und liebenswürdigen Mittheilung des Erforschers der Maximilianischen Zeit Herrn Professor Ritter v. Kraus in Wien die Notiz, daß Maximilian im Jahre 1514 am 20. Juni in Laibach weilte, am 19. war er noch in Krainburg, am 21. schon in St. Martin (bei Littai).

An dem einen Tage — den 20. Juni — als er in Laibach Hof hielt, brachten, wie eine zeitgenössische Aufzeichnung [5]) besagt, die Stände ihre Huldigung dar.

Von weiterer Anwesenheit des „letzten Ritters" in Krain weiß weder die Landes-Chronik etwas anzugeben, noch enthalten des Herrn v. Kraus Aufzeichnungen darüber etwaige Daten.

Die Regenten von Inner-Oesterreich.

Schon im Jahre 1563, da Kaiser Ferdinand I. — dem nebenbei bemerkt das Land Krain in die Hände von Commissarien 1522 gehuldigt — zum letztenmal in Tyrol sich aufhielt, kündete ihm ein Abnehmen der Kräfte die Möglichkeit baldigen Lebensendes an. Zu Anfang des Jahres 1564 fühlte er sich ernstlich krank und er entsandte daher seinen Sohn Karl nach Inner-Oesterreich in die drei Lande Steiermark,

[1]) Klun Archiv l. c. p. 226.
[2]) Valvasor l. c. XI. 711.
[3]) Mitth. l. c. 1857 p. 75 (317).
[4]) Lichnowsky l. c. VIII. p. DCLVI.
[5]) Im landsch. Archive.

Kärnthen und Krain, um demselben von den Ständen dieser Lande noch bei seinen eigenen Lebzeiten huldigen zu lassen.

Am 21. März 1564 erfolgte demnach die Huldigung für Erzherzog Karl in Grätz,[1]) am 17. April auf dem Kärnthner Zollfelde.[2])

Aus Kärnthen kam Karl zur Huldigung nach Krain beziehungsweise nach Laibach.

Hier langte er in „Begleitung eines großen Adels" an[3]) und empfing am 28. April „von denen löblichen Landständen allda persönlich die Erbhuldigung."[4])

Nachdem Erzherzog Karl nach dem Tode seines Vaters Ferdinand (vier Monate und vier Tage nach der Grätzer Huldigung) Herr und Regent in Inner-Oesterreich geworden, bestätigte er 1567 1. Mai zu Grätz den Ständen von Krain, des Isterreich, der Mark und Metlik ihre alten Privilegien, Rechte und Freiheiten,[5]) welcher feierlichen Bestätigung eine abermalige Anwesenheit des Erzherzog-Regenten in Laibach 2. April 1567 vorangegangen war, an welchem Tage wir ihn als „Parlamentarier" auf dem krainischen Landtage in Angelegenheiten der Gränzvertheidigung gegen die Türken in die Landtagshandlungen der ehrsamen Landschaft des Herzogthums Krain eingetragen finden.[6])

Eine weitere Huldigung brachte die krainische Landschaft dem Erzherzoge Karl bei Gelegenheit seiner 1571 mit Maria von Bayern — „dem Urbilde einer christlichen Fürstin" — zu Grätz gehaltenen „hochzeitlichen Heimführung" dar. Die krainische Landschaft überreichte dabei dem Erzherzoge und seiner „geliebten Gemahel" ein sehr kostbares Präsent im Werthe von 10.000 Goldgulden und 8000 Gulden in Barem und dann 13 „doppelte vergulde Köpfe" wie die Pfeifen einer Orgel auf einer besondern Tafel aufgestellt, deren mittelster und größter 28 Mark gewogen, weiters ein schönes ganz kristallines Trinkgeschirr, ein Fläschlein mit schönen Figuren künstlich ausgestochen, dazu mit schönen Smaragden und andern Edelgesteinen versetzt.[*])

---

[1]) Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinand II. und seine Eltern, I. p. 23 f.

[2]) ibid. p. 29.

[3]) Valvasor l. c. XI. 716.

[4]) Valvasor l. c. X. 344.

[5]) Landsch. Archiv in Laibach.

[6]) Laibacher Landtagsakten von 1567 im landsch. Archiv in Laibach.

[7]) Valvasor l. c. X. 345.

Erzherzogin Maria, die später auf ihrer Reise nach Italien Laibach passirt hatte, kehrte in die Hauptstadt Krains, dessen Schicksale der trefflichen Landesmutter und vorsorglichsten Vormunderin ihrer Kinder nach dem Tode ihres Mannes ob Türkennoth und Religionswirren auf's ernsteste zu Herzen gingen, Erzherzogin Maria kehrte frohen und freudigen Herzens nach Laibach wieder aus Anlaß der Huldigung für ihren (im Sommer 1596 volljährig gewordenen) Sohne Ferdinand (II.) und in dessen Begleitung im Februar 1597.

Es waren auch dieser Laibacher Huldigung die Huldigungen in Grätz (12. December 1596) und in Kärnthen auf dem Zollfeld (28. Januar 1597) vorausgegangen; am 13. Februar 1597 huldigte die krainische Landschaft. [1])

Von dieser „Erbhuldigung" haben wir bei Valvasor eine umständliche Schilderung erhalten, die ich hier wörtlich anführen will.

Sie lautet:

„Der durchlauchtigste Ertzhertzog Ferdinand gelangte sammt seiner Frauen Mutter, Frauen Maria und denen Ertzherzogen Maximiliano, Ernesto, Leopoldo wie auch denen Ertzhertzoginen Gregoria, Maximiliane und Margarita zu Laybach (denn die Ertzhertzogin Eleonora war zu Klagenfurt mit den Kindesblattern befallen und allda zurückgeblieben). Diese hohe Personen ließen ihre allererste und fürnehmste Verrichtung seyn, daß sie alle Kirchen besuchten.

„Hiernächst geschahe, den 10. Feber im Palatio [2]) die Proposition durch die Kayserl. Commissarien als durch den Grafen von Ortenburg durch den Herrn von Hagen und Herrn Michael Orham.

„Nach Mittage ward in dem Rath der Landherren (oder Stände) ziemlich hart gestritten über die Religionsbeschwerniß und Verstattung des Exercitii Augsburgischer Confession, welches die Geistlichen und Prälaten verstört hatten.

„Am 13. Februarii geschah die Huldigung in dem Bischöflichen Palaste. Zuforderst that der Kaiserliche Commissarius Dr. Michael von Orham eine Rede, darauf der Marschall Herbord von Auersperg antwortete, deme Doctor Wolfgangus Fächlinger

[1]) Hurter l. c. III. p. 378 ff.

[2]) Im Landhause.

ertzhertzoglicher Kantzler mit seiner Rede folgte. Endlich redete auch Ertzhertzog Ferdinandus selbst. Der Landeshauptmann Herr Georg Lenkovitsch proponirte das Jurament."

Hier wollen wir des Valvasor's Erzählung unterbrechen und aus der „Landherrnveste des Herzogthum Krains" [1]) den Text des Eidschwures einfügen, den der Erzherzog bei der Erbhuldigung geleistet.

Die vom Landeshauptmanne dem Erzherzoge vorgelesene „Aidtspflicht" lautete: „Durchlauchtigster Fürst vnd Herr u. s. w. werden schweren mit denselben Aidt als thünfftiger Herr vnd Landsfürst in Krain u. s. w. allen Landleuten Herrn Rittern und Knechten des bestimbten Fürstemthumbs Krain u. s. w. Sie vnd all Ihre Erben vnd Nachkommen bey allen den Rechten Freiheiten vnd guten Gewohnheiten, als das von Alter Herkommen ist vnd das Eur Fürstl. Durchl. Vorfordere Brieff beweisen, in allweg stät halten auch dabey gänzlich bleiben lassen: Darzur dieselben Brieff mit derselben Eur Fürstl. Durchlaucht. Brieffen bestätten vnd vernewern wöllen vngefährlich."

Nach solchem Ihr Fürstl. Durchl. auffgestanden, das Paret ab dem Haupt genommen vnd Ihre Hrn. Landshauptmann mit auffgereckten Fingern nachgesprochen wie folgt:

„Als vns jetzo vorgelesen ist, Schweren wir mit vnserm Aidt gemainer Landschafft des Fürstenthumbs Krain mit sampt der angeraihten Herrschaften der Windischen March, Möttling, Isterreich vnd Karststätt, vest vnd vnzerbrochn zu halten Treulich ohn alles Gefähr. Als vns Gott helff vnd alle Heiligen."

Darauf schwor die Landschaft des Erzherzogs „Frommen zu fürdern" und „Schaden zu wenden", auch „getreu vnd gehorsamb zu sein als das von Alter mit Recht herkommen ist" „vngefährlich als vns Gott helff vnd das Heilig Evangelium."

„Demnach" — fährt der edle Freiherr von Valvasor in seiner Erzählung fort — „wurden die Stücke gelöst und begab man sich zum ertzhertzoglichen Bankett, dabei an 17 Tafeln tractirt wurde.

---

[1]) Fol. 27/6 und Fol. 28/a.

Nachgehenden Tags als den 14. Februarii that der Ertzhertzog selber in der ertzhertzoglichen Stuben die Landtagsproposition.

Am folgenden 15. Februar verfügten sie sich alle nach St. Christophori und St. Petri Kirchen zum Gottesdienste.

Den 17. Februar celebrirte man im Schloß zu Laibach [1]) in der Kirchen St. Georgii, Pancratii und Helenae die Durchweihe Gegenwarts aller Ertzhertzoglichen Personen, wurden nachgehends zu Mittag von dem Landeshauptmann Herrn Lenkowitsch [2]) stattlich traktirt. Hernach stellte man eine Lustfahrt auf dem Wasser [3]) an.

Den 18. Februar präsentirte Herr Marquard von Eck, Commendator des Teutschen Ordens, vor dem Bischoffshause ein Rennspiel.

Am 19. Februar als am Aschermittwoche ließen sich alle die Durchlauchtigsten Personen in der Thurmkirchen äschern von dem Dechant und schrieben ihre Namen ein in die Bruderschaft des Fronleichnams Christi. Ertzhertzog Ferdinand ließ auch 300 Gulden ausgaben für das Franciscaner Kloster in gleichen 125 Gulden für die Fronleichnams-Bruderschafft. Seinem Exempel folgte das Frauenzimmer [4]) hierin nach, wie auch Herr Balthasar von Schrott der Großhofmeister, Herr Andreas von Herbersdorff und Andere mehr.

Nachmittags brachen die sämmtlichen Hochfürstliche Personen von Laybach wieder auf."

Gleichsam als Nachschrift zu dieser ausführlichen chronologischen Aufzählung der Huldigungs-Festivitäten schreibt Valvasor noch ergänzend:

„Aber an obbenanntem Tage der Huldigung (13. Februar) haben die Landstände dieser durchlauchtigsten Gesellschaft in dem Landhause ein herrliches Mahl anrichten lassen und sie mit einem prächtigen Tractament bedient, auch hernach einen Tanz angestellt."

Am 20. Dezember 1597 bestätigte Erzherzog Ferdinand die Privilegien von Krain, der windischen Mark, von Istrien und Mötling. [5])

---

[1]) Auf dem Schloßberge ober der Stadt.

[2]) Der Landeshauptmann hatte damals im Schloß seine Amtswohnung.

[3]) Auf dem Laibachflusse.

[4]) Die Frauen Erzherzoginnen.

[5]) Landstandveste.

Kaiserfeste vor Leopold I.

Durch kaiserliches Ausschreiben, ddo. Grätz 15. Juli 1660, wurde den krainischen Ständen angedeutet, daß Ihre kaiserliche Majestät Leopoldus I. die Erbhuldigung in Krain in eigener Allerhöchster Person anzunehmen geneigt sei.

Da Laibach und Krain seit Kaiser Maximilian's I. Zeiten keinen Kaiser bei sich einziehen gesehen, „so wurden die Einwohner über der Ankunfft eines so grossen Potentaten und ihres allergnädigsten Hern auch nicht wenig erfreuet."

Drei Wochen vor dem Einzuge des Kaisers waren „etliche k. Bediente" in Laibach angekommen, um „für den hohen Kayserl. Comitat die Quartiere auszeichneten."

Der Landtag trat zusammen und beschloß, da die Zeit zur Errichtung von Ehrenpforten zu kurz, „daß man künftig nach dem kaiserlichen Abzuge ein Monument und Gedächtnißsäule mit einer behörigen Inscription der Posterität zur Nachricht und Andenken aufrichten wollte", „welcher Schluß", wie Valvasor versicherte, „auch nach der Zeit getreulich in's Werk gesetzt worden." [1])

Am 5. September zog Kaiser Leopold von Kärnthen, wo er vorher die Huldigung entgegengenommen, über den Loiblberg nach Krain; am 7. traf Se. Majestät in dem eben neu hergerichteten reizenden Sommerschlosse des Bischofs von Laibach in Görtschach (etwa zwei Meilen von Laibach) ein, wo der Kaiser beim Bischofe Otto Friedrich Grafen Buchheim das Mittagmahl einnahm.

Eine halbe Meile außerhalb Laibach war auf offenem Felde bei einer alten Linde ein Kaiserzelt, das prächtig mit Sammt und Seide ausgestattet war, errichtet und hier die Ankunft des Monarchen erwartet; hier war die Ritterschaft und der gesammte Adel auf stattlichen Pferden und alle sehr prächtig gekleidet aufgestellt.

Nachdem der Kaiser — um 4 Uhr Nachmittags bei dem Zelte angelangt — seine Carosse verlassen und von der Landschaft die Begrüßung entgegengenommen, ordnete sich der Zug gegen die Stadt. Es ging durch die Ebene unter Trompeten- und Paukenschall. Den Zug

[1]) Heute suchen wir vergebens nach einer Spur dieses aufgerichtet gewesenen Monumentes Leopold I.

eröffnete eine Compagnie auserlesener kroatischer Edelleute, die Leibgarde des Generals an den Gränzen des Grafen Herbord Auersperg, Bruders des Landeshauptmannes Wolf Engelbert Grafen Auersperg, und des ersten Fürsten Johann Wikhard Auersperg, sämmtliche Gardisten in Tigerhäuten und mit Lanze. Ihnen zunächst folgte ein krainischer Jüngling, doch kroatisch gekleidet, aufrecht auf einem ungesattelten türkischen Pferde stehend, in der rechten Hand eine fünf Ellen lange Lanze führend, die auf beiden Seiten mit Spitzen versehen war, so daß man sie frei balanciren mußte. Dieser Jüngling galoppirte vorher auf freiem Felde vor dem Kaiser „so schnell daher, wie der Wind, dabei immer wie eine Mauer aufrecht stehend, und auch auf dem Marsche in die Stadt wankte er in seiner Positur, trotz des durch das häufige Schießen der Geschütze vom Schloßberge verursachten Unruhigwerdens seines Pferdes, nicht einen Augenblick, worüber die kaiserliche Majestät Allerhöchstihre Zufriedenheit wiederholt zu erkennen gab.

Daran schlossen sich die „türkische Reiterei", 150 Mann, mit Pelzen und Federn auf den Stuten- und Tigerhäuten, dann die blauen und gelben Fähnleins der krainischen Landschaft, alle köstlich geziert, darauf die kaiserliche Suite, inmitten derselben der Kaiser selbst zu Pferde. An die Majestät schlossen sich unmittelbar der päpstliche Nuntius und der venetianische Botschafter, der Hofmarschall Ferdinand Graf Portia und der Oberststallmeister Graf Dietrichstein; den Beschluß des ganzen Zuges bildete das eben in Krain stationirte Cürassier-Regiment Arizaga, acht Compagnien.

Der Kaiser nahm die Wohnung in dem Bischofhofe „in einem schleunig zubereiteten Zimmer in dem untern Gaden gegen die Gasse und dem Markte."

Es würde zu weit führen, die ganzen Details der Anwesenheit und der Feierlichkeiten, worüber eine ausführliche Beschreibung besteht, [1]) wiederzugeben. Die Tage vom 7. bis 15. September, an denen Kaiser Leopold in den Mauern der allzeit getreuen Stadt Laibach weilte, stellten eine ununterbrochene Kette von Jubeltagen dar, während welcher es sich die bewaffnete Bürgerschaft nicht nehmen ließ, die Wache vor der Wohnung des Kaisers zu halten.

---

[1]) Ourelich Raccolta di viaggio etc.

Am 8. September waren feierliche Gottesdienste, welchen der Kaiser und der Erzherzog, der zu gleicher Zeit in Laibach eingetroffen war, beiwohnten.

Am 9. September faßte der Landtag den Beschluß, dem Kaiser keinen persönlichen Eid abzunehmen, da die Landschaft ein ganz sicheres Vertrauen in Ihro Majestät hohes Wort setzte.

Nachmittags beehrte der Kaiser den Landeshauptmann Grafen Auersperg mit einem Besuche in dessen vor der Stadt gelegenen prachtvollen Garten, der im Geschmacke der Zeit mit Höhlen, Wasserkünsten, Menagerie, Schießstätte, Ballhause u. s. w. ausgestattet war und wo sich auch ein Sommer-Theater befand, auf welchem von den Landschafts-Bedienten eine italienische Comödie präsentirt wurde. Das rothe Tuch, worüber der Kaiser in den Garten dahingeschritten, wurde dann vom Volke in kleine Stücke gerissen und als Andenken treu bewahrt.

Am 10. September Vormittag war Entenpirsch auf dem Moraste, Nachmittag Lustfahrt auf der Laibach auf einer von der Stadt eigens zugerichteten Lustflotte, deren Schiffe nach venetianischem Muster erbaut waren. Besonders herrlich war das Kaiser-Schiff ausgeziert, „vorn' stand die Fortuna, welche ein seidenes Segel ausspannte," die Bootsleute waren in Rosa-Atlas gekleidet.

Am 11. Vormittag hielten der Kaiser Rath, Nachmittag fuhr er auf die Vogelbeize.

Der 12. September war den Jesuiten gewidmet, Vormittag hörte der Kaiser in der schönen Jesuiten- (heute St. Jacobs-Stadtpfarr-) Kirche Messe und Predigt, Nachmittag schaute der Kaiser und der Erzherzog nach einem Bankett beim Landeshauptmanne Grafen Auersperg der von den Jesuitenzöglingen dargestellten Comödie: „Rudolfus I. Austriacus" mit besonderem Wohlgefallen zu.

Den 13. September erfolgte der Huldigungs-Act, wobei an den zehn Tafeln der Erbämter in dem großen Musiksaal der Frohnleichnams-Bruderschaft (dem heutigen Dompfarrhofe) bei „stöts währende Musik von Stimmen und Instrumenten" gespeist wurde, der Kaiser speiste allein an einer Tafel in seiner Residenz im Bischofhofe.

Dem Volke wurde aus einem öffentlichen Brunnen fließender Wein, ein im Freien gebratener Ochse kredenzt und Geld ausgetheilt (sog. Schaumünzen).

Am Abende war Beleuchtung (wie am Abende des 7.) und Bergbeleuchtung.

Am 15. September verließ der Kaiser, wie schon erwähnt, Laibach, um sich nach Görz zu begeben.

Am 4. October kehrte der Kaiser nach Laibach zurück, wo er nun wieder vier Tage bis 8. October Nachmittag verblieb.

Wieder ward der Monarch mit Bergfeuer, Stadtbeleuchtung und diesmal auch mit Feuerwerk empfangen, die Bürgerschaft gab schließlich „mit Abfeuerung ihres Gewehres eine gute Nacht."

Die nächsten Tage wohnte Leopold der Procession und Translation der Gebeine des von Papst Alexander VII. den PP. Augustinern geschenkten Leichnam's des heiligen Peregrin zur größern Auferbauung des Volkes bei und ertheilte dann Audienzen.

Den 8. September brach der Kaiser gegen Cilli auf, nachdem noch seine Bedienten von der Landschaft und von der Stadt Laibach so ansehnlich beschenkt worden, „daß sie", wie Valvasor sagt [1]), „in diesem Stück das Krainer Land und die Stadt Laibach andren haben verzinsen wollen!"

Nach der pragmatischen Sanction.

Die pragmatische Sanction, mit welcher Kaiser Karl VI. seiner Tochter, der großen unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia die Erbfolge in seinem Lande sicherte, wurde wie den andern Königreichen und Ländern auch der krainischen Landschaft unterm 30. April 1720 zur „Annahme, Erkenntniß und Publicirung" vorgelegt.

Die kaiserliche Botschaft wurde am 19. Juni 1720 in öffentlicher sehr zahlreich besuchter Sitzung des Krainer Landtages (derselbe zählte 65 Mitglieder) vorgelesen und die Annahme der pragmatischen Sanction sowie die Erlassung neuer Andressen an Se. Majestät beschlossen. [2])

Acht Jahre später erschien Karl VI. zur Erbhuldigung in Krain (August 1728).

Nachdem dem Monarchen die Huldigung in Klagenfurt geleistet worden, reiste er 24. August von dort ab und übernachtete an der land-

---

[1]) l. c. III. . p. 388.

[2]) Die Copie des „an den Hof" gesandten Originals befindet sich im landschaftlichen Archiv zu Laibach.

schaftlichen Mauth unter dem Loibl. Tags darauf ging es zu Pferd über den Loibl. Auf der höchsten Spitze des Berges führte noch kurz vorher der Weg durch einen Tunnel, dem aber schon der Einsturz gedroht hatte und der noch vor Eintreffen des Kaisers auf gemeinsame Kosten des Staates und der Krainer Landschaft gesprengt und in eine breite bequeme Fahrstraße umgewandelt worden war. Hier auf der Ländergränze bezeugten zwei steinerne Pyramiden mit lateinischen Inschriften den Gruß des Landes an den herannahenden Herrscher und den Dank für die Förderung des Verkehrs durch die Herstellung dieses Weges.

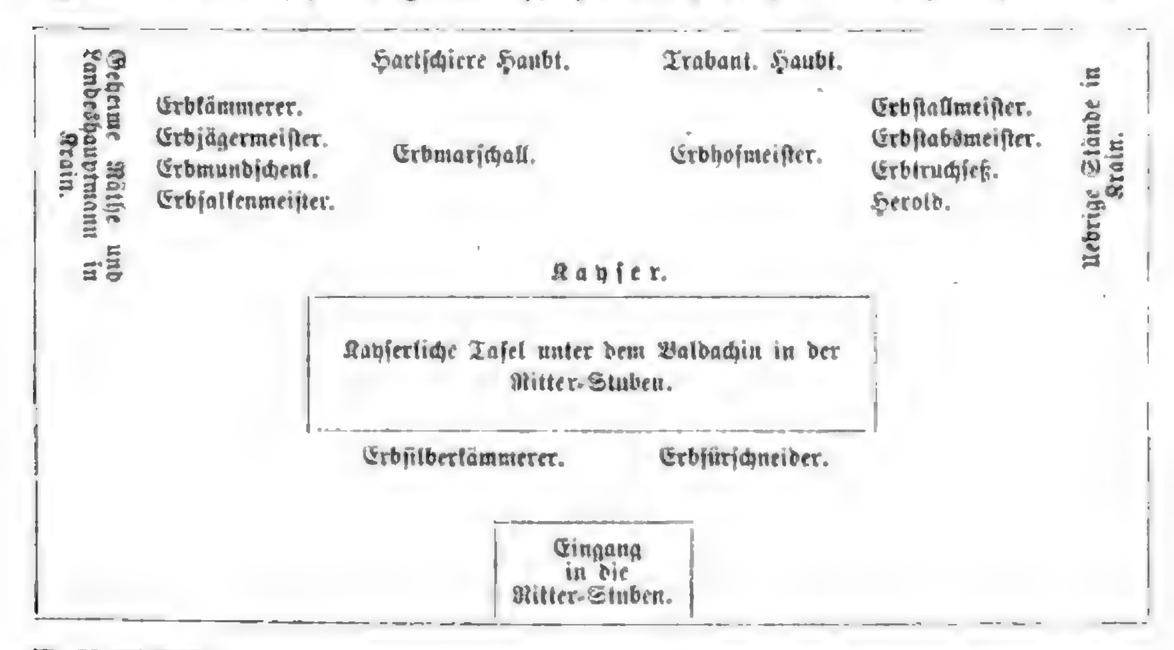
Hier empfing der Landeshauptmann Wolf Wickhord Graf Gallenberg den Landesfürsten und geleitete ihn über Neumarktl und Krainburg — wo der Kaiser nur durch die göttliche Vorsehung neuem großem Unglücke durch Einstürzen der Zimmerdecke, unter der er die Nacht hätte zubringen sollen, entging — nach Laibach.

Der Einzug in die Hauptstadt des Landes entbehrte aber jenes Prunkes, der unter Leopold I. geherrscht, der Kaiser hatte mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse große Einfachheit ausdrücklich gewünscht.

Die Huldigung selbst — die letzte officielle Erbhuldigung — ging am 29. August mit dem gewöhnlichen Ceremoniell vor sich.

Am selbigen Tage war in des Kaisers Residenz, im Bischofshofe, die kaiserliche Tafel.

Herr von Peritzhoffen, der die Erbhuldigungsfeierlichkeit in einem eigenen Werke beschrieb, gibt nachstehenden „Abriß" der kaiserlichen Tafel.



1) Erbhuldigungsactus im Herzogthum Krain. Laibach 1739 Fol.

Die andern eilf Tafeln waren in dem Bruderschaftsaal und im neuen Alumnat-Stift. „Alle diese Tafeln haben in aller Fröhlichkeit fast bis 6 Uhr Abends gedauert, wo anbey der fürtreffliche Trompetenschall unaufhörlich eingestimmt hat."

Von kaiserlichen Gunstbezeugungen wird erwähnt, daß der kaiserliche Oberst-Erblandstallmeister Graf von Lamberg, welcher bei dem Absteigen an der Kirchenthüre Seiner Majestät, mit einem Fuße kniend, den Steigbügel gehalten, das kaiserliche Leibpferd mit kostbarem Sattel und Zeug, der Landeshauptmann das mit Diamanten gezierte kaiserliche Bildniß, der Ceremoniencommissär von Werthenthal eine mit Diamanten besetzte Denkmünze, der Verweser von Idria Franz von Sternberg und Joseph von Schluderbach jeder eine goldene Medaille erhielten.

Die Abfahrt von Laibach erfolgte am 30. August — wie damals üblich zu Wasser — auf dem kostbar geschmückten Schiffe der Landschaft der Prote „Karl Borromäus," welche 22 Gondoliere in seidener Tracht mit den Farben des Landes führten, während 12 kleinere Schiffe das Gefolge aufnahmen und ein Kail den nachreisenden Prinzen von Lothringen erwartete.

Der Monarch besuchte Triest, von wo er am 20. September wieder nach Laibach zurückkehrte.

Tags darauf wurde den Mitgliedern der 1702 gegründeten und noch heute bestehenden (der ältesten österreichischen) Musikgesellschaft: Academica philharmonicorum die Ehre zu Theil, durch ihr wirkliches Mitglied, den k. k. Oberstkämmerer Johann Grafen Cobenzl Sr. Majestät vorgestellt zu werden und während des Nachtmahls verschiedene Musikstücke „unter Versammlung der viel zahlreich herumstehenden Dames als Cavaliers und anderer und hohen Adels-Personen" ausführen zu dürfen, wofür denselben zum Zeichen allerhöchsten Wohlgefallens bewilligt wurde, sich eine Gnade auszubitten.

Am selben Tage, 21. September 1728, hatte Kaiser Karl VI. in Laibach das Toison-Fest in feierlichster Weise begangen.

Zur Erinnerung an die Anwesenheit, beziehungsweise die Erbhuldigung Kaiser Karl VI. fertigte Meister Robbe ein Marmorbrustbild des Monarchen, das auf dem ehemaligen Vicedom-Thor bei der landschaftlichen Burg aufgestellt war und nach Demolirung desselben in das Rathhaus übertragen wurde, wo es noch heute im Stiegenhause

zu sehen ist. Auch in der Kirche der PP. Franciscaner befindet sich ein Denkmal, das an diesen feierlichen Akt erinnert.

Den bei der Huldigung in Gebrauch gestandenen Vicedomstab bewahrt das landschaftliche Museum in Laibach.

* * *

Es ist bereits gesagt worden, daß die Erbhuldigung für Kaiser Karl VI. im Jahre 1728 die letzte officielle Erbhuldigung gewesen.

Doch wurde, wenngleich die Ceremonien der Eidesleistung seitens der Stände sowie der vorausgehenden Landtagshandlungen — Propositionen und Annahmen — fürderhin entfielen, auch den nachfolgenden Regenten aus dem Hause Habsburg, wie Allerhöchst Dieselben das Land Krain und die Hauptstadt Laibach besuchten, die Huldigung in Bezeugung der Loyalität der Liebe und Treue immer in feierlichster und festlichster Weise dargebracht.

Dies verzeichnet die Geschichte Krains, dies verzeichnet die Chronik der Stadt Laibach jedesmal mit goldenen Buchstaben.

Kaiser Joseph II. kam 1784 am 20. März das erstemal nach Krains Hauptstadt Laibach, Kaiser Leopold II. 1790 24. August, Kaiser Franz I. am 19. Mai 1816, Kaiser Ferdinand und Kaiserin Maria Anna 1844 am 1. September, welch' beide Allerhöchste Majestäten bei Allerhöchster Anwesenheit auch die inneröfterreichische Gewerbeausstellung in Laibach mit dem auszeichnendsten Besuche zu beglücken geruhten.

Se. k. und. k. Apostolische Majestät unser allergnädigster jetzt regierender Kaiser und Herr **Franz Joseph** I. geruhte sowohl als Erzherzog als auch als regierender Herr das Herzogthum Krain wiederholt mit Allerhöchstseiner Gegenwart zu beglücken, in Begleitung Ihrer k. und k. Apostolischen Majestät unserer allgeliebten hochgefeierten **Kaiserin und Königin Elisabeth** zum erstenmal im November 1856.

Und bei dieser Anwesenheit Ihrer Majestäten war es, daß es sich in glücklichster Weise für die dem Hause Habsburg in alterprobter Treue ergebene Hauptstadt Laibach fügte, daß Ihre k. und k. Apostolische Majestät die Kaiserin Allerhöchstihr **glorreiches Namensfest, den Tag der hl. Elisabeth**, 19. November, in Laibachs Mauern zuzubringen geruhte.

Zur Feier der Anwesenheit der Majestäten und speciell mit Bezug auf dieses seltene Glück, brachte die „Laibacher Zeitung" in ihrer Festausgabe das nachstehende Huldigungsgedicht, mit dessen Reproduction wir diese huldigenden Zeilen schließen wollen.

Es lautete:

Die Berge glüh'n im Freudenfeuer-Schein
Und künden weithin bis zum Meeresstrand:
„Der Kaiser mit der Kaiserin zog ein
In's hochbeglückte treue Krainerland."

In tausend Glockenstimmen, hell und klar,
Des Volkes gläubig frommer Sinn ertönt:
„Des Himmels Segen sei dem Kaiserpaar!
Der Wünsche sehnlichster werd' uns gekrönt."

Herbei strömt Jung und Alt aus allen Gauen
Ein stürmisch „Hoch" entsteigt den Herzen warm,
Vergönnt ist uns, den Herrscher nun zu schau'n
Der Huld und Milde Bild an Seinem Arm.

Ein Sprosse Habsburgs ist's, an dessen Thron
Uns Lieb' und Treue hält von alter Zeit,
Der ritterliche Held ist's, dessen Kron'
Der Perle Krain den hellsten Schimmer leiht.

Zum Festesschmucke fehlt, erhab'ne Frau!
Der Blumen Pracht, der Berge freundlich Grün;
Doch hörtest du von Krainlands Wunderbau,
Wo tief in Grottennacht Krystalle blüh'n.

So wahrt der Krainer biedersinnig, schlicht,
In seiner Brust den glänzenden Krystall,
Darin sich regenbogenfarbig bricht
Dein gnäd'ger Blick, der Seelengüte Strahl.

Am Tag, der Deinen hehren Namen trägt,
Am Tag, den man den Seinen pflegt zu weih'n
Weilst Du bei uns, wo jedes Herz Dir schlägt:
Geruh' auch, uns den Deinen anzureih'n.

Willkommen denn, erhab'nes Kaiserpaar!
Im Lande, dessen Treue nie gewankt,
Das Oesterreich's ruhmgekrönten Doppelaar
Sein Glück und Heil, sein Alles stets verdankt.

Aphorismen

von J. Tandler.

Die Leidenschaft kennt auch eine Steigerung bis zur Abklärung in reine Liebe, so wie das Rothglühende noch die Oxydkruste abzuwerfen hat, damit erst das Weißglühende als Sonnenkind aufleuchte.

Wir alle zusammen lassen uns gern „ein großes Ganze" schelten. In dieser Fassung könnten wir auch groß genannt werden, wenn wir es nur verstünden ein Ganzes zu sein.

Man macht leichter zwei Blicke um sich als einen in sich.

Die reine Flamme spiegelt sich in ihrem feindlichen Elemente; das trübste Wasser muß ihr Bild von Welle zu Welle weiter tragen. Sollte der lichte Blick der Edlen nicht auch einen Wiederschein in den Herzen eines Verkommenen finden?

Man kann dem Willen glauben, doch der Kraft mistrauen. Unglaube am ersteren beleidigt, Zweifel an der letzteren ist nicht selten ein Aufgebot zu Außerordentlichem.

Wer dessen gewiß ist, daß er geliebt wird, der muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, für die liebste und treueste Seele nicht nur ein Gegenstand der Freude, sondern auch des Kummers geworden zu sein.

Die Versuche andere zu beglücken, gleichen oft den gelungenen chirurgischen Operationen, deren Folgen die wenigsten überleben.

Niemand bedarf mehr der Erfinder, Plänemacher und der schaffenden Talente neben sich als der Verneinende, denn sie liefern ihm den Stoff für eine zerstörende Kraftäußerung; ohne sie müßte er, wie Saturnus, die eigenen meist mißgestalteten Kinder aufzehren.

Vergöttert werden wir gewöhnlich nur von denjenigen, welche uns halb kennen; verlästert aber von solchen, die uns gar nicht kennen.

Viele Eimer der süßesten Milch des Lobes helfen der Blutleere nicht ab, die nach einem meuchlerischen Dolchstoße eines schimpflichen Tadels zurückgeblieben ist.

Wer auch immer über uns zu Gericht sitzt und das Urtheil durch seine Herolde von Land zu Land tragen läßt, um es den goldenen Blättern der Geschichte zu überliefern, den süßesten Tropfen für unseren Freudenkelch keltert doch das Selbstbewußtsein, so wie sich auch ein jeder die Schärfe des Tadels selbst zuspitzt.

So irrig auch oft fremde Urtheile über uns gewesen sein mögen, wir verstehen uns selbst doch erst dann am besten, wenn uns andere gut oder schlecht beurtheilt haben.

Fechner Mises sagt: „Die Pfeile der Mißgunst und Verläumdung hören nicht eher auf den Menschen zu verwunden, bis er im Wasser des Stix gebadet hat.“ So mochte es früher gewesen sein; allein mit der Erfindung der weittragenden Geschütze ist es schlimmer geworden. Die vergifteten Sprenggeschosse machen nicht nur die Wege zum Hades, sondern auch den Aufenthalt im Elisium unsicher.

Gewöhnt euch daran überflügelt zu werden. In Zeiten, wo dieses geschieht, lohnt es der Mühe gelebt zu haben. Auf der von euch gebauten Bahnstrecke rollen die Karren mit frischen Werkern an euch vorüber, um an euer Werk anzuknüpfend fortzubauen und um einst eben so scheu

zurückzutreten, wie ihr es gethan, wenn ein neuer Transport von Arbeitern an ihnen dahinbraust.

Es gibt eine Selbstsucht, die ungefährlich ist, nämlich diejenige, welche darauf abzielt sich selbst zu vervollkommnen; denn die gemeinnützige Rückwirkung auf die Umgebung bleibt nicht aus.

Frage nicht wem du genügen sollst, wenn es dich zu einem Werke drängt. Denke nicht an die buntjackige Jury, nicht an die übersättigte Lesewelt, an die Missionsmethodik und vollends nicht an Theorie und Form, die du überwunden haben mußt. Wenn ich dir gestatten darf, während deiner Arbeit an jemand zu denken, so sei es ein Wesen, das deinem Geiste ebenbürtig ist, dessen Urtheil du nicht bezweifelst, das du nicht fürchtest und das dich liebt, weil es dich der Vollkommenheit fähig hält.

Dadurch, daß du einen Schritt vorwärts oder rückwärts drängst im großen Getriebe der Menschheit, kannst du die Grenzen ihrer Entwickelung in's Unberechenbare verrückt haben. Auch der Träge, der im Wege steht, ist nicht wirkungslos.

Nur was durch das Recht gebunden ist, kann Bestand und Genügen gewähren. Der Vertrag, so nüchtern es auch lauten mag, bleibt das festeste Band für die Gesellschaft. Nur wenn Alle in einem Handschlage eine Kette bilden, durchzieht sie der gleiche belebende elektrische Strom. Gefühle lassen ihre Funken nur von Herzen zu Herzen überspringen, sie reichen für eine größere Mehrheit nicht aus. Die Umarmung Einzelner bringt uns momentan aus dem festen Contacte mit der Allgemeinheit. „Seid umschlungen Millionen!“ konnte eben nur ein ausnahmsweise hochherziger Dichter singen.

Es ist nicht alles Humanität, was sich dafür ausgibt. Gleichgiltigkeit, Mangel an Rechtssinn, Furcht vor Ausbrüchen der Roheit, bestimmten Viele Frieden zu halten mit jedermann auch mit den Schurken.

Wenn einige Menschen als Doublone, andere nur zu Pfennigen ausgeprägt werden, so geschieht es nicht um einzelne zu bevorzugen, sondern um große Zwecke mit einem Wurfe oder im anderen Falle, um sie kleinweise einzulösen.

Wir haben nicht viel Ursache auf die Abschaffung der blutigen Scenen der Thiergefechte stolz zu sein, solange noch dem Arenageschmacke der Menge in unsren Kunsthallen gehuldigt wird.

Es steht noch arg mit uns, wenn wir noch immer dem Herzen das als Gnade abschmeicheln müssen, was die Vernunft als Richterin unbedingt anerkennen sollte.

An jedem frischen Grabe stehen, wie einst an der Gruft des Herren, drei trauernde Frauen: Die Wehmuth, die Treue und die Reue.



Nachlese.

Unter dieser Rubrik soll unser Jahrbuch Lesestücke bringen die entweder nicht im Drucke erschienen oder in einem nicht leicht zugänglichen Journale enthalten sind und nicht ganz unwerth erscheinen der Vergessenheit entrissen zu werden.

Ich beginne mit Gedichten und lasse darauf einige Stücke in Prosa folgen.

I.

Was heutzutage leider, besonders in größeren Städten, zu den täglichen Vorkommnissen gehört, war in der Zeit da meine Haare blond statt grau und weiß waren, eine überaus seltene Begebenheit die allgemeines Erstaunen und je nach den Umständen den lebhaftesten Abschen oder die regste Theilnahme hervorrief. Ein Vorfall letzteren Charakters ereignete sich während meiner Studienzeit in Prag, wo ein junger Mensch zu einer schönen Frau, bei der er wohnte oder in deren Hause er Unterricht ertheilte, eine heftige Leidenschaft faßte, sich in Liebe zu ihr, der Unnahbaren, wahrhaft verzehrte und zuletzt das Leben nahm. Von diesem Unglücklichen, dessen Namen ich nicht behalten habe, sollen die folgenden Gedichte herrühren, welche die tiefe Zerrissenheit seines Gemüthes bekunden, aber auch Zeugnis für eine Begabung ablegen, die unter andern Verhältnissen die lohnendsten Früchte tragen konnte.

Im Wald.

Ueberall Fichten, überall Tannen,
Linden die wie Mädchen beben,
Birken die zur Erde streben,
Buchen die sich eng umspannen,
Pappeln die sich alle gleichen, —
Nirgends Eichen.

Ueberall Staats- und Kirchendiener,
In Kanzleien und Comptoren,
Dichter Künstler und Doctoren,
Officiere Kapuziner
Philosophen Weiberkenner —
Nirgends Männer.

Sturm.

Da draußen tobts wie nächtlich Gespenster,
Und Riesenschlossen schlagen an mein Fenster!
Die Windsbraut saust und pfeift in voller Wuth,
Am Himmel zuckt der Blitze Zitterglut.
Ha! wie des Donners Tiefe furchtbar rollt,
Als wenn er heut die Welt zerstören sollt!
Brumm zu, o Donner, mich erschreckst Du nicht!
Glänzt Blitze hell, mild strahlt mir euer Licht!
Du Windsbraut sause, tobe, brause fort,
Denn auch der Sturm verkündet Gottes Wort.
O Du allmächt'ger Weltenvater oben!
Wie kann ich, Schwacher, Deine Weisheit loben!
Doch ich — der Sturm bricht mir das Fenster ein,
Das Licht erlischt — und ich bin ganz allein!

Aderlaß.

Der Wundarzt schlitzte mir die Ader auf —
Des Blutes Abfluß soll mein Leiden mindern?
So nehmt es hin — ich will es nicht verhindern,
Ich gönn' dem freien Blut den freien Lauf!
Doch rizt zur Ader noch das Herz mir auf,
Den letzten Tropfen Blutes müßt ihr plündern,
Dann werdet ihr des Kranken Wehe lindern,
Dann hab' des Dankes ich für euch zu Hauf.

II.

Eduard Pokorny.

Geboren am 19. April 1818 zu Udwitz (Otvice) bei Görkau in Böhmen, gestorben zu Brüx (nicht „Bruck" wie es bei Wurzbach XXIII S. 48 heißt) am 10. Mai 1855. Es war ein viel begabter Mensch und vor allem ein lieber Geselle. Eine poetisch angelegte Natur pflegte er von Zeit zu Zeit „auszuspannen", eine Reihe von einigen Tagen allein das Land zu durchstreifen und dabei seinen Gedanken Audienz zu ertheilen. Von einem solchen Ausfluge rühren die folgenden anspruchslosen Gedichte her die ich seinem lieben Andenken widmen möchte. Es sind nach seinem Tode seine gesammelten Schriften erschienen: „Bücher für Herz und Scherz", Prag 1855 G. Haase Söhne, wo sich aber die folgenden Kleinigkeiten nicht finden dürften.

Klänge auf dem Wasser.

Meinem Freund J. Dr. Joseph Helfert zum Andenken.

Bei Klängen auf dem Wasser
Gedenke freundlich mein!
Und ärgert dich das Wasser:
I nu so thu's beim Wein!

1.

Es rudert der alte Schiffer
Gar kräftig den dunklen Kahn,
Als hätten die wilden Wogen
Dem nie was Leides gethan.

Da sitzt auf schwankendem Boote
Vor mir eine liebliche Maid,
So ruhig als hätt' ihr das Leben
Noch nie was gethan zu Leid.

Und doch grub bereits in die Bohlen
Des Kahnes der Wurm sich hinein,
Und doch nagt am Herzen der Jungfrau
Schon bittere Liebespein.

2.

Das Ruder gleitet lose
Mir aus der linken Hand,
Wohl fester mit der rechten
Halt' ich mein Lieb' umspannt.

Und schau ihr tief in's Auge
Und schau den Himmel drin!
Was kümmern mich die Wellen,
Wenn ich im Himmel bin!

3.

Es fiel aus ihrem Auge
Ein Thränlein in den See:
Die Flut verrauscht die Thräne —
Die Zeit verrauscht das Weh!

4.

„Gib mir mein Kindlein wieder,
„Du böse Wasserfrau,
„Du hast's hinabgesungen
„Beim späten Abendgrau!

„Nimm Perlen, nimm Korallen,
Und schmücke dir das Haupt,
Nur gib' mein Kindlein wieder
Das du mir arg geraubt!"

„Nimm hin die gold'ne Harfe
Zu der es Lieder sang,
Nur gib mein Kindlein wieder!"
Die Mutter klagt so bang.

Und Perlen und Korallen,
Der Harfe gold'nen Bau,
Versenkt die arme Mutter
Hinab zur Wasserfrau:

Da taucht aus dunklem Spiegel
Herauf ein weiß' Gewand —
Die stillen Wellen tragen
Das todte Kind ans Land.

5.

Dem Bächlein hab' ich's anvertraut
Mein tiefes stilles Weh'
Das Bächlein trugs dem Strome zu
Der Strom trug's in den See!

Ob's von der See noch weiter kam,
Mir ist es nicht bekannt —
Mein Lieb' pflückt alle Morgen sich
Dort Blümchen an dem Strand!

Eduard Heinrich Pokorny.

III.

Von Verschiedenen.

Stammbuchblatt.

Franz Stelzhamer seinem Freunde Proschko 1860.

„A Leb'n is a herrlich's,
Wer a Herz hat, a ehrlich's,
A ehrlich's a ganz —
Wer's nit hat, das is trauri,
Wer's nit kriagt, den bedaur' i,
So wahr i hoaß Franz".

Des Dichters Geburtsfest.

An Freiherrn von Zedlitz.

(Aus dem Katholischen Linzer Kalender 1860.)

Wie die Zeiten rollen
Werden wir gewahr,
Wenn wir zählen wollen
Rückwärts Jahr für Jahr —

Da erscheint es eben,
Wie in kurzer Frist
Wieder ein Stück Leben
Hingegangen ist.

Und so kommt das Ende
Manchem ganz und gar,
Ehe seine Hände
Fassen, was er war.

Nur dem gold'nen Sänger
Fließet nicht die Zeit,
Ihm steht dieser Dränger
Fest als Ewigkeit —

Wenn vom Haupt ihm leuchtet
Mattes Silberweiß,
Wenn das Aug' ihm feuchtet,
Da er ward ein Greis,

Kommt zu ihm in Schaaren
Einstiges Gefühl,
Wie die Tage waren
Drängt sich's im Gewühl.

Und wie liebe Kinder
Schauen sie ihn an,
Linder stets und linder
Schmiegt es sich heran.

Und es weichet nimmer
Was das Herz ihm schwellt,
Und es wirft den Schimmer
Rings auch auf die Welt.

Klarer stets und klarer
Wird was er gethan,
Wahrer stets und wahrer
Sehn's die Menschen an.

Und wenn Völker sanken
In das dunkle Grab,
Leuchten die Gedanken
Wie ein Stern hinab.

Wie der Mensch auch handelt,
Stehet fest der Stern —
Wie die Welt auch wandelt,
Glänzt er mild und fern.

Adalbert Stifter.

Willkommen an die österreichische Besatzung zu Rastatt.

(A. d. Kathol. Linzer Kalender 1860.)

Seid hoch gegrüßet ihr Helden der Pflicht,
Gegrüßet ihr Helden der Treue!
Was lebt und was gut ist, vergißt sie nicht
Die That eurer herrlichen Weihe.

Euch nennt der Bruder im wälschen Land
Und schickt euch den Gruß seiner Liebe,
Euch nennt, was kämpfet am Donaustrand
Und beseelt ist von ähnlichem Triebe.

Euch nennt, was immer sich stark vereint
Um Recht und um Pflicht und um Sitte,
Es jubelt, daß keiner es schlecht gemeint,
Nicht einer aus euerer Mitte.

Und wer auch die Andern wendet ab,
Der führt sich selbst zu Gerichte,
Er trägt sein eigenes Werk zu Grab
Und macht sein Beginnen zu nichte.

Denn was nur als groß auf Erden besteht,
Besteht aus Sitte und Treue,
Wer heute die alte Pflicht verräth,
Verräth auch morgen die neue.

Drum wird euch nennen das Buch der Welt,
Die Geschichte, als Treue und Retter;
Ihr steht, wenn das Gute den Klang behält,
Auf einem der goldenen Blätter.

Adalbert Stifter.

Beim Sternschei'n.

(Katholischer Kalender in Linz 1860).

Oft will's má nöt zsammgehn,
Denn alls geht má schel —
Bin betufft und betrübt
In der tiafest'n Seel'.

Da han i a Mittel,
Was koan Kreuzer nöt kost —
Und was hulf áh, wann's da fählt,
Zun Bada á Post?

Thut's már einwendi weh,
Schau i auffi auf d'Höh,
Und wia oft bei der Nacht
Hat's mi z'recht wieder bracht.

I schau — und da stößt's ma
An'n Juhetzir aus:
Den i suech — er is auf!
I siach Liachter i'n Haus.

Carl Adam Kaltenbrunner.

Der Heldenpriester.

Nach einer wahren Begebenheit im Jahre 1841 von Carl Adam Kaltenbrunner.

(Katholischer Kalender in Linz 1863.)

Still liegt am Gehänge des Pyhrn das Thal,
Tagmüde ruh'n sie aus zu Spital,
Tief ruht sie, die nächtliche Gegend,
Vorüber ist jetzo die Mitternacht —
Da hebt sich ein Brausen, der Sturm erwacht,
Die riesigen Flügel regend!

Er schlägt sie mit Wuth an Fenster und Thor,
Als riefe er laut die Bewohner hervor,
Vom Lager der Ruhe zu fliehen!
Dort schlägt eine Flamme am Giebel heraus —
Bald sieht man sie rings um das kleine Haus
Den Kranz, den feurigen, ziehen.

Und Sturm und Flamme, das schreckliche Paar,
Verhöhnen der Menschen rettende Schaar
In wild vereinigtem Wüthen —
Du Armer, der du im Thale wohnst,
Dein Hilferuf, dein Gebet ist umsonst —
Mag Gott in der Nacht dich behüthen!

Weit hallt durch die Berge das Jammergeschrei,
Und wilder noch rasen die schändlichen Zwei,
Entzügelte Ungeheuer!
Fort brauset vom Süden der wüthende Föhn,
Und aufschlägt hoch in die nächtlichen Höh'n
Das knatternd grimmige Feuer.

Und wieder ergreifen die Flammen ein Haus —
Da stürzt aus der Thür ein Mann heraus,
Enteilend dem Flammengrabe:
„Auf, Nachbarn, herbei! Ihr Freunde herbei!
Ich kann nicht, die Glieder sind schwer wie Blei,
O rettet mir meine Habe!“

Ein Schreck hat die horchende Menge erfaßt,
Als jetzo der Mann in drängender Hast
Mit bebender Stimme verkündet:
„Ich hab' drin ein Fäßlein mit Pulver steh'n,
Ein namenlos Unheil wird gescheh'n —
Entsetzlich! . . . wenn sich's entzündet!"

Wie lähmt sie die Kunde! Sie stehen bang
Und keiner von Allen wagt den Gang,
Das tödtliche Pulver zu holen —
Nur Einer — ein Mann, dem sinkt nicht der Muth!
Der hat in des Ewigen mächtige Huth
Mit stillem Gebet sich empfohlen!

Ein würdiger Priester des Herrn, o seht!
Der hat sich entschlossen, der wagt es, und geht
Hinein in Qualm und in Flammen —
O lass' ihn vollbringen, woran er glaubt!
O stürze nicht über dem edlen Haupt
Du brennendes Haus zusammen!

Und bange Secunden schleichen hin —
Nun kommt er zurück — und sie sehen ihn
Das Fäßlein mit Pulver tragen;
Er geht durch die Flammen unversehrt!
Nur der das Vertrauen auf Gott genährt,
Der durfte das Kühne wagen!

———

IV.

Josepha von Hoffinger.

In der Lebensbeschreibung „Johann B. Ritter v. Hoffinger", Oest. Jahrb. 1881 ist wiederholt seiner hochbegabten Schwester Josepha gedacht, der hochverdienten Dante-Uebersetzerin, die ihre ersten prosaischen Versuche unter der von Emanuel Veith ihr gegebenen Chiffre M. (Melaina = Schwarzveilchen) in ernste Zeitschriften einrückte. In ihrem Nachlaß: „Licht- und Tonwellen", Wien C. Gronemayer 1871, wurden diese Aufsätze, die, wie der Leser finden wird, von einem eben so tiefen Gemüthe als klaren Verstande Zeugnis ablegen, nicht aufgenommen. Den Übergang von den I—III enthaltenen Gedichten zu der Auswahl von Aufsätzen in Prosa soll die nachfolgende bisher ungedruckte Uebersetzung bilden:

Lob der Musik.

Aus dem Englischen von Richard Edwards.

Wenn scharfer Gram nagt an dem Herzen,
Die Brust im Weh aufstöhnet bang,
Dann sendet Labung in den Schmerzen
Musik mit ihrem Silberklang.
In allen Leiden die uns drücken
Pflegt süß' Musik uns zu erquicken!

Im Glücke mehret sie die Freude,
Im Grame mildert sie die Last;
Ein Trost entquillt im herben Leide,
Wenn unsern Sinn Musik erfaßt,
Und unser ganzes Sein und Denken
Weiß lieblich süß' Musik zu lenken.

Der Gottheit Lob Musik darf wagen,
Musik erfreut in jeder Noth;
Denn nach den alten Römersagen
Hat ein Delphin befreit vom Tod
Durch Räuberhand, vor der ihm graute,
Arion spielend auf der Laute.

O Himmelsgabe, die uns lenket
Wie das Gestirn den Schifferlauf,
Musik die uns die Gottheit schenket,
In Sorgen uns zu richten auf,
Kannst Thier und Menschen du bewegen,
Wird Rohheit nur dir sein entgegen.

Auf dieß Lied spielt schon Shakespeare in Romeo und Julie in dem Auftritt mit den Musikern IV. 5 mit den Worten an: „Warum: Musik mit ihrem Silberklang?“

Bienen und Drohnen.

Oesterr. Volksfreund 1849 II. S. 28 f.

„Als sich nach langen Wetterschauern, rauhen Stürmen und trüben Tagen der Himmel erheiterte, die Luft stillte und die Sonne freundlich hervortrat aus ihrer Verhüllung, da, so erzählt man den Kindern, erfreuten sich alle Geschöpfe, auch die Arbeitsbiene und die Drohne (Raubbiene). Schon lang hatte die Biene darnach geseufzt wieder hinaus an ihr fleißiges Tagwerk zu kommen, und die Drohne dachte an die süßen Honigwaben, die sie in den fremden Bienenstöcken verzehren werde. Die Biene erreichte auch ihren Zweck. Der lange unbenutzt gebliebene Blumenflor spendete reichliche Beute, und die Drohnen, die sich im Stocke eingenistet, wurden nach heftigem Kampfe mit vereinter Kraft vertrieben; aber die Drohnen, die mit dem Leben davon gekommen, schimpften über das Wetter das sie so schmählich getäuscht habe, sie hätten jetzt eben so wenig zu nagen wie vor demselben.“ — Unter uns Oesterreichern ist es auch nicht anders gegangen. Als übelberathene Minister, unverantwortlich, im Verborgenen, nach Gunst und Laune herrschten, da sehnten sich Viele nach dem schönen Wetter der Freiheit; Einige um geistig und körperlich unbehindert wirken und schaffen, bei weitem Mehrere aber um unbeschränkt genießen zu können. Diese letzteren haben sich nun allerdings sehr geirrt. Die bürgerliche und politische Freiheit des Menschen ist nichts anderes als das gewährleistete Doppelrecht, in der Entwicklung der Persönlichkeit und der von ihr ausgehenden Wirksamkeit nicht mehr beschränkt zu werden, als es die gleichberechtigte Persönlichkeit der Andern fordert, und als selbstbewuste sich selbst bestimmende Wesen in die das Allgemeine betreffenden Verfügungen Einsicht nehmen und daran mitwirken zu können. Der Mühen und Leiden

enthebt die Freiheit nicht. Vor allem wird es auch in freien Staaten böse und thörichte Menschen geben, und deren Macht zu schaden kann keine Verfassung vernichten; sie vermag blos offene Angriffe auf Leben, Ehre und Eigenthum zu hindern. Gegen die Unbilden, die im Verborgenen, unter dem Schutze des Gesetzes und der von ihm gewährleisteten Rechte geübt werden, schützt die Trennung der Rechtsprechung von der Verwaltung, der Anklage-Proceß, das Schwurgericht, die Unabsetzbarkeit der Richter nicht. Der Bürger wird ferner unter der freien Verfassung, wie unter der absoluten, die Last und Hitze des Tages zu tragen haben; er wird im Schweiße seines Angesichtes sein Brod erwerben, und wenn er viele Kinder hat, die Waare die er erzeugt aus der Mode kommt, das Feuer sein Haus verzehrt, der Bergbach sein Feld mit Gerölle überschüttet, so wird er oft mit aller Mühe in Sorge um die Befriedigung des Nothwendigen sein; Krankheiten werden ihn beugen, Mühe und Sorge werden ihn drücken, der Fluch der Erde wird nicht von ihm genommen sein. Gewinn wird er von der veränderten Lage der Dinge allerdings haben. Sein Grund und Boden wird frei sein, ganz so wie jener des ehemaligen Herrngutes; er wird darauf bauen können was er will, ohne Besorgnis, die Frucht seines Fleißes dem Zehentherrn abliefern zu müssen; die Wahl seines Wohnsitzes und seines Erwerbzweiges wird ihm frei stehen; er wird vor kaiserlichen Gerichten, der Freie dem Freien gegenüber Recht suchen können, die Gemeinde wie der Staat werden von den Männern des allgemeinen Vertrauens regiert werden, und mancher Unterschleif, mancher Druck ist fortan unter der Herrschaft der Oeffentlichkeit unmöglich geworden; aber wie gesagt, die Folgen unseres so vielfach beschränkten und bedingten irdischen Zustandes hören darum doch nicht auf.

Jene, die unter Freiheit das gesicherte Recht des Genußes verstehen und die meinen, es müssen nun Leiden und Plagen aufhören, schieben, wenn sie das nicht bestätigt finden, alle Schuld darauf, daß sie noch nicht frei genug seien. Und was verstehen sie darunter? Offenbar nichts, als daß noch nicht sie selbst regierten und alle Andern sich ihnen fügen mußten. Sie machen Forderungen die sich selbst widersprechen. Bald wollen sie volle Gewerbsfreiheit, bald wollen sie die Concurrenz (Mitbewerbung) beschränkt wissen, die sie (wie sie meinen) nicht aufkommen läßt. Bald wollen sie, daß Geschicklichkeit und Fleiß allein dem Menschen aufhelfe, bald wollen sie durch National-Werkstätten allen

Vortheil, den jene Eigenschaften gewähren, zu nichte machen, den Faulen und Ungeschickten dem Fleißigen und Geschickten gleichstellen.

Die Quelle dieser Misgriffe im Meinen und Wollen ist, wie erwähnt, daß die Menschen durchaus ihren bedingten Zustand in einen unbedingten verwandeln möchten. Sie möchten die Bedingungen ihres Daseins durchbrechen und verwirren sie dadurch immer mehr. Sie wollen vollkommene Gleichheit und glauben, daß diese durch gleiche Rechte herbeigeführt werden könne. Aber sie irren; denn das gleiche Recht für Alle ist nur das Recht für Jeden, das zu werden und zu leisten, wozu ihn die besondere Beschaffenheit seines Geistes und seiner Natur bestimmt; da nun diese besondere Beschaffenheit eine verschiedene ist, so wird der Mensch der Ungleichheit nun und nimmer los, und die Verfassung hat genug gethan, wenn sie diese Ungleichheit nicht durch Bevorzugung einzelner Personen und Stände noch vermehrt. Vollkommene Gleichheit der bürgerlichen Zustände könnte nur aus der gleichen Rechtlosigkeit Aller entstehen, aus einem Zustande, wo keiner das werden und leisten könnte wozu er bestimmt ist, sondern der Kluge mit dem Beschränkten, der Talentvolle mit dem Talentlosen, ja sogar der Arbeitsame mit dem Arbeitscheuen, der Sittliche mit dem Lasterhaften zum gleichen Loose gezwungen würde. Da, wo ein geordneter Zustand sich geltend macht und Rechte geachtet werden, da sondern sich augenblicklich die Geschicke, und wo nichts anderes wirksam ist, da ist es wenigstens das persönliche Verdienst und die persönliche Schuld, welche eine Ungleichheit im Rechtszustande hervorrufen.

Also, um auf den Eingang zurückzukommen, für Drohnen nützt auch die Freiheit nichts und die Biene enthebt sie der Mühe des Sammelns des Aufbewahrens und des Zellenbaues nicht. M.

* * *

Vornehm und Gemein.

Ebenda Nr. 71 vom 3. September.

In der Gesinnung hängt das Vornehme oder Gemeine von der freien Wahl eines jeden ab. Wer einzig nur nach Irdischem trachtet und die breite Straße einschlägt, auf der Viele wandeln und die deswegen die gemeine heißt, „die Heerstraße der Gewöhnlichkeit“, wie der Dichter sagt, der ist gemein, weil er sich das Gemeine erwählt hat; wer zu Gott

strebt und den engen Pfad betritt auf dem nur Wenige gehen, der ist vornehm, weil er sich von der Menge etwas voraus genommen, ohne sich etwas einzubilden. In den Fähigkeiten des Geistes ist es eben schon ein Höherer, der die Wahl und die Austheilung getroffen. Gemeine Köpfe sind solche, die gerade nur zu dem taugen, was man für's Haus, für den täglichen Bedarf des gemeinen Lebens braucht. Sie müssen die Mehrzahl ausmachen und sind aller Ehren werth, wenn sie das Ihrige redlich thun; aber ein Unglück ist es, wenn gemeine Köpfe sich für vornehm halten und das fallen lassen was sie haben, um Dingen nachzujagen die ihnen unerreichbar sind. Vornehme Köpfe sind solche, die aufzufinden und zu entfalten fähig sind, was nicht dem gemeinen Bedürfnisse, sondern der höheren Sehnsucht, dem Drange nach Wahrheit, dem Verlangen nach Schönheit dient. Sie müssen in der Minderzahl bleiben; Gott hat sie vor den Andern voraus genommen, um ihrer Mühe Werth zu verleihen; denn nur um dessen willen, was die vornehmen Geister entdecken und den gemeinen sichtbar machen, ist es der Mühe werth, daß diese sich abarbeiten und plagen.

In der Natur, welche, obgleich ihr Gebiet nach den Grundformen ihres Daseins ein von jenem des Geistes ganz verschiedenes ist, dennoch in der Erscheinung ein Sinn- und Spiegelbild des Geistigen dargestellt, ist ebenfalls das blos Nützliche das Gemeine, das Schöne hingegen ist das Vornehme oder Adeliche, daher man auch von edlen Metallen, edeln Steinen spricht und der berühmte Naturforscher Linné die Lilien sammt den Narcissen, Agapanthen und ähnlichen unter die Noblesse des Pflanzenreichs rechnet. Gemein ist der Sand- oder der Kalkstein, vornehm der Edelstein, die strahlende Blume der Unterwelt; gemein ist das Borstenthier, vornehm die Gazelle, das Araberpferd, der Vogel, der die Lüfte durchfliegt und sie mit süßen Klängen erfüllt; gemein ist der Käfer der im Staube kriecht, vornehm der Schmetterling, der Aristokrat unter den Insekten, der von Blume zu Blume flattert und sich im Thau badet; gemein ist der Kohlstrunk der dem Küchenbedarfe dient, vornehm die Gartenrose oder Centifolie den feineren Sinn erfreut. Aber Edelstein, Kolibri, Schmetterling und Blume sind nicht für sich vornehm, sondern sie erfreuen durch ihr Vornehmsein den empfänglichen Sinn. So hat auch der geistig Vornehme seine Vorzüge nicht für sich, sondern damit er, was er voraus genommen, was er als Stoff empfangen, ausgebildet den Uebrigen mittheile. Nur durch dies Geben wird das Vornehme edel; nur durch das Aufnehmen

dieses Gegebenen bewahrt sich das Allgemeine vor dem Versinken in's Gemeine.

Vor dem großen Falle, als die Natur noch ein Garten war und alle Arbeit Kunst, weil es keinen Schaden zu entfernen, keinen Nutzen mühsam zu erzwingen galt, sondern nur ein Schönes zu pflegen, wo die ungestörte Uebereinstimmung von Gott Geist und Natur sich in allem Aeußerlichen spiegelte, da gab es keine Kunst im Gegensatze zum Handwerke; da gab es keinen Adel insbesondere, denn der Mensch an sich war adelich. Allein der Riß, der entstand, als der Geist sich von Gott und in Folge dessen die Natur vom Geiste losriß, war zugleich ein Riß durch des Menschen Adelsbrief. Dem Drange des Bedürfnisses hingegeben, sah er in der Mühe es zu befriedigen sein allgemeines Loos. Ein Bild der verlornen Lebensfülle, doch in engste Beschränkung zusammengedrängt, blieb ihm in der Familie, wo die Liebe in Aufopferung und Hingebung das Alltägliche adelt und die verlorne Schönheit des Daseins innerlich dem Gefühle wiedergibt Doch als ein zugleich Aeußeres und Inneres schwebte das verlorne Gut dem Menschen vor; und was ihn als Reue und Hoffnung, in der Richtung nach oben, nach Gott, zur Religion erhob, das gestaltete sich als Erinnerung und Sehnsucht in der Richtung nach unten, nach dem Menschen hin, zur Kunst.

Und während die gemeinen Geister sich im Dienste des Bedürfnisses abmühten, rangen die vornehmen in Reue und Hoffnung nach Erkenntnis oder in Erinnerung und Sehnsucht nach der schöpferischen Thätigkeit der Kunst. Gott hatte ihnen dieses Streben vor den Andern vorausgegeben, und sie hatten es übernommen, um es gebildet den Andern mitzutheilen. Doch dazu brauchen sie Freiheit, Muße, Ermunterung. Wo finden sie diese? Können diejenigen sie ihnen geben, die gänzlich von der Mühe um die Befriedigung der Bedürfnisse eingenommen sind? Und doch, wenn das was in ihnen lebt zur Erscheinung gelangen soll, muß es irgendwo einen Kreis geben, in dem sie Raum dazu finden, und von diesem Kreise aus muß es auf das Allgemeine verbreitet werden. Es muß einen Kreis geben, wo die Sorge für das tägliche Bedürfnis der höhern Sehnsucht nicht in den Weg tritt, wo die Bedingungen des Broderwerbes den Schwung nach dem Schönen nicht hemmen; es muß einen solchen Kreis geben, damit das Ideal des Künstlers und des Denkers zur Darstellung und Erkenntnis reifen könne. Es muß einen Kreis geben, wo das Vornehme, das in Denkern und Künstlern als

einzelnen Persönlichkeiten erscheint, sich als das Unterscheidende eines Standes darstelle. Es muß einen vornehmen Stand geben, damit die vornehmen Geister das was sie sind nicht blos für sich, sondern für das Allgemeine sein können; einen Stand dessen Beruf es ist, unbeengt von Brodsorgen, der Wissenschaft eine Straße zu bahnen, der Kunst freien Spielraum zu schaffen. Wo kein vornehmes Leben den vornehmen Geistern zu Hilfe käme, wo das sogenannt Ueberflüssige, der Luxus auch im edelsten Sinne des Wortes, verpönt und von dem Nothdürftigen verdrängt wäre, da würde die Wissenschaft sich gezwungen sehen nach Brod zu gehen und die höheren geistigen Gedanken (die Ideen) dem gemeinen Bedarf zu opfern; da würde die Kunst in's Handwerk versinken und Aushängschilde für Kramläden und Schenken malen müssen; da würde das Handwerk selbst aller Mittel sich kunstreich zu veredeln beraubt sein; da würde das Leben, aller Zierde und alles Reizes baar, zu einer großen Fabrik sich gestalten. Es wäre dann wahrlich so schal wie „ein Ammenmährchen dem Schläfrigen in's dumpfe Ohr geleiert", und des An- und Ausziehens nicht werth. Darum wollen wir Andern nicht vergessen, daß ohne einen vornehmen Stand das Leben in's Gemeine versänke; und die Vornehmen ihrerseits sollen nicht vergessen edel zu sein, indem sie, was sie voraus empfangen, dem Allgemeinen mittheilen. M.

* * *

Altes Leben und neues Reden.

Ebenda Nr. 76 vom 22. September S. 196 f.

Eine Vergleichung der Gegenwart mit der Vorwelt zeigt das Wachsthum unseres Thuns im umgekehrten Verhältnisse zu dem unseres Redens. Jetzt herrscht eine große Freigebigkeit in Worten, besonders in geschriebenen und gedruckten, und eine ängstliche Sparsamkeit im Thun. Wir geben in jedem Sinne alles in Papier aus, ausgenommen dort wo sich (wie in den wohlthätigen Vereinen) das alte christliche Leben neu verjüngt regt. Ehmals war man in Worten sparsam, freigebig aber im Thun und Handeln. Ehedem war ein ausgesprochener Satz das Ergebnis eines ganzen Lebens; jetzt werden wir nicht müde, das Thema einer schönen Redensart durch alle möglichen Variationen durchzuführen ohne sie jemals ins Leben hineinzuführen. Und wenn diese Phrasen unseres

neuen Redens Wahrheit enthalten, so sind sie nicht einmal neu, sondern wie jede Wahrheit, irgend einmal aus dem Leben hervorgegangen, einfach ausgesprochen und gar wenig gerühmt worden. Denn ehemals wurde das Wort gelebt, nicht ausposaunt und bis zum Ueberdruß wiederholt.

So geschah es mit dem Worte der neuesten Gesellschafts-Beglücker: „man muß die Menschen so glückselig machen als man kann", welches sie seltsamer Weise dadurch in's Leben einzuführen suchten, daß sie damit anfingen, die Menschen so unglücklich zu machen als sie nur konnten. Und nicht nur die Sache gehört ihnen nicht an, auch sogar das Wort ist von Anderen entlehnt. Und von wem? Von einer jungen anspruchslosen Frau, die dasselbe, in unbefangener Freude über eine gelungene gute Handlung, in aller Einfalt hinwarf. Wer war diese Frau? War sie vielleicht in einem Basedow'schen oder Salzmann'schen Institut erzogen und mit philanthropischen Brocken aufgefüttert worden?

Von allem dem war damals, als dies Wort gesprochen wurde, nämlich im 14. Jahrhundert, keine Rede, wo man weder die falschen Künsteleien noch die wirklichen Künste der Erziehung kannte, aber noch weise genug war die Weisheit Gottes in der Erziehung seiner Kinder nicht zu hindern. Die Worte, die wir angeführt, sind der Ausspruch einer christlichen Frau, welche von der Kirche als eine Heilige verehrt wird: der Landgräfin Elisabeth von Thüringen. Und bei welcher Gelegenheit, unter welchen Verhältnissen? Als ihr selbst jedes irdische Glück fremd geworden, als ihr Herz durch den Tod des geliebten Gemahls und darauf folgende schwere Leiden gebrochen, den äußeren Glanz den man ihr wieder geben wollte, verschmähte und sie ihr ganzes zurückerstattetes Heirathsgut unter die Armen vertheilte, mit welchen sie schon in den Tagen ihres Glückes alles zu theilen gewohnt war.

Kein Schmeichler fing damals das Wort der Fürstin auf, kein Zeitungsblatt trug es in ferne Lande, nur eine einfache Magd bewahrte es in ihrem Herzen; und erst, als sie nach Elisabethens Tode dazu aufgefordert worden, erzählte sie es mit den begleitenden Umständen und fügte die rührende Bemerkung hinzu: „Und sie freute sich mit den Fröhlichen." So wenig ist es wahr, daß die Religion, die ihre eifrigsten Anhänger dahin führt für sich selbst kein Glück zu verlangen, dieselben von dem schönen Streben abhält, Glück und Freude um sich her zu verbreiten. Und so gewiß ist es hinwiederum, daß jene Zeit, die man die finstere zu nennen liebt, reich an schönen lebensfrischen Blüthen der

Menschlichkeit und Weiblichkeit waren, die sich am Lebensbaume des Christenthums entfalteten und in jenem Licht sich sonnten, das von den Finsternissen einer späten Zeit nicht mehr verstanden wird. M.

* * *

Eindruck und Ausdruck.

Ebenda Nr. 82 vom 13. October.

Die Sprache ist der Ausdruck des Eindruckes, den wir empfangen haben und in Andern hervorbringen wollen. Jeder Ausdruck, dem nicht ein Eindruck vorhergegangen, ist nothwendig todt, ermangelt der Wahrheit und des Lebens. Allein die Rede der meisten Leute, die sich gebildet dünken und verkünstelt sind, ist eine Aufhäufung zusammengelesener Ausdrücke denen keine Eindrücke vorhergegangen. Und wenn der Dichter einen tief Betrübten sagen läßt: „das Wort ist Schall", weil er in der Verblendung des Schmerzes der lebendigen Bedeutung des Wortes nicht gedenkt und nur die äußere Erscheinung desselben für das Gehör erfaßt, so sind die meisten Leute durch die Unwahrheit ihres Bildungsganges dahin gelangt, im Worte sich blos an den Klang oder Schall zu halten und sich dennoch sinnlos von solchem unverstandenen Getöne leiten zu lassen, den Schafen gleich der klingenden Schelle folgend, die irgend einem Leit- oder Läut-Hammel von einer Zeitmeinung angehängt worden und womit er ihnen nun vorläutet; wie dieses mit den klangreichen Worten: „Freiheit Gleichheit Brüderlichkeit" so maßlos geschehen ist. Wenn jener Dichter den tief Betrübten weiter sagen läßt: „Nie hab ich gefunden, daß kranke Herzen durch das Ohr gesunden", so haben wir im Gegentheil gesehen, daß nicht wenige gesund scheinende, jedoch kraftlose Gemüther durch das Ohr d. h. durch das Hören und Aufhorchen krank geworden sind. Diese Macht aber gewinnt der Schall über sie nur deshalb, weil sie, der wesentlichsten inneren Eindrücke baar, ihre Leerheit mit Zeichen, die ihnen nichts mehr bezeichnen können, auszufüllen suchen.

Im Gebiete des Sinnlichen hat man endlich angefangen, den Mangel gebildeter Anschauung zu fühlen und die Nothwendigkeit einer elementarischen Leitung anzuerkennen. Obgleich man noch immer verkehrter Weise die Kinder im Schreiben und Lesen vor dem rechten Sprechen und Hören und im Sprechen vor dem Anschauen unterrichtet, und somit das

Zeichen dem davon Bezeichneten vorhergehen läßt, so sucht man doch wenigstens gleichzeitig das zu erreichen, was allerdings zuerst hätte erreicht werden sollen, nämlich eine klare und vollständige Anschauung der Gegenstände, von welchen die Rede ist. Im Gebiete des Uebersinnlichen hingegen hat man noch nicht einmal angefangen, die Möglichkeit und Nothwendigkeit elementarischer Führung zu ahnen; und während die Einen ihren Zweck dadurch zu erreichen meinen, daß sie den Kleinen vorraisoniren und sie nachraisoniren lassen, ihnen also blose Ausdrücke statt der Eindrücke geben, so läugnen die Andern schlechthin die Möglichkeit übersinnlicher Erkenntnis für das kindliche Alter.

Die Besten unter ihnen beschränken die diesfällige Bildung auf die Belebung der Gefühle des Glaubens und der Liebe durch das Familienleben, die sich dann thatsächlich als Hingebungs- und Aufopferungskraft bewähren würden, und halten dabei den Stoff der Erkenntnis der diesen Gefühlen gegeben wird für gleichgiltig. Ja sie achten es sogar für schädlich mehr von solchem Stoffe aufzunehmen, als daß Gott ein Vater der Menschen sei der für sie sorge, und daß ein vollkommener, ja göttlicher Mensch, dessen Namen Jesus sei, die Menschen über Gott und seinen Willen belehrt, ihnen vielfältig geholfen habe und von den Bösen dafür getödtet worden sei. Allein diese Ansicht hat nur das eine richtige: daß die religiöse Belehrung davon ausgehen solle, das kindliche Gemüth zuerst durch die blos menschliche Belebung des Glaubens und der Liebe im Familienkreise für die Eindrücke der Religion empfänglich und zur Ausübung derselben geneigt zu machen. In ihrer weiteren Ausdehnung jedoch ist diese Ansicht falsch. Denn das Christenthum wendet sich an den ganzen Menschen; es will zwar vor allem sittlich geübt, aber es will auch geistig erkannt sein und eines ist bedingt durch das andere. Und wie jede Erkenntnis, so hat auch die ideelle (übersinnliche) ihre Anfangspunkte, von denen sie stufenweise fortschreitet. Wie die begriffsmäßige Erkenntnis z. B. von Größen Maßen Gestalten und anderen sinnlichen Dingen, so steigt auch sie nicht von Gefühlen, sondern von klaren Anschauungen zu Urtheilen auf. Und wie die sinnliche Anschauung aus der Umgebung des sinnlichen Lebens gewonnen wird, so muß die ideele Erkenntnis durch die Erhebung in das übersinnliche Leben erweckt und gebildet werden, welches ja thatsächlich in der Menschwerdung des ewigen Wortes in dem sinnlichen Leben erschienen und dadurch dem Menschen überhaupt und dem Kinde insbesonders anschaulich geworden ist.

Zwar ist es gewiß, daß ein echtes Familienleben dem Kinde durch einen gewissen Grad von Analogie (Uebereinstimmung) die Anschauung des Ideals im Leben des Gottessohnes erleichtert; allein sie wird dadurch nicht überflüssig; ja dieß Familienleben selbst wird nur dadurch möglich, daß Eltern und Kinder dem Bilde der heiligen Familie nachstreben. Auf diesem Wege wird das Kind weder durch das irdische oder sinnliche Leben für das übersinnliche, noch durch dieses für das irdische untüchtig, sondern durch das eine für das andere gestärkt. Und ähnlich, wie es im sinnlichen Dasein sein Hören, Sehen, Fühlen, Schmecken und Riechen nicht durch die Erklärung dieser Worte, sondern durch die unmittelbare Empfindung und Uebung erlernt, so lernt es auch im Uebersinnlichen sein Vernehmen durch die Vernunft, die das Gehör des Geistes ist, sein Anschauen, seinen Geschmack im Wahrnehmen des rechten Maßes, sein Gefühl in der Zu- und Abneigung und seinen Tact im Spüren des Geziemenden nicht durch Worterklärung, sondern dadurch, daß es innerlich vernimmt, anschaut, Geschmack hat, fühlt und spürt. Die belebten Gefühle des Glaubens und der Liebe erwecken die Stimme des Gewissens für das Gute und Rechte, das Vernehmen dieser Stimme erweckt die Vernunft für das Wahre; und diese belebt den Geschmack und den Tact für das Schöne. So wird dann jeder Ausdruck aus einem entsprechenden Eindrucke hervorgehen; so wird das Wort dem Kinde nicht Schall, sondern Geist und Leben werden. Denn der lebendige Glaube an das Wort das Fleisch geworden, gibt allen unsern Worten Fleisch und Blut und Leben; hingegen der Abfall von Ihm ertödtet unsere Worte im Schalle und unseren Schall im Buchstaben. M.

* * *

Haben, Sein und Werden.

Ebenda Nr. 84 vom 20. October S. 161 f.

Diese drei Hilfszeitwörter helfen uns in der ganzen Zeit unseres Erdenlebens bei allem was wir in derselben thun und leiden; und zwar nicht allein für dieses vergängliche irdische, sondern auch für das ewige himmlische Leben. Der verhältnismäßige Werth, den ein Mensch auf jedes dieser drei Worte legt, bezeichnet seinen Charakter.

Der ganz gemeine Sinn bemißt den Werth des Andern nach dem Haben, welches ihm nichts anderes bedeutet als das Besitzen eines äußerlichen Eigenthumes an beweglichen oder unbeweglichen Gütern; und was er an Andern am meisten schätzt, das sucht er auch selbst am eifrigsten. Eine etwas weniger gemeine Ansicht schätzt den Menschen nach dem innerlichen Haben d. h. nach den Mitteln die er besitzt, um dadurch auch zu äußerem Eigenthum zu gelangen, nämlich nach seinen Kenntnissen Talenten Fertigkeiten. Ein höherer Sinn beurtheilt den Menschen nach den Gütern dieses innerlichen Besitzes, insofern sie ihm selbst zur Erleichterung und Verschönerung des Lebens dienen. Jede Beurtheilung jedoch, die sich das Haben zum Maßstabe nimmt, achtet den Menschen nicht wahrhaft als Menschen, als Person, die einen Selbstzweck hat; sie schätzt ihn nur als Bürger, als nützliches Glied der Gesellschaft. Eine solche Gesinnung liebt den Menschen nicht mit Bruderliebe; sie hält ihn nur werth als Mitgenossen der gesellschaftlichen Arbeiten und Freuden.

Höher deshalb steht das Urtheil, das nicht auf das Haben, sondern auf das Sein, den sittlichen Zustand, des Menschen sieht, nicht so sehr auf die Talente die er sich erworben, als auf die Gesinnung die er in sich entfaltet hat. Diese achtet den Menschen wahrhaft als Person; sie liebt ihn, er ist ihr theuer. So achteten, so liebten einander schon die Edleren unter den Heiden, die wenigstens von fern nach dem Ideale des wahrhaft menschlichen Daseins strebten.

Ungleich erhabener ist der christliche Sinn, der bei keinem fertigen Sein stille steht, sondern ein unaufhörliches Werden anstrebt; der nicht meint, daß er es hier zur Vollendung bringe, sondern ein Bürger des Himmels werden will. Und was er in sich anstrebt, das ehrt er auch an seinem Mitbruder; er achtet diesen nicht nur als Wesen seines Gleichen, er ehrt an ihm das Ebenbild Gottes, das er auch in der Entstellung noch erkennt und das eben geläutert werden soll. Die Liebe, die nur auf das sieht was der Mensch ist, kann sich nur auf diejenigen erstrecken die schon etwas sind: nämlich auf die Gerechten und Edeln; jene Liebe, die auf das sieht was der Mensch werden kann, schließt niemanden aus; nicht nur der Freund ist theuer, auch der Fremdling ist ihr werth und lieb, weil er ein Himmelsbürger werden kann und soll. Sie erzieht das bewustlose Kind um dessen willen was es werden kann; sie steht dem Armen, dem Kranken bei, gleichviel ob er ein Edler, ob er ein tief Gesunkener sei; denn auch der Versunkenste kann die Menschenwürde

wieder gewinnen. Aber einzig nur durch Christus ist eine solche Liebe möglich geworden. Denn um uns von der Idee des Werdens mächtig ergreifen zu lassen, mußten wir ein Bild des vollendeten Seins haben, dem das Werden sich verähnlichen soll, und dies Bild ist uns in Ihm gegeben. Um aber dieser Idee auch beharrlich und opferfreudig zu folgen, bedurften wir der Kraft der Bruderliebe, die uns erst dadurch werden konnte, daß wir durch die Versöhnung, die Er uns erworben, wieder zu Kindern des ewigen Vaters erhoben wurden. M.

* * *

Das Kreuz der Hedwig.

Ebenda Nr. 88 vom 3. November.

Die Gesandten Venedigs hatten dem Kaiser Maximilian zum Zeichen ihrer Ehrfurcht eine beträchtliche Anzahl zierlicher Krystallgefäße zum Geschenk überbracht. Da stieß der Hofnarr des Kaisers unversehens mit solcher Heftigkeit an den Tisch worauf sie standen, daß die meisten zu Boden fielen und zerbrachen. Die Gesandten beschwerten sich über die so leichtsinnige Behandlung ihrer Geschenke; der Kaiser aber erwiederte lächelnd: „Wären die Gefäße Silber oder Gold gewesen so wären sie nicht zerbrochen, oder man hätte wenigstens die Scherben noch brauchen können."

Wie diesen zerbrechlichen Gefäßen, so ergeht es gar vielen Menschenherzen. Sie zeigen sich oft im Glanz und Schmuck der edelsten Gesinnung; allein sobald sie ein Stoß von den Narrensprüngen des tollen Glückes trifft, stürzen sie von ihrer Höhe herab, zerbrechen und sind dann nicht viel mehr nütze. Nicht so ist es mit solchen Herzen, die in aller Wahrheit und Entschiedenheit das Gute wollen; wenn auch erschüttert brechen sie nicht leicht, und wenn sie wirklich unter der Last eines gewaltigen Unglückes zusammenbrechen, bewähren sie auch gebrochen sich noch als edles Metall, das nie seinen Werth verliert. So hat es sich in der Geschichte einer jungen Königin gezeigt, deren Andenken ihrem Volke lang theuer blieb: der Königin Hedwig von Polen, die um das Ende des 14. Jahrhundertes regierte. Wohl selten hat sich mit solchem Glanze so herber Schmerz vereint; selten sind so gerechte Hoffnungen auf Glück

so bitter und plötzlich getäuscht worden als in ihrem Leben. Und nicht in willenloser Hingebung bot sie sich dem Unglücke dar. Sie rang mit ihm, sie kämpfte dagegen mit aller Kraft einer reichen und lebensstarken Natur. Und als sie endlich nachgab, geschah es nicht in Folge der Ueberwältigung und Betäubung, sondern in klarer Erkenntnis und festem Muthe. Sie handelte nicht gefühllos, sondern von tiefem Weh zerrissen; ungebeugt von Menschen, nur vor Gott sich beugend; so daß sie, nachdem sie es einmal beschlossen, ihr Opfer heiter fest und beharrlich vollbrachte. Von ihrem Kampf mit dem Geschicke, dem sie erlag, wurde das Schloß zu Krakau, von ihrem Kampf mit ihrem eigenen Herzen, den sie siegreich bestand, war die Hauptkirche dieser Stadt der Schauplatz.

In einer Capelle des Domes von Krakau erhebt sich ein Kreuz von einem schwarzen Schleier bedeckt. Manche bedrängte Seele ringt und betet vor diesem Kreuze, manche Thräne des Schmerzes fällt auf diesen Schleier. Und erkundigt sich der Fremdling: was dieser Trauerflor um das Crucifix bedeute, so erwiedert der Einheimische, verwundert über die Frage nach so Wohlbekannten: „Es ist das Kreuz der Hedwig". Beharrlicher Forschung wird dann die nähere Kunde, daß hier vor beinahe 500 Jahren die junge schöne Fürstin Hedwig am Fuße des Kreuzes ihre Liebe und ihr Glück der Religion und dem Vaterlande zum Opfer gebracht. Aber um ihren Kampf vor dem Crucifix zu verstehen, müssen wir ihren früheren Kampf vor dem Thore des Schloßes geschaut haben, und deshalb die früheren Geschicke ihres Lebens berichten.

Hedwig, die Tochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, war von Kindheit an mit dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich verlobt, mit ihm erzogen und ihm in inniger Liebe zugethan. Nach dem Tode ihres Vaters wurde sie von den Polen zur Thronfolgerin erwählt, und als sie kaum ihr 15. Jahr vollendet, als Königin gekrönt. Ihre Schönheit Anmuth Güte und hohe Geistesbildung erregte allgemeine Bewunderung. Von ihrem Volke geliebt und der Vermählung mit dem Verlobten ihrer Kindheit entgegensehend, schien sie wohl berechtigt sich glücklich zu preisen. Allein diese glänzende Zukunft wurde sehr bald von drohenden Wolken verdüstert. Der mächtige heidnische Großherzog Jagello von Litthauen, der von ihren unvergleichlichen Vorzügen so Großes gehört, bewarb sich um ihre Hand, indem er für den Fall ihrer Einwilligung sich verbindlich machte, sammt seinem ganzen Volke den katholischen Glauben anzunehmen, die christlichen Kriegsgefangenen frei zu geben, seine Länder mit Polen

zu vereinigen, und die dem Reiche entrissenen Provinzen wieder zu erobern. Die Großen des Reiches, von diesen Anerbietungen entzückt, suchten mit aller Macht die Zustimmung der jungen Fürstin zu erwirken. Diese jedoch blieb standhaft, auf das Verlöbnis sich berufend, das schon in der Wiege zwischen ihr und dem Herzoge Wilhelm geschlossen worden. Selbst ihre Mutter, die Königin von Ungarn, erklärte sich für die Verbindung mit Jagello. Allein Hedwig ließ sich nicht zum Wanken bringen, und ihr Widerstand fand eine willkommene Stütze, als Herzog Wilhelm, von dem was ihn bedrohte unterrichtet, plötzlich in Krakau erschien. Die Großen verwehrten ihm den Zutritt zum Schloße. Aber Hedwig ging mit ihrem Gefolge selber zu ihm, sie beschloß sagar, noch vor dem Eintreffen Jagello's der persönlich um sie werben wollte, sich mit ihrem Verlobten trauen zu lassen. Dies zu verhindern trieben die Großen den jungen Wilhelm aus dem Schloße, wohin er trotz der Wächter den Zugang gefunden. Als Hedwig dieß vernahm, wollte sie ebenfalls ihre Burg verlassen, fand aber das Thor auf Befehl der polnischen Fürsten versperrt. Hier war es, wo sie von Leidenschaft hingerissen mit dem Schicksale rang, das sich ihrer Liebe so eisern entgegen stellte.

Sie ließ eine Axt herbei bringen, und schwang dieselbe mit aller Macht gegen die Schlößer und Riegel, die sie von ihrem Geliebten trennten, ohne doch etwas auszurichten. Ihr Auge funkelte, ihre Wange glühte. „Wie", rief sie zürnend: „bin ich nicht mehr euere Königin, der ihr voll Begeisterung Gehorsam gelobtet, die euch einen König entbehrlich zu machen schien? Und ist der Fürst nicht edel, den ich euch geben will? Ist ein christlicher Herrscher nicht mehr werth als ein Barbar? Achtet ihr selber die Treue so wenig, daß ihr verlangt, ich solle sie meinem Verlobten brechen? Wie kann ich dann auf Eure Hingabe und Treue bauen?" Die Männer, auf die sie sonst gezählt, wagten weder dem Willen der Reichsbarone noch dem Zorne der Fürstin entgegenzutreten; der einzige, der eine Ausnahme davon machte, war der greise Großschatzmeister Dimitry, der Spender ihrer Wohlthaten. „Edle Königin", sprach er: „Ihr wollet bedenken, daß Ihr mehr als die Braut des Herzogs Wilhelm, daß Ihr Mutter Eures Landes, daß Ihr Tochter der Kirche seid. Könnt Ihr es verantworten, wenn durch Eure Schuld der heidnische Fürst Euer Land verwüstet, Euere Unterthanen als Gefangene mit sich schleppt und hinrichtet; da hingegen, wenn Ihr eure Liebe zum Opfer bringt, ein ganzes Volk, für das Christenthum gewonnen, Euch mit



irdischen und himmlischen Ruhme umgeben wird?" Stumm und weinend ließ Hedwig die Axt fallen, und kehrte in ihre Gemächer zurück. Nach wenigen Tagen trat Dimitry wieder zu ihr herein. „Ach!" sprach sie zu ihm, „nicht um den Ruhm der Erde ist es mir; gern legte ich die Krone nieder, die ich nie begehrt, obwohl ich, als sie mir geworden, davon träumte mein Volk beglücken zu können!" „Ihr dürft das nicht", erwiederte Dimitry, „Ihr müßt an dem Platze bleiben, an den Euch Gott berufen. Und nimmermehr würde Euer Rücktritt das Volk vor der Wuth Jagello's schützen". Hedwig bat ihn, sie allein zu lassen; mächtig war ihre irdische Liebe, aber stärker noch die Liebe zum Erlöser. Ein gewaltiger Kampf entstand in ihrem Innern. Die Flucht des Herzogs Wilhelm aus Krakau, wo so viele Todfeinde auf ihn lauerten, war inzwischen bekannt worden; das Schloßthor stand wieder offen; sie raffte sich auf und eilte in die Domkirche. Dort in einer einsamen Capelle bestand sie wieder einen Kampf, aber nicht wie vor dem Schloßthore den der irdischen Liebe gegen das feindliche Geschick, sondern den des Gott suchenden Willens gegen die irdische Liebe. Dort weinte und betete sie drei Stunden lang, riß ihre Liebe und die Hoffnung des Glückes aus ihrem Herzen, und legte sie am Fuße des Kreuzes nieder. Wäre sie eine moderne Romanheldin gewesen, so hätte sie ihr Opfer nicht ohne Vorbehalt gebracht; sie hätte ihre Liebe im Herzen bewahrt und gehegt und, während sie dem Gemahle äußerlich angehörte, innerlich für den Verlobten ihrer Jugend geschwärmt. Allein sie war eine christliche Frau des 14. Jahrhunderts; und von solcher Trennung des Aeußern und Innern wußte die Vorwelt so wenig, als das Christenthum etwas von diesem geistigen Ehebruch wissen will, dessen Erfindung erst unserem zerrissenen Zeitalter vorbehalten blieb. Hedwig wußte, daß sie dem Gemahl, dem sie im Angesichte der Kirche Liebe und Treue versprach, dies Versprechen auch zu halten verpflichtet sei; daß sie nicht mehr sehnsuchtsvoll träumend in die Vergangenheit zurückblicken dürfe, sondern, um ihrem Gemahl und Volke ungetheilt anzugehören, die Erinnerung ihrer Jugend mit einem dichten Schleier bedecken müsse. Zum Zeichen dieses Entschlusses nahm sie den schwarzen Flor von ihrem Haupte, und verhüllte damit das Bildnis des Gekreuzigten, vor dem sie gebetet hatte. Die Nachwelt hat dies Denkmal der Entsagung zu ehren gewußt. Noch immer bedeckt ein schwarzer Schleier das Kreuz, noch immer heißt es das Kreuz der Hedwig.

Hedwig vollbrachte ihr Opfer bis zum Ende. Sie war ihrem Gemahl eine liebevolle Gattin, ihrem Volke eine sorgsame Mutter. Ueberall befestigte sie das Christenthum, pflegte und unterstützte die Wissenschaft, stellte Friede und Ordnung her, und half der Noth der Armen durch reiche, zart und weise gespendete Gaben. Sie starb noch in der Blüthe der Jugend, mit freudiger und demuthvoller Zuversicht, lang und schmerzlich von ihrem Gatten und ihren Unterthanen betrauert. Sie hatte nur kurz gelebt, aber lang genug, um der Welt zu zeigen, wie ein edles Gemüth durch den Schmerz gekräftigt wird, und wie das Herz einer christlichen Frau mit der Milde die Stärke vereinigt. M.

* * *

Ruhetag, Festtag, Feiertag.

Nr. 95 vom 28. November.

Daß man nach der Arbeit ruhen müsse um neue Kräfte zu gewinnen, das weiß jeder; daß mit dieser Ruhe auch eine Ermunterung, eine Erheiterung verbunden sein soll, damit die ausgeruhte Kraft auch eine aufgeweckte werde, das wissen alle, die nicht nur den leiblichen Menschen, sondern auch das menschliche Herz kennen; daß aber die wesentlichste Erheiterung eine Erhebung des Geistes von dieser Erde sein solle, das scheinen die Wenigsten mehr zu verstehen. Den Meisten ist der Sonntag nur ein Ruhetag, höchstens ein irdischer Festtag; aber von der Feier desselben, die eine Heiligung ist, wollen sie nichts wissen. Sie scheinen nicht einmal den Kalender recht angeschaut und darin entdeckt zu haben, daß der Sonntag für den Christen nicht, wie ehemals für den Juden, der letzte, sondern der erste Tag der Woche, und daß also, da man vor der Arbeit nicht ruhen kann, die Bedeutung des Ruhetages für ihn nicht so wesentlich sei als die des Feiertages. Der Körper ruht, der Geist feiert; und soviel der Körper weniger werth ist als der Geist, so viel ist die Feier mehr werth als die Ruhe. Feierlich ist alles, was den Menschen hienieden an seine höhere Heimat und Bestimmung erinnert; solche feierliche Gefühle und Gedanken zu erregen ist der Zweck des Sonntags. Er ist ein Tag nicht des leiblichen, sondern des geistigen Broderwerbes. Er ist ein Tag, an dem wir uns mehr als

an anderen Tagen und ungehindert von irdischer Sorge zu demjenigen erheben sollen, um deswillen allein wir unser irdisches Leben zu fristen haben, nämlich zu dem himmlischen Leben, das uns in Christo aufgegangen. Es ist ein Tag, an dem wir verstehen lernen, warum die Väter im Gebete des Herrn sagten: „unser tägliches überwesentliches Leben gib uns heute", damit bezeichnend, daß die leibliche Nahrung unser Leben im Dienste des geistigen zu erhalten bestimmt ist.

Was zeigen also diejenigen, die unbekümmert um die göttliche Anordnung ihrem irdischen Erwerbe auch am Tage des Herrn nachgehen? Etwa, daß sie, in weit vorgeschrittener Aufklärung, an veralteten Vorurtheilen nicht mehr hängen und diesen Fortschritt in ihren offenen Kramläden an den Tag legen? Jedenfalls haben sie in solcher Aufklärung die Thiere in Wald und Flur, und die Spinnen in den Mauerwinkeln zu Vorgängern, die unbekümmert um Sonn- und Feiertag auf ihren Raub ausgehen oder ihre Netze ausspannen. Daß ihnen ihr Futter mehr gilt als das Leben, daß ihr Dasein, alles Geistigen baar, im Kreislaufe der Natur, im ewigen Wechsel vom Sammeln Verzehren und Verdauen beschlossen sei, davon geben sie vielleicht gegen ihren Willen Zeugnis.

Ein großer Denker hat gesagt: „Die Arbeit ist nur um der Muße willen da; die Muße ist der Lohn der Arbeit und ihr Zweck." Damit meinte er natürlich nicht den Müssiggang, sondern die Erhebung zu den Ideen des Wahren Guten Schönen, zu der uns die Muße Raum läßt und zu deren Darstellung unser Leben allein erhalten zu werden verdient. Die christliche Anschauung bestätigt das und hat nur noch hinzuzufügen: daß diese Erhebung, um nicht wirr umher zu schweifen, im Hinblicke auf den Erlöser, in seinem Namen und durch seine Kraft geschehen müsse. Davon aber ahnen die Knechte ihres Leibes nichts; sie wissen, daß sie arbeiten müssen um zu existiren; aber warum sie existiren ist ihnen niemals klar geworden; sie erhalten ihr leibliches Leben, aber sie denken nicht daran, daß ihr leibliches Leben wieder ein geistiges zu erhalten habe; sie füttern die Bestie, das animalische Wesen an ihnen, aber den Menschen nähren sie nicht. Dabei dünken sie noch sich übergemein und von Vorurtheilen frei, daß sie selbst am Tage des Herrn den Vorrath aufhäufen dürfen, der den Bedürfnissen oder dem erborgten Schimmer des Sinnenlebens dient. Das verrathen ihre offenen Kramläden an Sonn- und Feiertagen; und Alle, die an diesen Tagen bei ihnen feilschen und kaufen,

geben dadurch zu erkennen, daß auch ihnen der Mensch nicht mehr gilt als ein Thier, welchem alle Tage gleich sind, weil alle nur für die Erde sind. M.

* * *

Individualität, Uniformität, Persönlichkeit.

Wr. Kirchenzeitung 1851 Nr. 22.

Man hat den beiden philosophischen Principien, welche dem Christenthume entgegengesetzt sind, nämlich dem monistischen und dem monadistischen, das dualistische der christlichen Philosophie gegenüber gestellt. In praktischer Anwendung (mit der wir uns hier allein beschäftigen werden) erscheint das monistische Princip als Anpreisung der alles in eines verschmelzen wollenden Uniformität, seine Moral ist die der Entäußerung aller Besonderheit, seine Politik die des Absolutismus (es mag nun der monarchische oder der republicanische sein), sein höchstes der Rechtsstaat, sein Losungswort Centralisation, der Mensch wird der Menschheit geopfert und verschwindet im Bürger; die Natur wird zum Schatten und die Kunst zur Manier.

Das monadistische Princip vergöttert die Individualität, seine Moral (wenn es eine hat) ist die des Strebens nach dem Wohlsein, kürzer des Egoismus, seine Politik die des Socialismus, das höchste was es kennt die Rechtlosigkeit Aller unter dem Vorwande des Rechtes jedes Einzelnen auf irdische Glückseligkeit, sein Feldgeschrei Revolution, der Mensch wird aus dem Verbande der Menschheit gerissen, der Bürger wird zum Vagabunden; die Natur ist die immerfort Leben spendende Isis und die Kunst ihr Affe.

Diesen Extremen gegenüber steht das christlich dualistische Princip, es anerkennt in der menschlichen Persönlichkeit die Verschmelzung der menschlichen Individualität in ihrer Mannigfachheit mit der geistigen Freiheit unter dem allgemein geltenden Sittengesetze des Gewissens, seine Moral ist die der freien Hingabe an den Willen des Schöpfers, seine Politik die der Souverainetät des Fürsten von Gottes Gnaden in Verbindung mit der Vertretung der Stände, sein höchstes der christliche Wahlspruch: Gott was Gottes, dem Kaiser was des Kaisers, dem Einzelnen

was des Einzelnen ist, mit anderen Worten: der Kirche die Freiheit, dem Fürsten die Souverainetät, der Gemeinde ihre Selbstverwaltung; der Mensch ist wahrhaft Mensch, Gott angehörig und der Menschheit, und eben deshalb ein Glied der Kirche und auch des Staates, ein wahrhaftes Ich, der persönlichen Unsterblichkeit gewiß, ein Bürger und Pilger zugleich; die Natur ist die Gefährtin des Geistes, zwar gesunken, aber zur einstigen Verklärung bestimmt, die Kunst ist ein Vorbild dieser Naturverklärung.

Wo sind nun die höchsten Güter des Menschen zu finden? wo ist die Gesellschaft sicher und ruhig, die Freude schön, das Leiden friedlich? Ist es in der Uniformität des Rechtstaates, in der großen Maschine der alles verschlingenden Centralisation, in welcher der Staat Kinderwärter, Schulmeister, Almosenpfleger, Sakristan und nebstbei Landbauer, Fabrikant, Kaufmann, Kunst- und Wissenschafts-Monopols-Inhaber ist, unter dem Schutz und Schirm der Polizei-Gewalt, die im unchristlichen Staate die Stelle des Gesetzes und des Gewissens vertreten soll? Ist es in der Mannifachheit des Socialismus, wo in der Sprache der Poesie „auf der freien Erde Menschen sich wie frohe Heerden im Genuß verbreiten," und in der Sprache der Wirklichkeit „Menschen sich wie wilde Bestien zum Genuß zerreißen"? Jene, welche den Versuch mit beiden gemacht haben, sollten wohl wissen, daß es nur dort sein kann, wo Kirche, Staat und Gemeinde vereint den Menschen zum Ziele seiner Bestimmung leiten.

* * *

Am Scheidewege.

Wr. Kirchenzeitung 1853 Nr. 92.

Große Menschen stehen am Rande einer untergehenden Zeit wie Gestirne welche sie noch im Scheiden verherrlichen, oder sie verkündigen als ein hoffnungsreiches Morgenroth den Aufgang eines neuen Tages. Die prächtige sternenhelle Nacht des Alterthums war dem Versinken nahe, denn sie hatte in ihren Träumen Kometen für Sonnen gehalten und sich von ihnen fortreißen lassen in tausendjährige Irrfahrten; den Stern aber der den Weisen erschienen war, die Centralsonne des Weltalls hatte sie verkannt und sich von ihm abgewendet. Wild schossen die feurigen Irrsterne durch die Luft und drohten das Universum in Einem großen

Brande zu verzehren. Die majestätische Roma lag, ihrer Krone beraubt, auf den Trümmern ihres weltgebietenden Thrones, eine Beute der heranstürmenden Barbaren. Erhabene Gestalten wie Paula, Melania, Marcella warfen den von Jahrhunderten auf sie vererbten Schmuck von sich und erstiegen arm die Höhe des Calvaria, um im Anschauen des Himmels die Verwirrung der Erde zu vergessen. Sie alle reihten sich um einen gewaltigen finstern Mann, um den ernsten Sohn der Wüste, der in Buße Gebet und Forschung ergraut, vor den Posaunen des Weltgerichtes erbebte, die er in jenem furchtbaren Vorspiel desselben zu vernehmen meinte. In der Tiefe der Betrachtung versunken saß Hieronymus auf den Ruinen des alten Rom, größer ehrfurchtgebietender und deutungsvoller als jener schreckliche Feldherr der Vorzeit auf den Trümmern von Karthago. In ihm erschien der Charakter der alten Römerwelt in seiner Objectivität, seiner einfachen Kraft, seinem weithin gebietenden Ernst. Er fühlte in jeder Faser seines Daseins das unnennbare Weh des Riesenleibes in seinem Todeskampfe, er fühlte es wie seine Briefe nach der Verheerung Roms bezeugen. Er hatte sich tief in jene alte Welt hineingelebt, er war ihr Sohn, er hatte durstig gesogen an den Brüsten ihrer Weisheit, so gierig, so sehnsuchtsvoll, daß er später in seiner Strenge gegen sich selber das Wort zu vernehmen glaubte: Ein Ciceronianer bist du — und nicht ein Christ. Er hatte gemeint jene alte Welt werde das neue Licht des Christenthums nicht von sich weisen, sondern in ihm neu erstarken. Nun aber kam es anders; sie war dem Gerichte verfallen, fremde Schaaren zogen von allen Seiten gegen sie heran. Da versenkte sich der Einsiedler in die Vorzeit des auserwählten Volkes, in die wunderbare Erscheinung des Gottmenschen, in die wunderbaren prophetischen Gesichte der Apokalypse, er vollbrachte das Riesenwerk die heilige Schrift zu übersetzen. So lebte der Greis als ihm am Scheidewege zwischen dem alten und neuen Weltalter der Mann Augustinus begegnete, in dem sich der Charakter des neuen Weltalters darstellte in seiner Subjectivität, in seinem nach Innen gewendeten Scharfsinn, seinem idealen Bestreben im Dasein selbst einen Zeugen für den Urheber desselben zu finden. Obgleich er lebendig die Zertrümmerung des Alten empfand, so faßte er doch Muth in der Voraussicht der neuen christlichen Gestaltung der Welt, zu der er selbst so mächtig mitwirkte; er zog seine speculativen Kreise, wie Archimedes seine geometrischen, mitten im Getümmel des Krieges, unter dem er starb.



Dieser Verkündiger der neuen Zeit stand in inniger, nur einige Jahre durch die Empfindlichkeit des Greises getrübter, Verbindung mit dem Erben der alten Zeit. Sie reichten sich am Scheideweg brüderlich die Hand und wiewohl Hieronymus von seinem historischen Standpunkte die ideelle Bedeutung des speculativen Strebens des Augustinus nicht so erfassen konnte, wie dieser die Bemühungen des Freundes, so fiel es ihm doch nicht ein, den Pfad des reinen Denkens zu schmähen und beide arbeiteten, jeder in seiner Weise, am Aufbau der christlichen Wissenschaft, während die Welt um sie zusammenstürzte.



Die confessionale Frage in Oesterreich 1848.

Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit.
Von Frh. v. Helfert.

(Fortsetzung des im Jahrgang 1882 begonnenen Aufsatzes.)

IV.

„Nur keine Juden-Emancipation!"

Wie der überraschende Umschwung Oesterreichs überhaupt weit über die Gränzen des Kaiserstaates die freudigste Theilnahme erweckte, so rücksichtlich der confessionalen Frage insbesondere. „Oesterreich ist auferstanden", schrieb der Deutsch-Katholik Franz Schuselka aus Hamburg 16. März, „liebevolle Eintracht walte zwischen den Confessionen. Ueber uns allen waltet derselbe Gott, der ein Gott der Liebe ist und uns Liebe als Hauptgebot unseres Lebens verkündet hat". Dabei wußte man seitens der bisher hintangesetzten Religions-Genossenschaften maßvoll an sich zu halten. In denselben „Gränzboten" Kuranda's, die jenen Hymnus in Prosa über „Neu-Oesterreich" brachten, fand sich ein Aufsatz: „Oesterreichs letzte Entscheidungsstunde" und darin ein Vorschlag zu einer „österreichischen Magna Charta". Die Religions-Frage war hier in zwei Paragraphen behandelt:

22. Sprach- und Gewissensfreiheit . . wird gewährleistet.

23. Die katholische Religion bleibt zwar Staats-Religion, alle übrigen Culte werden aber geduldet, so daß die Verschiedenheit der Religion nie einen Nachtheil im bürgerlichen Leben dem Bekenner beibringen kann.*)

Diese Besonnenheit waltete überhaupt bei den reiferen und billig denkenden Bekennern der nicht-katholischen Confessionen vor, weil sie sich

---

*) Gränzboten 1848 1 S. 499—504, 548 f.

sagen mußten daß eine Aenderung der bisherigen Gesetzgebung, solle sie von nachhaltigem Nutzen sein, nicht über Nacht stattfinden könne. Das zeigte sich auch im israelitischen Lager: „Wer jetzt, weil Oesterreich Constitution gegeben, die Juden zum Geschrei für Emancipation aufruft, ist entweder Ignorant in der Geschichte der Völkerentwicklung oder lechzt nach dem Spectakel bereits erlebter Judenhetzen. Wir haben wahrlich ernstere und wichtigere Pflichten für Staat und Thron, um bei heutiger Verwirrung schon an uns zu denken."

„Ein Capitel worin . . . bewiesen wird daß von Emancipation der Juden wohl die Rede sein kann, daß aber allsogleiche bürgerliche Gleichstellung zu verlangen unvernünftig ist"; Dr. Heinrich Löv „Deutsche Oest. Ztg. . . mit besonderer Bezugnahme auf die socialen Verhältnisse der Juden; Nr. 1 vom 1. April S. 3 f. Der Beisatz „mit besonderer" ꝛc. fiel schon bei der zweiten Numer dieses Journals vom 4. April weg.

Allein solche Stimmen der Mäßigung, sie wurden bald überhört; diese Richtschnur nicht blos der Klugheit, sondern selbst der Wohlanständigkeit, wurde von den Wortführern des Judenthums nicht lang eingehalten. Mitten im Jubel, in den von Milch und Honig überfließenden Kundgebungen der ersten Freiheitstage, machte sich eine zuerst in Saphir's „Humorist" Nr. 65 vom 16. März S. 258 enthaltene, und aus diesem — in Folge der Redactions-Bemerkung, „die ehrenwerthe Gesinnung der hiesigen Journale lasse nicht zweifeln, daß sie alle diesen zeitgemäßen Artikel mittheilen werden" — in andere Blätter übergangene Verwahrung Fischhof's breit: daß die Wr. Ztg. „durch ein Versehen wahrscheinlich" unter den einstimmigen Wünschen der Bevölkerung die am 13. März laut geworden, „das allgemein und mit Enthusiasmus ausgesprochene Verlangen nach Aufhebung aller an das Glaubensbekenntnis geknüpften politischen Beschränkungen" ausgelassen worden sei; „die Bürger und Studenten Wien's sind viel zu hochherzig als daß sie die Juden, die den siebenzigsten Theil der Bevölkerung Oesterreich's ausmachen, von den errungenen staatsbürgerlichen Rechten ausgeschlossen zu sehen wünschten". Das Thatsächliche in der Behauptung Fischhof's entsprach durchaus nicht demjenigen was am 13. März wirklich vorgegangen*); allein die

*) Die Redacteure der Wr. Ztg. Nr. 78 vom 18. wiesen den gemachten Vorwurf mit dem Bemerken zurück daß sie an der betreffenden Stelle sich nur mit der an die nieder-österreichischen Stände gerichteten Adresse befaßt hätten und in dieser sei die Religions-Freiheit nicht genannt. Aber auch sonst war Fischhof dem Verlaufe der Angelegenheiten gegenüber nicht im Rechte. Bei Reschauer I S. 183.

Wirkung die er mit seiner auffallenden Einsprache im Sinne hatte blieb nicht aus. Denn „jetzt oder nie" ertönte sofort das Losungswort der Ungestümen, ein Losungswort das sich im treibenden Schwall der Stimmungen und Ereignisse viel lauter und aufdringlicher vernehmbar machte als die gemessenen Mahnungen der Besonnenen: „Habt ihr bedacht daß, wenn wir jetzt nicht vollständig erlöst werden, Tausende ihr theueres Vaterland verlassen, Tausende aber ohne innerliche Ueberzeugung ihren Glauben wechseln und sich einen ewig nagenden Skorpion in den Busen setzen werden? Jetzt oder nie! ist die Losung. Tausende von Familienvätern blicken auf Euch als ihre Befreier, das Wohl ganzer Generationen beruht auf Euch!" Mannheimer selbst und die Seinen erkannten daß dem Drängen ihrer ungestümeren Glaubensgenossen ein Genüge geschaffen werden müsse und bereiteten eine Adresse an die Stände vor, die in einer für Sonntag Abend den 19. einzuberufenden Gemeindeversammlung berathen und beschlossen werden sollte*). Die Stände hatten mittlerweile den Gegenstand selbst in Berathung gezogen. Gleich in seiner ersten Sitzung vom 18. März hatte der „provisorische n.-ö. ständ. Ausschuß" Wünsche und Bitten für die zu erwartende Constitution zu formuliren begonnen und darunter als 4. Punkt:

> Herstellung eines den gegenwärtigen socialen Verhältnissen entsprechenden Rechtszustandes der verschiedenen Religions-Confessionen.

Aber schon waren diese Vorschläge und Schritte durch ein Schriftstück aus der Feder eines jüdischen Studiosus Wertheimstein überholt, „ein kleines Meisterstück voll Feuer und Schwung", wie dessen Glaubensgenossen jubelnd ausposaunten. Es war eine Petition an Seine Majestät — „wir bilden den fünfzigsten Theil der Bevölkerung Allerhöchst Ihrer Reiche" — um „vollständige Gleichstellung aller Glaubensbekenntnisse", die nächtens vom 18. zum 19. abgefaßt und in Druck ge-

---

kommt allerdings unter den von Fischhof als erstem Redner ausgesprochenen Forderungen jener Punkt vor und der Verfasser rühmt sich Fischhof's Rede in seinem Buche „zum erstenmal vollständig" dem Leser vorzuführen. Allein Fischhof hat bekanntlich unvorbereitet gesprochen, und was er nachderhand für seine beabsichtigten Aufzeichnungen über das Jahr 1848 zusammengestellt, weicht gar sehr von dem ab was so viele Augen- und Ohrenzeugen, weil es den größten Eindruck auf sie machte, im Gedächtnis behalten haben. Von einem „allgemein" ausgesprochenen und „mit Enthusiasmus" aufgenommenen Verlangen nach confessionaler Gleichstellung war weder im Hofe noch im Saale des Ständehauses etwas wahrzunehmen. Vgl. mein Aus Böhmen nach Italien S. 34 f. 56 f.

*) Central-Organ für Juden S. 2.

legt wurde; am Morgen darauf lagen Exemplare davon mit Bögen zur Unterschrift in Gast- und Kaffeehäusern, in Kunst- und Buchhandlungen und an anderen öffentlichen Orten, aber auch in einzelnen Lehr- und Erziehungs-Instituten *) auf, Zeitungsblätter und Maueranschläge luden „die hochherzigen Bewohner Wien's" ein, sich an der Unterzeichnung dieser Adresse recht zahlreich zu betheiligen. Da es denn aber doch gar zu aufdringlich und anmaßend erschien daß die Juden allein ihre Stimme erheben sollten, so wurde die ursprüngliche Adresse durch eine andere ersetzt die auf Sr. Majestät „nicht-katholische und israelitische Unterthanen", welche „einen sehr beträchtlichen Theil der Bevölkerung" bildeten, ausgedehnt wurde.

Kundmachung; 1 Bl. 4to, Franz Edl. v. Schmid, 2 Aufl.

„Bürger Wiens!" Th. Ztg. Nr. 68 v. 20. März, S. 274: „Unser milder gütiger väterlicher Landesfürst hätte gewiß, wir sind dessen überzeugt, den schmählichen Druck von seinen getreuen israelitischen Unterthanen genommen, wenn die Stimme des Volkes sich dafür ausgesprochen. Nicht die Israeliten, sein Volk hält er nicht reif für einen solchen Act der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Sprecht euch frei als freie Männer aus! Gebt eure Wünsche für das Glück eurer israelitischen Mitbürger kund!"

In der dritten Sitzung des prov. ständ. Ausschusses 20. März sagte Graf Moriz Fries: „Der vierte Punkt unseres Programmes hat eine große Aufregung hervorgebracht, wegen des zu viel und zu wenig was darunter verstanden werden kann. Heute und gestern liegt an allen öffentlichen Orten eine Adresse auf, worin um völlige Gleichstellung gebeten wird. Der jüdische Rabiner hat dieselbe als Vorsteher seiner Gemeinde und ich als Vorsteher der augsburg-helvetischen unterschrieben. Wir haben beschlossen dem ständ. Ausschusse unseren Dank für die Anregung dieser Frage auszudrücken und zugleich die Ueberzeugung beizufügen daß man nichts anderes erwarte als völlige Gleichstellung". Am 22. darauf wurde ein „Comité wegen Gleichstellung der Religions-Confessionen" eingesetzt und in dasselbe Graf Fries, Ernst Schilling und Ritter von Schmerling berufen.

Ueber die ursprüngliche Fassung und Motivirung des ständischen vierten Punktes hat sich L. Kompert noch am 15. April im Cent. O. f. Juden 3. Heft S. 36 höhnisch ausgelassen: „Da meinen sie Wunder wie fein sie's angestellt haben wenn sie den Juden ‚einen den Zeit- und Local-Umständen gemäßen Rechtszustand', so und so viel aber auch nicht mehr Seidel ‚bürgerliche Rechte' zumessen wollen! .. Fallthüren die man ‚nach Zeit- und Local-Umständen' öffnen und wieder schließen kann!"

Am Ende war es doch nur eine Confession die auf der Bühne hervortrat und es an allen möglichen Treib- und Zugmitteln, um Unter-

---

*) Wanderer Nr. 68.

schriften und Beitrittserklärungen herbeizuführen, nicht fehlen ließ. Am 20. erschienen Med. Dr. Seegen und Wertheim jun. beim Fürst-Erzbischof dem sie allen Ernstes die Zumuthung stellten sich an der Petition zu betheiligen, wo nicht gar an die Spitze derselben zu stellen. Milde empfing sie freundlich und würdevoll, beschied sie aber begreiflicherweise abschlägig. „Wenn es sich", sagte er ungefähr, „um eine Kränkung der Gewissensfreiheit, um Beirrung Ihres Glaubens oder Ihrer Religionsübung handeln würde, würde ich nicht ermangeln Sie kräftigst zu unterstützen. Hier handelt es sich aber um Ihre vermeintlichen Rechte, um einen Anspruch auf bürgerliche und staatliche Gleichstellung, und darein will ich mich nicht mischen, schon darum nicht weil ich mich als Erzbischof nicht an die Spitze einer politischen Demonstration stellen kann" *).

* * *

Wenn man billig sein wollte konnte man es den Juden zugute halten, daß sie sich in die erste Reihe der Klagenden und Bittenden stellten: waren doch sie es die unter den bisherigen Zuständen am meisten zu leiden hatten, die den Druck derselben am schwersten fühlten. Selbst darüber mochte man entschuldigend hinweggehen, wenn sie dies in einem stark vorlauten Tone, in einer Art und Weise thaten die mit Bescheidenheit nichts zu thun hatte. Denn schon spielten sie, weil ihrem Verlangen nicht allsogleich entsprochen wurde, die Beleidigten, die Gekränkten. Joseph Goldmark, einer der Redner vor den Ständen am 13. März, erklärte in einer Studenten-Versammlung seine Hauptmannstelle in der Mediciner-Compagnie, weil sich gegen seine Glaubensgenossen eine gewisse Gereiztheit kundgebe, niederlegen zu wollen und ließ sich erst durch den „lauten und stürmischen" Zuruf seiner Kameraden bewegen seinen Entschluß zurückzunehmen **).

*) Das Verhalten Milde's in dieser Sache wurde nachderhand im Gerede der Leute vollkommen entstellt und als einer der Anlässe benützt gegen ihn zu hetzen. Der Fürst-Erzbischof hat darauf in seiner Erklärung vom 9. April Punkt 6 geantwortet und Seegen und Wertheim haben in der Wr. Ztg. Nr. 101 vom 10. April S. 480 die Richtigkeit dieser Angaben vollinhaltlich bestätigt. Vgl. die Erklärung A. F. Kulka's gleichfalls vom 10. im Cent. O. f. Juden Nr. 3 vom 15. April S. 45 f. der nach einer Mittheilung aus dritter Hand bestätigt daß die Deputation vom Erzbischof „so freundlich und liebreich empfangen" worden, und der erstern nur vorwirft ihrem Berichte nicht beigefügt zu haben, „daß der Erzbischof von ‚vermeintlichen' Rechten spreche".

**) Smets II. S. 34.

Allein anderseits war es zu wundern, wenn die den Juden in der Reichshauptstadt anfänglich günstige Stimmung allmälig in das Gegentheil umschlug? wenn ihr unziemliches Herzudrängen und Hervordrängen Stimmen der Misbilligung hervorrief? Dabei blieb es nicht, denn bald gingen die Juden von Vertheidigung zum Angriff über, zu Ausfällen gegen das Christenthum, gegen die katholische Kirche und deren Institutionen, Ausfällen der frechsten unverschämtesten Weise. Mußte das nicht empören? Die Juden sagten: „Gebt uns frei! Drückt, verfolgt uns nicht um der Religions-Verschiedenheit willen! Achtet unsern Glauben, unsere Meinungen Sitten und Gebräuche!" Sie selbst aber waren weit entfernt, der ungeheueren christlichen Mehrheit gegenüber in deren Mitte sie weilten, das gleiche zu thun. Sie höhnten und verspotteten, sie verdächtigten und verunglimpften alles was christlich, namentlich was katholisch war, sie besudelten es mit all dem Geifer und Haß dessen ihre Race fähig ist. Vom ersten Augenblicke wo der Kampf gegen die katholische Kirche in Oesterreich begann, waren es Juden, waren es jüdische Flugblätter und Zeitschriften, die hierin das große Wort führten.

Die Folge davon war daß man, nachdem der erste Begeisterungsrausch verflogen, auf christlicher Seite sich fragte, was denn doch das ungestüme Fordern von Begünstigungen in erster Reihe und ohne allen Aufschub zu bedeuten habe, wohin es führen würde? „Verbesserung der Lage der Juden, ja", sagte man sich. „Aber bürgerliche Gleichstellung? Was haben sie denn gethan um eine solche bisher nicht dagewesene Begünstigung zu verdienen? Wollen die Juden b e g i n n e n für Vaterland und Bürger ehrenvoll zu wirken, dann mögen sie den Lohn dafür a b w a r t e n, nicht aber denselben in voraus fordern. Vor allem aber mögen sie aufhören sich in unsere Religions-Angelegenheiten zu mischen, wir stören sie in den ihrigen auch nicht!" Die Stimmung gegen die Juden wurde jetzt in Wien von Tag zu Tag gereizter. An öffentlichen Orten vernahm man die anständigsten Personen gegen das anmaßende aufdringliche Wesen ihrer noch vor kurzem kaum geduldeten Mitbürger sprechen, wobei es an Schimpf und Schmähungen feindseligster Art nicht fehlte *). „Was ist es denn mit diesen Juden", hörte man die Leute reden, „die sich zuerst als den siebenzigsten und gleich darauf als den fünfzigsten Theil der Bevölkerung des Kaiserstaates erklärten, und wenn es so fortgeht sich

*) Wr. Ztg. Nr. 91 v. 31. März.

vielleicht in wenig Tagen für den wichtigsten Theil dieser Bevölkerung erklären werden? Es ist noch gar nicht so lang her daß sich die Juden durch ein gelbes Zeichen kenntlich machen mußten, damit sich jedermann vor ihnen in acht nehme; daß sie ohne Erlaubnisschein die Linien nicht passiren durften und die sich einschleichenden mit Stockprügeln gezüchtigt wurden; daß man die Aufenthaltsorte der Juden monatlich mit der Wache durchsuchte; daß sie in der Nähe von christlichen Häusern nicht wohnen durften ꝛc. Dies alles hat seit geraumer Zeit, obwohl die Juden keineswegs unbedenklich geworden sind, sein Ende gefunden und die Juden werden hier in Oesterreich so mild und liebevoll behandelt daß es wohl nur eine der größten Anmaßungen genannt werden kann, wenn sie es wirklich wagen die Bitte um Erlangung gleicher Rechte mit den Christen Sr. Majestät vorzutragen."

G—s. Die Juden-Emancipation. Stiria Nr. 35 v. 23. März S. 139 f. Unter allen Confessionen interessire man sich für die Juden am wenigsten, die „wegen ihres arroganten Vordrängens längst verhaßt" seien. „Religiöser Fanatismus ist es gewiß nicht der diese Meinung hervorbringt, weil Protestanten Griechen Muhamedaner ꝛc. in Wien die liebevollste Toleranz finden, sondern nur das freche Benehmen empört die Gemüther. Niemand hofft und niemand wünscht diese bürgerliche Gleichstellung, obwohl die Juden sich alle Mühe geben und kein Mittel für schlecht halten dieselbe zu erringen."

Ein Wort über die beantragte Gleichstellung aller Confessionen. Von A. v. Seppenburg; Wanderer Nr. 74 vom 27. März, und Nachtrag dazu im selben Journale Nr. 78 vom 31.

Ein Wort an die Juden! 1 Bl. fol. M. Lell: „Wir stören die Juden nicht in ihrer Religion und niemand schimpft über dieselbe, während die Juden über unsere Religion und deren Geistliche schandvoll schimpfen. Wenn wir etwas über unsere Geistlichen haben so werden wir das schon selber ausmachen, wir brauchen das Judengesindel nicht dazu".

Heinrich Spitzer von Karl Preyßner Garden; Th. Ztg. Nr. 78 vom 31. März S. 315: „Auf die Militairsalve in der Herrngasse fielen in meiner Nähe sieben Personen. Spitzer war darunter. Die Schüße fielen zugleich, sowie die schwer Getroffenen. Wer wagt es nun bei dieser Thatsache Heinrich Spitzer öffentlich vernunft- und rechtgemäß als erstes Opfer bezeichnen zu wollen? Das ist nur ein ungeschicktes, die gute Sache gefährdendes Partei-Manöver .... Kein billig, kein redlich und menschlich denkender Mensch wird sich von dem Wunsche einer Emancipation ausschließen; aber die schöne humane Sache kann durch solches charlatanmäßiges sich-aufdrängen-wollen nicht gefördert werden."

Man erzählte sich in jenen Tagen in Wien, ein wohlhabender Mann habe sich 600 Exemplare einer in Grimma Verlags-Comptoir 1837 gedruckten Schrift: „Beweis aller Beweise daß die Juden nie emancipirt

werden dürfen" bringen lassen um selbe nach allen Seiten zu vertheilen. Wenn es anders mit dieser Thatsache seine Richtigkeit hat — ich habe ein Exemplar dieser Schrift nie gesehen — so langte die ausländische Waare gewiß zu spät am Orte ihrer Bestimmung an. Denn in der Zwischenzeit waren in Wien selbst zwei Flugblätter erschienen die den Leipziger Import überflüßig machten, und schon hörte man die Höckerinen und Gassenverkäufer die Vorübergehenden anrufen: „Kaufen S' mir ab, meine Herrn, d'Juden san nixnutz, war'n nixnutz und bleib'n nixnutz . . Kost' nur vier Kreuzer!" Es war damit ein bei Joh. N. Fridrich gedrucktes Flugblatt gemeint das den Titel führte: „Die Juden wie sie waren, sind — und bleiben werden" und das zunächst gegen die allerorts aufliegende Gleichstellungs-Petition gerichtet war. „Wolle sich", mahnte es das Publicum, „niemand ohne genaue Prüfung der Sache auf jenem Gesuche unterfertigen, ja lieber seinen bereits schon unterfertigten Namen auslöschen!" Zugleich warnte es die Juden selbst: „Wenn der ungelehrte Bürger erfährt der Jude habe gleiche Rechte mit dem Christen, so bricht der jetzt nur durch die gedemüthigte Stellung der Juden unterdrückte Judenhaß mit rasender Furie aus, eine neue Judenverfolgung steht uns bevor, Judenblut wird in Strömen fließen und die Absicht der Juden wegen völliger Gleichstellung der Confessionen wird Jahrhunderte weit hinausgerückt werden, während es jetzt möglich gewesen wäre mit leisen Schritten durch geduldiges behutsames Vorwärtsschreiten und strenge Selbstbeherrschung nach und nach etwas von dem Gewünschten zu erreichen".

Zur selben Zeit erschien im Verlage von Jacob Bader in der Stroblgasse ein anderes Flugblatt: „Nur keine Juden-Emancipation" von womöglich noch eindringlicherem Inhalt. „Lassen wir uns nicht bethören", hieß es, „durch die hochtrabenden Redensarten von ‚Gleichheit der Menschenrechte', von ‚Erhebung einer Nation" u. dgl. m. womit jetzt so viel herumgeworfen wird. Wir entziehen den Juden ihre Menschenrechte nicht, aber wir müßen uns verwahren daß die Juden nicht am Ende *unsere* Menschenrechte antasten. Wenn da behauptet wird daß sich die Juden nur durch Einsetzung in alle bürgerlichen Rechte erheben und ihren Charakter ändern können, so irrt man gewaltig. Denn waren sie im Stande sich als Künstler und Gelehrte zu erheben und großes zu leisten, so war es ihnen gewiß auch möglich ihr Benehmen so einzurichten daß wir sie sowie die Genossen anderer Confessionen hätten *achten*

und lieben können. Allein das scheint nach so vielen Beispielen aus der neuesten Zeit, wo sie nur durch Frechheit zu glänzen strebten, nicht ihre Absicht gewesen zu sein ... Lasset uns daher höchst vorsichtig sein und keinen Schritt unternehmen, den wir vielleicht schon in der nächsten Zeit bereuen könnten. Sie mögen zuerst den frechen Uebermuth ihrer Reichen und Angesehenen dämpfen und die Bescheidenheit, die sie noch gar nicht zu kennen scheinen, zu ihrer ersten Tugend machen — dann wollen wir gern für sie einstehen und handeln!"

Die beiden Schriftstücke waren anonym erschienen. Als Verfasser der zweiten haben die israelitischen Glaubensgenossen den Herausgeber des „Hans Jörgel" in Verdacht genommen und dessen Namen sogar mit Bleistift auf viele Exemplare geschrieben; es ist aber später, und zwar von der Verlagshandlung selbst, Hubert Müller genannt und dabei gerühmt worden, das Flugblatt sei in 25.000 Exemplaren verkauft, in die böhmische polnische ungarische Sprache übersetzt worden. Viel eher als auf J. B. Weis war auf Johann Quirin Endlich zu rathen, aus dessen Feder vielleicht „Die Juden wie sie waren" ꝛc. geflossen. Ein drittes Flugblatt: „Der deutsche Michel und die Juden", in Stockerau von einem sichern Leopold Oesterreicher verfaßt und in Wien von M. Lell gedruckt, erblickte erst zu Anfang April das Licht der Welt, schloß sich aber nach Ziel Sprache und Inhalt völlig an die beiden vorgenannten an.

Die Juden wie sie waren, sind — und bleiben werden. Eine getreue Charakter-Schilderung, Winke und Warnungen für das Volk. 1 Bl. fol. Fridrich, 2 Aufl.

Der jüdische Invalide oder Vertheidigung der jüdischen Soldaten und des Judenthums überhaupt gegen eine Schmähschrift unter dem Titel: Die Juden wie sie waren ꝛc. Von A. Grünhut k. k. Wachtmeister; 8 S. 8vo, Anton Benko, 2 Aufl. „Sie sind", so spricht der k. k. Wachtmeister seinen ungenannten Gegner an, „gewiß auch noch ein Recrut, also kommen Sie zu mir und lernen Sie von einem Juden wie man sich gefahrlos auf ganze Wälder von Bajonetten zu werfen vermag! Ich möchte Sie gern an der Spitze eines Regiments Christen sehen und mich an der Spitze eines Regiments Juden — wer weiß! wer weiß! wer den Sieg davon trüge?"

Die Gemeinheit wie sie war, ist — und stets bleiben wird. Eine getreue Schilderung, Warnungen und Winke für das verständige gute Volk oder: Antwort an den ungenannten Verfasser der Schrift: Die Juden ꝛc. Odi profanum vulgus et arceo. Von Joseph Pollak Dd. d. Rechte. 1 Bl. fol. M. Lell. „Der große Börne sagt: ‚Es gibt Menschen die auf dem Chimborasso der Gemeinheit stehen!' Nirgends

bewährte sich dieser Satz trefflicher als bei dem unbekannten Schmäher", der „unter dem Misthaufen der Anonymität" jenes „von Beschränktheit, starrer Unduldsamkeit, mittelalterlicher Ignoranz, hämischer Verdächtigung starrende Flugblatt herausgegeben".

Welches sind die Laster der Juden? Von J. Redlich; 4to. ohne Druckort, 26. März.

S. B. Im Jahre des Heils 1848. Wr. Ztg. Nr. 91 vom 31. März. (Gegen das Blatt: Die Juden wie sie waren): „Eine so niederträchtige Beleidigung, nicht gegen die Juden, nein gegen die Presse, ist in unserem Jahrhundert noch nie und nirgends zu Tage gefördert worden . . . Und nun ein Wort an Sie, Herr Joh. N. Fridrich — insofern es einen gibt der diesen Namen trägt —, haben Sie auch gelesen was Sie zu drucken sich nicht schämen? Ich erkläre Sie für einen Ehrlosen (und die Redaction wird Ihnen meinen Namen nennen), bis Sie nicht jenen Schändlichen genannt haben der so verbrecherische lügenhafte Aufwiegelungen unter das Volk wirft" rc.

Aufruf! Zur Wachsamkeit gegen die Juden-Emancipation. Als Antwort über die in der Wr. Ztg. vom 31. März eingeschaltete Juden-Notiz. Von M. Dobner; 1 Bl. fol. Ludwig.

Nur keine Juden-Emancipation! Von einem Freunde der guten Sache. 1 Bl. fol. Benko; zu haben Jacob Bader Stroblgasse, 2 Aufl. Auch unter dem Titel: Ein ruhiges Wort gegen die Juden-Emancipation. Von einem F. d. g. S. 1 Bl. fol. Benko, 2 Aufl.

Nur keine Juden-Emancipation oder der geputzte Hans-Jörgel mit dem Motto:

> Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
> Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Von Rudolph Weinberger Garde im ak. Corps, 2 Bl. 8vo Klopf und Eurich, 2 Aufl. Der Verfasser hielt J. B. Weis für den Verfasser des Flugblattes, den er mit allen möglichen Ehrentiteln bedachte: „Obscurant", „wie eine Eule das Tageslicht scheuend", „der in der Verdummung des Volkes mit dem gestürzten Regimente gleiche Zwecke verfolgte" und jetzt gegen die Juden schreibe „aus blosem boshaften Neid weil so viele jüdische Talente ihn überstrahlen" u. dgl. m.

Joh. Bapt. Weis entgegnete in seinem „Hans-Jörgel" 8. Heft vom 15. April S. 3—15: „Von ein'm Garden im akademischen Corps hätt' i mir eine solche Frechheit nit vorg'stellt, daß er jemand glei offen als Verfasser nennt, auf die gemeinste Winkeljudenart insultirt, der von dem Flugblatt gar nix g'wußt hat bis 's erschienen is". Er müsse Weinberger „für ein'n ehrlosen Schuft anschauen und öffentlich erklären", da er „ohne den geringsten Beweis jemand öffentlich angreifen kann, wo noch dazu der Verfasser von der genannten Flugschrift allgemein bekannt ist". W. erzählt, es sei eine „Fratschlerin" zu ihm gekommen und habe ihm gesagt: „Schaun's Herr Hans Jörgel, da is was erschienen wo S' wegen die Juden 'nunterg'rissen werd'n. I weiß schon daß 's nit von Ihnen is, und deßweg' verkauf's i a nit."

Abfertigung und letztes Wort an Hansjörgel &c. (mit einer Carricatur ober dem Titel). Von N. Weinberger &c.; 1 Bl. fol. ohne Druckort.

Antwort der Holzscheiber an den Juden Weinberger; 2 Bl. 4to Jos. Ludwig. Geschimpfe von der allergemeinsten Sorte gegen Weinberger, dem mit einer Tracht Prügel gedroht wird, weil er „die Küchenmägde Höckerinen Trager und Holzscheiber" auf die niederste Stufe der Intelligenz gesetzt.

Die Emancipation der Juden betreffend. Von Dr. Hammerschmidt. Zft. f. den Landwirth Nr. 9; Wr. Ztg. Nr. 90 v. 30. März S. 418; besonders abgedruckt 1 Bl. 4to Leop. Grund: „Ein namenlos schmutziges Placat unter dem Titel: ‚Ein ruhiges Wort' &c. überhäuft das Judenthum mit Schmähungen" &c.

Offenes Schreiben an den Hansjörgel. Von Eduard Tirmann N. G. Wien 1848 Josephstadt Langegasse Nr. 58; 2 Bl. 4to.

Der tückisch dumme Jude und seine hochweisen Gegner. Motto: Tempora mutantur etc. Uebersetzung à la Hans-Jörgel: D'Zeiten schieb'n führi, d'Juden a abschieb'n". Von J. Großheim; 2 Bl. 8vo A. Dorfmeister.

Entgegnung auf die Flugschrift: Nur keine Juden-Emancipation &c.; 1 Bl. 8vo, ohne Druckort.

Soll man die Juden emancipiren? Eine kosmopolitische Frage.

Motto: Nimmermehr kann der Christ Christ sein ohne Mensch zu sein, wenn auch der Mensch Mensch sein kann ohne Christ zu sein.

Von D. Bardach N. G. 1 Bl. 4to, typ.-geogr. Kunstanstalt.

Nicht gegen, sondern für die Juden-Emancipation. Von W. Becker; 1 Bl. 4to M. Lell. Mit den Versen als Motto:

Wie kann es bei uns besser werden,
wenn jeder Scribler den Nächsten schmähen kann?
Verschwinden soll das Unrecht hier auf Erden —
doch nimmt die Presse auch das schlechte an!

Daß ein Verfasser so schlecht kann denken
und hilft der Nächsten Recht verschmäh'n!
Das gute Recht läßt sich nicht mehr beschränken,
auch Hilfe wird dem armen Volk gescheh'n.

Der Verfasser erzählt einen Fall aus seinem Leben wo er, in Noth gerathen, vergebens auf ein altes Kunstwerk 100 fl. entlehnen wollte, bis ihm der jüdische Hof-Juwelier Anton Biedermann den Betrag ohne Pfand mit dem Wunsche geliehen: es möchte ihm gelingen das Kunstwerk um einen höhern Betrag anzubringen. „Dankbarkeit führte mir die Feder daß ich, ein Mann von siebenzig Jahren, dieses hiemit erwähnte".

Der deutsche Michel und die Juden.

Jetzt regiert der Jud die Welt;
denn er hat das meiste Geld,
besitzt mitunter auch Verstand,
doch Trug und List steckt unter dem Gewand.

Von Leopold Oesterreicher, Stockerau Nr. 102, 1 Bl. fol. M. Lell; 3. April: „Deutscher Michel, schieb deine Schlafmütze zurück

und reib dir mit beiden Händen die Augen, schau um dich herum wie du willst und du siehst überall Juden! Wo du gehst und hintrittst nichts als getaufte und ungetaufte d. h. falsche und echte Juden! Sie bilden die Milchstraße auf Erden. Die ersten keckſten Stimmführer der Bewegung, die frechsten Journalisten die den größten Despotismus über alle jene üben die nicht zu ihrem politischen Glaubensbekenntnisse gehören, die sie schimpfen, verachten, mit Satyre geißeln und späterhin gewiß auch noch verfolgen werden ... Sie bilden unter sich ein Heer von Polizei-Spitzeln."

Die Juden-Herrschaft von B—ch (Bardach?) 1 Bl. fol. M. Lell, 2 Aufl. Gegen „den von Eigennutz stinkenden und den faulen Geruch des Neides verbreitenden" Oesterreicher gerichtet. Der Verfasser versichert am Eingange und wiederholt am Schluße: „Ich bin kein Verfechter der Juden und will auch keiner sein", eine Behauptung welche der ganze Inhalt seines Flugblattes widerlegt.

Der Juden-Galgen. Von J. R. (Redlich?) 1 Bl. fol. M. Lell. Gleichfalls gegen Oesterreicher gerichtet. Der Verfasser erzählt die Geschichte von Haman und Mardochai und droht dann: „Ist diese Geschichte alt oder neu? Ist es nicht Mode geworden daß jeder elende Wicht, der ärmste, der niedrigste, der ehrloseste ... gegen die ganze Judenherrschaft aufzutreten sich erfrecht? .. Ich sage euch, ihr persischen Hamans, ihr spielt ein gewagtes Spiel. In der ältern Zeit stand bei solchen Auftritten der Galgen, in der neuen Zeit steht wenigstens der Pranger im Hintergrunde!"

Die Wirkung der gegen die Juden-Emancipation gerichteten Flugblätter war durchschlagend. Namentlich von dem Bader'schen wurden in den ersten zwei Tagen 8000 Exemplare verkauft; es wird, wie sich der „Wanderer" Nr. 73 vom 25. März schreiben ließ, „mit der größten Gierde vom Publicum verschlungen." Im selben Blatte theilte Ritter von Seyfried seinen Lesern mit, er habe einen ihm zugeschickten Aufsatz gegen die Juden zurückgewiesen; es sei an dem Bader'schen genug, da selber die Frage „mit Besonnenheit und sine ira ganz erschöpfend" behandle. „Mögen die löblichen Behörden das Factum beherzigen", fügte der Herausgeber des „Wanderer" bei, „daß sich so zahlreiche Stimmen mit wahrer Erbitterung gegen die Juden erheben; aber die Journale mögen endlich ermüden die unausgesetzten Schmähungen gegen die Juden dem Publicum zur Lecture anzubieten." Eine Numer später, „Wanderer" Nr. 74, versicherte der Herausgeber, es vergehe, „in Wahrheit sei es gesagt, nicht eine Stunde des Tages wo mir nicht ein schmähender Artikel gegen die Juden zur Veröffentlichung zugesendet wird."

Daß von jüdischer Seite alles erdenkliche geschah die Verbreitung der gegen sie gerichteten Blätter zu verhindern, war ebenso begreiflich als daß sie dadurch ihre Sache nur um so schlimmer machten. An demselben 25. März,

wo Seyfried seine Erklärung brachte, erschienen im Bader'schen Verkaufsgewölbe in der Stroblgasse mehrere Juden und erklärten der Frau, die zur Zeit allein an Ort und Stelle war: „es müßten alle Ankündigungen des Aufsatzes ‚Nur keine Juden-Emancipation' sofort beseitigt, die noch vorhandenen Exemplare desselben vertilgt werden; das sei der Befehl des Nationalgarde-Ober-Commandanten Grafen von Hoyos." Die Frau ließ sich nicht einschüchtern, sondern schickte um ihren in der Nähe befindlichen Mann, worauf jene eilig das Fersengeld nahmen.

Wanderer Nr. 74 vom 27. März: „Unerhörte Frechheit der Juden". In Nr. 77 vom 30. brachte dasselbe Journal ein „Sendschreiben an den Ritter von Seyfried" rc. von Simon Deutsch und in Nr. 80 vom 3. April ein „Offenes Sendschreiben" Leopold Breuer's. In beiden diesen Aufsätzen wird die Thatsache nicht geläugnet, sondern nur der Redaction resp. dem christlichen Publicum vorgeworfen daß sie, was einzelne „jedenfalls unerfahrene Individuen" etwa unziemliches begangen haben mögen, der ganzen Nation zur Last schreiben und darauf hin sich in ihren judenfeindlichen Tendenzen bestärkt finden.

Angesichts eines so ausgesprochenen Widerwillens der Wiener Bevölkerung war es für die Wortführer des Judenthums das klügste, die Angelegenheit die ihnen so sehr am Herzen lag, wo nicht ganz fallen, doch bis auf bessere Tage und günstigere Umstände ruhen zu lassen. Trotz aller Anstrengungen von ihrer Seite war die Zahl der Unterschriften zu Gunsten ihrer Petition eine verschwindend kleine; einer nicht näher verbürgten Mittheilung zufolge wären es alles in allem keine 20 gewesen: „Wer stellt nun die Petition? Das Volk oder die Juden?" Die Kleinheit jener Ziffer mag übertrieben gewesen sein; allein auffallend war es jedenfalls daß dieser Angabe nicht widersprochen und daß in keinem der vielen Organe, über welche das Judenthum vom ersten Augenblicke der errungenen Preßfreiheit geschäftig und geschäftlich verfügte, die Anzahl der erzielten Unterschriften namhaft gemacht wurde, was sie gewiß nicht unterlassen haben würden wenn die Ziffer eine halbwegs stattliche Höhe erreicht hätte. Daß der ganze Petitions-Schwindel ein gelindes Fiasco erlebte ging auch aus der Klage der judenfreundlichen „Constitution" hervor: die Petition sei „bei den bestehenden Vorurtheilen des Volkes" zu früh gekommen.

Doch all das konnte die Wiener Bekenner des mosaischen Glaubens nicht abhalten ihr Gesuch an die gehörige Adresse zu bringen. Am 27. März 10 Uhr vormittags erschienen Heinrich Sichrovsky, Dr. Maxim. Engel und L. A. Frankl zur Audienz bei Sr. Majestät, in Aller-

höchstdessen Hände sie ihr Schriftstück niederlegten. Der Bescheid des Monarchen lautete, daß Er „den Gegenstand berathen" und „alles was gerecht ist geschehen werde." *)

* * *

In Prag traten die Juden von allem Anfang nicht so anmaßend auf und nicht so aufdringlich hervor wie in Wien. Einmal war der böhmische Jude von altersher in eine viel eingeschränktere abseitigere demüthigendere Rolle gedrängt als daß er so mit einem Ruck überall hätte in die erste Reihe treten, namentlich unter den Studenten größern Einfluß an sich reißen können. Dann aber fehlte dem Prager Judenthum der wichtigste Hebel der demselben in Wien von den ersten Tagen der neuen Freiheit ein so großes Uebergewicht verschaffte: die Beherrschung der periodischen Presse. In Prag war den Juden der eine große Bestandtheil derselben, der gerade jetzt mit so gewaltigen Mitteln zu arbeiten begann, vollständig verschlossen: in den Redactionen aller nationalböhmischen Blätter gab es gewiß nicht einen Juden. Aber auch die deutschen Zeitungen waren fast durchaus in christlichen Händen, und wenn auch das jüdische Element unter den Mitarbeitern Agenten Notizlern derselben Eingang fand, so war das doch bei weitem nicht in solchem Grade der Fall als in Wien oder Pest. Gleichwohl fanden die in Wien veröffentlichten judenfeindlichen Flugblätter in Böhmen schnelle Verbreitung, wurden in tausenden von Exemplaren nachgedruckt und mit den speciell böhmischen Verhältnissen entnommenen Randglossen bereichert. Das Kreuzfeuer von Schriften und Gegenschriften, von Repliken und Dupliken war in der Hauptstadt Böhmens ein nicht minder lebhaftes als an der blauen Donau, ja man stieß da mitunter auf Auslassungen von einer unerhörten Gereiztheit. So trat ein halb verdeckter W. St—ch mit Vorschlägen von Mitteln hervor durch welche „allmählig der jetzt schon so stark zunehmende Judenzuwachs bedeutend vermindert werden, der Judenhandel aufhören" könnte: von den Judensöhnen solle wie bisher nur der erstgeborne heiraten dürfen; fremden Juden solle kein Aufenthalt über 24 Stunden gestattet, der Juden-Tandelmarkt von St. Gallus in die Judenstadt übertragen werden u. dgl. m. Das ärgste unter dem vielen argen, was in jenen Tagen in Prag veröffentlicht wurde, war

*) Smets Das Jahr 1848 II S. 31.

wohl ein Flugblatt J. Winkler's, der dem Dr. Wessely, einem Vertheidiger seiner so schwer angegriffenen Glaubensgenossen, mit der boshaftesten Ironie vorhielt was derselbe verschweigen solle, um der Sache der er nützen wolle nicht noch mehr zu schaden. Die judenfeindlichen Flugblätter fanden um so schnellere Verbreitung als sie nicht blos auf der Gasse verkauft, sondern mitunter verschenkt wurden.

Nur keine Juden-Emancipation 2c. Joh. Spurný, 1 Bl. fol. Der Herausgeber versichert, er habe von dem Aufsatze „als aufmerksame Warnungstafel für meine christlichen Mitbürger" 4000 Abdrücke auf seine eigenen Kosten veranstaltet.

Ein ruhiges Wort 2c. 1 Bl. Vetterl'sche Buchdruckerei unter Leitung des Fr. Groll; mit Anfügung einer die böhmischen Judenverhältnisse betreffenden größeren Anmerkung.

Die Juden Böhmens in den letzten Tagen. Ein Wort eines Christen an seine Brüder. Von Christian Heinrich; 1 Bl. fol. C. W. Medau (Beil. zur Prager Ztg. Nr. 63). Gegen das Spurný'sche Flugblatt gerichtet.

Erklärung. Von Dr. Wolfgang Wessely. Bohemia Nr. 55 v. 6. April Gegen die Vetterl' und Spurný'schen Flugblätter.

Für Christen und Juden. Von W. St—ch: 1 Bl. fol. Vetterl.

Ein Wort im Interesse der Juden an alle Menschenfreunde in und außer Prag. Von Fernando Steinhausen; 1 Bl. fol. Spurný.

Sendschreiben an Herrn Dr. Wessely Vertreter der Juden-Emancipation. Von J. Winkler; 1 Bl. fol. ohne Druckort, 3 Auflagen. Dopis panu doctorovi W—mu a t. d.; 1 Bl. fol. ohne Druckort: „Schweigen Sie, wohlgeborner Herr Doctor, ganz über den Hausierhandel, sagen Sie darüber ja nichts; denn, sehen Sie, wenn der Jude auf dem Lande nicht von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus ginge, nicht bei dieser Bäuerin Kaffee und Zucker, dort bei jener ein Kleid, ein seidenes Tuch verborgte, wofür ohne des Hausvaters Wissen, für Luxus der leicht entbehrlich ist, der dreifache Werth in Getreide abgezahlt wird: wo das Landvolk, statt in Einfachheit zu bleiben, mit Genüssen die sein Verderben sind, dem Juden aber den Beutel spicken, bekannt wird — von dieser Landpest, Herr Doctor, reden Sie nichts! Daß die Juden Herrschafts-Felder pachten, solche von Christen, wie wenn diese der Juden Zugthiere wären, bearbeiten lassen, während sie auf der faulen Haut liegen oder auf dem Schacher schlenkern, bitte auch nichts zu sagen. Daß die Juden ihre Fräulein Töchter statt zur Arbeit, zu Dienstboten die waschen kochen und arbeiten, lieber zu Ladenjungfern, zum Schacher erziehen, ihre Stuben aber von christlichen Dienstboten reinigen und von ihnen sich kochen lassen, das bitte ich wieder nicht zu sagen; denn es könnte sonst den christlichen Mädchen einfallen daß es unwürdig sei einen Juden zu bedienen und Ihre Hulden und Huldinen, Herr Doctor, müßten dann in Schmutz verfaulen; das wäre doch Schade um die Lieben! Daß die jüdischen Fabriksherren, welche 400 Arbeiter

heute beschäftigen und, wenn sie morgen den vermeintlichen Profit nicht haben, gleich 200 und noch mehr entlassen und die armen brodlos machen, wie sich das so oft und fast jedes Jahr ein paarmal wiederholt, da müßen Sie auch schweigen u. s. w.

Entgegnung an Herrn J. Winkler in Betreff der Juden. Von Joseph Riedel; 1 Bl. fol. ohne Druckort.

Einige Worte an Herrn J. Winkler. Ueber die Juden. Von F. Swoboda; 1 Bl. fol. Betterl. Er wirft ihm vor, seiner Pflicht als constitutioneller Bürger zuwider zu handeln, „wenn er besonders jetzt die Bewohnerschaft gegen eine Nation aufzureizen“ suche, „deren Fehler größtentheils nur aus den Beschränkungen hervorgehen mit denen wir selbst sie noch immer bedrücken.“ Er widerlegt dann einige der erhobenen Vorwürfe: „Sie zeihen den Juden des Schmuggels, während gerade an jenen Gränzen Böhmens wo der größte Schmuggelhandel getrieben wird, wo sich die berüchtigsten Schleichhändler befinden, gar kein Jude sich aufhalten darf . . . Sie zeigen auf die jüdischen Fabriksherren und schämen sich nicht dieses Frevels. Wissen Sie auch daß diese Herren trotz der eingetretenen Handelskrise, trotzdem daß jetzt an Absatz gar nicht zu denken ist, mehr Menschen beschäftigen als früher und sich zur Unterstützung des allgemeinen Wohles gänzlich aufreiben?“

Der Jude. Sendschreiben an den wohlgebornen Herrn J. Winkler. Von A. Póper; 1 Bl. fol. Jos. Spurný. Aehnlich wie das vorige: „Daß Sie die Juden des Schmuggelhandels beschuldigen, bitte ich zu bemerken wie solche nur als Mitwirkende, nicht aber als allein theilhabende Thäter erscheinen, und inwiefern dieselben durch die ihnen in Ansehung der Nahrung gelegten Schranken zu dieser und noch andern ihnen aufgebürdeten Beschuldigungen (? Beschäftigungen) ihre Zuflucht nehmen müssen . . Was Sie in Betreff der Dienstboten sagen, müssen Sie wissen daß auch dadurch hunderte Menschen auf ehrliche Weise ihre Nahrung finden, und daß solche Mädchen an Ernst und Fleiß sich gewöhnen um nicht der Menschheit durch Ausschweifungen aller Art nachtheilig zu werden. Uebrigens hätten dieselben nicht eine gehörige Behandlung, so würden sie sich auch nicht dem Dienste eines Juden unterziehen“ &c.

Židé v Čechách a jejich jednání ku zkáze rolníku sladku a jiných řemeslníků a obchodníků s ohledem na jejich žádost o městské práva. V Praze na velky pátek 1848; 1 Bl. fol. ohne Druckort. Unterzeichnet Jan Zobákoský – Vincenc Škaja — Jan Rafka vlastenci. Im Eingange werden Herr Bader in Wien „a zvláště náš milý vlastenec J. Winkler“ mit dem wärmsten Dank bedacht. Vgl. vor. Jahrg. S. 124.

„Man charakterisirt unser Jahrhundert“ &c.; 1 Bl. fol. ohne Druckort und Verfasser. Anonymus warnt die Juden, sie würden durch die Emancipation ihrer Entnationalisirung, der Enteignung ihrer Religion die ja bei ihnen eins mit Nation sei, entgegengehen. Die Nicht-Juden aber hätten alle Ursache sich mit der Emancipation nicht zu übereilen; denn „haben die Juden jemals das Streben an den Tag gelegt den Unter-

schied abzustreifen zwischen Juden- und Staatsbürgerthum? Haben sie dazu beigetragen die Scheidewand zu untergraben, die das Judenthum mitten im Ocean der Völker zu einem einsamen Eilande macht? . . Würde der Jude nicht ausschließlich an dem Handelszweige die goldenen Früchte pflücken, würde er das Schurzfell um die Lenden binden, den Hammer, die Ahle, den Meißel ergreifen, würde er sich seine Bedürfnisse nicht von Christen befriedigen lassen, sondern mit eigener Hand dieselben erzeugen, gewiß wäre schon dadurch factisch ein großer Schritt zur Gleichstellung der Juden gethan" . .

Bei den Verhandlungen des Prager Bürger-Ausschusses, die in den letzten März- und ersten April-Tagen gepflogen wurden, konnte die Judenfrage nicht umgangen werden, so sehr man dies bei der gereizten Stimmung des Publicums wünschen mochte. Der Landes-Advocat Dr. Kliebert suchte die Ansprüche der Theorie mit den Forderungen praktischer Klugheit derart zu vereinigen, daß er beantragte die vollkommene Gleichberechtigung der Juden mit den Christen im Grundsatze auszusprechen, allein die Einführung dieses Grundsatzes in's Leben bleibe einstweilen aufgeschoben und gehe überhaupt allmählig vor sich; er befürwortete die bürgerliche Ehe als ein Mittel die verschiedenen Glaubensbekenntnisse einander zu nähern.

V.

Katzenmusiken und Liguorianer-Hetze.

In den Nachmittagsstunden des 13. März waren sechs Personen, darunter ein auf Urlaub befindlicher Lieutenant Schill, in die Kirche Maria am Gestade gedrungen und hatten einen Wegweiser auf den Thurm verlangt wo sie Sturm läuten wollten *). Eine feindselige Absicht gegen das Kloster und die Patres lag dabei nicht vor; ja als in einigen Tagen darauf Gerüchte auftauchten das gemeine Volk habe Gewaltthätigkeiten wider die Redemptoristen im Sinne, da waren es Abtheilungen

*) Smets S. 62 f. wo auch erzählt wird, Schill sei in Folge dieses Benehmens vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt worden, die Redemptoristen hätten aber für ihn um Gnade gebeten; auch die Aula habe sich zu seinen Gunsten verwendet, er habe darauf den Dienst quittirt und sei in die Nationalgarde getreten . . . Zu bemerken wäre übrigens daß sich im Militair-Schematismus für 1848 ein Lieutenant dieses Namens nicht findet, wohl aber ein Ober-Lieutenant Ferdinand v. Schill bei dem in Italien garnisonirenden L.-Inf.-Reg. Kaiser Ferdinand Nr. 1.

der neugeschaffenen Volkswehr selbst welche den geängsteten Geistlichen das Wort gaben sie gegen alle Unbild zu schützen*). Es verging aber kaum eine Woche und die bedrohlichen Wahrzeichen wurden allgemein und dringender, so daß schon am 21. die „Gegenwart" ihren Lesern mittheilen zu können glaubte: „Die Liguorianer sollen Wien bereits verlassen haben; soviel ist gewiß daß ihr Kloster geräumt ist und daß die Priester von St. Stephan den Gottesdienst in ihrer Kirche versehen". Die Nachricht war falsch und mochte sich darauf zurückführen lassen daß die Patres, um ihrer persönlichen Sicherheit willen, entweder vom Erzbischof sich die Erlaubnis erwirkt oder auf eigene Verantwortung zu der Auskunft gegriffen hatten, ihre auffallende seit Jahren im Publicum misliebige und von frivoler Seite verspottete Tracht abzulegen und sich weltpriesterlicher Kleidung zu bedienen.

Allein das Hetzen und Schüren hörte nicht auf, und die Gassen-Literatur hatte einen großen Theil daran. Weil man sich's nicht nehmen ließ daß Jesuiten und Liguorianer des gleichen Ursprungs und Charakters seien, wurden alle schon hundertfältig widerlegte Verläumdungen gegen die Jesuiten von neuem aufgetischt, als ob es die ausgemachtesten Wahrheiten wären. Ein unwissender Glaser-Gesell Friedrich Unterreiter, der von Anbeginn der Revolution die Wiener Welt mit seiner Gemeinheit, mit seiner Gehässigkeit gegen alles was nicht seinesgleichen, erfüllt hat, und der vom Judenthum zum Protestantismus übertretene Mathias Emanuel Löbenstein waren es die in diesem Concert die erste Violine spielten. Jener veröffentlichte ein „Armenseelenlichtl für Jesuiten" ꝛc. mit dem Motto des „Alexander Borgia General des Ordens: Wir werden uns einschleichen wie die Lämmer" ꝛc., eine Sudelei wie es nur je eine gegeben. Der andere schenkte der Welt eine Flugschrift: „Der Jesuit", blöd in jeder Beziehung, selbst in der Sprache mit welcher der gute Mann nicht ohne die gröbsten Verstöße umsprang. Der Jesuitismus ist ihm „die gemeine Bosheit, das organisirte Laster, ein in allen seinen Theilen und Stufungen verderbter Verein". Der Jesuitismus sei eins mit Dragonade Königsmord Verdummung des Volkes, mit allem was geisttödtend und tyrannisch ist: „Versteigt euch bis in die Wolken, badet euch in Luftwellen — ein Rucker der Hand und der schmutzige Kerker umfaßt euch, ein Rucker und das Ahnen und Träumen von Menschen-

*) Die Redemptoristen-Congregation zu Wien S. 14 f.

verbrüderung und allem süßen Plunder hat ein Ende!" Der Jesuitismus habe „Oesterreich von der Höhe seiner politischen Größe herabgestürzt". Der „edle Heinrich IV. von Frankreich", der „vortreffliche Wilhelm von Oranien", gefallen durch die Hand von Meuchelmördern „welche die Jesuiten geschickt hatten", der Papst Clemens IV. dem sie Aqua tofana beigebracht, und vor allem und als Quintessenz von allem der Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel"*) waren die Paradepferde die von Löbenstein dem Wiener Publicum in allen möglichen Gangarten der spanischen Schule vorgeritten wurden.

Armenseelenlichtl für Jesuiten Liguorianer und Redemptoristen. Von Friedrich Unterreiter. 2 Bl. gr. 8vo M. Lell, 5 Auflagen, die 5. in zwei Ausgaben.

Der Jesuit. Von Mathias Emanuel Löbenstein.

> Sie binden aber schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals; aber sie wollen dieselben nicht mit einem Finger regen und lassen dahinten das schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit, den Glauben. Matth. 23. 4, 24.

gr. 8vo, 16 S., ohne Druckort. Die Schrift besteht eigentlich aus zwei Theilen, der erste ist der Vertreibung der Jesuiten, der zweite der Emancipation der Juden gewidmet. Besonderes Wohlgefallen hat der Verfasser an dem Worte „Dragonaden", das dreimal vorkommt, natürlich immer in Verbindung mit den Jesuiten S. 4, 9, 10.

Wie die Jesuiten abgerichtet werden. 1 Bl. fol. Jos. Ludwig. Darin kommen u. a. folgende Ordensregeln vor: „Vor allem versuche dein Glück bei den Frauen; nicht an Adam sondern an Eva hat die Schlange ihre Künste versucht, weil sie wußte daß, wenn sie nur erst das Weib hat, ihr der Mann gewiß nicht entgehen würde . . . Gehe stets mit gesenktem Haupte und mit krummem Rücken einher, dann wirst du gewiß dein Ziel erreichen; denn du weißt daß die Katze den Buckel am meisten krümmt wenn sie der Maus am nächsten ist . . . Kannst du

---

*) Allerdings war damals der Preis von 1000 Thalern noch nicht ausgeschrieben, den der hochw. P. Roh im Herbst 1852, erstens demjenigen auszuzahlen sich erbot, der der juridischen Facultät zu Bonn oder Heidelberg oder Halle „ein von einem Jesuiten verfaßtes Buch vorweist, in welchem nach Urtheil der Facultät der infame Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, entweder in diesen oder in gleichbedeutenden Worten enthalten ist"; wer dagegen, hieß es zweitens, „ohne diesen Beweis erbracht zu haben, mündlich oder schriftlich dem Jesuiten-Orden jene schändliche Lehre zuschreibt der ist ein ehrloser Verläumder". Es sind seitdem zwanzig Jahre verlaufen, es hat sich mancher evangelische Pastor oder Professor den fetten Preis zu verdienen erhofft, es ist aber der letztere noch keinem zugesprochen worden, daher sie und so viele andere dem im zweiten Punkte ausgesprochenen Verdicte verfallen mußten. S. näheres in P. Roh S. J. Das alte Lied: „Der Zweck heiligt die Mittel" im Texte verbessert und auf eine neue Melodie gesetzt; Freiburg i. B. Herder 1869; kl. 8vo 32 S.

aber in Augenblicken heftigster Aufregung dein Gesicht nicht beherrschen, dann stochere dir die Zähne, so wird es dem größten Physiognomen unmöglich sein aus deiner unleserlichen Mienenschrift klug zu werden . . . Du kannst stehlen rauben morden ehebrechen, aber nur alles zur Ehre Gottes".

Was die Wiener Redemptoristen oder Liguorianer insbesondere betraf, so war es geradezu unbeschreiblich was ihnen alles damals nachgesagt wurde, und zwar nicht blos von Subjecten à la Löbenstein oder Unterreiter; gegen sie machten alle Chorus, den „Urzopf" Ebersberg und den „schwarzgelben" J. B. Weiß nicht ausgenommen. „Was versteh'n diese Scheinheiligen unter Religion?" hieß es im „Hans-Jörgel" Heft 8 S. 32 f. „Ein'n schönen Ueberzug über ein'n faulen Körper! Wann das Innere no so schlecht und vermorscht is, wann gegen seine Mitmenschen nit ein Funken Gefühl in seinem Innern lebt, wann er ein'm mit seine Tiegerklauen die Haut über die Ohren zieht und mit sein'm Basilisken-Blick vergiften möcht, dann kniet er sich nieder und discurirt mit unsern lieben Herrgott als ob er schon primo loco auf das Himmelreich vorg'merkt wär. . . Beim Rechnen hat man Faullenzer und es darf einer nur in den Faullenzer ein'n Blick werf'n, so hat er das schwerste Exempel aufg'löst, solche Faullenzer zum Himmelreich hat man bei die Liguorianer 'kriegt". Er schimpft sie Scheinheilige Betbrüder Mucker Augenverdreher, ein „Gewürm" das seine Fäden überall ausspinne; „denn i hab manche kennen g'lernt, die nur auf diesem Weg zu Aemtern und Würden kummen sind und kummen wollten".

Aber frömmelnde Gleißnerei war das geringere was man ihnen vorwarf; daß sie im Dienste der geheimen Polizei ständen, daß sie durch Dienstboten alle Familien-Geheimnisse ausspionirten, daß sie ihren Einfluß auf die Frauen für ihre eigensüchtigen Zwecke auszubeuten wußten, das waren die schweren Anklagen die sie trafen. „Die Weiber hab'n 's verleit't daß sie den Männern 's Geld und das Silberzeug g'stohl'n und ihnen zur Ehre Gottes zutrag'n hab'n. Viele Frauenzimmer sein bis zum Wahnsinn trieb'n word'n. Unbekümmert um Kinder und Verwandte hab'n 's durch ihre Erbschleichereien zahlreiche Familien an den Bettelstab 'bracht". (Hans Jörgel Heft 12 S. 19). Der „in Liguorianer umgetaufte Nachwuchs" der Jesuiten, hieß es in einem Flugblatt, „errichtete den Altar auf welchem Dienstleute ihren mühsam ersparten Liedlohn, Landleute ihr im Schweiße erworbenes Geld als Opfer spendeten. Dieser Nachwuchs beraubte mittelst erpreßter oder erschlichener Schenkungs-

urkunden viele ihres rechtmäßigen Erbes, sein fanatisches: ‚der Zweck heiligt das Mittel‘ erlaubt sich unter der Larve Gerechtigkeit alles zu seinem Nutzen und treibt mit dem Heiligsten ein Monopol. Ist das Religion?“

Aber „wenn ihre Beichtkinder unglücklich genug sind arm zu sein“, was dann? Dann haben, sagten die Ehrabschneider, die Patres den Beruf „stachelige Geißelkränze um den Leib zu schnallen, nämlich schönen Mädchen und um den nackten Leib.“ Von dem Hause der „Büßerinnen“ auf der Wieden*) bekam man die unglaublichsten, zum Theil, wie die obige Stelle zeigt, unfläthigsten Dinge zu hören. Vernehmen wir noch einmal unsern Biedermaier aus Gumpoldskirchen! „Ich bin“, erzählt er uns (Heft 8 S. 33 f.), „einmal mit so einer Büßerin bekannt worden die mit ein'm Laienbruder aus dem Kloster bei Stein austret'n is und die sich g'heirath hab'n; da hab i mein Wunder g'hört was die für Schilderungen g'macht hab'n!“ Auf dem blosen Leib hätten die Büßerinen „eine Art Ketten mit spitzigen Hacken“ (cilicium) getragen; alle Freitag sei im Finstern allgemeine Geißelung vorgenommen worden, jede Geißel bestehend aus fünf oben in einen Knopf zusammengebundenen Strickeln, die Spitzen, damit sie mehr angreifen, in Wachs eingelassen: „wer bei dieser Geißelung nit recht zug'schlag'n hat daß der Nachbarin das Blut ins G'sicht g'spritzt hat, dös war keine würdige Büßerin“. Mit der Oberin durften sie, um sich in Demuth zu üben, nur knieend reden; zu bestimmten Zeiten sei öffentliche Beicht vor dem ganzen Convent gewesen, „und daß die Oberin alles erfahrt, hab'n die Beichtväter aus der Beicht kein Geheimnis g'macht, sondern der Oberin alles zu'tragen ... Unter den verschiedenen Strafen war daß sich eine im Refectorium mit'n G'sicht auf die Erd'n legen mußt', und da sein die Schwestern alle über sie hinüber und auf sie 'naufg'stiegen. Wann eine nit beim Tisch essen durft', so mußt' sie um's Essen bei die Schwestern betteln, da hat sie sich vor jeder nieder'kniet und hat ein'n Löffel voll 'kriegt, wo Suppen Zuspeis Mehlspeisen ꝛc. alles durcheinander kummen is“.

Wenn die frommen Schwestern in solcher Weise durch Bußen und Kasteiungen mit Marterwerkzeugen aller Art die Qualen der Hölle oder mindestens des Fegefeuers zu erdulden bekamen, so blieben ihnen, ihre Verläumder zu hören, die Freuden des Paradieses nicht verschlossen, und

*) Jahrgang 1882 S. 109 f.

dies zwar im Umgang mit ihren geistlichen Tröstern. Waren es doch diese welche die Auswahl der frommen Lämmer trafen! Anton Langer entblödete sich nicht, seinen Lesern die Geschichte von „zwei schönen Töchtern" zu erzählen die sechs Tage nicht nach Hause gekommen waren, bis sie der Vater im Hause der Büßerinen gefunden, aber in welchem Zustande! Aber das sei bei den Liguorianern etwas alltägliches gewesen. „Haben sie ein Mädchen das zu ihnen beichten kam, wie es der katholische Geistliche soll, absolvirt? Haben sie nicht, unter dem Vorwande die Lossprechung sei unmöglich, dieselben auf ihr Zimmer bestellt? Was ist dort geschehen?" Gewiß seien sie, selbstverständlich wenn sie schön waren, in das Haus der Büßerinen gekommen und ganz absonderliche Bußen seien ihnen dort auferlegt worden! Als einer der gewöhnlichsten wußte man vom Schubkarrenführen zu erzählen; nur daß die Gelehrten darüber streitig waren, ob die Büßerinen von den geistlichen Herren oder umgekehrt die geistlichen Herren von den Büßerinen geführt wurden, also ob es Strafe für die Sünderinen oder ob es süße Last für die Tröster gewesen? . . .

Wohl fehlte es nicht an Vertheidigern der Redemptoristen gegen derlei ebenso abgefeimte als abgeschmackte Anschuldigungen. Ein Mitglied der Congregation veröffentlichte eine Flugschrift, die in ruhigem Tone die maßlosen Verleumdungen zu widerlegen suchte denen der Redemptoristen-Orden ausgesetzt war. „Wir scheuen die Feuerprobe der Wahrheit nicht nur nicht, wir provociren sie selbst. Wir fordern jedermann auf uns nachzuweisen daß wir uns während unseres achtundzwanzigjährigen Bestehens in Wien auch nur ein einzigesmal als polizeiliche Werkzeuge durch Spionirerei oder Angeberei oder sonst wie gebrauchen oder auf irgend eine Weise in ein politisches Verhältnis hineinziehen ließen, daß uns irgend ein Antrag oder eine Zumuthung dieser Art gemacht worden sei oder daß wir uns selbst zu etwas dieser Art angeboten hätten." Gegen den Vorwurf der Scheinheiligkeit und Heuchelei heißt es: „Wer immer das menschliche Herz kennt wird zugestehen, daß einiger sittlicher Muth dazu gehört durch eine Reihe von Jahren so viele Verunglimpfungen über sich ergehen zu lassen, und daß nur eine aufrichtige religiöse Ueberzeugung diesen Muth verleihen konnte, man mag nun mit dieser Ueberzeugung einverstanden sein oder nicht". Der Vorwurf religiösen Fanatismus, confessionaler Unduldsamkeit sei völlig grundlos: „Seit achtundzwanzig Jahren wird in der Kirche zu Maria-Stiegen alle Sonn- und

Feiertage gepredigt. Unzählige haben diesen Predigten beigewohnt. Man frage sie, ob sie je bittere oder gehässige Ausfälle gegen die Protestanten vernommen haben." Zum Schluße heißt es: „Es wird gegenwärtig eine Petition um völlige Gleichstellung aller Culten vorbereitet. Man wird die Congregation nicht fragen was sie davon hält, und ihre Ansicht würde auch von gar keinem Gewichte sein. Dies hindert uns aber nicht unsere persönliche Meinung auszusprechen. Wir gönnen Allen ohne Unterschied die gleiche Glaubens- und Gewissensfreiheit im Staate; aber wir wünschen daß auch uns die Freiheit gewährt sei nach unserer religiösen Ueberzeugung zu leben" . . .

Die Redemptoristen-Congregation in Wien. Von einem Mitgliede dieser Congregation. Wien 1848, Karl Ueberreuter; kl. 8vo 15 S. Es werden darin einige der unsinnigen Lügen angeführt welche die Bosheit gegen sie ersonnen: „Erst vor zwei Jahren erschien in Zürich eine Sittengeschichte aus Wien, worin die Liguorianer ohne weiters als Giftmischer und Meuchelmörder dargestellt und die angeblichen Thatsachen mit einer Menge von Details ausgeschmückt wurden, an welchen auch nicht ein wahres Wort war. Einige Jahre zuvor ward in dem ‚Portofoglio eines Oesterreichers' eine rein erfundene Erzählung aufgetischt, welche die Liguorianer als ehrlose Betrüger schilderte und sich für eine Reihe verbürgter Thatsachen ausgab. Nicht minder wurden öfter unter dem Wiener Publicum durch mündliche Ueberlieferung die fabelhaftesten Gerüchte verbreitet und leider nur zu oft geglaubt. Kurze Zeit nach dem Ausbruche der Revolution in Galizien ward in Wien das Gerücht verbreitet, der Obervorsteher der Congregation sei in die Verschwörung verflochten gewesen und habe sich, da er seine Umtriebe entdeckt sah, aus Verzweiflung selbst aufgehenkt." Ueber ihr Ordenshaus heißt es S. 8 f.: „Der Aufbau des gegenwärtigen Congregationshauses an die Stelle des kleinen Passauerhofes vor 17 Jahren, die Verschönerung der Kirche und der Altäre und die Errichtung des gothischen Hochaltars daselbst in den letzten Jahren, wurde größtentheils aus freiwilligen Beiträgen derjenigen die sich dafür interessirten bestritten. Kein Billigdenkender wird in Abrede stellen daß es ja in unsern Zeiten, wo so vieles für materielle Zwecke geschieht, jedem frei stehen müße auch zu geistlichen Zwecken, wenn er dafür ein Interesse hat, beizusteuern." Von den Bevölkerungs Classen welche ihrem Gottes hause zuströmten, heißt es: „Der bei weitem größte Theil derjenigen welche die Kirche zu Maria Stiegen besuchen, sind Dienstboten Gesellen Lehrjungen Fabriksarbeiter und Fabriksarbeiterinen, die in der Uebung der Religion Trost in Kreuz und Leiden und die nöthige Stärke, um die Mühseligkeiten ihres Standes mit Geduld zu überdauern suchen und auch finden. Sie haben dies in den Tagen, wo das Gerücht von der Auflösung der Congregation umherlief, mit der herzlichsten Dankbarkeit bezeugt und werden, wenn man sie zu Worte

kommen läßt, dieses Zeugnis gewiß auch öffentlich ablegen. Wer wird ihnen den Trost der Religion mißgönnen wollen? Unter jenen Räubern und Mordbrennern, welche am 13. und 14. März in einigen Vorstädten so schauderhafte Gräuel verübten, war gewiß keiner der die Kirche zu Maria-Stiegen besucht. Zur österlichen Zeit werden in dieser Kirche alljährlich Tausende von böhmischen Gesellen Lehrjungen Tagwerkern und Tagwerkerinen, die wegen Unkenntnis der deutschen Sprache in den Pfarren ihre Andacht nicht verrichten können, unterrichtet und Beicht gehört. Auch die übrigen geistlichen Verrichtungen welche die Congregation hier in Wien ohne einen Beitrag von Seite des Staates zu besorgen hat, der Gottesdienst im Strafhause, Stockhause, Findelhause u. s. w. stehen mit ihrem besondern Berufe im Einklang. Daß die Congregation bei öffentlichen und allgemeinen Drangsalen nicht zurücktrat, daß sich zur Zeit der Cholera sämmtliche Mitglieder zur Aushilfe in den Cholera-Spitälern angeboten und mehrere auch wirklich verwendet wurden, wird noch vielen Bewohnern Wiens im Gedächtnisse sein".

Die Broschüre des Redemptoristen-Paters scheint in Wien ziemlich wenig bekannt worden zu sein. Um so größere Verbreitung fand ein Flugblatt gleicher Tendenz. Es hatte nämlich ein Hausbesitzer und Bürger von Wien, Peter P a r t h (Barth?) mit Namen, den Muth für die so arg verlästerte geistliche Körperschaft eine Lanze einzulegen und dabei namentlich die von Ignoranz und Bornirtheit strotzenden Behauptungen zu widerlegen, womit die Angreifer keine Scheu trugen ihre Sache auszustaffiren: einen Jesuiten-General „Alexander Borgia" habe es nie gegeben; daß die Jesuiten Königsmord Ehebruch und Verrath in ihrer Moral lehren sei eine infame Lüge; die Redemptoristen seien übrigens gar keine Jesuiten, ihr seelsorgliches Wirken kein verderbliches sondern ein heilsames; „nicht etwa nur alte Betschwestern, sondern tausende jeden Standes und Geschlechtes, darunter Gelehrte welche die Achtung Aller verdienen", holten sich hier geistliche Erbauung und Stärkung; die Priester der Congregation hätten sich in den gefährlichen Tagen mannhaft und unerschrocken bewährt: „wir sahen diese Priester in Spitälern und Privat-Häusern abwechselnd bei Tag und Nacht an den furchtbaren Sterbelagern derer, die ein Opfer der Cholera wurden".

Allein was bewirkten diese Schutzreden? Daß die Lästerer nur um so ärger schrien! U n t e r r e i t e r ließ auf sein „Armenseelenlichtl" ein „Löschhörndl" folgen, in welchem er den ehrsamen Wiener Bürger in der schamlosesten Weise durchhechelte und das er mit den Worten schloß: er habe „den Grundsatz daß ihn weder ein Trunkenbold noch ein Dummkopf überhaupt beleidigen k ö n n e". Wo möglich noch blöder und roher

war ein Flugblatt „von einer Frau“, die u. a. den „Wahlspruch: Der Zweck heiligt die Mittel“ in folgender einfachen und stylvollen Weise erläuterte: „Sie (die Jesuiten) haben zum Exempel den Zweck einen Menschen aus der Welt zu schaffen, welches Mittel (sic) sie sich hiezu bedienen ist Ihnen (sic) gleichviel, wenn nur der Zweck erreicht ist.“ Auf die Hinweisung, wie aufopfernd sich die Mitglieder vom h. Erlöser zur Zeit der Cholera bewiesen, antwortete das freche Weibsbild: „Die Cholera ist ja eine menschliche Krankheit, keine Viehseuche, daß sie demzufolge nicht so leicht die (sic) frommen Väter anhaben konnte, sowie auch ihre gut gefütterten Bälge eine starke Schutzmauer gegen diese Krankheit war“ (sic). Bezüglich des Todes des Papstes Clemens erklärt sie den Herrn Barth für wahnsinnig, „da Er uns glauben machen will daß eine That, die weltgeschichtlich bekannt ist, nicht durch die frommen Väter geschehen sei. Wer hat dieses Gift Aqua tofana erfunden? Die Liguorianer. Sie wußten sogar zu berechnen wie lang ein Mensch nach Genuß dieses Giftes leben kann und muß — Liguorianer waren von jeher nichts anders (sic) als die politische geheime Polizei“ . . . Sollte man eine so geistesarme und ungezogene Person etwa belehren daß die Liguorianer von Clemens XIV. gar nichts zu fürchten hatten, sondern daß es die Jesuiten waren welche die Aufhebungs-Bulle „Dominus redemptor noster“ getroffen hatte?

Worte eines Wiener Bürgers an seine Mitbürger in Betreff der geschmähten Liguorianer. Von Peter B a r t h, Wiener Bürger; 2 Bl. 4to, Ueberreuter, 2 Abdrücke.

Löschhörndl für das Armenseelenlichtl ꝛc. Von Friedrich U n t e r r e i t e r; 2 Bl. gr. 8vo, M. Lell.

Ein Wort an die freien Bürger Wiens. Als Gegenbemerkung auf die Vertheidigung des Ordens der heiligen Gesellschaft Jesu von Herrn Barth. Von einer Frau (T—r). 1 Bl. fol. Ludwig.

Ein Wort über die Liguorianer; 2 Bl. 8vo, Klopf und Eurich.

Unparteiische Beleuchtung zweier Flugschriften über die Liguorianer nebst einer Bitte an die Herren Redacteure der Wiener Zeitschriften. Von Richard H a n a u s e k, Jurist im 4. Jahre, Josephstadt Nr. 132; kl. 8vo, 2 Bl. Gegen Barth, dem sich der Verfasser „mit den loyalsten, aber nicht loyola'schen Gesinnungen“ empfiehlt.

Auf! auf! nach China und Japan oder die allerneueste Neuigkeit die ein Hörndler durch sein Löschhörndl geblasen hat. Von M. L. O b e r r e i t e r. Gedruckt bei Joseph Ludwig; 8vo 7 S. Gegen Unterreiter: „Als am 13. März Metternich's System, das mit Millionentausend Teufel (sic) gefüllt war, im (sic) Abgrund stürzte, fiel es der Schwere wegen so gewaltig nieder, daß ein Theil des Abgrundes zerplatzte, in welchem 6000 Teufel gefesselt lagen, diese erhielten dadurch ihre Freiheit.

Jubelnd eilten sie nach Wien; sie zeigten (sic) durch verschiedene Gestalten und Namen geistiges Licht, bis endlich einer Namens Friedrich Unterreiter 6000 Armenseelenlichtln aufsteckte und die Stadt Wien und ihre Umgebung armselig beleuchtete" &c.

Trotz verschiedenseitiger Versuche dem hirnwüthigen Glasergesellen sein literarisches Handwerk zu legen, fanden das „Armenseelenlichtl" und das „Löschhörndl" reißenden Absatz; von ersterem sollen binnen wenig Tagen 10.800 Exemplare abgesetzt worden sein. Die Liguorianer-Hetze war im Gang, es sollte keine Ruhe sein so lang sie inner den Mauern von Wien weilten. „Sie die vertrieben und dennoch zäh wie Baumpech sich an den Stamm klammern", rief Unterreiter aus, „sie die das göttliche Wort verschachern wie die Juden den Trödel, sie die in ihren verderblichen schändlichen Büchern wider menschliche und göttliche Gesetze den Gläubigen den Königsmord Ehebruch und Verrath und wer weiß was noch zu rechtfertigen sich erkühnen, sie deren Reichthümer nur für politische Umtriebe verwendet werden — sie sind noch in Wien?!" „Wie kann sich das verantwortliche Ministerium rechtfertigen", frug Löbenstein, „daß es noch keinen Schritt zur Abschaffung dieses Ordens gethan? Jetzt da Oesterreich ein constitutioneller Staat sein will, soll und muß der erste Schritt die Ausweisung dieser Pestkranken sein ... Jesuiten werden verhätschelt, zarte Frauenhände streicheln die frommen Patres, Schulen werden ihnen eingeräumt, glänzende Unterstützungen werden ihnen zutheil; Juden und Protestanten dagegen wird selbst das Athmen erschwert, ihre Stellung verkümmert, ihr Glaube verhöhnt!" Das anonyme „Wort über die Liguorianer" schloß sogar mit einem Anruf des Monarchen: „Euer Majestät, durch Freiheit mächtigster Herrscher! Gnädigster Herr und Kaiser! Möge diese Bitte gleich tausend Landesstimmen zu Dero Allerhöchstem Thron dringen, die Jesuiten und alle denselben affiliirten Congregationen zum Wohle der Kirche, des Staates und des Vaterlandes zu verweisen, das Land von diesem religiösen Egoismus zu befreien, der mehr Unheil als Krieg und Pest verbreitet, wovon ein Blick nach Westen die traurige Wahrheit bestätigen muß." Damit man ja die Adresse nicht verfehle, schloß Eduard Leidesdorf seine „Ahnfrau im Liguorianer-Kloster", ein albernes sinnloses Gewäsch, mit dem Hinweis: „Wenn's nit gestorben seyn, so leben's no heut — in Wien bei der Fischerstiege." *)

*) S. meinen „Wiener Parnaß" S. 143 Z. 787.

Die in solcher Weise bedrohten Geistlichen bereiteten sich auf das ärgste vor. Einzelne verließen das Kloster und suchten bei Zeiten andere Unterkunft; was von Werthsachen im Kloster und in der Kirche war, die goldene Krone vom Haupte des Heilands, die Perlen vom Halse der Mutter Gottes, wurde unvermerkt aus diesen Räumen geschafft und bei Freunden und Gönnern in sicheren Gewahrsam gebracht.

* * *

Um die Monatswende März-April wurde die öffentliche Aufmerksamkeit von den Redemptoristen etwas abgelenkt: andere Vorgänge, die gleichfalls wider die Geistlichkeit zielten, nahmen sie in Anspruch. In der letzten März-Woche wurde, so erzählte man sich in der Stadt, ein Prediger bei den Stephanern ausgezischt weil er gegen die liberalen Ideen losgezogen. Am 1. April fand die Aufziehung der deutschen Fahne auf dem Thurme von St. Stephan statt und es ging das Gerücht der Fürst-Erzbischof Milde habe Einwendungen dagegen erhoben, was vom deutsch-fühlenden Publicum sogleich übel vermerkt wurde. Es kam aber drei Tage später ein anderes dazu. Für den Abend des 4. April war bei der „Sonne" in der Wohlleben-Gasse auf der Wieden eine Versammlung von Tyrolern angesagt, zu welcher die Bedrohung der südlichen Gränze ihres Landes durch die Italiener den Anlaß bot; Erzherzog Johann, hieß es, habe das Vorhaben gebilligt und sogar versprochen zu erscheinen falls es ihm seine Zeit erlaube. Die Mehrzahl der Theilnehmenden waren Studenten; eine Deputation begab sich im Laufe des Nachmittags zum Director des Alumnates, um für einen der Seminaristen, ihren Landsmann Johann Pichler, die Erlaubnis des Erscheinens in der Versammlung zu erbitten, welche demselben, jedoch nur bis acht Uhr abends, ertheilt wurde. Allein es wurde acht Uhr ehe man sich vollzählig zusammenfand, und da sich nun der Studiosus Theologiä entfernen wollte, so versprach Domherr Kohlgruber, der sich gleich dem alten Soldaten-Priester Haspinger unter den Anwesenden befand, sich dafür verwenden zu wollen daß dem jungen Manne daraus kein Nachtheil erwachse. So wurde es zehn Uhr abends ehe der Zögling des Alumnats nach Hause kam, und am andern Tage traf ihn die Entlassung; Kohlgruber hatte entweder seine Zusage vergessen oder der Erzbischof auf selbe nicht gehört. Dabei wurde ein Wort Milde's herumgetragen, als ihm von einer Seite die Nothwendigkeit Reformen im Seminar einzuführen

nahe gelegt worden: „So lang ich lebe", soll er schroff erwidert haben, „wird alles bleiben wie es bisher gewesen".

Aus dem Wiener Seminarium. Von Adolph Pichler; Constitution Nr. 17 S. 239 f.

Ein offener Brief an den Fürst-Erzbischof von Wien; 1 Bl. gr. fol. Klopf und Eurich, 3 Aufl. Auch in Prag bei Johann Spurny nachgedruckt.

Da der „offene Brief" unterzeichnet war: „Eine Stimme im Namen Vieler aus dem Seminar", so veröffentlichten die Alumnen eine von ihnen allen unterzeichnete „Erklärung", 1 Bogen Quer-Folio ohne Druckort, daß sich keiner von ihnen an der Abfassung des Flugblattes betheiligt habe. Allein die Behauptung, der Verfasser sei einer aus ihrer Mitte, erhielt sich gleichwohl, und weiter hieß es: ihre Unterschriften seien erzwungen worden. Darauf faßten „alle Alumnen des Wiener Seminars m. p." eine „Rechtfertigung", 1 Bogen Quer-Fol., ab, worin sie versicherten daß ihre frühere „Erklärung" freiwillig und ohne Zwang von ihnen insgesammt unterfertigt worden sei, „und zwar auch von dem, der nach einer von uns selbst angestellten Untersuchung sich erst gestern den 12. d. M., da unsere Erklärung bereits allbekannt war, als den Autor jener Flugschrift angegeben und bereits das Haus freiwillig verlassen hat" . . . Dieser Angabe zufolge kann der Verfasser des „offenen Briefes" Johann Pichler, auf den man zuerst rathen möchte, nicht gewesen sein; denn dieser war aus dem Seminar bereits am 5., und zwar nicht freiwillig sondern auf Befehl seiner geistlichen Oberbehörde geschieden.

Der Vorgang mit dem entlassenen Alumnen verbreitete sich schnell in den verschiedensten Kreisen der Residenz und rief in denselben eine maßlose Erbitterung gegen den Erzbischof hervor, der doch nur seiner Pflicht, die Disciplin in seinem Priester-Erziehungshause aufrechtzuhalten, nachgekommen war und gewiß den Alumnen, der als ein braver und frommer Zögling geschildert wurde und für den auch sonst Milderungsgründe aus dem Vorgange selbst sprachen, wieder aufgenommen haben würde, wenn sich dieser mit reuiger Bitte an seinen Kirchenfürsten gewandt hätte. Aber im großen Publicum war nun einmal das Unrecht auf Milde's Seite, gegen den sich jetzt die Anklagen häuften.

Die Wiener Universität hatte eine Deputation nach Frankfurt gewählt, von der juridischen Facultät den Advocaten Dr. Megerle von Mühlfeld, von der medicinischen den Notar derselben Dr. Ernst Schilling, von der philosophischen den Professor Endlicher. Im Publicum hieß es, sie sollten aus der kaiserlichen Schatzkammer Krone und Scepter, Schwert und Mantel, den Reichsapfel und das Evangeliarium in die alte deutsche Krönungsstadt mitnehmen: „dort stehen die Insignien

dem Würdigsten der zur deutschen Kaiserwürde erkoren zur Verfügung, ein Act der unsern vielgeliebten Kaiser in der allgemeinen Achtung noch höher stellt als er ohnehin steht" *). Ein geradezu unsinniges Gerede, aber es war damals eben eine Zeit wo auch das dümmste geglaubt wurde. Am 5. mit dem Abendzug sollten die Deputirten abreisen, nachdem ihnen auf dem Stephansplatze die akademische Legion feierlichen Abschied gegeben. Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr fand die Aufstellung vor dem Riesenthore des Domes statt, auch der Männer-Gesangsverein fand sich ein. Gegen 6 Uhr erschien die Deputation, Endlicher mit der deutschen Fahne in der Mitte, ein langer Zug der Universität begleitete sie, Fahnenschwenken, Musik und Gesang, donnernde Hochrufe ꝛc. Vom Stephansplatze begaben sich die Deputirten unmittelbar auf den Nordbahnhof. Nach dem Abzuge der Legion wurde das vom Dome wehende deutsche Banner herabgenommen, vielleicht in der unverfänglichsten Absicht von der Welt, etwa weil man glaubte es habe nach geschlossener Feierlichkeit seine Dienste gethan, oder um es auszubessern oder durch ein anderes zu ersetzen, da Wind und Wetter demselben auf das ärgste mitgespielt hatten. Aber in der Stadt gab es neues Zetergeschrei gegen den Erzbischof: „Er hat die Fahne herabzunehmen befohlen; er hat sie zerreißen, die Fetzen in den Koth treten lassen; er hat sich dagegen gestemmt daß die Deputation die deutschen Reichs-Insignien mit sich nähme. Die Deputirten haben ihre Fahne in der Kirche weihen lassen wollen; der Erzbischof hat sich dessen geweigert, ja selbst den Befehl des Kaisers misachtet. Ich weihe die Fahne von Rebellen nicht, hat er gesagt. Ja nicht einmal in die Kirche durfte die Deputation, wenn ihm nicht eine schwere Summe für die Oeffnung des Riesenthores gezahlt wurde. Verdienen so gehäufte Verbrechen nicht eine Ahndung?" Aber wie milde gegen Milde verfuhr die Bevölkerung Wiens für so unverantwortliches Gebahren! „Dieses gegen unsere edelsten Gefühle gröblich verstoßende und empfindlich aufreizende Benehmen", hieß es in einem Wiener Blatte, „wurde durch nichts als eine einfache Katzenmusik erwiedert!"

Denn man hatte diese Art städtischen Haberfeldtreibens seit einigen Tagen von der Bühne des Theaters an der Wien kennen gelernt, wo am 1. April zum erstenmal „Das bemooste Haupt" von Robert Benedix aufgeführt worden war und seither Abend für Abend zur großen Be-

*) Wiener Ztg. Nr. 70 S. 279.

lustigung und mit steigendem Beifall gegeben wurde; im ersten Acte des Stückes kam eine Katzenmusik, oder wie man es in der ersten Zeit nur schüchtern nannte, ein „Katzen-Ständchen" vor, das immer zwei- bis dreimal wiederholt werden mußte*). So waren es denn wohl zu einem großen Theile Personen, die am Abend des 5. der Vorstellung im Theater an der Wien beigewohnt hatten und sich unter der Menge einfanden, welche bald nach 10 Uhr abends den Stephansplatz und die Bischofsgasse mit Rufen und Gelächter durcheinander wogend erfüllte. Denn es waren keineswegs blos Studenten oder Leute aus den niederen Schichten der Bevölkerung, es waren zahlreiche erwachsene Personen in anständiger Kleidung, deren Mehrzahl wohl mehr Neugiede, der Kitzel Zeugen eines noch nicht erlebten Auftrittes zu sein, angelockt hatte. Gegen 11 Uhr waren die ersten Töne zu hören die man aus dem „langen Israel" gelernt hatte, bald hier bald dort stimmten Leute ein, ein Pfeifen, ein Zischen, ein Miauen, allerhand ungewohnte Musiklaute, und wenn auch viele in dem Getümmel waren welche beschwichtigend das ohrenzerreißende Treiben stillen wollten, so vermehrten sie eben dadurch nur das wirre Getöse das zu den Fenstern des fürst-erzbischöflichen Palastes hinaufdrang.

Auf einmal ertönte der Ruf: „Zu den Liguorianern!" und nun wälzte und drückte es sich, nun schob und stieß es sich, alles unter fortwährendem Schreien und Johlen, vielfaches Gequicke, Aufkreischen von Personen die im Gedränge etwas härter mitgenommen wurden, durch das Mariengäßchen und die Münzerstraße sowie über den Lichtensteg auf den Hohenmarkt in die Salvator- und Passauer-Gasse vor das Gebäude der Redemptoristen wo nun erst der rechte Spectakel losging. Ein wohl fünf Minuten währendes schrilles Geheule Gezische und Gepfeife leitete das Treiben ein, das bis in die Tiefe der Nacht nicht enden zu wollen schien. Eine Abtheilung Nationalgarde, die zum Schutze herbeigekommen war, „zog lachend wieder ab" — ich folge zeitgenössischen Berichten —, ein paar Polizei-Soldaten die sich zeigten bogen in Nebengassen ab. Denn was war da auszurichten gegen eine wohl nach Tausenden zählende Menge, die von Stegreifrednern noch mehr aufgereizt, oder in einer Weise beschwichtigt wurde die einer Aufreizung gleich sah wie ein Ei dem andern. So erklärte einer aus einem Fenster herab: „Die gegenwärtige Kundgebung werde den Patres wohl genügen um sie zu

*) S. meinen „Wiener Parnaß" XXXVI f.

einem recht baldigen Abzug aus den Mauern dieser Stadt zu vermögen", was mit einem unbeschreiblichen Jubel erwiedert wurde.

Mit welchen Gefühlen, unter welchen Schreckbildern, in welcher Qual und Angst die in solcher Weise belagerten Geistlichen und Laienbrüder der Congregation die Nacht zubrachten, läßt sich denken. Sie waren mehr wie je auf ihre Rettung, auf die Fortschaffung ihrer Habseligkeiten und der Kostbarkeiten ihrer Kirche, die sie nicht schon in den Tagen zuvor in Sicherheit gebracht hatten, bedacht; aber hatten sie die Zeit dazu ihren Vorsatz auszuführen? Schon vom frühesten Morgen des 6. umstanden Gruppen ihr Gebäude, die sich von Stunde zu Stunde mehrten und die infolge des umlaufenden Geredes, die meisten Patres seien aus Schrecken über den Tumult der vorangegangenen Nacht entflohen, die zurückgebliebenen mit der Bergung ihrer „Schätze" beschäftigt, einen immer drohenderen Charakter annahmen. Es war zu fürchten daß es einen Sturm auf das Kloster setzen werde, als mehrere Züge der Bürgerwehr und der akademischen Legion eintrafen, denen es mit großer Anstrengung und nach mancherlei mislungenen Versuchen zuletzt gelang die Leute in die einmündenden Straßen zu schieben, dadurch den Platz vor dem Kloster zu leeren und abzusperren, und darauf alle Zu- und Ausgänge des Ordenshauses und der Kirche zu besetzen. Jetzt schritt man an die Untersuchung des Innern, wo sich in der That nur wenig Priester, mehr Laienbrüder vorfanden. Der Rector des Collegiums P. Kosmáček celebrirte die heil. Messe, man ließ ihm sagen daß er sich beeilen solle, das Volk dulde die Liguorianer nicht länger in Wien. Einige Anhänger der Congregation, darunter Weiber die sich mit Bündeln zusammengeraffter Habe davon machen wollten, wurden ergriffen und unter stets erneutem Gejohle der Menge auf die Polizei geleitet. Als die Angreifenden in den Speisesaal drangen gewahrten sie mehrere Ordensglieder die sich über ein von der Mauer des Klosters in ein Bodenfenster gelegtes Brett in ein anstoßendes Haus flüchteten; man wollte ihnen nach, allein nun wurde das Brett zurückgezogen und die Verfolger hatten das Nachsehen. Indeß verlautete auch von andern Häusern wohin sich einzelne Liguorianer geflüchtet hätten, und es begannen jetzt Haussuchungen, eben so entwürdigend für die so sie vornahmen, als peinlich und beängstigend für jene die sich dieselben gefallen lassen mußten, da die Späher in alle Zimmer und Gelasse drangen, alle Winkel und Gänge durchstöberten, bis auf Schränke und Bettstätten deren Inneres die Parteien

ihnen zeigen mußten. Wirklich gelang es einige der Flüchtlinge aufzustöbern, die mit den andern in ein Zimmer gebracht wurden und an welche nun die Aufforderung erging das Haus und die Stadt zu verlassen; sie waren zu allem bereit, sie wollten in ihrem Schrecken nicht einmal von der Mittagschüssel kosten die für sie aufgetragen werden sollte. So wurden denn unter Führung des Juristen Karl Zerr*) eine Anzahl Fiakers herbeigeschafft, in jedem vier bis fünf Redemptoristen, meist Laienbrüder, die insgesammt Civilkleider trugen, untergebracht, auf dem Bocke ein Student oder ein Nationalgarde, und so ging es zur Hernalser Linie hinaus, wo man sie frei an die Luft setzte. Den sechsundsiebenzigjährigen P. Passerat, der unterwegs ohnmächtig geworden war, brachten die Helden der Aula aus dem Wagen auf die Straße und ließen ihn da liegen. Sie selbst kehrten als Sieger in die Stadt zurück**).

Die Wiener Blätter wußten nicht genug den Edelmuth, die Hochherzigkeit der neuen Volkswehr zu rühmen; denn sie habe „einzig durch ihr imponirendes Auftreten" die Geistlichen vor den, „ich möchte sagen, hochverdienten Verletzungen ihrer Person geschützt"; sonst wäre es ihnen schlecht ergangen, „diesen Hallunken" die „wie arme Sünder die man zum Galgen führt" bleich und mit schlotternden Knien ihr Schicksal erwarteten. In der That konnte man aus den Haufen welche dieser unwürdigen Procedur beiwohnten Rufe vernehmen: „Außi mit ihnen auf d'Spinnerin am Kreuz!" Es waren wohl Leute da welche Mitleid mit den Verfolgten empfanden, der aus ihren Händen empfangenen Wohlthaten sich erinnerten und die jammerten daß es nun um „ihre alte gute Religion, die ihnen so manchen Trost gewährte" gethan sein werde. Sie erfuhren nur Spott und grausamen Hohn von den Andern, welche die klagenden Weiber „Liguorianerinen" schimpften und sich in rohen Witzen über die Davongejagten ergoßen. In den Tagen darnach erzählte sich der gebildete und ungebildete Pöbel mit Lachen: man habe die Redemptoristen an das „Criminal oder doch ins Arbeitshaus" abliefern wollen; „aber die Sträflinge haben erklärt sie wollten mit so schlechten Leuten nicht in Gesellschaft sein". Viel Spaß machte dem Hörpöbel auch die Erzählung von dem „besoffenen Kirchendiener" den man auf den Wagen laden mußte, und von einem „als Frauenzimmer verkleideten Liguorianer" der

*) Gefällige Mittheilung des Herrn Sectionsrathes Dr. Karl Lind.
**) Hist. pol. Blätter XXII. S. 221

mit „Brillantringen, Bracelets, werthvollen Uhrketten und Obligationen“ abfahren wollte; „der Dieb wurde aber“, wie es bei Ullmayer in einer „Spatzenversammlung“ hieß, „glücklicherweise erwischt und dem Gerichte übergeben“ —

Alle Spatzen. Das war g'scheidt, den soll'n 's gleich auf der Stell aufhängen, der hat 'n Galgen verdient.

Alter Spatz. Nicht der allein, sondern alle miteinander, denn so lang diese Brut lebt, werns nicht aufhören die Leut zu betrügen und zu bestehlen.

Die Ansammlung der Leute in der Salvator- und Passauer-Gasse sowie im Stoß-im-Himmel währte selbst nach der Austreibung der Liguorianer fort; denn es konnten noch „Schätze“ im Hause sein! Da setzte sich gegen 5 Uhr nachmittags ein Zug von Studenten, ein bekannter Schriftsteller an der Spitze*), von der Universität über den Hohen Markt nach Maria-Stiegen in Bewegung und brachte an der Außenseite des Gebäudes mehrere große Placate: „National-Eigenthum“ an — „ein freudiger Jubel krönte diese muthige Demonstration“ — worauf sich die Menge allmälig verlief.

Gegen Abend gab es am Rennweg zu thun; denn wenn die Liguorianer fort waren, konnten die Liguorianerinen nicht bleiben. Es sammelte sich eine Masse Volkes bei dem Klostergebäude, dessen friedliche Mauern zu räumen die Frauen von einer Abtheilung Nationalgarde gezwungen wurden. In der Nacht vom 6. zum 7. sandte der Bezirks-Commandant Graf Breda einen eigenhändig unterfertigten Zettel auf die Aula: „Die Liguorianerinen haben so eben das Kloster am Rennweg verlassen. Dasselbe ist bereits von der Nationalgarde besetzt. Morgen werden die Schlüssel desselben einer Commission übergeben“.**) Die frommen Frauen hatten still und abgeschlossen für sich gelebt, nie einem Wiener ein Leid gethan oder etwas in den Weg gelegt, sie waren wehrlos und ohne Beschützer, und die Volkswehr der Reichshauptstadt hatte nichts besseres zu thun als ihre noch unverdiente Ehre mit einem Heldenstück gleich diesem zu besudeln!

Aber die Leute waren geradezu toll. Am 7. erschien eine „öffentliche Erklärung bezüglich der Räumung des Liguorianer-Klosters“, worin

---

*) Frankl? Nordmann? Kapper?

**) J. Bernklau in der „Gegenwart“ Nr. 82 S. 327 f. . . . Oberin war 1848 die Schw. Maria Coelestina Stenitzer, Vicarin Schw. Maria Raphaela Wödl.

es u. a. hieß, die vorgefundenen zwei Priester und bei zwanzig Laienbrüder seien „von der Commission eingeladen worden, sich auf so lang zu entfernen als die Aufregung einen so bedenklichen Charakter zeige" *), und um dieselbe Zeit wurde eine Kundmachung des Ministers Pillersdorff angeschlagen, der zunächst die Ausschreitungen vor dem erzbischöflichen Palais rügte: „Die Ruhe eines ehrwürdigen Greises, dessen Leben ebenso reich an Frömmigkeit als an wohlthätigen Handlungen ist, wurde durch verbrecherische Excesse gestört"; der Minister knüpfte daran die Mahnung an den bessern Theil der Bevölkerung „solchem Unfuge Widerstand entgegenzusetzen und die Theilnehmer der verdienten Strafe zuzuführen". Die Wirkung dieser beiden Kundmachungen war daß der Rummel jetzt ärger wurde als er gewesen. Was? sagten die Leute über die „öffentliche Erklärung", nur zeitweilig sollen die Liguori-Brüder sich aus Wien entfernen?! Für immer müßen sie fort! Ueber den Minister aber waren sie so aufgebracht daß bald das Losungswort umlief: „Pillersdorf heute Katzenmusik!" Zugleich wurde beschlossen mit allem, was noch in Wien oder um Wien von Liguorianern sammt Zugehör vorhanden, ein Ende zu machen.

Eine Abtheilung der Volkswehr marschirte nach Währing um das „Pönitenz-Haus" daselbst **) mit allem was darin sich fände mit Beschlag zu belegen. Die Zimmer waren in großer Unordnung, wie nach Leuten die eben im Einpacken und Ausziehen begriffen und darin gestört waren. Kleider und Wäsche lagen auf der Erde, Schubladen waren herausgezogen und standen halb offen, in einem Gelasse stand eine Kiste mit Wäsche gefüllt, unter welcher sich auf dem Grunde Werthpapiere fanden. Die ganze innere Einrichtung des Hauses war sehr einfach, fast ärmlich, die Meubel alt und spärlich angebracht, ein Pianoforte von ältester Einrichtung beinahe tonlos, die Haus-Capelle ein gewöhnliches Zimmer zu ebener Erde ohne Schmuck. Also auch hier keine „Schätze"! Aber Geißeln, Folterbänke, Marterwerkzeuge? Leider auch nicht! Da, o lähmender Schrecken, trotz der Nachforschung in allen Räumen des Hauses ein leibhaftiger Liguorianer! Doch der Schrecken war gegenseitig; denn „Gnade, Gnade" rief der arme Sünder, bis ihm einer den Hut abzog und man zu allgemeiner Lustbarkeit einen der eigenen

*) Wr. Ztg. Nr. 98; das Datum der Erklärung war vom 6. April.

**) Jahrgang 1882 S. 109 f.

Cameraden entdeckte, der sich in den Habit und unter den Hut eines Redemptoristen gesteckt hatte. Das waren Späße die so nebenher liefen; denn die ganze Geschichte war ja ein Hauptjux!

Einen Hauptjux, eine „Hetz" gab es auch auf der Vorstadt Wieden, Hartmannsgasse Nr. 406, bei den „Büßerinen", wo sich am 7. gegen Abend Haufen ansammelten die Miene machten das Haus zu stürmen, „und aus allen Fenstern wurde dieser Gewaltthat zugejauchzt". Allein hier legte sich die Nationalgarde, die in dem Hofraum eines nahegelegenen Hauses ihre Uebungen hielt, ins Mittel, besetzte das Haus worin sich nur fünf Frauenzimmer fanden, „worunter einige ausgezeichnet hübsch waren und vor Todesangst zitterten. Die Nationalgarde escortirte die Dämchen unter dem Jubelruf der Bewohner der Hartmannsgasse nach der k. k. Polizei-Direction wo sie der Ober-Polizei-Commissär Felsenthal in Empfang nahm". Die Hausuntersuchung brachte nicht viel zum Vorschein: Reliquien, Gürtel mit eisernen Stacheln, Dornenkronen, Geißeln, kleinere Christus-Bilder. J. B. Hammerschmidt, der an einem der folgenden Tage vom commandirenden Officier Grafen Breda von der Universitäts-Wache mit zehn Mann in die Hartmannsgasse beordert wurde, fand einige Briefe, in dem bekannten überschwänglichen Styl solcher überfrommen Seelen geschrieben, die er veröffentlichte. Anton Langer wußte sogar von „Kinderleichen die man im Büßerinen-Hause gefunden hat" zu erzählen!

Wiener Abendzeitung Nr. 11 vom 7. April: „Die Liguorianer und die Regierung" von L. L.; Nr. 13 S. 56.

Wahrheitsgetreue Beschreibung der Uebernahme von der Besitzung der Liguorianer in Weinhaus und der Gegenstände die daselbst vorgefunden wurden; 8 S. 8vo, A. Pichler's Witwe.

Abfahrt der Liguorianer sammt ihrer verschwisterten Sippschaft, den Büßerinen, nebst einem herzlichen Worte an die Wiener. Von Richard Hanausek N. G. der akademischen Legion; 2 Bl. 8vo, Sommer.

Liguorianer-Briefe von J. B. Hammerschmidt; 2 Bl. 8vo, Schmid.

Eine Klosterwacht. Erlebnis von Emanuel Straube. Zuschauer Nr. 78 S. 621 f., Nr. 80 S. 635—637. Der Verfasser erzählt u. a. wie er „zu einem köstlichen Jux Veranlassung gab", nämlich einen schnurrbärtigen Garden mit dem vorgefundenen Mantel und Biret eines Liguorianers zu bekleiden und durch dessen Erscheinen in den Gängen die Wachen zu alarmiren.

Um dieselbe Zeit da sich in Währing und auf der Wieden diese Vorfälle ereigneten, erhielt der Studenten-Ausschuß die Anzeige, daß sich

in den unterirdischen Räumen des Wiener Klosters allerhand vorfinden solle was der Untersuchung werth sei. Allsogleich wurden die Legions-Hauptleute Dr. Obermayer und Med. Cand. Leopold Bucher beordert den Act unter behördlicher Beglaubigung vorzunehmen. Nach mancherlei Irrfahrten bei den Aemtern schlossen sich ihnen der geistliche Regierungsrath Reichel, der Vice-Bürgermeister Bergmüller, der Secretär der Polizei-Ober-Direction Karl Geistinger an; zwei baukundige Mitglieder des städtischen Unterkammeramtes und drei mit Lichtern und Fackeln versehene Feuerwächter bildeten die Begleitung. Aber auch zu der Volkswehr waren allerhand Anzeigen gelangt, die ein amtliches Einschreiten zu rechtfertigen schienen. Vieles, hieß es, sei in die Wohnung „Mahlers F." — Führich? — geschleppt worden, von wo es aufgehoben und „auf den Magistrat" gebracht wurde; „der Staat kann's brauchen". Spät abends am 7. wurde der Nationalgarde-Officier Baron Dubsky mit einer Patrouille in ein Haus am Salzgries „namens La Blage" abgeordnet, wo sich zwar keine Schätze, aber „sehr viele Kirchen-Effecten" fanden, welche die Volkswehr in Empfang nahm und an ihr Ober-Commando abführte *). Auch nach Marterwerkzeugen und Foltern sowie Opfern derselben wurde gefahndet, wie in einem Flugblatt, das den weltbekannten Baron Eisele und Dr. Beisele zu Helden hatte, sehr ergötzlich zu lesen war: „Alles wurde genau durchstöbert. Sobald man wo ein Stück Bein von einem Schlegel oder einem Schinken fand, schrie war: Ha Fluch und Schande, schon wieder ein lebendes Menschengerippe! In der Küche fand man Erdäpfel und Carfiol, aber kein lebendes Wesen. So müßen sie im Keller sein! Auch hieß es dann: In die unterirdischen Gänge, vielleicht schmachtet dort manche Unschuld, schon einige hundert Jahre dort eingemauert! Auf, vielleicht sind noch Menschenleben zu retten! Sie kamen im Keller an, lang herrschte dumpfe Stille. Eisele war der erste der es wagte an ein Faß zu klopfen, ob nicht ein Eingeschlossener ‚herein' sage. Dies wurde bei allen Fässern versucht, es erscholl wohl aus keinem das einladende ‚herein', aber doch war es für alle sehr einladend, denn es war das Zeichen daß sie alle voll waren" . . . So sehr dieser Bericht nach komischer Erfindung klingt, so lag ihm doch ein wirklicher Vorfall zugrunde, und war es nicht ein erdichteter Eisele, sondern ein leibhaftiger Juris utriusque Dr. der dabei die Hauptrolle

*) Smets II S. 64 vgl. mit „Bekanntmachung" v. 8. April Quer-Folio.

spielte. Denn aus den „Erinnerungen eines alten Achtundvierzigers“ N. Wr. Tagblatt 1880 Nr. 187) erfahren wir von einem kleinen Lichthof in welchem auf steinernem Fußgestell eine Heiligen-Figur stand. „Und um dieses Standbild“, erzählt Joseph Nikola, „schritt mein Corporal Dr. J. N. Berger herum, fortwährend mit dem Kolben seines Gewehres an den steinernen Stufen und Vorsprüngen desselben klopfend, in der festen Ueberzeugung daß hier irgendwo eine verborgene Feder vorhanden, durch deren Berührung die Figur zum drehen gebracht und uns hierdurch der Weg zu einem hoch interessanten Geheimnis des Klosters eröffnet werden würde“ . . So ansteckend konnte allgemeiner Blödsinn selbst auf einen so ausnehmend klaren und gescheidten Kopf wirken! Nikola schließt seinen Bericht mit dem Ergebnis daß man nichts gefunden, was aber nicht gehindert habe daß schon nachmittags „die ganze Stadt davon voll war, daß die Nationalgarde im Liguorianer-Kloster ein tief unter der Kirche gelegenes verborgenes Gewölbe entdeckt habe, in welchem an zweihundert weibliche Todtengerippe aufgespeichert seien“.

Eine Katzenmusik sammt daran geknüpften Reflexionen. Constitution. Nr. 16 S. 212—214.

Der Schub der Liguorianer. Motto: Man murmelt von allerlei 8 S. 8vo, M. Lell, 3 Auflagen. „Frau Nani: Hörns, da hat ein dicker Wirth zwei schöne aber liederliche Töchter g'habt. Diese Töchter bleiben einmal durch sechs Tag vom väterlichen Haus entfernt, und niemand wußte wohin. Da hört der Wirth daß alle zwei in dem gewissen Büßerhaus auf der Landstraß sein sollen. Er nimmt sein guten Freund mit — das war ein spanisches Rohr — macht sich auf, geht hinüber, pocht an, tritt hinein — kommt weil er sich nicht auskennt im Garten — Was sieht er da? — Er sieht wie die frommen Väter in einer Scheibtruchen jeder — nämlich ihrer viere — jeder eine solche H — Büßerin lachend im Garten spazieren führen, der Wirth kennt seine zwei Töchter und bitt sogleich mit einer höflichen Watschen die Scheibtruchen-Fiaker seine Töchter abzuladen. Frau Sepherl: A hörns auf! is das wahr? Frau Nani: Das is wahr, hörns nur weiter. Der Wirth bitt ferner sein guten Freund — den Stock — einige Sprüng auf die Herrn zu machen. Und siehe da, in einigen Minuten waren dieselben blau und braun wie eine preußische Uniform angemahln.“ Vgl. oben S. 82 die Erzählung Anton Langer's.

Keine Liguorianer mehr! oder: Warum haben wir die Redemptoristen vertrieben? Von Anton Langer NG. 2 Bl. gr. 8vo, Schmid. „Wer von uns hat nicht im Narrenthurm jene unglücklichen Opfer gesehen, die mit gefalteten Händen, stierem Blick, Gebete murmelnd herum gehen? Fragt ihr den Wärter um die Ursache ihres Jammers, so zuckt er die Achseln und spricht: ‚Unheilbar, Liguorianernärrin‘. Mir selbst drückte, als wir gegen die Redemptoristen marschirten, ein

altes Weib die Hand und sagte: ‚Gott vergelt es Ihnen meine Herren, auch mein armes Kind haben sie in's Grab gebracht' ... Wenn man die Schmeißfliegen von einer Schüssel mit Zuckermilch wegjagt, so pflegen sie zu öfteren Malen wieder zu kommen. Oesterreicher! Landsleute! Ihr habt die Liguorianer verjagt. Seid wachsam. Wien ist die Schüssel mit Zuckermilch; Ihr werdet nun wohl auch die Schmeißfliegen errathen".

Eisele und Beisele als Liguorianer und die neue Dienstboten-Herberge; 8 S. 8vo, mit Titel-Vignette.

Die Liguorianer in Wien und Sequestrations-Wünsche. Von Pr. Dr. J. N. (Professor Doctor Joseph Neumann?); Constitution Nr. 17 S. 218—221. Der Verfasser gibt zu daß die Liguorianer viel Wohlthaten gespendet, will die Dankbarkeit derer welche diese Wohlthaten genossen geachtet wissen, meint auch es sollte diesen Armen ersetzt werden was sie verloren haben; allein: „War die Unterstützung nicht zumeist unwürdiger Abhub desjenigen Vermögens das im Saugen des Vampyrs an den Banden der Verwandtschaft, an den Schwächen des zur kindischen Bewustlosigkeit gesunkenen Alters, von Männern zusammengekehrt worden, deren Thun ein immer finsteres, weil im unerforschlichen Dunkel mit unheimlichen Erfolgen gekröntes gewesen?!" ...

Am Abend des vielbewegten Tages gab es Ansammlungen vor dem Trattnerhofe wo Pillersdorff wohnte und auf dem Stephansplatze vor dem erzbischöflichen Palais dessen Fenster schwach erleuchtet waren; eine deutsche Fahne flatterte aus dem Portal-Fenster in die Lüfte. Abtheilungen der Volkswehr durchzogen den Platz und die Straßen, besetzten die gefährdeten Posten, einige besonnene Bürger redeten den Leuten begütigend zu, und so unterblieb für diesen Abend oder vielmehr Nacht — denn es währte bis gegen 1 Uhr ehe der Platz geleert war — jede katzenmusikalische Kundgebung und Hetze.

* * *

Ja es war ein Jux, eine Hetz für die P. T. Herrn Studenten und Nationalgarden, die im Passauerhof, in der Hartmannsgasse, in Weinhaus jene Großthaten verrichteten, von denen die späte Geschichte staunend erzählen wird. Aber die Armen, welche die Zielscheibe solcher Heldenstücke waren und die man von Haus und Dach vertrieben und einfach vor der Linie verlassen hatte, wer kümmerte sich um sie? wer frug was sie beginnen, wo sie ihr Haupt hinlegen, wovon sie ihren Hunger stillen würden? Denn man hatte ihnen ja alles geraubt ... pardon „mit Beschlag belegt", bis auf die Reisebündel worin sie Kleider und Wäsche mit sich nehmen wollen, bis auf die Barschaft die man an

die Polizei oder an den Magistrat oder an das Nationalgarde-Ober-Commando abgeliefert, denn „der Staat kann's brauchen".

Doch die sinnlose Volkswuth hatte nicht genug daran die unglücklichen Patres und Fratres aus der Stadt geschafft zu haben: jetzt begann erst die rechte Razzia gegen sie. Wie ein gehetztes Wild sahen sie sich verfolgt von Stätte zu Stätte; wenn sie die ärgsten Verbrecher waren, konnte man nicht hartherziger, nicht erbarmungsloser, nicht grausamer gegen sie verfahren. Ein Redemptorist hatte im ersten Augenblicke in einem Hause am Graben*) Unterstand gefunden; als er an einem Tage darauf in einen Fiaker steigen wollte, wobei ihm der Hut entfiel und seine Tonsur enthüllte, wurde sogleich Halloh gerufen, „worauf ihn zwei Häscher packten und mit sich fortschleppten". Den greisen General-Vicar, P. Joseph Passerat, 1772 zu Joinville in Frankreich geboren, hatte ein Bewohner von Ottakring aufgenommen; allein böse Leute bekamen Wind davon und der Grundwächter mahnte den Hauswirth seinen Gast so schnell als möglich gehen zu heißen. Aehnlich erging es dem Rector des Hauses bei Maria-Stiegen P. Franz Kosmáček der, in seinem Zufluchtsorte in einem der Vororte Wiens aufgestöbert, querfeldein auf ungebahnten Wegen in ein nahes Dorf flüchten mußte um seinen Verfolgern zu entgehen. Im Schlosse zu Baumgarten hatte man den Consultor P. Johann Ulrich Petrák aufgenommen; da stellte sich in der Nacht ein Trupp von etwa dreißig Nationalgarden ein, forderte Einlaß und durchstörberte alle Zimmer des Schlosses, das der Gesuchte glücklicherweise in größter Eile verlassen hatte. War es selbst den gutmüthigsten Leuten zu verargen wenn sie, um nur selbst Ruhe zu haben, keinem der Verfolgten mehr ein Obdach bieten wollten?!

Außerhalb des Weichbildes von Wien hatten die Redemptoristen ein Haus in Eggenburg V. O. M. B. und es war sogleich der Verdacht rege, daß einige der Väter und Brüder von Maria am Gestade ihren Weg dorthin genommen haben könnten. So führte denn am 7. April 4 Uhr nachmittags ein Separat-Train an hundert bewaffnete Studenten nach Stockerau, von wo sie sich dann auf Wagen, mit zum Theil sehr schlechter Bespannung, nach Eggenburg führen ließen. Eine halbe Stunde vor ihrer Ankunft in Stockerau hatte einer der Wiener Vertriebenen in

*) Vielleicht im Baron Spielmann'schen bei dem amerikanischen General-Consul Johann Georg Schwarz.

größter Eile einen Wagen nach Eggenburg gemiethet; der war bald eingeholt, worauf man den Flüchtling untersuchte und, was sich an Papieren und Geld bei ihm vorfand, „mit Beschlag belegte“. Erst gegen Mitternacht war man in Eggenburg, wo der Bürgermeister Altleitner geweckt wurde, in dessen Begleitung sie sich zu dem Kloster verfügten; zögernd wurde ihnen die Pforte geöffnet, man fand 8 Patres, 14 Fratres und Novizen die man sofort consignirte. Am andern Tag begannen die Verhandlungen mit dem Rector, an welchen die Studenten die Anforderung stellten daß er die Körperschaft für aufgelöst erkläre. Er weigerte sich wiederholt dies zu thun. Erst 3 Uhr nachmittags gab er eine Art Einwilligung, wobei er die Bedingung stellte daß man die Mitglieder der Congregation angemessen unterbringe; unter Dazwischenkunft des Kreis-Commissärs Joseph Koller-Stadler von Krems wurde ein Protocoll aufgenommen. Man schritt nun an die „Beschlagnahme“ des Vermögens; an baarem Geld wurde „nur eine geringe Summe“ vorgefunden, wovon man „einen kleinen Theil“ den Scheidenden als Wegzehrung gab; das übrige nahmen die Studenten für ihre Wegzehrung und für die ausgestandenen Strapazen in Empfang. Alle Gegenstände von Silber, eine silberne Monstranze inbegriffen, sowie alle Staatspapiere die sie in der Eile aufstöberten*), mußten die Reise nach Wien mitmachen, welche die Studenten jetzt unter dem Ehrengeleite der Eggenburger Musikbande und der uniformirten Bürger antraten. Es war die höchste Zeit; denn schon war von Zusammenrottungen ergrimmter Leute, von Zuzügen aus der Umgegend, besonders der „düstern Bursche“ aus Grafenberg zu hören, denen die Studiosi, da sie keine Munition bei sich hatten, nicht standzuhalten sich getrauten . . .

Die ganze Schilderung ist einem gleichzeitigen halb-amtlichen Berichte entnommen**) und man kann heutzutage nur über den Cynismus staunen, mit welchem die Beraubung schuldloser Geistlichen, zu deren angeblichem „Schutz“ die Studenten sich aussenden lassen, während

---

*) Ein Theil im Nominal-Betrage von 2500 fl. C. M. entging, wie der Bürgermeister und die beiden Stadträthe Jos. Veith und Johann Weigmann amtlich constatirten, der Beschlagnahme.

**) Der Zug der Bewaffneten nach Eggenburg im V. O. M. B. Von einem der dabei gewesen.

Creditis avectos hostes? . .
. . . sic notus Ulysses? Aen. II.

Allg. Oest. Ztg. Nr. 105 (N. F. 15) vom 14. April S. 512 f.

sie sich aus der geringen Habe der Ueberfallenen für ihr Bubenstück selbst bezahlt machten, der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte! Wem fallen nicht die Verse des Kapuziners aus „Wallenstein's Lager" ein?

Wieder ein Gebot ist: Du sollst nicht stehlen!
Ja das befolgt ihr nach dem Worte,
Denn ihr tragt alles *offen* fort.

Aber freilich wohl, die Studenten waren ja dabei Organe der öffentlichen Verwaltung, sie waren zu der Amtshandlung commandirt, sie hatten die Vollmacht des Ministers des Innern in der Tasche! Darum wandte sich der Stadtrath von Eggenburg an die Adresse des Freiherrn von *Pillersdorff*, um sich in der höflichsten Form, aber in entschiedener Weise „jedes weitere Erscheinen von Nationalgardisten aus Wien" zu verbitten, „weil ohnedies hier und in der Umgebung vollkommene Ruhe herrscht und die Eggenburger Nationalgarde zur Erhaltung der Ruhe hinlänglich ausreicht".

Waren die Behörden wirklich irregeführt, oder waren sie zu schwach und feig, um mit im Strome dessen zu schwimmen was man die öffentliche Meinung nennt? Die „Abend-Beilage" der amtlichen Wr.-Ztg. vom 8. brachte einen ganz lügenhaften Artikel über die Eggenburger Vorfälle: „Auch hier unter dem Landvolke war die Abneigung gegen die Liguorianer so groß daß alsbald die gröbsten Ausbrüche des Volkshasses begannen. Es soll eine ordentliche Hetzjagd auf die nach allen Seiten versprengten Patres angestellt worden sein. Man mußte die Nationalgarde aus Stockerau herbeirufen: selbst an die hiesige Universität kam das Ansuchen um Hilfe, in Folge dessen sich eine Abtheilung des Juristen-Corps nach Eggenburg verfügte. Nun erst wurde die Ordnung hergestellt." Mit grausamem Hohne hieß es dann weiter: „In Wien spucken diese Unholde trotz ihrer Austreibung noch in mancherlei Verkleidungen — so sahen wir gestern einen als Frau verkleideten Pater auf die Polizei führen — oder bergen sich, so wenigstens geht die Sage, in halbverrathenen Schlupfwinkeln." Und um ein verehrliches Publicum über die „Oeffentliche Erklärung" vom 7. vollends zu beruhigen, erließ die k. k. n.-ö. Landesregierung am 8. eine „Kundmachung" folgenden Inhaltes: „Nachdem wegen Aufnahme der Inventur in dem ehemaligen Liguorianer-Klostergebäude, sowie wegen Abhaltung des Gottesdienstes in der Kirche Maria am Gestade durch der slavischen Sprache kundige Priester die nöthigen Vorkehrungen getroffen sind, wird jenes Gebäude nunmehr unverweilt zu Staatszwecken verwendet werden."

In der That waren der Terrorismus von der einen, die Einschüchterung auf der anderen Seite so groß daß selbst solche, von denen die Vorgänge in der Bischofsgasse, im Passauerhof, in Eggenburg rc. aufrichtig verabscheut wurden, der Oeffentlichkeit gegenüber nur mit einer gewissen Verwahrung einigen Tadel vorzubringen wagten. So hieß es in der „Const. Donau-Zeitung", der allerdings Milde als ausgesprochener Josephiner von vorn herein ein Dorn im Auge war: „Wir sind nicht besondere Freunde des Erzbischofs. Er war von jeher allen geistigen Bestrebungen feind, beschränkten Sinnes, in dürrem Formelwesen festgerannt, stolz gegen Untergebene, bureaukratischen Bestrebungen mehr als hold. Aber er ist Greis und Priester und hätte darum einer solchen Schmach nicht ausgesetzt werden sollen". Der „Constitutionelle Hansjörgel" konnte es zwar nicht billigen daß man in einem freien Staate jemanden gewaltsam vertreibe; allein über das Ergebnis selbst bezeugte er doch seine Freude: „Die Ligurianer sein davon g'jagt, was zwar nit recht aber sehr gut war"; denn „es war ein Auswuchs an unserem Körper, der g'rad hirtzt höchst verderblich hätt wirken können." Auch Ebersberg (Zuschauer Nr. 58 S. 458 f.) lobte sich deren Entfernung, die nur von Regierungswegen hätte erfolgen sollen, wo es dann zu den Auftritten vom 6. und 7. April nicht gekommen wäre. Die Anderen aber stimmten laute Lobgesänge an. „Ihr Wiener", jubelte der Studiosus Hanausek, „dankt nun mit mir erstlich dem Schöpfer. zweitens unserem hochgeliebten allergnädigsten constitutionellen Kaiser der uns die Freiheit gegeben, und dankt nochmal dem unvergeßlichen Werke der Freiheitskämpfer. Denn Hohes ist in diesen Tagen vollführt worden! Aufgehoben ist das schmähliche Institut aus welchem Bigotterie, falsche Verstocktheit, Intolleranz, niedrige Heuchelei, kurz Jesuitismus hervorschlich und das so manche Opfer auf unbegreifliche Weise in die Falle lockte aus der es selten hervorkam".

Eine ganze Flut von Schmähgedichten und Schmähschriften wurde täglich auf die Gasse geworfen, aller erdenkliche Spott und Hohn den Verjagten nachgerufen, die gemeinste Lüge, die blödeste Erfindung nicht verschmäht, um die Leute in steter Aufregung über die ausgewiesenen Patres zu erhalten. Obwohl es bis ins einzelne bekannt geworden was man in den verschiedenen Ordenshäusern gefunden, las man immer wieder von maßlosen Schätzen, von Vorräthen in Küche und Keller, in Weinhaus 1800 Eimer der vorzüglichsten Weine, das schönste Obst, „die Speisekammer

auf Jahre gefüllt". Am 9. April wollte man von einem Wagen mit Geld wissen der, von der Nationalgarde aus Eggenburg escortirt, im Ministerium des Innern angelangt sei. „Man spricht von 24000 fl. in Silber; andere nennen die Summe 60000 fl.", hieß es in der Donau-Ztg. S. 74, während ein Correspondent der Wr.-Zst. Nr. 76 S. 303 gar von 180000 fl. C. M. und einer goldenen Monstranze im Werthe von 4000 fl. faselte: „Das sehr heitere Publicum welches die Escorte begleitete, sprach die Hoffnung aus daß der fragliche Fund nur der Anfang zahlreicher ähnlicher Resultate sein werde." Der Wanderer Nr. 96 berechnete das Besitzthum der Liguorianer, „die liegenden Gründe und Häuser nicht mitgerechnet, auf 750000 fl. C. M. Was doch eine fromme Corporation durch Fleiß und Beharrlichkeit zusammenstehlen kann!" In der Th.-Ztg. S. 393 berichtete ein K–r daß man im Bethause am Rennweg „eine förmlich eingerichtete Münzwerkstätte mit allen zum prägen erforderlichen Maschinen" gefunden; die frommen Herren sagten freilich, das habe zur Anfertigung von „Kirchenpfennigen für gute Christen" gedient; allein ebenso gut, meinte der Referent, habe man Gold und Silber ausmünzen können.

Nicht blos klingende Schätze, so lästerten die Leute, hatten die Söhne des heil. Alphons von Liguori, sie hatten auch Schätzlein von Fleisch und Blut; denn „Haarlocken und Strumpfbänder fanden sich in vertraulicher Kameradschaft mit Geißeln, Heiligen- und andern Bildern", schrieb ein Wiener Correspondent an die „zwanglosen Blätter" aus Ober-Oesterreich. „Was man bei den Büßerinen gefunden haben soll", fügte er bei, „will ich nicht nacherzählen; ich habe es nicht selbst gesehen und kann es kaum meinem besten Freunde glauben". Dagegen versicherte F. F. (Franz Fitzinger?) allen Ernstes im Wanderer Nr. 86 vom 10. April: „Die empörendsten unkeuschen Gegenstände waren bei diesen Moral-Predigern zu sehen", und ein B—r in der Th.-Ztg. Nr 97/8 vom 23./24. April deutete auf „mancherlei höchst interessante Mysterien" die man der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten sollte: „der Absatz von 10000 Exemplaren dürfte so ziemlich gesichert sein." Angesichts solch überraschender Entdeckungen erinnerte Moriz Glaser in der „Stiria" (Nr. 46 S. 185 vom 18. April) an die Antwort die Johann Sturm 1538 dem Kaiser Karl V. in Augsburg gegeben, als ihn dieser wegen der Ausweisung der „Lieben-Frauen-Brüder" zur Rede gestellt: „So lang sie Unserer lieben Frauen Brüder waren konnten wir sie uns gefallen lassen; seit sie

aber Unserer lieben Frauen M ä n n e r geworden mußten wir sie zum Thore hinausjagen".

In solcher Weise arbeitete Bosheit von der einen, Unüberlegtheit, aber auch Dummheit von der andern Seite einander in die Hände, um den schon durch äußere Unbilden so hart mitgenommenen Dienern der Kirche Steine von allen Größen und Arten nachzuwerfen. Und bei der Menge verfing das zu einem großen Theile. Manche Schmieralien erbärmlichster Sorte, wie wir von dem „Armenseelenlichtl" gesehen, erlebten eine Auflage nach der andern, was dann nicht verfehlen konnte andere Scribler zu gleich unsterblichen Geistesarbeiten zu begeistern.

Glück und Ende der Liguorianer in Wien ꝛc. Von Adolph Karl N a s k e.

Motto: Zum Brunnen geht, so wie man spricht,
Der Krug so lange bis er bricht. Friedr. K a i s e r.

2 Bl. 4to, Jac. Bader; 8. April.

F. W. (B.?) Z.: Abschiedsworte an die abgezogenen Liguorianer, den Nachtrab der Jesuiten, die Verfinsterer des Volkes, die moralischen Henkersknechte der Religion, die Wölfe im Schafspelz, die Heuchler und heimtückischen Kriecher, die erbschleicherischen Betrüger, die Gotteslästerer durch Wort und That, die falschen Ausleger der göttlichen Gesetze, die Verführer der Unschuld, die geistlichen Nussen des 19. Jahrhunderts, die Mörder des Papstes Clemens XIV., die Presser der Landleute, die Vernichter wahrer religiöser Gefühle. Der Teufel soll sie holen!! 1 Blatt fol. Ludwig, 2 Abdrücke.

Eduard Ldf. (L e i d e s d o r f) Das Blatt gehört den Liguorianern. Wien im ersten Jahre nach Vertreibung der Liguorianer; 1 Bl. 4to, ohne Druckort . . . D e r s e l b e gab auch seine „Ahnfrau" (s. oben S. 86) wieder heraus, 1 Bl. 8vo, Klopf und Eurich), mit einer „Nachschrift": „Die Liguorianer fort — G o t t befohlen, der T e u f e l soll sie holen".

Das letzte Stündlein der Liguorianer! (Als Titelbild ein mit einem Bündel in der rechten Hand und einem Kistchen unter dem linken Arm davonlaufender Liguorianer) 2 Bl. 4to, ohne Druckort, 2 Aufl. (?) . . . „Von diesen Teufeln in Menschengestalt, mit schwarzen Kitteln wie ihre Seelen, sind wir los. Jetzt werden sie in der Welt herumirren, sie werden ihre berüchtigten schwarzen Kittel ablegen und sich in bürgerlicher Kleidung in das Vertrauen der Menschen einschleichen wollen. Darum hütet euch, meine Brüder vor den verkappten, schaut nur jeden genau an, denn das Zeichen der Schlechtigkeit ist deutlich aufgeprägt in ihren Gesichtszügen, auf ihrer Stirn, in ihren Augen".

Schauerliche Begebenheit. Selbst Mord des so allgemein berühmten und beliebten Jeremias Lumpatius Vagabundus. Wailand vertriebener Liguorianer. Geächteter Ex-Jesuit ꝛc. Merkwürdiges Selbstgespräch des Herrn Lumpatius wenige Stunden vor seinem Tode und die Art und Weise wie sich dieser begeben. Von A r t h u r. 1 Bl. fol. Jos. Ludwig.

Interessante Geständnisse eines sterbenden Liguorianers auf der Flucht von Wien. (Mit einer die Sterbescene darstellenden Titel-Vignette). Von Georg Mehramt; 2 Bl. 4to, Fridrich, 2 Auflagen: „Ich fühle es, der Tod ist nicht mehr fern. Die rächende Hand Gottes, an die ich nie glaubte, hat mich schnell ereilt. Ich fühle Reue, tiefe Reue in meiner Brust" . . . Er macht nun Geständnisse über die Lebensregeln seiner Ordensbrüder: „Wir vergaßen nicht die Gelegenheit und die für uns segensreiche Dummheit unserer Kirchkinder zu benützen und auf Vermehrung unserer Klostergüter zu denken . . . Wir bezahlten Agenten welche uns in Kenntnis setzten wenn irgend ein sich nach Seligkeit sehnender reicher Sünder dem Tode nahe war, den wir dann zu trösten und ein Vermächtnis in Empfang zu nehmen eilten . . . In größter Ueppigkeit schwelgten wir die Nacht durch, Mädchenliebe, wir verschmähten sie nicht, stand uns und unserm Gelde reichlich zu Gebote . . . Die Stimme des reumüthigen Liguorianers wurde immer schwächer — er sank zurück, fürchterliche Krämpfe endeten sein Leben — ein verpesteter Schwefelgestank verbreitete sich, dumpfer Donner rollte und unüberwindliche Furcht trieb die Zeugen der Beicht aus dem Zimmer" . . .

Der Bauer Hans-Jörgel, sein Weib, ihr Beichtvater, der Liguorianer Dickbauchius und der provisorische Dichter. Von Franz X. Bidschof; 1 Bl. fol. Jos. Ludwig. Ueber allemaßen dumm!

Der gebratene Liguorianer und wo der vergrabene Liguorianer-Schatz zu heben ist. Von S. E. Wald; 2 Bl. 4to, Fridrich. Eine derbe, aber sehr gelungene Parodie auf „gar so viele enorme Dummheiten", die jetzt von Leuten in die Welt geschickt werden „die in ihrem Leben nichts geschrieben haben als höchstens in der Schule zwanzigmal: Ich soll nicht schwätzen". Eine kinderreiche „arme ehrliche" Familie, die durch die Liguorianer um alles gekommen, empfängt den Besuch ihres Beichtvaters. „Der Anblick seines gemästeten Bauches war für uns zu viel"; der Familienvater fällt über den Pater her, stößt ihm „die alte rostige Eisenstange eines Fenstervorhangs der Länge nach durch den Leib". Darauf braten sie ihn und freuen sich schon auf das feiste Mahl. Doch es sollte ihnen schlecht bekommen: schon „nach dem ersten Bissen lag der arme ehrliche Mann, das arme ehrliche Weib und die sieben armen ehrlichen Kinder als neun arme ehrliche Leichen da! . . . Gräßlich, nicht wahr? Ihr werdet diese Geschichte für unglaublich halten, aber glaubt sie immerhin! Denn ihr leset in Flugblättern täglich Nachrichten die ihr fest glaubt, obwohl sie nicht wahrer und wahrscheinlicher sind als dieses schöne aber gräßliche Ereignis" . . . Was den Liguorianer-Schatz betrifft, so ersucht der Verfasser denjenigen der näheres davon weiß ihm es mitzutheilen; „denn ich wäre sehr geneigt mich in den Besitz des fraglichen Schatzes zu setzen, dieweil ich weit mehr Geld brauchen könnte als ich habe".

Höllenreich Finsternis. Reisepaß für Pater Liguorian Teufelsohn, Ritter der Furcht und des Tadels, Großmeister des Ordens der Säue an Gottes Tisch &c. Gebürtig: aus Lumpendorf. Wohnhaft: zu Frauenkloster. Gewerbe: Geldpresser. Sonstige Beschäftigung: fressen, saufen und . . . Stand: elend" &c. &c. 1 Bl. fol. ohne Angabe des Druckorts.

Partezettel „von dem mit Jubel begleitenden (sic!) Hinscheiden des Paters Liguorian" 2c. 1 Bl. 4to, Klopf und Eurich.

Zwanglose Blätter aus O. Oe. Ergänzungsbl. zu Nr. 3 vom 30. April. Der Verfasser des Artikels Sylv. Pötzelberger schaudert, „wenn ich an den Frevel denke der seit Jahren in diesem verfluchten Hause unter dem Deckmantel der Heiligkeit getrieben wurde . . . Das waren die Leute die jeden Augenblick ein ‚Gelobt sei Jesus Christus' im Munde führten, mit niedergeschlagenen Augen durch die Straßen schlichen und Tod und Verdammnis von den Kanzeln heulten, die den Beichtstuhl zum Flüsterwinkel ihrer Begierden machten und, derweil sie Fasten und Almosengeben predigten, bei vollen Schüsseln schwelgten und Schätze häuften auf unbillige Weise" . . .

Die Katzen-Herberge im Liguorianer-Kloster. Von C. Constant 8 S. 8vo, M. Lell, vorm. Anna Stöckholzer v. Hirschfeld. Auf der Titelseite zwei Katzen, eine durch einen Trichter blasend, die andere eine Baßgeige behandelnd, im Hintergrund davoneilende Liguorianer mit Geldsäcken in den Händen.

* * *

Während der Liguorianer-Sturm in vollem Gange war, ging auch gegen andere geistliche Personen und Körperschaften das Ungewitter los. „So eben komme ich von der dritten Katzenmusik des heutigen Abends", schrieb Sylvester Pötzelberger in der Nacht vom 8. zum 9. April an die Redaction der Zwangsl. Bl a. O. Oe.: „sie galten: den Mechitaristen, dem päpstlichen Nuntius und dem Justiz-Minister Grafen Taaffe; erstere mußten das Aushängeschild ihrer Druckerei, der zweite das päpstliche Wappen, der dritte die deutsche Fahne vom Balcon herabnehmen". Die Erzählung ist unvollständig und nicht ganz genau.

Die Demonstration gegen die päpstliche Nuntiatur war mehr politischer Natur; denn sie galt dem Vertreter des Papstes, der römische Freischaaren nach Oesterreichisch-Italien ziehen lassen und angeblich deren Fahnen und Waffen gesegnet hatte*). „Wir hoffen", schrieb die „Gegenwart" am 7. April im Hinblick auf diesen Vorgang, „daß der päpstliche Nuntius die Nothwendigkeit Wien zu verlassen einsehen und um seine Pässe nachsuchen wird." Die radicale Journalistik ergriff mit Eifer diese Gelegenheit ihre Feindseligkeit gegen Religion und Christenthum hinter einen geheuchelten Patriotismus stecken und mit Hohn und Geifer wider das Oberhaupt der katholischen Kirche losziehen zu können. Da sam-

---

*) Jahrg. 1882 S. 179—181.

melte sich am 8. zwischen 6 und 7 Uhr abends eine von Minute zu Minute stärker anwachsende Volksmenge vor der Nuntiatur am Hof, die mit Rufen und Schreien und allen erdenklichen Tönen des Misfallens die Herabnahme des päpstlichen Wappens verlangte. Dasselbe war ober dem Haupteingange des Gebäudes in Stein gehauen, und ein Mann aus dem Volke machte sich vernehmbar, der diesen Umstand hervorhob und überhaupt von einer so ungehörigen Demonstration abmahnte. Anfangs hörte man ihn ruhig an, einzelne Leute hatten sogar den Muth ihm Beifall zuzurufen; aber alsbald erhob sich Widerspruch aus der Menge, der Redner wurde überschrieen, man riß ihn von seinem Platz und fiel über ihn her, bis es ihm gelang zur Hauptwache des Kriegs-Gebäudes zu flüchten wo ihn einer der Officiere unter seinen Schutz nahm. Inzwischen wurde nach Leitern und Werkzeugen aus dem nahen Feuerlöschamte gerufen, bis ein Hauptmann der N. G. der tobenden Menge erklärte, die Herabnahme des steinernen Wappens könne nicht so schnell vor sich gehen.

Das Warten aber war den Leuten zu langweilig, sie ersannen inzwischen einen andern Spaß, und der Strom wälzte sich durch den Heidenschuß auf die Freiung und machte vor dem Eingange des Schottenklosters Halt, ober welchem zwei deutsche Fahnen heraushingen. War an einem geistlichen Hause eine deutsche Fahne nicht angebracht, so war das eine Demonstration gegen die öffentliche Meinung die Strafe verdiente: hing aber eine heraus so war es abermals gefehlt; denn das war, wie sich die „Constitution" Nr. 20 S. 295 f. ausdrückte „die Schaustellung einer Gesinnung deren Wahrhaftigkeit an solchem Orte man bezweifeln zu dürfen sich berechtigt glaubte". Die Menge verlangte also das Einziehen der Fahnen, was auch geschah, ohne daß sich darum der Tumult legte. Denn jetzt erst „schrie sang heulte johlte pfiff bellte brüllte trommelte man den Herren Geistlichen ein sanft melodisches Schlummerlied" eine gute halbe Stunde lang. Inzwischen war die Volkswehr alarmirt worden, hatte alle zuführenden Gassen besetzt und abgesperrt; eine Abtheilung rückte in dreifach geschlossener Linie nach der ganzen Breite des Platzes vor und trieb, einen und den andern der Tumultuanten packend, die Menge vor sich her, von der sich ein Theil neuerdings vor der Nuntiatur sammelte um dem päpstlichen Gesandten ein Abschiedsständchen zu bringen, da sich die Nachricht verbreitet hatte er werde morgen abreisen.

Ein gutes Wort findet einen guten Ort (Unterzeichnet: Ein National-gardist). 1 Bl. fol. M. Lell. — Gegen die Katzenmusiken und nächtlichen Tumulte im allgemeinen, und jene vor dem Schotten-Kloster insbesondere: „Wodurch haben die Glieder des Hauses es verdient daß man sie in ihrer nächtlichen Ruhe und in dem Besitze ihrer Sicherheit stört deren jeder andere Bürger sich erfreut? Sind sie nicht auch Bürger des Staates? Sind sie nicht aus dem Volke hervorgegangen? Gehören sie nicht dem Volke an? Arbeiten und wirken sie nicht für das Volk? Seit sieben Jahrhunderten besteht das Stift; an allen Schicksalen Wiens, sie mögen freudiger oder trauriger Art gewesen sein, hat es den innigsten Antheil genommen, seine Geschichte ist die Geschichte Wiens. . . Ihr Wirkungskreis ist die Seelsorge und der Unterricht der Jugend. . . . Seit vierzig Jahren erhält das Stift auf eigene Kosten ein Gymnasium, eine Lehranstalt die immer eine der besuchtesten war und ist" ꝛc.

Durch das kräftige Einschreiten der Nationalgarde wurden in diesem Stadttheile zwei Katzenmusiken verhindert, die man dem Grafen Taaffe und dem Fürsten Liechtenstein hatte bringen wollen. Ersterer galt den radicalen Hetzern als Aristokrat und Anhänger des gestürzten Systems, obwohl er pflichtgetreu an die Appellations-Gerichts-Präsidenten aller Provinzen ein Ministerial-Schreiben gerichtet hatte, worin denselben Weisungen über die Einführung des provis. Preßgesetzes vom 31. März ertheilt wurden*). Allein das oberste Tribunal der Volksstimme d. h. die radicalen Wortführer hatten dieses Preßgesetz nicht genügend befunden; es war „am 1. April veröffentlicht beurtheilt verdammt", auf dem Platze vor der Universität ein feierliches Autodafé bereitet worden**). Dann aber war es mit den weltlichen Würdenträgern des gestürzten Systems so wie mit den geistlichen: blieben sie stille so hieß es: Seht, sie wollen nichts mit den neuen Freiheiten zu thun haben; rührten sie sich so war es Verstellung, Arglist, wohl gar Hohn. Dem regierenden Fürsten Liechtenstein galt der edle Zorn des Volkes, erstens „weil er dem Metternich bei der Flucht behilflich gewesen und ihn in Eisgrub einige Zeit verborgen gehalten", zweitens weil er all seinen Beamten und Dienern bei Strafe der Entlassung geboten hatte allen Demonstrationen fern zu bleiben. Aber, wie gesagt, die Nationalgarde, über deren Einschreiten

*) Wien 6. April; kundgemacht in der Wr. Ztg. Nr. 98 vom 7. April.

**) Smets S. 39 f. Den Hauptact hatte zwar die Einsprache der Doctoren Obermayer und Neuwall verhindert; „gleichwohl wurden einige Exemplare auf dem Universitäts-Platze von einer Anzahl zornentbrannter Studenten wirklich den Flammen übergeben."

aus diesem Anlasse sich die „Constitution" unbändig ärgerte, hatte dem edlen Volke den Spaß mit dem Fürsten und mit dem Grafen verdorben und so hatte dieses wieder nur seine lieben Geistlichen, denen in dieser Nacht keine Ruhe werden sollte. Einmal bekamen die Dominicaner ihre Katzenmusik. Warum? Weil sie Dominicaner waren. Dann ging es von neuem gegen den Pfarrer Wiesinger los, obwohl schon seit Tagen das Gerücht umlief, er habe bereits seinen Posten verlassen. Aus einem Fenster des ersten Stockwerkes hing eine deutsche Fahne heraus. Schmach und Hohn! Sie mußte eingezogen werden. Nach einem andern Berichte kletterte ein Junge hinauf um sie unter dem wilden Gejohle des Haufens — Verzeihung für den Ausdruck, es befanden sich ja „auch Personen aus den bessern Ständen" darunter! — herabzuzerren. Eine Abtheilung N. G. wollte ihn verhaften, vermochte aber nicht durchzudringen; ein Cavalerie-Piquet wurde mit Steinwürfen empfangen, bis sich die Menge allmälig verlief. Auch dem Pfarrer Joseph Waiser zum heil. Joseph ob der Laimgrube war in dieser Nacht eine Katzenmusik zugedacht, zu der es aber nicht gekommen zu sein scheint. Um so ärger ging es bei den Mechitaristen her.

Wenn der Demonstration am Hof eigentlich politische Motive zugrunde lagen, so war es bei den Anstiftern jener in der Mechitaristen-Gasse von St. Ulrich ganz gemeiner Brodneid was sie leitete. Denn bei der Bevölkerung im allgemeinen waren die armenischen Mönche in keiner Weise misliebig; sie waren, wenn sie sich in ihrer mahlerischen Tracht und mit den meist schönen Bärten durch die Straßen bewegten, eine interessante Erscheinung. Von den andern Klöstern hieß es: „Weg mit den Müßiggängern, den Nichtsthuern, unnütz für die bürgerliche Gesellschaft; sie sollen sich gleich Andern ihr Brod verdienen". Hier hatte man aber ein Kloster, dessen Insassen sich ihr Brod in hausbacken bürgerlicher Weise verdienten; denn die Mechitaristen besaßen keine liegenden Gründe, das Erträgnis ihres Gewerbes war ihre Haupteinnahmsquelle*). Allein gerade das war ihr Verbrechen. Gleich nach Vertreibung der Liguorianer gab Hanausek den Wink, es wäre „zeitgemäß und nothwendig" daß die Mechitaristen endlich einmal das Gewerbe des Buchhandels, der Schriftgießerei und Buchdruckerei, „das sie zum großen Nachtheile der hochbesteuerten bürgerlichen Geschäftsleute" betreiben, aufgäben; sie hätten

*) Jahrg. 1882 S. 93.

sich „seit ihrem Einzuge als bettelnde Mönche im Jahre 1809 genug Reichthümer erworben". Sie ruiniren, geiferte ein Wiener Correspondent der Leipziger D. A. Ztg., „sämmtliche bürgerliche Buchdruckereien auf eine himmelschreiende Weise. Sie die keine Steuern zahlen, drucken um den halben Preis und reißen nach und nach alle Geschäfte an sich. Während sie sich von diesem Gewerbe Häuser und Paläste bauten, mußten die Bürger, deren Bitten niemals Gehör fanden, ihrem Ruin mit nassen Augen zusehen".

Am 8. brachte Frankl's Abend-Ztg. (Nr. 12 S. 51) eine Notiz, die Mechitaristen-Buchdruckerei sei in Gefahr; die geistlichen Väter trieben ein bürgerliches Gewerbe: „was ihre unpopulären Büchlein kosten, sollten populäre Kochbücher u. dgl. einbringen. Gutes hat die Druckerei ohnehin nicht producirt". Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl, und in der That fand in der Nacht vom 8. zum 9. April ein Auflauf vor dem Klostergebäude statt, dessen ausgesteckte deutsche Fahne den ersten Anstoß zum Aergernis gab; sie wurde herabgerissen und zerfetzt. Den Schürern des Tumults war damit nicht gedient; das Kloster sollte gestürmt, die Buchdruckerei zerstört werden. Die geschreckten Mönche beleuchteten die Fenster, ließen die Tafel oberhalb der Klosterpforte herabnehmen und begannen, als der Auflauf noch immer kein Ende nehmen wollte, mit ihren beiden Glocken Sturm zu läuten. Eine Abtheilung Nationalgarde kam herbei und machte Ordnung.

J. N. Waldschütz, ein Eingesessener von St. Ulrich, nahm im Wandrer Nr. 91 vom 15. April die angegriffenen Mönche in Schutz, gegen welche nie eine Klage vorgekommen sei.

An die Bürger und Bewohner Wiens. Von der Mechitaristen-Congregation. 2 Bl. 4to; 18. April. Eine kurze Geschichte ihrer Ansiedlung in Wien, um den Vorwurf zurückzuweisen, „als hätten wir uns als aufdringliche Fremde in Wien eingenistet"; dann eine Erklärung über die Natur ihres Geschäftes das vorzüglich für Werke in den orientalischen Sprachen berechnet sei, die keine andere Buchdruckerei um den gleichen Preis herzustellen vermöge; sie entrichten dafür pünktlich ihre Steuer wie jeder andere Gewerbtreibende &c.

Eine Zeitfrage. Von J. Rüdegger. Wanderer Nr. 98 vom 24. April. Vertheidigung der Mechitaristen, obwohl der Verfasser der Ueberzeugung ist, „geistliche Corporationen sollen in bürgerliche Geschäfte nicht eingreifen".

In den Tagen nach diesen nächtlichen Auftritten machten die Mechitaristen durch gedruckte Anschläge an ihrem Gebäude bekannt, daß von nun an keine Druckereibestellungen mehr angenommen werden sollen,

und widmeten außerdem eine Anzahl Bücher aus ihrem Verlage zum Zwecke von Kranken-, Versorgungs- und andern öffentlichen Anstalten. Sie thaten eben was sie in ihren nichts weniger als glänzenden Verhältnissen zu thun vermochten, wie denn überhaupt der katholische Clerus in jeder Weise versuchte die öffentliche Meinung zu berichtigen, zu begütigen, zum bessern umzustimmen. Schon am 4. April hatte Prälat Sedláček ein Schreiben an den Magistrat von Klosterneuburg gerichtet, das in sehr würdigem Tone die gegen sein Stift und gegen seine Person gerichteten Anschuldigungen zurückwies; zugleich erklärte er auf den Bezug des vielgeschmähten, obwohl auf unanfechtbarer Grundlage bestehenden Bergrechts so lang zu verzichten, „bis hinsichtlich desselben eine gesetzliche Bestimmung erfolgt sein wird". Einige Tage später widmete er einen Beitrag von 600 fl. zur Organisirung der Nationalgarde in den zur Stiftsherrschaft gehörigen Ortschaften als Geschenk, einen andern von 3000 fl. zur Erleichterung der berittenen Nationalgarde in Nußdorf als unverzinslichen Vorschuß. Für ähnliche Zwecke sandte der Abt zu den Schotten dem Minister des Innern 4000 fl. Conv.-M.; das Barnabiten-Collegium zu St. Michael Staats-Schuldverschreibungen von 5000 fl. für Bedürfnisse der Staatsverwaltung u. dgl. m.

Die Hetze hörte darum doch nicht auf; wo sich die Geistlichkeit vertheidigen wollte antworteten ihr Schimpf und Hohn. Der Erzbischof sandte an die Wiener Zeitung eine Erklärung worin er Punkt für Punkt die ungerechten, zum Theil sinnlosen Anklagen widerlegte die man im Publicum gegen ihn erhoben. Die Redaction nahm den Aufsatz in ihr Blatt auf, aber wie? Im „amtlichen" Theil? Nein! Im nicht-amtlichen Theil? Auch nicht. Im „Anhang" auf der letzten Seite war das vom ersten Kirchenfürsten des Reiches unterzeichnete Schriftstück als Inserat zwischen einer Ankündigung der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft und einer andern der Dampfmaschinen-Fabriks-Actien-Gesellschaft zu lesen — eine Tactlosigkeit, über die sich jeder halbwegs anständige Mensch mit Recht aufhielt. Am 12. April war von einer Abtheilung der Wiener Nationalgarde eine Demonstration gegen die Benedictiner von Melk geplant, die aber wohl durch Dazwischentreten der bessern Elemente, nicht zur Ausführung kam. Der Convent des Stiftes, „welches gerade so alt als die Monarchie und gleichsam das Denkmal ihres Entstehens ist, viele Staaten hat entstehen und fallen sehen", veröffentlichte aus diesem Anlaße eine geharnischte Erklärung, worin es u. a. hieß: „Wir sind kein dem Volke auf-

gedrungener, sondern mit ihm und seinen Geschicken tief verwachsener geistlicher Orden. Wenn jener Versuch gegen Melk zur Wirklichkeit geworden wäre, würden die Unternehmer erfahren haben wie sehr sie sich verrechnet; alle Gemeinden und Ortschaften ringsum, diesseits und jenseits der Donau, theils aufgeboten theils durch freien uns und sie ehrenden Antrag, wären zur Hilfe geeilt"... Möglich daß die Kriegsfahrt gegen Melk ein leeres Gerede und daher die Erklärung der Conventualen gegenstandslos war, obwohl sich dieselbe auch auf allerhand vorausgegangene journalistische Angriffe und Verleumdungen bezog. Gewiß aber verdiente sie nicht eine Entgegnung wie sie ihr Ferd. Kürnberger in der pöbelhaftesten Weise im „Freimüthigen" zutheil werden ließ, ein Aufsatz überströmend von Gemeinheit und Roheit, worin er z. B. die Geistlichen insgesammt „zu dumm ledern und büffelhäutig" nannte — und das alles weil es eine klösterliche Gemeinde gewagt hatte sich um ihre Haut zu wehren!

Schreiben des Herrn Prälaten des Stiftes Klosterneuburg an den Magistrat daselbst; 1 Bl. 4to, Ghelen'sche Erben; 4. April.

An die Bürger und Einwohner Wiens. Unterzeichnet: Vincenz Eduard, Fürst-Erzbischof. Wr. Ztg. Nr. 100 vom 9. April S. 478. Gegen den Vorwurf, er habe die Einweihung der Reichs-Insignien und einer Nationalgarde-Fahne verweigert, heißt es daselbst: „Ich würde eine solche Einsegnung als das Zeichen des religiösen Sinnes angesehen und mit Vergnügen eingewilligt haben". Ueber die angebliche Forderung eines Betrages von 20, nach Andern 50 fl. für die Erlaubnis das Riesenthor zu öffnen: „Empörend für mich, der ich nie einen Kreuzer von der Stephans-Kirche bezogen, wohl aber manches für sie verwendet habe, ist es daß man mich einer so schmutzigen Geldgier fähig und schuldig hält".... Die Erklärung Milde's erschien auch als Placat; 1 Bog. Qu. Fol. Gehlen'sche Erben.

Will's nimmer Ruh geben? Von F. S—r (Ferdinand Sauter?) Rank's Volksfreund Nr. 6 vom 11. April S. 24. Handelt, an die Römersdorfer Verläumdungen anknüpfend, von zwei Bauern aus Rauchenwart die sich über Robot und Zehent beschweren; von drei Schulgehilfen aus Nußdorf welche die Kost und 1 fl. „Gasche" genießen ꝛc

Die öffentliche Volksmeinung über den Erzbischof von Wien. Von Andreas Schumacher. Gegenwart Nr. 86 vom 13. April S. 343.

Erklärung. Melk den 14. April 1848. Unterzeichnet: Der Convent der Benedictiner zu Melk. Wr. Ztg. Nr. 108 vom 17. S. 514. Die derbe Sprache läßt mich P. Keiblinger als Verfasser vermuthen.

Raketen für Finsterlinge Ein Papageno-Schloß für Mölk. Von Ferd. Kürnberger. Freim. Nr. 20/21 vom 23./24. April S. 84 f. In derselben Numer S. 88 war ein anderer Artikel anonym: „Erbauliche Pfaffen-Scene in der Pfarramtskanzlei bei den Schotten".

Das Vergißmeinnicht über den Pfarrer von Lichtenthal. Unterzeichnet A. M. 2 Bl. kl. 4to Jos. Ludwig. „Ja schauens Frau Lenerl bey mein Zeiten, daweil ich noch jünger war, da wars halt anders, da is der Herr Pfarrer überall selber hingangen und hat gschaut wo eine Armutth ist, und denen dös bedürftig waren denen is gholfen worden, war eins lang krank, und schon am Siechenlager, so is a der Herr Pfarrer kumma nachschaun, und Trost zu sprechen, das is aber bei unsern Pfarrer net, denn der tragt alleweil Augengläser, und da schaut er drüber, und da sicht er keine Noth. . . Ja Frau Lenerl a so is, und wenn eine halb Gratis Leich is, sö da thuts an schauern, weil net einmal ein Glöckerl gerührt wird“ ꝛc.

Wer braucht noch eine Katzenmusik? Der Pfarrer von Lanzenkirchen. Von K. L.; 1 Bl. fol. Jos. Ludwig.

An die Bewohner Wiens. Von Fesl s. Jahrg. 1882 S. 165 f. Mit sehr kräftigen Worten geißelt der Verfasser die Unthätigkeit der Behörden: Habe sich der Gemeinde-Vorstand der Leopoldstadt, der Wiener Magistrat als Patron der Kirche mit der Angelegenheit befaßt? Habe man die Wahrheit der gegen Wiesinger geschleuderten Anschuldigungen untersucht? „Sind die unsinnigen Schmähblätter der Butterweiber Actenstücke? Und der Wiener Erzbischof, dessen Consistorial-Rath der Angegriffene ist? Alle diese competenten Richter fordere ich hiermit auf Amt zu handeln und dem Recht Folge zu geben. Wir leben sonst nicht in dem herrlichen freien Oesterreich, sondern in einem — Räuberstaate“.

* * *

Die Geistlichenhetze und Klosterstürmerei beschränkte sich nicht auf Wien. In der grünen Steiermark war es ja zuerst gegen die Jesuiten losgegangen. Es gab dort manche Bubenstreiche. Am 6. April nach der Vorstellung hatte man auf einer der Galerien des Schauspielhauses einen Bündel mit Brandstoffen gefunden, am 8. mittags machte man die gleiche Entdeckung im Thurm des Minoriten-Klosters. Eine Petition um Aufhebung der geistlichen Körperschaften war bald mit Hunderten von Unterschriften bedeckt; namentlich wurden als solche Anstalten bezeichnet:

1. der dritte Orden sowie die wieder neu errichtete Rosenkranz-Bruderschaft,
2. das fürst-erzbischöfliche Knaben-Seminar,
3. das zu Voigtberg errichtete geistliche Provinzial-Strafhaus,
4. die Liguorianer zu Mautern, Frohnleiten, Leoben, Marburg,
5. die Carmeliter und Carmeliterinen,

6. die barmherzigen Schwestern „welche durch ihre gegenwärtige klösterliche Disciplin ihrem eigentlichen Beruf als Krankenwärterinen gänzlich entfremdet sind.“

In der ersten Hälfte April war das Carmeliter-Kloster zu Maria-Schnee in Grätz Zielscheibe wiederholter Bedrohungen. Ein gewisser K . . ., Weltpriester der Budweiser Diöcese, hatte vor Jahren in Presburg durch excentrische Unsittlichkeit, wegen deren selbst gerichtliche Verhandlungen stattgefunden, so hochgradiges Aergernis gegeben daß er vom Graner fürst-erzb. Ordinariat von allen geistlichen Functionen suspendirt, mit weltlicher Begleitung nach Budweis zurückgeschickt und daselbst zwölf Wochen in strengem Gewahrsam gehalten worden war. Gegen die Mitte der vierziger Jahre hatte er Aufnahme bei den Grätzer Carmelitern angesucht und war von diesen, die von den Presburger Vorfällen keine Ahnung hatten, am 19. Juli 1845 unter dem Klosternamen Elisäus aufgenommen worden. Er war damals schon ein alter Mann, bei dem gleichwohl die after-mystischen unsittlichen Neigungen aus früherer Zeit wieder zum Vorschein kamen, so daß Klagen beim Fürstbischof Zängerle einliefen. Dieser ließ ihn vorrufen und nahm ihn ins Verhör, was dann wiederholt stattfand; einmal wurde er auch im Convent seiner Ordensbrüder vernommen. Die Folge war daß er im März 1847 von allen geistlichen Functionen neuerdings suspendirt und zur Besserung angehalten wurde; er blieb in seiner gewöhnlichen Zelle und in gleicher Behandlung mit den anderen Conventualen. Diese wollten ihn, um ihn dem Schauplatze seiner früheren Unsittlichkeiten zu entziehen, an das Regensburger Kloster abgeben, das sich aber für diese gute Meinung bedankte. Inzwischen hatten sich neue Anklagen wider ihn gehäuft; man war einem unerlaubten Briefwechsel nach Presburg auf die Spur gekommen und mußte Besorgnisse eines nachtheiligen Einflußes des entarteten Paters auf junge Leute im Kloster selbst hegen. So trat die Nothwendigkeit einer Absperrung ein, Juni 1847, die aber mit aller möglichen Schonung stattfand. Das Zimmer, das ihm zum Aufenthalte angewiesen wurde, war dreimal so groß als eine gewöhnliche Zelle; er wurde durch vier Wochen zu je drei Fasttagen verurtheilt, bekam aber sonst die gewöhnliche Kost, erhielt sogar als Ausnahme von der Ordensregel Kaffee zum Frühstück, weil er dies als Bedürfnis ausgesprochen hatte. Bei günstigem Wetter durfte er abwechselnd von Priestern oder Laienbrüdern begleitet im Klostergarten oder im Weinberge sich ergehen,

wurde in den Wald gegen St. Veith oder Maria Grün geführt. Er hatte sich aber in seinen leiblichen Gewohnheiten derart verwildert, daß er in seinem Zimmer weder Lichtung noch Reinigung duldete*).

Das war nun der Fall der in der steirischen Hauptstadt zu dem Gerede Anlaß gab: bei den Carmelitern sei ein P. Elisäus seit langer Zeit bei Wasser und Brod eingesperrt, in einem engen streng verschlossenen Winkel unterm Dach, wo er zum Skelett abgemagert in einer mephitischen Luft seine Tage verbringe; eine einzige mitfühlende Person im Kloster, ein dienender Bruder, könne sich durch das Schlüsselloch mit ihm in Verkehr setzen. Wolle man es dulden, so ging es in der Stadt von Mund zu Mund, daß, in einer Zeit wo alles frei, „irgend ein Unglücklicher in der Tiefe eines Klosterkerkers an den Ketten kirchlicher Tyrannei gefesselt schmachte"?**) So begaben sich denn am 12. April einige Herren unter Führung des Kaufmanns Johann Oberranzmeier in das Klostergebäude und drangen in den Prior P. Dominicus so lang, bis dieser den Verlangten vorführen ließ, der in ihrer Gegenwart erklärte: er erleide keinen Zwang und habe sich über nichts zu beklagen. Die Verfechter der persönlichen Freiheit empfahlen sich und erklärten, was sie vernommen und mit eigenen Augen gesehen hatten, der Menge die mittlerweile vor dem Klostergebäude zusammengelaufen war und nun wieder auseinanderging. Damit schien die Sache abgethan, dem war aber nicht so. Ein paar Tage später erhielt Dr. v. Emperger einen langen Brief, angeblich vom P. Elisäus, worin auseinandergesetzt wurde, das Geständnis vom 12. sei ihm durch Drohungen erpreßt worden; er fühle sich unglücklicher als je; er bitte flehentlich ihn zu befreien, aber in geheimer Weise, da er sonst Gefahr laufe nie wieder das Licht der Sonne zu erblicken u. dgl. m. Es wurde dafür gesorgt daß der Inhalt dieses Schreibens möglichst bekannt werde, und so füllte sich denn am Morgen des 15. der Graben mit einer aufgeregten Menge, darunter Leute mit Hauen und Aexten, um das Kloster zu stürmen. Emperger und Oberranzmeier stürzten zum Gouverneur, der wies sie an den Bischof und gab ihnen den geistlichen Referenten Propst Joh. Nep. Krauß mit. Der Dom-Dechant Franz Ser. Prasch erhob Einsprache gegen den beabsich-

*) Erklärung des Carmeliter-Convents in der Grätzer Ztg. vom 20., Ab.-Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 21 vom 21. April S. 83 f.

**) Gatti Ereignisse 1848 in der Steiermark S. 108.

tigten Vorgang, da man nicht das Recht habe in die Klosterzucht einzugreifen; doch gab er zuletzt, als Oberranzmeier ihm die seitens der Menge zu befürchtenden Gewaltthätigkeiten vorhielt, nach und ertheilte die bischöfliche Zustimmung daß der Gefangene freigegeben werde. In der Zwischenzeit war Emperger in das Kloster vorausgeeilt, wo er dieselbe Warnung, daß sonst ein Sturm auf den Convent bevorstehe, anwandte, so daß der Prior dem Drang der Umstände nachgab und den P. Elisäus vorführen ließ. Der Auftritt, der sich jetzt vor den Augen aller Anwesenden abspielte, stand gar sehr in Widerspruch mit dem Schreiben das Emperger zugekommen war. Ich gebrauche die Worte eines Zeitgenossen aus dem Lager der Klosterstürmer: „Es war ergreifend" — als man den „Gefangenen" aus seiner Wohnung holte — „zu hören wie der Arme für seine Peiniger bat und die Anwesenden beschwor ja nichts gegen die heilige Religion oder den Orden zu unternehmen. Herzergreifend und die Anwesenden bis zu Thränen rührend war es, als zum Abschiede P. Elisäus sich seinem Todfeinde dem Prior zu Füßen warf und um dessen Segen bat. Nach kurzem Zögern wurde derselbe ertheilt" rc.*) Kurz nach dem Scheiden des P. Elisäus verschwand der zuvor erwähnte Frater aus dem Kloster, und es ist darum mehr als wahrscheinlich daß dieser es eigentlich war, der durch lügenhafte Berichte den ganzen Vorfall veranlaßte und den langen Brief, als ob es P. Elisäus selber wäre, an Emperger geschrieben hatte. Was den Pater selbst betraf, so fand er einige Tage in dem Hause des Prof. Albert von Muchar, Benedictiners vom Stifte Admont, Aufnahme und wurde dann nach Troppau internirt.

Um die Mitte April kam es noch an zwei Punkten der Monarchie zu Kundgebungen gegen Klöster, in Agram und in Linz, aber mit verschiedenem Erfolg. In der kroatischen Hauptstadt erschien eine Aufforderung

---

*) Ab.-Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 19 vom 19. April S. 74; der Bericht war unterzeichnet Sp..... Ein Artikel der Prager „Bohemia" Nr. 65 v. 22. April (Rubrik: Mosaik) schloß mit den Worten: „Der Grund der Einsperrung soll in der Sympathie liegen die der P. Elisäus in Grätz gefunden. Also Neid!" Der Einsender dieser Notiz scheint sich über die Vergangenheit des P. Elisäus nicht sehr genau unterrichtet zu haben. -- Noch ist zu erwähnen daß unmittelbar nachdem alles beendet war, in der Stadt das Gerücht umlief die Studenten wollten, um für die dem P. Elisäus widerfahrene Behandlung Rache zu nehmen, das Kloster stürmen; s. dagegen die von den „Mitgliedern des Studenten-Frei-Corps" am 15. gegebene Erklärung bei Gatti S. 109.

an die Bürger die Barmherzigen Schwestern zu verbannen, ihr Haus und ihre Stiftungen als National-Eigenthum zu erklären, an deren Stelle ein weibliches Krankenhaus und eine Kleinkinderbewahranstalt unter weltlicher Leitung treten zu lassen. Als aber die Angelegenheit im Stadtrathe zur Sprache kam, entschied sich die Mehrzahl für das Verbleiben des wohlthätigen Frauenordens; nur sollten sie den Unterricht in ihrer Schule nach einem von Landeswegen zu bestimmenden Lehrplane einrichten.

In Linz hatte sich bald nach dem eingetretenen Umschwung die Stimme der Schreier gegen die Jesuiten ob dem Freienberge erhoben, und waren keine vier Wochen vergangen als sie die Befriedigung genossen ihren Wunsch erfüllt zu sehen. Die Jesuiten, jubelten sie, haben den Maximilians-Thurm geräumt; sie sind davon gezogen „um uns für immer Lebewohl zu sagen"; der Erzherzog habe den Bürgermeister Metz wissen lassen, es möge für Beaufsichtigung des Thurmes sammt Nebengebäuden Vorsorge getroffen werden. Es kamen aber hinkende Boten nach. In Steyr verbreitete sich das Gerücht der Bischof gedenke den aus Linz entfernten Jesuiten das Stift Gleink einzuräumen, und nun wurde ihm laute Warnung zugerufen, „da sonst halb Steyr sich auf die Füße machen würde um die ungebetenen Herren zur Weiterreise zu bewegen"*). Auch in Salzburg hieß es, die vertriebenen Mitglieder vom Orden Jesu sollten in der Stadt oder im Gebiete Aufnahme finden und Professor Med. Dr. Alexander Reyer erörterte die Frage ob das zulässig sei? Vom Standpunkte eines freiheitsgewohnten Volkes, meinte er, müße unbedingt mit ja geantwortet werden; aber ein großer Theil unserer Bevölkerung müße erst „für den Begriff der Freiheit großgezogen werden", und von Ex-Jesuiten sei nicht zu erwarten noch zu verlangen daß sie sich auf diese Kunst verstehen; was ihnen zu gestatten, wäre höchstens daß sie sich nach Ablegung ihrer Ordenstracht vertheilt niederlassen, und auch das nur gegen dem daß sie nicht berechtigt wären zu lehren, zu predigen oder Beicht zu hören.**)

Zu ernsten Auftritten kam es hier überall nicht, während sich in der Reichshauptstadt das junge Institut der Katzenmusiken immer üppiger entfaltete. In der ersten Zeit nahm man in der Oeffentlichkeit kein besonderes Aegernis daran, schon deshalb nicht weil selbst Leute der

*) Linzer Correspondenz vom 22. April in der Wr. Ztg. Nr. 83.84 S. 335.

**) Die Jesuiten-Frage in Salzburg; Gegenwart Nr. 98 vom 28. April.

bessern Stände sich nicht entblödet hatten vor dem erzbischöflichen Palais, in der Passauergasse und am Hof in der Menge mitzuthun. Auch fand man diese Auftritte „so unschädlich daß die kleine dadurch verursachte Ruhestörung gegen die schauderhafte Scene, welche einem etwa beabsichtigten Einschreiten der Militair-Gewalt unmittelbar gefolgt wäre, in keinen Anschlag gebracht werden könnte" *). Allein als sich derlei Vorfälle mehrten und auf weitere und weitere Kreise erstreckten, so daß bald niemand sicher war mit einem Charivari bedacht zu werden, ließen sich bald andere Stimmen vernehmen. Ja die Studenten gaben eine öffentliche Erklärung ab, worin sie die Verantwortung für „die bei weitem größere Mehrzahl so unwürdiger, besonders eines freien Volkes unwürdiger Demonstrationen als ihnen gänzlich fremd" von sich wiesen, „so wie sie bereits früher jede Einmischung in Privat-Verhältnisse wozu man sie zu bewegen suchte, auf das entschiedenste ablehnten". **) Es waren aber Andere welche die Angelegenheit von einem allgemeineren Standpunkte auffaßten, und zwar selbst solche die den vervehmten Orden durchaus nicht grün waren; „denn es hat uns mit Staunen, mit dem tiefsten Bedauern erfüllt daß heute eine Katzenmusik die Patres aufscheucht, morgen eine Anzahl wohlmeinender Nachbarn ohne sonstige Autorität ihnen sehr dringend räth sich zu entfernen, am dritten Tage aber das Organ der Provinzial-Verwaltung diese unfreiwillige Resignation der verjagten Liguorianer ‚als eine vollendete Thatsache' ohne weiters gut heißt. Wir schaudern zurück vor den Consequenzen eines solchen Vorganges. Die Staatsverwaltung wird wohl daran thun die öffentliche Meinung auf das sorgfältigste zu beachten, ja den Wünschen des Volkes zuvorzukommen; allein Eigenmächtigkeiten solcher Art geschehen zu lassen und dann hinterher gutzuheißen, kann nur zum Uebel führen."

Gewiß sehr wahre Worte, eine höchst beachtenswerthe Mahnung. Sonderbar war nur daß dies in derselben Zeitung stand ***), die einige Tage früher ihre Freude an dem Bubenstück zu Eggenburg kaum zu bemeistern vermocht hatte.

*) Gegenwart Nr. 81 vom 7. April S. 323.

**) Erklärung der Studierenden vom 11. April; 1 Bl. fol. Gerold. Auch eingeschaltet in der Wr. Ztg. Nr. 104 vom 13. bis Nr. 106 vom 15. April.

***) Wr. Ztg. Nr. 189 vom 18. April: Das constitutionelle Petitions-Recht von E.

VI.

Dr. Sebastian Brunner.

An der Bewegung des Jahres 1848, soweit selbe die katholische Kirche betraf, nahmen Elemente aller Art theil; es ergaben sich daraus die verschiedensten Strömungen die theils nebeneinander herliefen theils einander in mannigfacher Weise kreuzten. Das starre Festhalten am hergebracht Bestehenden und das schrankenlose Streben nach einem ungewiß verschwommenen Neuern waren, wie auch im politischen Leben, die beiden Endpunkte, zwischen denen Conservatismus von der einen und Besserungstrieb von der andern Seite bald in dieser bald in jener Mischung ihren Weg zum Ziele suchten.

Zu den Factoren, von welchen die so gearteten Kundgebungen ausgingen, wären von rechts- und anstandswegen nur die Kirchenobern, die mittlere und untere Geistlichkeit, und die Masse des gläubigen Volkes zu zählen; aber es war noch ein viertes Element da, das der Kirche gar nicht angehörte, mit dem Wesen und den Einrichtungen derselben nichts zu schaffen hatte, aber gleichwohl seine Stimme in vorlauter und anmaßender Weise in den Chorus mischte.

Die Kirchenfürsten, die Bischöfe, von dem plötzlichen Umschwung überrascht, nahmen vorderhand eine beobachtend zuwartende Stellung ein. Sie begnügten sich mit Belehrungen ihres Clerus, Mahnungen an die christliche Gemeinde, Vorstellungen an die waltenden Behörden, wo sie dazu Anlaß zu haben glaubten. Sie schrieben Andachten aus „zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens", „zur Abwendung der mit einem Kriege verbundenen vielseitigen Drangsale"; sie forderten das gläubige Volk auf mit Gehorsam und Vertrauen die Erfüllung der ihnen gemachten Zusicherungen zu erwarten. Es war gleichwohl aus diesen gelegenheitlichen Aeußerungen mitunter herauszufühlen ob die Einzelnen mehr nach der erhaltenden oder nach der fortschrittlichen Seite hinneigten.

Bei der untergeordneten Geistlichkeit waren die Theoretiker, die Schrift- und Buchgelehrten, von den Praktikern, den unter dem Volke wirkenden Seelsorgern zu unterscheiden. Beide charakterisirte, so weit sie überhaupt Lebenszeichen von sich gaben, eine gewisse Unruhe und Ungeduld. Den einen waren die Bischöfe zu langsam, zu bedächtig, zu unschlüßig von der neuen Freiheit zu Nutz und Frommen des Kirchen-

wesens nach allen Richtungen Gebrauch zu machen. Die andern hielten sich an die thatsächlichen Zustände, die allerdings nach ihrer Meinung vielfach Uebelstände waren, zu deren Ausgleichung sie nach ihrer reiferen Erfahrung oder grüneren Einsicht, nach ihrem ruhigeren oder ungestümeren Blute Mittel der Abhilfe vorschlugen.

Die Masse der Gläubigen war durch das, was in der politischen Linie neu und verblüffend in ihren Gesichtskreis trat, vollauf in Anspruch genommen und wandte kirchlichen Fragen mehr nur da ihr Augenmerk zu wo es ein Aegernis gab. Unter der groß- und mittelstädtischen Bevölkerung war dieses Aergernis überwiegend gegen die kirchlichen Institutionen gekehrt und jedes hetzende Wort, das von den Stürmern und Drängern des Tages in ihre Mitte geworfen wurde, fand den fruchtbarsten Boden. Die Folgen einer solchen Aufreizung in der Haupt- und Residenz-Stadt des Reiches haben sich uns so eben in dem wüsten Treiben gegen kirchliche Würdenträger, gegen geistliche Körperschaften, gegen einzelne Seelsorgegeistliche gezeigt. Hingegen war das Volk auf dem Lande fast überall unverdorben, wahrte den Schatz christlicher Glaubens- und Sittenwahrheiten den es in Freud und Leid von seinen Vorältern überkommen, hing an seinen geistlichen Führern und Tröstern wie von altersher. Es war aber nicht blos unverdorben, es war auch zum weitaus größten Theile unverderbbar und stieß den Schmutz und das Gift, die sich durch Flugblätter und Zeitungen, aber auch durch gewissenlose Sendlinge aus der Stadt zu ihnen verirrten, mit Abscheu zurück. Der volksthümliche Dichter Castelli, der um die Mitte April aus dem ihn anwidernden Treiben Wiens in die idyllische Ruhe seines schönen Landsitzes nächst Lilienfeld flüchtete, schrieb darüber an den „Wiener Zuschauer": „Es ist mir wohl auch einer vorgekommen der so elende Flugblätter mit ins Wirthshaus gebracht und den Bauern vorgelesen hat. Es waren folgende: die Scheinheiligkeit des Papstes, ein Hirschauer-Stückel vom Pfarrer zu Ottakring und ein Brief der vom Himmel gefallen ist*)? ꝛc. Die Schriften haben aber die frommen Bauern laut für gottlos erklärt, und der sie gelesen hat mußte sehen daß er mit heiler Haut davon kam".

Endlich befanden sich, wie oben angedeutet, unter jenen die sich um christliche Angelegenheiten zu schaffen machten, auch solche die gar nicht zur christlichen Gemeinde gehörten und sich darum schon aus Schicklich-

*) Jahrgang 1882 S. 180 f.

keitsrücksichten in derlei Dinge nicht mischen sollten. Es kann nicht stark genug betont werden daß der erste Gebrauch, den jüdische Tagesschriftsteller von der jungen Preßfreiheit machten, hämische Ausfälle und Angriffe gegen die Religion derjenigen waren in deren Mitte sie lebten und von deren Großmuth sie das Geschenk bürgerlicher politischer, aber auch religiöser Gleichstellung verlangten und erwarteten. Moriz Mahler, 1820 zu Wien von israelitischen Eltern geboren, schien seine Zeitschrift „Der Freimüthige" nur deshalb gegründet zu haben um seinem Geifer und Hohn gegen alles Christliche die Zügel schießen zu lassen. Frechheit mit völliger Unwissenheit auf diesem Gebiete gepaart und dabei namenlose Gemeinheit machten sich gleich in dem Eingangsblatte vom 30. März bemerkbar*), und von da an gab es keine Numer in der nicht kirchliche Personen Einrichtungen Ereignisse in der frivolsten cynischesten Weise durch die Hechel gezogen wurden. Nach der Katzenmusik, die dem Erzbischof Milde als „Commandirendem der geistlichen Garnison Wien's" gebracht worden, gab „Der Freimüthige" demselben den Rath die Messe „nächstens in schwarz-roth-goldenem Gewande" zu lesen; „dann wird man nicht sagen können daß Sie sich geweigert der Insignien-Feier beizuwohnen". Als man daran ging der an Seelenzahl sehr angewachsenen Gemeinde von Alt-Lerchenfeld ein würdiges Gotteshaus herzustellen, hielt sich das Judenblatt darüber auf daß man dafür aus dem katholischen Religionsfonde „bereits 268 000 fl. C. M. angewiesen" habe: „Viel Geld in einer Zeit wo an allen Straßenecken Maueranschläge die Vorübergehenden auffordern ihr bischen Silberzeug auf den Altar des Vaterlandes zu legen" (Nr. 27 S. 112). Nicht in so maßloser Weise wie „Der Freimüthige", aber dennoch mehr oder minder tactlos rieben sich auch die andern von Juden geleiteten Wiener Blätter an kirchlichen Dingen; von dem Vorwurfe beleidigender Tactlosigkeit war selbst das vergleichsweise anständigste nicht freizusprechen. Als bei der Conscription der Wiener Volkswehr u. a. die Angabe der Religion verlangt wurde, wurde jüdischerseits gespöttelt:

*) S. 3.: „Wer nicht für mich ist ist gegen mich, sagte Börne, und Christus sagte nicht minder entschieden: Weil du weder kalt noch warm, sondern lau bist, so will ich dich aus meinem Munde speien". S. 6: „Was soll abgeschafft werden? Die üppig wuchernden Institute klösterlichen Müßiggangs!" rc. S. 10: „Als die Jesuiten in Grätz zerstreut wurden guckten die Leute in die Klostertöpfe, sie fanden darin blos Fastenspeisen: steirische Kapauner, Kälbernes, Rindfleisch und alle Dinge welche die Pfaffen ehrlichen Christen zu essen verbieten".



„Was hat das mit dem Waffendienst zu schaffen? Steht der Katholik geduldiger Wache als der Protestant? Soll nicht vielleicht in Zukunft jeden Monat auch der Beichtzettel abgegeben werden? Oder will man als besondere Auszeichnung dem Juden den gelben Fleck neben der schwarz-roth-goldenen Cocarde aufstecken?" *)

* * *

In der Wiener Journalistik des Jahres 1848 war das Verständnis für das Recht und die Institutionen der Kirche gar selten zu finden; ja eine gewisse Feindseligkeit gegen katholisches Leben und Wesen herrschte so auffallend vor, als ob es eine nicht-katholische Bevölkerung wäre in deren Mitte die Wiener Presse zu wirken berufen war. Von allen politischen Blättern jener Tage war es ein einziges das nicht blos eine durchaus correcte Haltung in dieser Hinsicht bewahrte, sondern aus der Fahne die es aufsteckte auch kein Geheimnis machte. Es war die „Constitutionelle Donau-Zeitung" deren 1. Numer am 1. April erschien. Haupt-Redacteur war Dr. Karl Ferdinand Hock, ein Mann von eben so reicher Bildung als Erfahrung. Von seinem Güntherianismus war bereits die Rede**), neben welchem ihn ein philanthropischer Zug beherrschte. Er hatte 1832 einen Privat-Verein zur Unterstützung hilfloser Armen begründet, 1833 und 1834 einen „Jugendfreund" herausgegeben; 1835 waren von ihm „Novellen und Erzählungen" erschienen. Während dieser Zeit war er vom Concepts-Beamten bei der k. k. Allg. Hofkammer zum Cameral-Bezirks-Commissär und stimmführenden Mitglied des k. k. Gefälls-Bezirksgerichtes in Salzburg, um 1843 zum Cameral-Secretär in Linz vorgerückt und 1845 als Hauptzollamts-Ober-Director nach Wien gekommen. Er hatte seither das philosophisch-belletristische Gebiet verlassen und seine gewandte Feder Gegenständen seines amtlichen Berufes zu widmen begonnen. In den Jahren 1844 und 1845 hatte er sich an dem in Triest erscheinenden „Journal des österr. Lloyd" mit einer Reihe von Artikeln betheiligt, von denen zwei in Sonderabdrücken mit der Chiffre Dr. H. erschienen: „Gegen den ungarischen Schutzverein und seine Tendenzen", Leipzig 1845 Joh. Ambrosius Barth, gr. 8vo 81 S.; dann „Oesterreichs Handel mit dem Auslande im J. 1844", Triest Buchdruckerei des Oest. Lloyd 1845, 8vo 80 S. mit 1 Tabelle.

---

*) Wr. Sonntagsblätter v. 9. April S. 230.

**) Jahrg. 1882 S. 94.

Die „Constit. Donau-Zeitung" trat als Tagblatt in großem Style ins Leben; neben dem geistvollen Herausgeber waren es die ersten Namen Wiens, die ihre Mitbetheiligung zusagten*). In dem Programm das unter der Aufschrift: „Was wir sind und was wir wollen" an der Spitze stand, waren bezüglich der confessional-kirchlichen Frage folgende Sätze zu lesen: „Wir wollen Gewissensfreiheit. Die Uebung jeder Confession, welche nicht gegen die Grundlagen jeder Sitte und jeden Rechtes, den Glauben an einen persönlichen Gott und an eine Vergeltung nach dem Tode gerichtet ist, sei gestattet und niemand sei wegen seiner Confession politisch geringer gestellt als der andere. Den Kirchen sei freie Uebung ihrer Rechte auf die Gewissen derer die an sie glauben verbürgt. Wir erklären uns gegen die hundert Kunstgriffe welche die engherzige Politik des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zur Herabwürdigung der Kirchen zu Polizei-Anstalten des Staates ersonnen hat".

Mit diesem letzteren Satze war von einem katholischen Laien ausgesprochen, was den strebsamen Theologen streng-kirchlicher Richtung, der von Maria Theresiens und Kaiser Joseph's Zeiten bei uns tonangebenden Staats-Omnipotenz gegenüber, seit Jahren als Ziel vorschwebte, ein Ziel freilich welchem das geistliche Oberhaupt der Wiener Erz-Diöcese entschieden abhold war. Ein klarer Geist und kluger Hirt, dabei, um einen Ausdruck Wilhelm G ä r t n e r 's, der ihn noch von Leitmeritz her kannte, zu gebrauchen, von einem wahrhaft „königlichen Wohlthätigkeitssinn"**), aber zugleich ausgesprochener Josephiner, Bureaukrat und Absolutist von reinstem Wasser, war Fürst-Erzbischof M i l d e die echte Verkörperung des von ihm auf das kirchliche Gebiet übertragenen Grundsatzes: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk". Ueberall unter seinem Walten, in der eigenen Haushaltung wie in der Leitung seiner Diöcese, herrschte lichte feste Ordnung, aber auch stummer Gehorsam, von dem Capitel an seinem Metropolitan-Sitze angefangen bis zu dem bescheidensten Caplan einer Gebirgspfarre. Mit den Männern der Regierung ging er durchaus Hand in Hand, und wie sie in Angelegenheiten seines Berufes seinen Rath einholten, sich der Unterstützung ihrer Maßregeln seitens seiner Geistlichkeit erfreuten, so konnte auch er

*) M e i n e Wr. Journalistik (Wien Manz 1880) S. 40 f. S. auch Joh. v. H o f f i n g e r 's Von der Universität (Wien L. Mayer 1869) S. 22 f.

**) S. auch W u r z b a c h XVIII. S. 305 f.

versichert sein für seine Alleinregiererei an der weltlichen Macht einen stets bereiten Rückhalt zu finden. Auch in der lehrenden Kirche kannte er nur Disciplinen, keine Wissenschaft, ließ nur Schul- und Lehrbücher mit einem genau zugemessenen Quantum und Quale gelten; was über die geregelte Fläche freier und höher hinausging widerstrebte ihm. Günther wurde von ihm ignorirt, den tüchtigen Zukrigl ließ er in die Fremde ziehen, Veith besaß ein Salzburger, aber kein Wiener Ehren-Canonicat. Angesichts eines Kirchenfürsten von solchen Anschauungen und Grundsätzen gehörten wahrhaftig Ereignisse von so außerordentlicher Kraft und Bedeutung dazu, um es Männern von höherem Streben möglich zu machen ihre Ideen zum öffentlichen Ausdruck zu bringen. Sie thaten es mit dem Bewußtsein muthig in die jetzt nach allen Seiten geöffneten Schranken treten zu müssen, die Kämpfe nicht scheuen zu dürfen die ihnen von der einen Seite der hergebrachte Schlendrian, von der andern Kirchenfeindlichkeit bereiten würde. Dabei verlangten sie kein Vorrecht für ihre Kirche, sie verlangten für sie wie für alle andern nur Freiheit des Bekenntnisses, der Organisation, der Bewegung. „Wir wollen nicht einen Staat im Staate, nicht eine Kirche über dem Staate, beide können und sollen nebeneinander bestehen, ebenso in gegenseitiger Unabhängigkeit von als in wechselseitiger Beziehung zu einander. Wir wollen für die Kirche nur diejenige Freiheit die ihr vor Gott und von rechtswegen gebührt, die Freiheit von aller bureaukratischen Bevormundung von Seite des Staates, die freie und unverkürzte Autonomie der Kirche auf ihrem Gebiete, Schutz und Garantie für ihre äußern Rechte" *). Dabei war es die Pflege der theologischen Studien, die Hebung derselben auf den gleichen Rang mit den andern Wissenschaften, wofür Männer wie Günther und Veith, Fehr und Gärtner, Häusle und Sebastian Brunner sich einsetzten.

Von den drei letztern verlautete gleich in den ersten Tagen nach dem Umschwung daß sie daran dachten in eigenen periodischen Organen ihre Ideen fruchtbar zu machen. Dr. Johann Michael Häusle geb. 1809 zu Satteins in Vorarlberg, emerit. Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes in Botzen, zweiter Studien-Director im höheren Priesterbildungs-Institut zu St. Augustin, k. k. Hof-Caplan und Feiertags-Prediger, hatte die Herausgabe einer theologisch-literarischen Zeitschrift

*) Fehr Fragen S. 9.

im Sinne, für deren Inslebentreten es aber in einer so aufgeregt dahinstürmenden Zeit an den nöthigen Voraussetzungen fehlte. Wilhelm Gärtner geb. 4. Mai 1811 zu Reichenberg in Böhmen, Weltpriester der Leitmeritzer Diöcese, von Milde dann nach Wien gezogen, wo er Feiertags-Prediger an der Universitäts-Kirche und Katechet im Erziehungs-Institute für Soldaten-Töchter in der Vorstadt Erdberg wurde, hatte sich bereits als Schriftsteller sowohl auf dem Gebiete der Theologie als auf jenem der Belletristik versucht *), als ihm die junge Freiheit ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete. Er plante einen „Sprecher für Staat und Kirche“ für den er am 6. April das Programm ausgab. Allein auch seinem Unternehmen müßen sich Hindernisse in den Weg gestellt haben; denn es verging eine Woche um die andere, es vergingen Monate, und noch immer hatte der angekündigte „Sprecher“ weder für den Staat noch für die Kirche seinen Mund aufgethan. Wer der früheste auf dem Platze war und wer, nachdem er einmal Stellung genommen, der ausdauernste auf dem Platze blieb, das war der Träger des letzten der früher genannten Namen.

Sebastian Brunner, geb. zu Wien 10. December 1814, Sohn eines Seidenzeug-Fabrikanten, 1838 zum Priester geweiht, Theol. und Phil. Dr., hatte neben seinem Wirken in der Seelsorge als Caplan und Pfarrverweser an verschiedenen Orten der Erz-Diöcese, zuletzt als Cooperator bei den „Sieben Zufluchten“ zu Alt-Lerchenfeld, die Zeit gefunden eine ungemein fruchtbare literarische Thätigkeit zu entfalten: Gebet- und Erbauungsbücher; eine Geschichte von Wiener-Neustadt; „Babenberger Ehrenpreis“; dann eine Reihe von satyrischen Dichtungen, in denen er ebenso die Auswüchse der modernen Philosophie als die profane und kirchliche Regierung zauste: „Der Nebeljungen Lied“, „Schreiberknechte, eine Serenade für das papierne Kirchen-Regiment“, „Blöde Ritter, poetische Galerie deutscher Staatspfiffe“, „Die Prinzenschule zu Möpselglück, Schilderungen aus der jungen Welt“ **). Von diesen Schriften,

*) Mac Talor oder muß es eine Kirche geben, und welche? Novelle; Leipzig Teubner 1845 (2. Aufl. Wien 1849); Die Taktik der Römlinge aus anti-Kant'schen Schriften nachgewiesen; Dresden Adler u. Dietze 1845; Amadäus, dramatisches Märchen; Wien Pfautsch & Comp. 1845; Andreas Hofer, Trauerspiel; Leipzig Teubner 1845; Kaleidoskop, Novellen; Wien Mechitaristen 1845; s. auch Wurzbach V. 52 f.

**) Meine Wiener Journalistik 1848 S. 56 f.

die in den Jahren 1845 1846 1847 zum größten Theil in wiederholten Auflagen erschienen, gehörten nur die drei ersten dem Wiener Büchermarkt an; alle anderen mußten ins Ausland wandern wo sie Manz in Regensburg verlegte, und selbst dann gehörte Muth dazu denselben den Namen des Verfassers vorsetzen zu lassen, da Brunner die Erlaubnis der gesetzlichen Behörde nicht nachgesucht hatte, welche ihm diese auch nie ertheilt haben würde. Aber Brunner's Gerades-Michelthum sowie sein kaustischer Witz machten ihn bei den Einen ebenso gefürchtet als bei Andern beliebt. Zu seinen Gönnern gehörte niemand geringerer als Fürst Metternich der ihn in der Staatskanzlei verwendete, die geistvolle Fürstin Melanie, dann Baron Clemens Hügel Director des Staats-Archivs, die an Brunner's geradem und selbst barschem Wesen Gefallen fanden und wohl auch, wenn ein Sturm drohte, ihre schützende Hand über ihn hielten *). Auch Pilat, Jarcke und andere Männer der kirchlichen Richtung, die bei den Andern die „ultramontane" hieß, wollten Brunner wohl. Zu seinen näheren Bekannten zählte Albert Camesina der, als Brunner Caplan in Perchtoldsdorf war, daselbst wohnte und mit welchem ihn der gleiche trockene und dabei schlagfertige Humor, die gleiche Neigung für Pflege der heimatlichen Kunst und Geschichte, sowie die gleichen Beziehungen zu Baron Hügel verbanden.

Brunner hatte schon im Vormärz daran gedacht ein kirchliches Blatt herauszugeben und sich dafür bei seinem Fürst-Erzbischof gemeldet, der nichts dagegen hatte „wofern nur dabei so vorgegangen würde wie bei der Linzer theologischen Zeitschrift d. h. daß immer Aufsätze für drei Jahre im Vorrathe wären". Darauf konnte Brunner nun allerdings nicht eingehen. Es war ihm nicht darum zu thun der Linzer Vierteljahrsschrift eine ähnliche Wiener an die Seite zu setzen, ihm brannte es in den Fingern die kirchlichen Ereignisse und Fragen des Tages zu besprechen, für die man keine Artikel drei Jahre voraus schreiben konnte **).

Das Blatt, das Brunner nach Gewährung der Preßfreiheit im Sinne hatte, war eine katholisch-constitutionelle Zeitung mit täglichem Erscheinen, welcher der Grundsatz der Freiheit der Kirche an die Spitze gestellt werden sollte. Noch bevor die erste Numer erschien glaubte

*) So bei dem Conflict mit der Wiener Censur-Behörde s. Brunner Woher? Wohin? Wien 1855 J. F. Greß S. 143—145.

**) Woher? Wohin? S. 154 f.: „Die furchtbarsten Mitarbeiter daran wären die geistliche und weltliche Censur in unermüdlicher Streichseligkeit gewesen".

Brunner dem „Freimüthigen“ die Ausfälle, die sich dieser gegen Religion und Kirche, gegen die Jesuiten, gegen „Dunkelmänner Pietisten und Mucker“, aber auch gegen die Person Veith's erlaubt hatte, heimzahlen zu müßen. Er that es in einer so drastischen Weise daß die Verlagshandlung binnen vierzehn Tage nicht weniger als 2000 Exemplare absetzte, für jene Zeit und für die Schrift eines katholischen Geistlichen von so ausgesprochenen Grundsätzen ein ungeahnter Erfolg.

Bremsen für den „Freimüthigen“. In Sachen des neuen Wiener-Apostels Herrn Mahler und des alten Wiener-Apostels Dr. Veith. Zugleich ein Angebinde für Deutsch-Katholiken und solche die es werden wollen. Von Dr. Brunner. Wien 1848, Mayer & Comp. Singerstraße deutsches Haus; 8vo, 16 S. 2 Ausg . . . Auf die Behauptung Mahler's, die Kirche nehme „einen so bewältigenden machthaberischen Standpunkt“ ein „daß die profane weltliche Waffe der Preßfreiheit, die Feder, nun auch in kirchlichen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort mitreden müße“, entgegnete Brunner S. 7: „O, nicht das mindeste dagegen. Es sollen die Laien auch etwas reden, es soll sogar gekämpft werden, aber mit den Karthaunen der Wissenschaft, nicht mit dem Knabenspiel der Schlüsselbüchsen, nicht mit der Zotenreißerei der Bierkneipe, nicht mit Gesellen- Handwerksburschen- und Lehrjungen-Witzen die auf der Herberge gemacht werden“ . . . Ueber Mahler's „reines Christenthum“, „die freien Regungen des erneuten Christenthums“, heißt es S. 11 f.: „Bisher haben wir für den Geschäftsverbrauch des Deutsch-Katholicismus aus dem katholischen Clerus nur Gesindel und Dummköpfe abgetreten, und ich spreche die vollkommene Ueberzeugung aus daß zu dieser abgeschmackten und ausgespielten Komödie auch nicht ein ehrenwerther wissenschaftlich gebildeter Geistlicher in ganz Oesterreich sich herbeilassen wird oder kann. Unwissende und dabei aufgeblasene Leute wie Ronge, oder ganz glaubens- und wissensbankerotte nichtsnutzige Pfaffen mögt ihr zu Führern des Deutsch-Katholicismus haben, die wollen wir euch gern abtreten. Besser den Mist vor dem Hause als inner demselben.“

Polemische Raketen für Finsterlinge. Der Pfaffe Dr. Brunner. Motto: „Wir erklären hiermit den Sebastian ehemaligen Anhänger des Dr. Hurter im Angesicht Deutschlands als einen Schuft.“ Von Mahler. Freim. Nr. 9 vom 11. April S. 40.

Dr. Sebastian Brunner als Ganznarr. Mit der Zwangsjacke versehen und pathologisch beurtheilt von J. Tuvora; Freimüthige Nr. 25 v. 29. April S. 102 f.: „Der Haß eines so pitoyablen Individuums kann nur Ehre schaffen“ . . . „Sollte mir Dr. Brunner, der Freund und Vertraute von Creaturen wie Pilat Hügel Jarcke, entgegentreten, so bitte ich ihn vorerst ein Genesungs-Zeugnis vorzuweisen, denn es wäre Wahnsinn sich mit einem Wahnsinnigen duelliren zu wollen.“ Und in diesem Tone fort.

* * *

Von den böhmischen Kirchenfürsten waren im März nur zwei entschiedener hervorgetreten: der Fürst-Erzbischof Aloys Joseph von Prag und der Bischof Augustin Bartholomäus von Leitmeritz. Freiherr von Schrenk war unter den ersten gewesen die ihren Diöcesan-Clerus vor dem Einmischen der Politik in ihre pastorale Thätigkeit gewarnt hatten, 20. März *). In einem zwei Tage später an seinen „geliebten Clerus" gerichteten ausführlicheren Hirtenbriefe verharrte er zwar im allgemeinen auf seinem zur Ruhe und Geduld mahnenden Standpunkte, und schärfte der Geistlichkeit namentlich ein „daß die Kanzel in keiner Richtung zur Tribune der Politik benützt werden darf". Gleichwohl war dabei herauszufühlen daß er sich der Einsicht nicht verschloß, mit dem politischen Umschwung sei auch für die Kirche ein neuer Tag angebrochen, die Kirche sei „durch die Constitution mancher unnöthigen Bevormundung enthoben" worden und „die Morgensonne der politischen Freiheit muß daher auch von der Kirche auf ihrem Gebiete als Bote einer ungehemmteren Wirksamkeit freudig begrüßt werden" **). Bischof Hille dagegen war ein treues Abbild des Wiener Fürst-Erzbischofs, wie er auch, erkorner Liebling und Schützling Milde's, dessen unmittelbarer Nachfolger auf dem Leitmeritzer Bischofssitze geworden war. Thätig fürsorglich wohlthätig und freigebig wie jener, glich er ihm auch in der starren Selbstregiererei, welcher das zur Zeit herrschende System in publico-ecclesiasticis so großen Vorschub leistete. Von einer Aenderung dieses Systems, von einer freieren Bewegung der kirchlichen Organe, von einem Vorwärtsstreben der theologischen Wissenschaft schien er nichts wissen zu wollen. Als die kaiserliche Entschließung vom 31. März über die Prager Studenten-Petition herablangte ***) machte er dies seinen Seminaristen mit dem Beifügen bekannt: „dieselbe beziehe sich auf die Studirenden der Theologie nicht; Lehr- und Lernfreiheit fänden auf die theologischen Lehranstalten keine Anwendung; der Hörer der Theologie sei nicht Aspirant auf ein Staatsamt sondern auf ein kirchliches, und als solcher müße er sich durchaus den Statuten seines Alumnats, den Weisungen seines Bischofs unterwerfen". Das einzige worin er den

*) Jahrg. 1882 S. 158.

**) Vollinhaltlich abgedruckt in der Wr. Kirch.-Ztg. Nr. 11 vom 4. Mai S. 42–44.

***) Jahrg. 1882 S. 132 f.

Anforderungen des Tages entgegenzukommen suchte bestand in dem Versprechen, der Pflege der böhmischen Sprache mehr Sorgfalt zuwenden zu wollen.

Das Leben in der Hauptstadt des Böhmerlandes spielte sich in vieler Hinsicht in ähnlicher Weise ab wie in der Haupt- und Residenz-Stadt des Reiches. In manchen Stücken, wie wir im Abschnitte „Nur keine Juden-Emancipation" gesehen, war das Prager Treiben geradezu ein Abbild des Wiener zu nennen. Auch sonst fanden die auffallenderen Erscheinungen der Wiener Tagespresse theils in deutschem Nachdruck theils in böhmischer Uebersetzung Eingang in die Prager Gassen-Literatur, die nebstbei an selbständigen Erzeugnissen guter und schlimmer Art ungemein reich war. Die Prager Schmutzblätter zeichneten sich überdies äußerlich durch elendes Papier und Mangel jedweder Ausstattung aus, in welcher Hinsicht namentlich die „K. Vetterl'sche Buchdruckerei unter Leitung des Fr. Groll" ein erkleckliches leistete. Der Straßenverkauf blühte in Prag wie in Wien, und das Ausrufen der meist unsaubern Waare unterschied sich nur darin, daß hier die Laute von Thury und Liechtenthal, dort die vom Podskal und František vorwalteten*).

Das Verhältnis der christlichen Confessionen zu einander blieb in Prag ein ungetrübtes. Der deutschen Gemeinde A. C. war unter Kaiser Joseph II. das Gebäude der aufgelassenen katholischen Kirche zum heiligen Michael in der Opatovicer Gasse eingeräumt worden und man hatte ihr den Thurm gelassen, obwohl dies nach dem Toleranz-Patente nicht sein sollte. Doch Glocken besaß sie keine, diese sollten jetzt erst, wo auch für den Protestantismus die beengenden Schranken von ehedem gefallen waren, drei nachgeschafft werden. Eine erbot sich der Glockengießer Bellmann umsonst beizustellen; für die beiden andern spendeten Gottlieb Haase Söhne 100 Pfund Messing, die übrigen Kosten sollten durch Subscription aufgebracht

*) In den ersten Wochen spielte in Prag wie in Wien der wohlfeile und dabei gotteslästerliche Witz in Nachbildung kirchlicher Gebete und Litaneien eine große Rolle, wovon die „Bohemia" einen charakteristischen Auftritt erzählte: „Einer der geachtetsten Aerzte ging auf ein Weib, welches das Metternich'sche ‚Vaterunser' ausschrie, zu und fragte sie wiederholt mit gesteigertem Tone: ‚Werdet Ihr dieses Vaterunser in Eurer Sterbestunde beten?' Das Weib verstummte und schlich davon, vielleicht mit der bleibenden Nachwirkung dieser ernsten Mahnung, vielleicht auch um an einer andern Ecke ihr erbärmliches Gewerbe fortzusetzen".

werden *). Die katholische Bevölkerung begrüßte dieses Vorhaben mit aufrichtiger Freude, wobei allerdings mitunter Erinnerungen auftauchten die, wenn sie nachdauernd wirkten, in solcher Anwendung nicht ohne Bedenken waren. „Mögen sie laut schallen zum Preise Gottes“, ließ sich „ein katholischer Christ“ vernehmen, „und zur Ehre des Monarchen durch dessen kaiserliches Wort in dem Lande, aus welchem vor zweihundert Jahren die verabscheuungswürdigen Ränke der Jesuiten viele seiner besten Einwohner, nachdem das Blut der Edelsten geflossen, in ferne fremde Lande zu wandern zwangen, sich das Band wahrhaft gottgefälliger Bruderliebe um alle Christen jeder Kirche schlingen wird! Noch besser und christlicher aber, wenn jenes brüderliche Band auch Nicht-Christen mit uns vereinigen wird“ **). In diesem Aufrufe war das Andenken an die unduldsame Härte und Grausamkeit der Vorzeit für das Gegentheil derselben, allgemeine gegenseitige Duldung und Liebe, heraufbeschworen: konnte aber diese Erinnerung nicht noch in anderem Sinne, auf die Voraussicht von neuen blutigen Kämpfen gedeutet werden? P. Emanuel Arnold war, nachdem er seiner Haft ***) entlassen, um neuer „ungesetzlichen Verfolgung“ auszuweichen, nach Sachsen gegangen und von da um die Mitte März 1848, wo schon alles auf eine neue Gestaltung der Dinge hindrängte, in seine Heimat zurückgeeilt. In einer an seine „theuren Freunde, lieben Brüder“ gerichteten Ansprache forderte er sie auf, von den gewährten Freiheiten nach allen Seiten hin raschen Gebrauch zu machen, vorzüglich aber für bewaffnete Arme zu sorgen „um gegen die Feinde die sich gegen die Constitution erheben werden gerüstet dazustehen“ und jeden Augenblick bereit zu sein Prag, dem Haupte des Landes, zu Hilfe zu eilen. „Prägt es eurem Gedächtnisse ein daß in den Adern der Böhmen das Blut jener Taboriten nicht erloschen ist die, von dem berühmten Žižka und Prokop geführt, sich mit dem halben Europa in Krieg einließen, allen feindlichen Angriffen widerstanden und zahllose Heerhaufen auseinanderwarfen“. Als wäre es an dieser Aufforderung nicht genug, gab er im Laufe des Jahres

*) Aufruf und Bitte an die vereinigte deutsche evangelische Gemeinde in der königlichen Hauptstadt Prag. Unter den Unterschriften fanden sich: G. W. T. Martius Pastor; Med. Dr. Jacob Osborne Vorsteher; Friedrich Tempsky Repräsentant 2c.

**) Bohemia Nr. 65 vom 22. April unter der Rubrik „Local-Zeitung“.

***) Jahrb. 1882 S. 108.

eine „Geschichte der Husiten" heraus, gewiß nicht um die geschichtliche Literatur über Hus und Žižka zu bereichern, wozu er weder die Kenntnisse noch die Eignung hatte, sondern um in dem vielberufenen Taboriten-Führer, dessen Bildnis das Büchlein zierte, seinen Landsleuten das Muster nationaler Begeisterung und Tapferkeit vorzuhalten.

Drazj přtátelé, milj bratři! Sepsal Emanuel Arnold. Psáno 10ho března 1848 w den méhо přichodu do Prahy. 1 Bl. fol. ohne Druckort. Das Datum kann nicht richtig sein, etwa ein Druckfehler statt „20ho", oder der Verfasser muß den am 10. März geschriebenen Aufsatz nachträglich ergänzt und dann erst in die Druckerei geschickt haben, weil darin bereits von der verliehenen Preßfreiheit die Rede ist: „Swobodný tisk jenž nám dán gest . . . milostiwým králem."

Děge Husitů s zwláštnjm zhledem na Jana Žižku od Emanuele Arnolda. W Praze nákladem wydawatelowým na koňském trhu u zlaté Husy; tiskem K. Wetterla, wedenjm Fr. Grolla; 4to in 3 Heften à 45, 43, 44 S. „Zur goldenen Gans" hieß die Gastnahrung des böhmischen Ciceruacchio Peter Faster, wo also P. Arnold wohnte oder von wo doch der Vertrieb seiner Hefte ausging.

Etwas, nicht von Žižka und dessen wilden Schaaren, aber von Hus und dessen reformatorischen Ideen, hat nie aufgehört im böhmischen Clerus zu stecken und kam, sobald sich nur die Gelegenheit dazu ergab, in dieser oder jener Weise zum Vorschein. Daß es vorzüglich die jüngere aus dem Blastencenthum der letzten Jahrzehnte hervorgegangene Geistlichkeit war, bei welcher sich jetzt derlei Symptome zeigten, war erklärlich, und es soll damit durchaus nicht auf einen geplanten oder auch nur geahnten Abfall von der rechtgläubigen Kirche angespielt sein. Nein, auf recht ausgibige Reformen in der kirchlichen Praxis war es abgesehen, von der Auflösung der Seminarien bis zur Abschaffung des Patronats-Rechtes und der Aufhebung des Cölibats, Themata die gewiß in keiner der österreichischen Diöcesen so häufig und so radical behandelt wurden als in den böhmischen. Dabei ist nicht zu übersehen daß das jüdische Literatenthum, das sich in Wien auf diesem Gebiete mit eben so großer Unwissenheit als Anmaßung herumtrieb, in Prag ziemlich wenig Boden fand, aber auch von den christlichen Laien nur hin und wieder einer sein Wort darein mischte, so daß in der That die katholische Geistlichkeit selbst es war aus deren Schooße Wünsche und Vorschläge solcher Art hervorkamen. Von den Laien war es fast allein Karl Havlíček der sich gern mit solchen Fragen, und zwar im radicalsten Sinne, beschäftigte; er hatte selbst ein paar Jahre im Seminar zugebracht und sich

erst später profaner Schriftstellerei zugewandt, ein „Pater Vyklouz“ wie man das in Böhmen nannte. Auch war es sein Blatt, die mit dem 5. April begründeten „Národní Noviny“, dessen Spalten er gern für Excurse auf das geistliche Gebiet zur Verfügung stellte.

Slovo o zkoušce pro farní konkurs. Unterzeichnet: Několik duchovních B. V. (Benešovského? Boleslavského? Brandejského? Vikariatu). Nár. Nov. č. 7 v. 12. April S. 26 f. Die Einsender gehen von der Berufung auf die Vorschrift der Prager Synode von 1605 aus, laut welcher Seelsorgepfründen nur solchen zu verleihen seien die von ihrem Bischof für diesen Zweck geprüft und tauglich befunden worden, sprechen sich aber mit Entschiedenheit über die Beschwerlichkeit und Unzweckmäßigkeit der durch die k. k. Verordnungen vorgeschriebenen Pfarr-Concurs-Prüfungen aus.

Fromme und bescheidene Wünsche eines Geistlichen; Bohemia Nr. 60 v. 14. April. Der ungenannte Verfasser bedauert „daß sich das geistige höhere Streben in einem Stande, der nach seiner hohen Bestimmung das ‚Licht der Geistesblinden‘ und das ‚Salz der Erde‘ sein soll, noch immer nicht zeigen will. Oder soll etwa die bekannte Petition mehrerer Prager Geistlichen und Professoren um lange Hosen*) das Frühlingsnahen eines geistigen und höhern Lebens des böhmischen Clerus verkünden? Stieg denn nicht diesen ehrwürdigen und wohlehrwürdigen Herren, während sie ihre Petition unterschrieben, unwillkürlich die Schamröthe in's Gesicht?“ Es sei an der Zeit daß der geistliche Stand „aus seinem nur schon zu lang andauernden Geistesschlafe erwache und Zeichen eines neuen und geistigen Lebens gebe, zum Segen des Vaterlandes und zum Frommen der gläubigen Heerde“. Der erste Schritt dazu wäre die Abhaltung von Diöcesan-Synoden und Provinzial-Concilien die der hohe Kirchenrath zu Trient, Sess. XXIV. 2 de ref., sogar unter Androhung von Strafen anbefohlen habe.

Sendschreiben an den Verfasser der Nr. 60 deponirten „frommen und bescheidenen Wünsche eines Geistlichen“ von einem andern Geistlichen; Bohemia Nr. 62 vom 18. April. Sarkastische Ausfälle gegen die „Ultra-Stiefelansicht“ des „frommen und bescheidenen“ Geistlichen, der sich in dem Streite der „hohen glänzenden Stiefel contra lange Hosen“ zum Ritter der erstern hergegeben habe.

Svobodné slovo sprostičkého kněze ku Slavnému výboru národnímu. Nár. Nov. S. 61 f. Das „einfache Priesterlein“, das sich „Potocký“ unterzeichnet, wahrscheinlich ein erdichteter Name, wendet sich an den Prager National-Ausschuß mit einer Reihe sehr weit gehender Vorschläge, beziehungsweise Forderungen: Diöcesan-Synoden nach Vorschrift des Trienter Concils alle drei Jahre, National-Synoden mindestens jedes fünfundzwanzigste Jahr; zweckmäßigere Heranbildung des nationalen Clerus an den theologischen Lehranstalten; Abschaffung der Pfarr-Concurs-Prüfungen; Pfründenverleihung nach Alter und

*) Jahrbuch 1882 S. 159.

Verdienst; Revision der Stol-Ordnung; Aufbesserung der Lage der auf blose Geldbezüge angewiesenen Seelsorger und ganz insbesondere der Capläne ꝛc.

Slovo v církevních duležitostech pro nynějšek a budoucnost. Unterzeichnet: Duchovník z venkova. Nár. Nov. č. 16 v. 22. April. Man möge in den politischen Vertretungskörpern nicht über die Kirche ohne die Kirche verhandeln; vielmehr frei aus ihrem Schoße gewählten Vertretern der Geistlichkeit Zutritt zu denselben gestatten; aber auch in die Kirche selbst möge das Vertretungs-Princip Eingang finden: Vicariats-, Diöcesan-, Provinzial-Synoden mit von dieser selbst gewählten Vertretern der Geistlichkeit.

An Böhmens Geistlichkeit. Von Joseph Samisch Cooperator in Ratiboric. Bohemia Nr. 67 vom 27. April. Auch abgedruckt bei Schopf 2. Heft S. 32, 123 Nr. CXVI. Auch Samisch leitet seinen Aufsatz mit einem Seitenhieb gegen die lächerliche und unwürdige Lange-Hosen-Petition ein und formulirt dann die Ziele, welche der böhmische Clerus zu verfolgen habe, in nachstehenden sieben Punkten: a) Vertretung der bisher beim Landtage nicht vertretenen nicht-privilegirten Geistlichkeit auf dem Landtage, da die geistlichen Landstände meist gar nicht oder die kürzeste Zeit der Seelsorge auf dem Lande obliegen, mithin mit den Bedürfnissen und gerechten Anforderungen der Landgeistlichkeit viel zu wenig vertraut sind. b) Ein freieres Bewegen und Beseitigung aller den Geist niederbeugenden und das geistliche Leben hemmenden Behandlung in den Seminaren. c) Zusicherung einer solideren Behandlung und anständigeren Besoldung der Capläne im Pfarrhause. Da, wie die Erfahrung lehre, das pecuniäre Einkommen der Capläne meist der Willkür der Pfarrer überlassen sei, so bleibe ein zu offenes Feld zu wechselseitigen den Stand entehrenden Conflicten. d) Ablösung der Wirthschaften welche, da sie die Existenz des Geistlichen bedingen, meist seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen, und ihm somit nicht die gehörige Zeit erübrigt seinem Berufe, besonders der Schule und Kanzel mit Nachdruck obzuliegen. e) Abhaltung von Diöcesan-Synoden, damit im Sinne der Kirche von Pfarrern und Caplänen die obwaltenden Gebrechen dem Ordinarius vorgebracht und besprochen werden. f) Beschränkung der willkürlichen der Gemeinde nachtheiligen, das Verdienst unbeachtenden und auf unedle Art oft erschlichenen Präsentation zu Pfarren von Seite der Patronats-Herren. g) Einführung geistlicher Exercitien für Geistliche und Lehrer auf dem Lande, wie in den Diöcesen Köln und Trier, und keine Wiederholung der einmal mit gutem Fortgange abgelegten Pfarr-Concurs-Prüfung.

Theologická fakulta a semináře. Nár. Nov. č. 26 v. 5. Mai S. 103. Der Verfasser, „ein Priester", verlangt daß von jetzt über ein Jahr alle theologischen Lehrfächer in der Muttersprache vorgetragen werden und ist ganz und gar wider die Seminarial-Bildung: „Seht ihn nur einmal an, so einen Zögling des Seminars! Im ersten Jahr gewahrt ihr an ihm noch eine gewisse Sprungkraft des Geistes, aber je länger je mehr schwächt sich das ab und verkümmert. Die Offenheit des Charakters verwandelt sich in Wohldienerei und Verstellung. Das

Antlitz zeigt Abgespanntheit, das Auge ist ohne Feuer, die Physiognomie ohne Ausdruck, schlaff, alles Leben scheint daraus geschwunden; erst wenn der junge Priester einige Jahre auf dem Lande weilt, erholt er sich wieder . . . Darum fort mit den Seminarien, wer sie vertheidigt ist kein Freund des Volkes noch der künftigen Pfleger desselben. Lasset den Jünglingen die freie Wahl beim Studium der Theologie, gebt den ärmeren Stipendien; wer drei bis vier Jahre ein solches genossen, unterwerfe sich einer Prüfung. Besteht er sie so übernehme ihn der Bischof auf einige Zeit zur praktischen Einübung, so zu sagen in das Noviziat wo er die für seinen Stand nöthigen Uebungen und Verrichtungen kennen lerne" . . .

Wie aus diesen verschiedenseitigen Kundgebungen zu ersehen, war zwar fast überall das Institut der kirchlichen Synoden und Provinzial-Concilien betont, es lief aber daneben bei den meisten eine Berufung auf die politischen Vertretungskörper, National-Ausschuß, Landtag, an denen die Geistlichkeit, höhere wie niedere, ihren gebührenden Antheil haben sollte. Es gab aber auch Solche die von der letztern Auskunft nichts wissen wollten. Der Landtag wie der Reichstag, meinten diese, habe einfach zu erklären: Die katholische Kirche ist frei. Im übrigen überlasse er es der Kirche selbst ihre Angelegenheiten zeitgemäß zu ordnen; ein mehreres liegt außerhalb des Berufes der politischen Repräsentativ-Körper *). Da war es der Aufsatz eines P. W. „Synoden und Concilien" in der Const. Prager Ztg. vom 28. April, der den richtigen Ton zu treffen schien. „Wie ein leuchtender Blitz der das Land vom Aufgang zum Niedergang durchzuckt, und wie ein gewaltiger Donnerschlag der die selbst bei angebrochenem Tage noch schlafenden Bewohner aus ihrer Ruhe aufstört, so überraschend drang das scharfe Wort dieses Verfassers in die Seele, und wie sehr auch manche zarte Gemächlichkeit dadurch unangenehm berührt worden sein mag, so ist damit doch auch gutes geschehen".

Diese Worte schrieb Franz Seraph Náhlovský, geb. 7. Januar 1807 in dem Dorfe Sykořice bei Turnau, im Leitmeritzer Seminar zum Priester gebildet, neun Jahre in der Seelsorge als Caplan in Böhmisch-Aicha, dann Katechet am Leitmeritzer Gymnasium, Professor der Religions-Wissenschaft an der philosophischen Facultät zu Innsbruck, seit 1839 Präses des Wendischen Seminars in Prag. Er war Bolzanist und als

*) P. Hermann Dichtl, Zur katholischen Kirchenfrage. Bohemia Extra-Bl. Nr. 7 und 8. zum 27. Mai.

solcher ein Priester von reinen Sitten und idealem Streben. Der schon alternde Stifter der Schule war ihm gewogen, mit P. Franz Schneider, damals Vice-Director und Religionslehrer der Prager Realschule, und andern Anhängern Bolzano's stand er in persönlichem, mit dem in Wien confinirten Fesl*) in brieflichem Verkehr. Er und seine Freunde begrüßten den politischen Umschwung als den Anlaß und die Grundlage einer Läuterung auch der kirchlichen Zustände, und es keimte in ihm der Gedanke durch eine werkthätige Kundgebung aus dem Schooße des Priesterstandes den Episkopat aus seiner zaudernden Haltung herauszunöthigen. Es galt vor allem einen Kreis gleichgesinnter Berufsgenossen zu gemeinschaftlichem Auftreten zu bewegen.

* * *

Was Náhlovský in Prag plante, das ging mittlerweile in Wien in Erfüllung. Der Gedanke einer geistigen und geselligen Annäherung der Mitglieder der Wiener Geistlichkeit untereinander, der Veranstaltung geistlicher Conferenzen zur Förderung des wissenschaftlichen Strebens, aber auch des kirchlich-asketischen Lebens, zur Besprechung von Tagesfragen soweit selbe in den Berufskreis des Priesters fielen, von Pastoral-Fällen, Gegenständen pfarrlicher Amtsführung, mit diesen Conferenzen ein Leseverein in unmittelbarer Verbindung, dies alles war schon in der letzten vormärzlichen Zeit angeregt worden. Namentlich war es Anton Gruscha, Cooperator zum h. Leopold in der Leopoldstadt, der diesen Plan im Herzen trug, einen Plan der stärker in den Vordergrund trat als sich der plötzliche Umschwung nur zu bald auch mit geistlichen Dingen zu schaffen machte und einen Kampf herausforderte, in erster Linie defensiver Natur, der aber wo es noth that in die Offensive übergehen sollte. Für diesen Kampf, meinte Gruscha, müßten die Conferenzen den Geistlichen Wiens „als Gardisten der Kirche Zeughaus und Exercier-Platz" sein. In der That fand sich allmälig eine Anzahl Wiener Geistlichkeit zusammen, an die sich andere und andere anschlossen, bis man übereinkam einen Ausschuß von 15 Mitgliedern zu wählen, der die nächsten Schritte berathe und die erforderlichen Petitionen und Adressen entwerfe, über die man dann in gemeinschaftlicher Berathung schlüssig werden wollte. Auch aus den Kreisen der katholischen Laien, die durch das schmähliche Ge-

*) Jahrg. 1882 S. 165 f.

baren mit den Mitgliedern der Congregation vom heil. Erlöser, durch die Verunglimpfung ihres Kirchenfürsten, durch die Angriffe auf die Pfarrer, auf Klöster und Stifte auf das äußerste gereizt waren, erfolgte ein Anstoß, indem eines Tages bei einem der Comité-Mitglieder eine Deputation erschien, die „im Namen von 6000 katholischen Bürgern Wiens" dem Verlangen Ausdruck gab, es möchte der Fürst-Erzbischof sich für das Recht und die Freiheit der Kirche kräftig einsetzen oder, falls er sich bei seinem Alter nicht mehr in der Lage sähe diese Last in Person auf sich zu nehmen, jene Anstalten treffen die das Wohl der Kirche in diesen gefahrvollen Tagen nothwendig mache und dringend erheische.

Vorgänge und Vorbereitungen solcher Art waren es die auch auf Sebastian Brunner's journalistisches Unternehmen bestimmend einwirkten, das um die Mitte April ins Leben trat, nicht, wie er ursprünglich beabsichtigt hatte, als kirchlich-politisches Tagblatt, sondern als „Wiener Kirchenzeitung für Glauben Wissen Freiheit und Gesetz in der katholischen Kirche" mit dreimaligem Erscheinen in der Woche*). Den Leit-Artikel der ersten Nummer widmete er seinem Lieblings-Thema, der Geißelung des „papiernen Regiments" in Staat und Kirche, und erläuterte in der nächsten Nr. 2 die „Aufgabe" die er seinem Blatte gestellt: „An der Zeit ist ein freies Wort für die Freiheit der Kirche in dem Augenblicke wo alles im feurigen Lichte der Freiheit wandeln will. Die Kirche hat unveräußerliche unverjährbare heilige Rechte von dem Staate, oder besser von der Bureaukratie, zu fordern, sie will die volle uneingeschränkte Autonomie zurück die ihr auf ihrem Felde gebührt. Der Bureaukratismus hat der Kirche als Sacristan sich aufgedrungen im weltlichen Frack und ohne Clerica. Kirche und Staat stehen nicht unter, nicht über, sondern neben einander, wie das Diesseits und das Jenseits. Sie stehen mit und neben einander für das eine Menschen-Individuum, das auf dieser Erde lebt um fortzuleben in alle Ewigkeit im jenseitigen Wohl oder Weh. An der Zeit ist ein freies Wort für den Glauben des Christen dem falschen Wissen gegenüber; ein freies Wort für die freie Entfaltung des christlichen, des kirchlichen Lebens, der Ungebundenheit des Radicalismus gegenüber, der alle Freiheit für sich allein begehrt und nichts gewähren läßt das ihm nicht gleicht. An der Zeit ist der Wiederaufbau

*) Meine „Wiener Journalistik" S. 116, 264, 695.

der zerstörten Mauern des typischen Jerusalem. An der Zeit ist es daß wir gottbegeistert gottgeweiht alle für einen und einer für alle dastehen, das Schwert in der einen, die Maurerkelle in der andern Hand. An der Zeit ist es zu kämpfen, wie Israel unter dem Makkabäer kämpfte, ,ringend mit der Faust, im Herzen ein Gebet'".

Mit der Berufung auf das zweite Buch Esdras (4, 15—23) und das zweite Buch der Makkabäer (15, 26—27) war der Kampf mit geistigen Waffen, mit dem Schwerte des Wortes und der Rede gemeint, und dafür war Brunner der ganze Mann. Gärtner war für den Beruf eines geharnischten Streiters von Haus aus zu weich, zu süßlich, fügen wir bei: zu verschwommen. Häusle, ein mit reichem Wissen ausgestatteter klarer Kopf, bewegte sich mehr auf ernst-wissenschaftlichem Gebiete und trat seltener auf den Schauplatz der Parteikämpfe herab. Brunner allein hatte das rechte Zeug sich unter die Kläffer und Belferer des Radicalismus „der alle Freiheit für sich allein begehrt" mitten hinein zu stellen und ebenso scharfe als wuchtige Hiebe nach allen den Seiten auszutheilen, von welchen die Angriffe auf Religion und Kirche, auf Papst und Clerus, auf ihn selber ausgingen . . .

Am 17. April fand auf Einladung des Universitäts-Operarius Dr. Wilhelm Gärtner die erste große Versammlung der Wiener Geistlichkeit im Hörsaale der Pastoral-Theologie statt; es erschienen bei 70 Priester, darunter der Dom-Custos Dr. Joseph Salzbacher, ohne Zweifel vom Fürst-Erzbischof selbst unterderhand dazu beauftragt. Auch Füster fand sich ein, der mit dem Gedanken umging Milde mit Hilfe der Aula zu stürzen. Er hoffte für diesen Plan wohl auch in der Versammlung seiner Berufsgenossen Anklang zu finden und sprach gegen den Erzbischof in einer höchst ungebührlichen Weise, so daß ihm nach einander Brunner, Gruscha, Gärtner u. a. in der entschiedensten Weise entgegneten, „daß sie die Würde des Hohenpriesterthums um 30 Silberlinge zu verkaufen durchaus nicht gesonnen seien" *). Den Hauptgegenstand der Berathung bildete das Institut der kirchlichen

*) Füster in seinen Memoiren I S. 92—96, der ausdrücklich den Hörsaal der Pastoral-Theologie nennt wo die Versammlung stattfand, sagt: „Ich ward gleich durch grobe Anspielungen des Jesuiten Dr. Brunner beleidigt" ꝛc. Dagegen Brunner Woher? Wohin? II. S, 212: „Es waren deutliche Worte die ich sprach, und nicht nur grobe Anspielungen . . . so wurde nun wohl Füster ein Judas genannt und nicht nur angespielt daß er einer sei".

Synoden, über welche Gärtner einen längern Vortrag hielt; er hob dabei die stete pflichtmäßige Unterordnung unter den Ordinarius hervor und schloß mit gehobener Stimme, wie um Füster noch besonders zu erwidern, mit dem Ausruf: „Nichts ohne den Erzbischof“. Gleichwohl wurde, als es zur Wahl der an den Kirchenfürsten zu entsendenden Deputation kam, auch Füster's Name genannt; er lehnte aber ab, weil er bei seinem innigen Anschlusse an die Universität „die schärfere Tendenzen verfolge“ mit dem ausgesprochenen Principe nicht einverstanden sein könne. Auch erschien er nicht mehr in der zweiten Versammlung die, noch zahlreicher besucht als die erste, am Tage darauf in der akademischen Capelle des Stadt-Convicts-Gebäudes stattfand. Außer der Adresse an den Erzbischof, für welche Gärtner einen Entwurf verfaßt hatte, der aber wegen seiner Ueberschwänglichkeit abgelehnt und durch einen auf vielseitiges Ansuchen von Brunner in aller Eile aufs Papier geworfenen Aufsatz ersetzt wurde, beschloß man eine Adresse an den Minister des Innern um „Schutz“ und um „Recht“ der Kirche seitens der Regierung und ihrer Behörden; eine Adresse an die Bürger und Studentenschaft Wiens um Achtung der Kirche und des geistlichen Standes. Später kam eine Adresse an den Wiener Magistrat dazu, den sie aufforderten, den wider die Wiener Pfarrgeistlichkeit in der letzten Zeit verbreiteten boshaften Verleumdungen gegenüber, die Bevölkerung über das Wesen und die Einrichtung des Orts-Armen-Instituts zu belehren, nach welchem „ein Diebstahl am Gute des Armen“, wovon die Schandpresse ihrem Publicum täglich vorlüge, ganz außer dem Bereich der Möglichkeit liege, wenn nicht die städtische Aufsichts-Behörde und die in jeder Pfarre als Armenväter mitwirkenden Bürger als Mitschuldige angenommen werden wollten. In einem besonderen begeisterten Aufruf wurde der gesammte Clerus des österreichischen Kaiserstaates aufgefordert das Unternehmen nach Kräften zu unterstützen, namentlich „den Weg zu den eben jetzt so nothwendigen Diöcesan-Synoden anzubahnen“; er möge überzeugt sein „daß alle katholischen und wahrhaft kirchlich gesinnten Bischöfe Ja und Amen dazu sagen werden“. Schließlich wurde auf Antrag W. Gärtner's und des Pfarrers M. Sailer die neu begründete „Wiener Kirchenzeitung“ als öffentliches Organ des Wiener Clerus erklärt. Zum ersten Vorsitzenden wurde Gärtner, zum zweiten Dr. Johann Schwetz Professor der Dogmatik an der theolog. Facultät zu Wien erwählt.

An demselben 18. fand die Vorstellung beim Fürst-Erzbischof statt, der umgeben vom Weihbischof, dem Kanzlei-Director des Consistoriums, seinem Secretär und Ceremoniär die vom Dom-Custos Salzbacher vorgeführte Deputation empfing; den Sprecher machte Gärtner, Metzner verlas die Adresse. Da kein genau formulirtes Petitum gestellt war so konnte von Seiten des Kirchenfürsten kein präcisirter Bescheid erfolgen; er beschränkte sich darauf den Wortlaut der Adresse zu verlangen. Das lag in der Natur der Sache; allein Brunner besaß nur seinen unmittelbar vor der Audienz hingeschriebenen Aufsatz, der sich füglich nicht überreichen ließ; auch brauchte er das Schriftstück für seine „Kirchenzeitung" wo es dann Milde gedruckt lesen konnte.

Am 19. April erfolgte die Audienz beim Minister des Innern. Pillersdorff empfing die Deputation des Wiener Clerus mit seiner gewohnten Freundlichkeit, erklärte sich mit den in der Petition aufgezählten Punkten im Grundsatze einverstanden und verlangte nur bestimmte ins einzelne ausgearbeitete Vorlagen als Ausgangspunkt amtlicher Erhebungen und Berathungen.

Am Grün-Donnerstag, 20. April, wurde die an das Dom-Capitel gerichtete Adresse abgegeben Schon war nämlich den Unternehmern zu Ohren gekommen daß der Fürst-Erzbischof ihrer Sache keine günstige Gesinnung zuwende; sie baten daher das Capitel um dessen geneigte Vermittlung, daß ihr Schritt maßgebenden Ortes keine Misdeutung erfahre und um persönliche Theilnahme an ihren ferneren Berathungen, „damit uns unbedeutenden jüngeren und weniger erfahrenen Männern sowohl die gesetzliche Autorität als die reifere Erfahrung, tiefere Einsicht und erprobte Frömmigkeit zur Seite stehen"; das hochwürdigste Dom-Capitel werde daraus die Ueberzeugung schöpfen daß „unsere Versammlung weit entfernt kirchlich verboten zu sein, vielmehr eine Stütze des neu erwachenden katholisch-priesterlichen Lebens im constitutionellen Oesterreich werden will".

Der Aufruf an die Bürger und Studenten wurde als Maueranschlag veröffentlicht, das Schreiben an den Magistrat im amtlichen Wege an dessen Adresse befördert.

Adresse an den Herrn Fürst-Erzbischof in Wien. Wr. Kirch. Ztg. Nr. 5 vom 25. April S. 17 f. Es waren die Thatsachen der letzten Tage zusammengestellt: „Die Redemptoristen sind schmachvoll davongejagt, ohne Protest, ohne jeden Anschein von gerichtlichem Verfahren . . . Die Klöster und Corporationen sind schutzlos; mit Mis-

trauen sehen sie dorthin von wo ihnen Hilfe werden soll, und wer kann es ihnen verargen? . . . Die Kanzlerwürde sammt ihrem Einfluß auf die Universität ist in Frage gestellt, der Kirche ihr uraltes historisch ehrwürdiges Recht an dieser hohen Schule streitig gemacht worden . . . Die Frechheit der Presse wühlt und wüthet gegen die Kirche, gegen den Clerus, schon fangen die Gläubigen an irre zu werden . . . Lassen wir die Sachen ihren jetzigen Gang fortgehen und sehen stillschweigend zu, so haben wir vielleicht schon in einigen Wochen, vielleicht in einigen Tagen keine Presse mehr die es wagt unsere Interessen zu wahren und zu vertreten" . . .

An die Bürger, an die akademische Legion, das technische Corps und alle Garden Wiens. Kirch. Ztg. a. a. O. S. 18. Als Mauer-Anschlag 1 Bog. Quer fol. A. Pichler's Witwe. „Die versammelte Wiener Geistlichkeit" legt den Bürgern und bewaffneten Körperschaften Wiens „das Heil der Kirche, die eben so gut frei sein will wie Ihr", an's Herz. „In Euren Schutz, nöthigenfalls in Euern bewaffneten Schutz stellt sich die ganze Geistlichkeit". Möge man nicht übersehen, „wie mit Hinwegräumung des christlichen Glaubens das letzte Fundament aller bürgerlichen Ordnung und Sicherheit fallen müßte . . . Bürger! Habt Herz zu uns, wir haben es zu Euch. Wir wollen in guten und bösen Tagen Euch verbunden bleiben. Bleibet treu christlicher Sitte, verschließt das Ohr vor ausländischen Wühlereien. Einiget Duldung und Glaubenstreue und bewahret Herz und Hände rein!"

Adresse an das Ministerium des Innern. Wr. Kirch. Ztg. S. 18 f Sprecher f. Staat u. Kirche Nr. 3 S. 47 f. Die Hauptpunkte des Begehrens waren daß 1. über Kircheneigenthum nicht in ungesetzlichem Wege verfügt werde; 2. die Kirche die Verwaltung des Kirchengutes selbst an sich nehme; 3. der Clerus von jenen staatlichen Diensten losgezählt werde die ihn seiner kirchlichen Mission entziehen und beim Volke in ein schiefes Licht stellen; 4. das in der Unterrichtsfrage so hochwichtige kirchliche Moment die verdiente Würdigung finde . . . Die vorstehenden drei Adressen waren vom 18. April datirt. Unter den Unterschriften der Ausschüsse stand Salzbacher an der Spitze, nach ihm Brunner; dann erschienen Gruscha, Joseph Paul Metzner Cooperator bei HH. Sebastian und Rochus auf der Landstraße, Joseph Holzapfel Prediger und Bibliothekar des deutschen Ritterordens, Hum. Prof. Johann Ev. Auer P. S., Joseph Maynollo Beichtvater und Director bei den Ursulinerinnen u. a.

An den Clerus des österreichischen Kaiserstaates von der Versammlung des Wiener Diöcesan-Clerus; 2 Bl. 4°, A. Pichler's Witwe. „Die Kräfte und Intelligenzen, die so reich in allen Diöcesen zerstreut sind, mögen uns beistehen zu unserem großen Werke . . . Nehmet geliebte Brüder das Schwert in die eine Hand dem Feinde zu wehren, und baut mit der andern am Bau der heiligen Stadt Gottes, dem neuen Jerusalem! Kennt Gottesfurcht aber nicht Menschenfurcht, schauet nach dem ewigen Ziel, nicht nach geistlichen Pfründen!"

Adresse an das hochwürdigste Dom-Capitel von Seite des Comité der Versammlung des Wiener Clerus. Wien am 19 April 1848.

Wr. K. Ztg. Nr. 8 vom 29. April S. 30—32. Der nächste Zweck der Deputation bei dem Fürst-Erzbischof sei gewesen „einer sehr kränkenden Demonstration zuvorzukommen welche von 6000 Bürgern gegen Se. fürstl. Gnaden beabsichtigt war. Dem hochverehrten Oberhirten eine solche Kränkung zu ersparen beschloß der Clerus, ihm selbst die gehorsamste Bitte vorzulegen durch einen Hirtenbrief die Gemüther der Gläubigen zu erheben und zu stärken, welche durch die schmachvollen Angriffe der Preßfrechheit auf Religion und Geistlichkeit niedergedrückt sind, ja geradezu im Glauben an die heil. katholische Religion zu wanken beginnen". Diese Deputation habe aber in Folge eines „bedauerlichen Misverständnisses" ihren Zweck nur theilweise erreicht, der Sprecher derselben Gärtner sich „das höchste Misfallen Sr. fürstl. Gnaden" zugezogen, darum möge das hochwürdigste Metropolitan-Capitel zu vermitteln suchen, „was dem Ausschusse zu erreichen nicht möglich war".

Adresse an den löblichen Magistrat der k. k. Haupt- und Residenz-Stadt Wien. Am 20. April 1848. Im Namen des Wiener Clerus der unterzeichnete Ausschuß; Wr. Kirch. Ztg. Nr. 14 S. 56: „Die in der Local-Armen-Instituts-Verwaltung streng geübte Controle von Seite des löbl. Magistrats, dem gegenüber die Herren Pfarrer nur als dem Magistrate untergeordnete Beamte erscheinen, dazu noch das dem Pfarrer zur legalen Vornahme selbst der geringfügigsten Amtshandlung in Armensachen beigegebene Corpus der übrigen Armen-Instituts-Vorsteher, machen doch eine Kränkung des Klingelbeutels oder der Armen-Instituts-Gelder durch den Pfarrer geradezu unmöglich", so „daß, wären jene Verleumdungen wahr, auch die achtbarsten Bürger welche als Vorsteher das Armengeschäft mitleiten als Schufte gebrandmarkt wären und nur die Schimpfer und Lästerer und einige Leichtgläubige Unwissende und Schwachköpfe als ehrliche Leute übrig blieben". (Diese letzte Wendung und dieser Kraft-Styl war ganz Sebastian Brunner).

Das nächste Ziel welches die Versammlung der Wiener Geistlichkeit anstrebte war die Anbahnung der kanonischen Diöcesan-Synode. Die Mittel und Weisen dieser Anbahnung zu berathen wurde eine Plenar-Versammlung für den 25. April ausgeschrieben; drei Mitglieder des Ausschusses verfügten sich zu dem Weihbischof Pollitzer und legten ihm die dringende Bitte ans Herz ihren Vermittler beim Fürst-Erzbischofe zu machen, daß derselbe ihrem im kirchlichen Geiste gehaltenen Vorhaben kein Hindernis in den Weg legen wolle. Allein Milde war nicht dieser Ansicht; er erließ ein Rundschreiben an die gesammte Pfarrgeistlichkeit Wiens worin die Schritte, welche „einige irregeführte Priester" unternommen, für „eben so unkirchlich als der heiligen Religion verderblich" erklärt und dem Clerus aufgetragen wurde „sich jeder ferneren Verhandlung zu enthalten und um so vertrauensvoller ihrem Bischofe

anzuschließen der seine Stimme zur rechten Zeit erheben werde". Noch am späten Abend des 24. wurde den Einberufern das erzbischöfliche Rundschreiben zugestellt, in Folge dessen, „um nicht das in solcher Zeit ohnedies bekümmerte Herz eines greisen ehr- und hochwürdigsten Oberhirten noch mehr zu beschweren, dann aber auch um das Misverständnis nicht bis zur Kluft zu erweitern", von den Vertrauensmännern schnell alles eingeleitet wurde damit es von der beabsichtigten „Plenar-Versammlung" abkomme; „Zusammenkünfte dem Clerus zu verbieten stehe in der Macht des Bischofs, und es sei Pflicht ihm den schuldigen Gehorsam zu leisten, selbst auf die Gefahr hin daß der Kirche dadurch Schaden zugehe; diese habe dann kein Priester mehr zu verantworten".

Wenn daher seitens der Wiener Journalistik von einer „Revolte" unter dem Wiener Clerus, von einer Auflehnung desselben gegen dessen geistliches Oberhaupt gesprochen, wenn mit einer unverhohlenen Schadenfreude auf die Spaltung hingewiesen wurde die das katholische Lager zu theilen beginne, „Lehrzwistigkeiten und demokratische Bewegungen" in der Kirche anfache, die „Episkopalisten" und die „Presbyterianisten" immer weiter auseinander führen werde, so war dies grundlos. Der Wiener Clerus war allerdings aus eigenem Antrieb aufgetreten, er hatte ohne seinen Bischof berathen und beschlossen; allein es war von Anfang nicht in seiner Absicht ohne seinen Bischof, wohl gar gegen denselben weiter zu gehen, die Reform-Angelegenheit in seiner eigenen Hand zu behalten, sie mit eigener Hand selbständig ihrem Ziele zuzuführen. Sein muthiger Schritt beabsichtigte nichts anderes als seinen vorgesetzten Bischof, den österreichischen Episkopat überhaupt, aus dessen, wie jene meinten, zeitwidrig und verderbenbringend zuwartender Stellung aufzustören, zum sprechen, zum handeln, zum eingreifen anzutreiben. „Es war keine Revolte, sondern die Bitte der Söhne vor ihrem Vater"; keine „Einberufung" des Wiener Clerus hatte statt, sondern eine blose „Einladung". Auch waren es keine wühlerischen himmelsstürmenden Ideen die sich da kundgaben, „keine Cölibats-Stürmer sind hier etwa zusammengetreten wie weiland in den badischen Conferenzen"; Glaube Recht Freiheit und Leben der katholischen Kirche war das Losungswort der Berathungen. „Nichts ohne, nichts gegen den kirchlichen Oberhirten wollte der Wiener Clerus beginnen"; als von jener Seite Halt gerufen wurde, beschied sich dieser gehorsam und trat in die ihm gezogenen Schranken zurück.

Die Conferenzen- und Synoden-Frage auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte in Wien. Unterzeichnet: Der gewählte Ausschuß; 4 S. 4to, A. Pichler's Witwe.

Der Wiener Clerus. Von F. (Fesl). Wr. Ztg. Nr. 118 vom 28. April. Gegen das Programm der Kirchenzeitung gerichtet: „Mit einem Streiche streckt die Schleuder des neuen Davids zwei Männer der Geschichte zumal nieder: Febronius und Joseph II. . . . Es ist Gefahr daß es uns wie Frankreich und Belgien ergehe, zu einer Hinterthür die Jesuiten und Nonnen, die Missionen und Bruderschaften, die Spectakel von Trier Kavelaer und Köln, die Unterrichtsfrage und der leidige Streit über die passive Assistenz wieder hereingeschwärzt werden . . . Wird man fortfahren die große Lyoner Missions-Gesellschaft vom Herzen Mariä zu empfehlen? Wird man auch heuer die pharisäische Mariazeller Procession anführen? Werden die Wallfahrten nach Maria-Enzersdorf, Karnabrunn ꝛc. fortbestehen? . . . Wird es in kirchlichen Angelegenheiten einen Beirath der Gemeinden, der Laien geben? Wird man den bisher geknechteten niedern Clerus emancipiren von der Consistorial-Herrschaft durch eine Presbyterial-Verfassung? Wird man die Synode wieder ins Leben rufen?"

Geistliche Zustände in Wien. Allg. Oest. Ztg. Nr. 122 (N. F. 32) vom 2. Mai. Der ungenannte Verfasser — etwa abermals Fesl? — perhorrescirt die von der Wr. K. Ztg. verfochtene „Unabhängigkeit der Kirche vom Staate", diesen von Görres in den Hist. pol. Bl. vertheidigten „mittelalterlichen" Standpunkt „mit allen Consequenzen denselben", und ertheilt dem Ministerium den Rath „für die nächste Anordnung des katholischen Cultus auf dem ersten Reichstag zu Wien den Erzfeind der römischen Curie, den ehrwürdigen Greis Wessenberg von demselben Konstanz herbeizurufen, in welchem Kaiser und Papst, Theologie und die gesammte Hierarchie eine fürchterlichere Niederlage erlitten haben, als jene war die sie den armen Opfern Hus und Hieronymus in den grausamsten Flammen beizubringen vermochten".

+* Die Bewegung im Clerus. A. Oe. Ztg. Nr. 123 (N. F. 33) vom 3. Mai: „Wir glauben hierin den schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums durch die Wucht des Papstthums erdrückten Kampf der presbyterianischen Freiheit mit dem Episkopal-System, dessen Gipfelpunkt die dreifache Krone schmückte, den Gegensatz der demokratischen Elemente des niedern Clerus mit der Aristokratie der reichen Pfründenbesitzer erkennen zu müßen".

Erklärung der Redaction der W. K. Ztg. Nr. 9 v. 2. Mai S. 36 gegen jene welche ihr und ihren Freunden „die Absicht unterlegen, als hätten wir es auf den Sturz dieser oder jener Persönlichkeit abgesehen. Wir erklären derartige Klatschereien als schmachvolle Verdrehung und Verleumdung . . . Die Geschäftigkeit der Camarilla-Wispelei, der Zuträgerei und des Ohrenblasens wird auf dem Weg der Oeffentlichkeit den wir betreten mit uns nicht gleichen Schritt halten können" . . .

Dem Herrn F. Verfasser des Artikels „Der Wiener Clerus" in der Wiener Zeitung. Von Brunner. Wr. K. Z. Nr. 12 v. 6. Mai

S. 46 f. Der Verfasser bedient seinen Gegner mit allem möglichen Spott und Unglimpf; einen „höhnischen Kirchen-Salamander“ heißt er ihn, eine „Amphibie“ lungernd am Tempelthor, „zu wenig Muth und Wissenschaft habend um einzutreten in den heiligen Dom der Kirche“, einen „feigen Aufhetzer des Ministeriums gegen unsere Bewegung“ . . „Und was will Herr F. mit dem alten verfaulten Landshuter Salat an dem jetzt auch kein wissenschaftlicher Haase mehr herumknabbern will?“ Dabei erhalten der Herbart'sche „ächt central-monadische Atheismus“, der Hegel'sche „Monismus“ ihre Seitenhiebe. Die mehr als scharfe Abwehr schloß mit den Versen:

Das Leben scheint dich höchlich zu verdrießen,
zerfallen in dir selber und zerrissen
willst du die ganze Welt zerfallen wissen!

Es fehlet dir das geistige Chrisma,
die Hölle laßt dich schauen durch ihr Prisma,
der Teufel zeigt dir überall ein Schisma . . .

An Dr. Sebastos Brunner. Von F. (Fesl). Wr. Ztg. Nr. 129 vom 9. Mai S. 619 f. „Wie haben Sie, ein junger Mann, so tödtlich auf den gebrechlichen Alten wie blind zugestoßen! . . . Allerdings besteht bei dem edlen Wiener Clerus genau genommen keine Alternative zwischen Trennung und dem Verbleiben beim Alten; vor dem ersten bewahrt ihn seine thatsächlich bewährte Glaubenstreue, vor dem zweiten Ihre Kirchenzeitung . . Allerdings muß die rechte Unabhängigkeit vom Staate im römisch-katholischen Sinne verstanden werden, aber warum soll sie nicht auch österreichisch sein können zugleich? Bekanntlich lauten die verschiedenen Concordate der Päpste mit den Fürsten und Ländern nicht alle gleich, sondern richten sich nach dem möglichen und nützlichen. Nie waren die Päpste so revolutionäre Gleichmacher wie manch jungen Theologen bedünkt“ . . . Fesl beschwerte sich auch mündlich gegen Wilhelm Braumüller bitter daß „ein alter Mann“ eine so rücksichtslose Behandlung zu erfahren habe, aber Brunner, der dies durch Braumüller wieder erfuhr, erwiderte: „Wenn der alte Mann nicht so behandelt sein wollte, so hätte er sein Maul halten und nicht in Dinge hineinreden sollen die er nicht versteht“.

Ein Wort zur Verständigung über die jüngste Bewegung im Wiener Clerus. Von Anton Gruscha. Wr. K. Ztg. Nr. 13 v. 9. Mai S. 49—51: „Keiner aus unserer Mitte hat es gewagt und wird es wagen die kirchliche Verfassung anzutasten, keiner wird tollen Sinnes in jenes verderbenbringende Dilemma sich werfen: Schisma oder es bleibt beim Alten“ . . .

An weiland Professor F. (Motto:) More stulti virga superbiae. Von Cr. Wr. K. Ztg. Nr. 20 v. 18. Mai S. 79 f., Nr. 21 vom 20. S. 83 f. Gegen den „Sebastos“-Angriff Fesl's; besonders sehr ausführliche Widerlegung der darin für Herbart und gegen Günther vorgebrachten Behauptungen. Der Verfasser, namens Croy, war ein sehr befähigter Geistlicher, der in jungen Jahren einem Lungenleiden erliegen mußte.

* * *

„Daß gegen ein Organ welches die katholischen Interessen vertritt" heißt es in Brunner's „Woher? Wohin?" II. S. 195, „der ganze Literatur-Trödelmarkt zu Felde ziehen wird, das konnte man sich an den Fingern abzählen". Da nun aber anderseits die Josephiner im Clerus das Erscheinen einer „Kirchenzeitung" von so ausgesprochen „ultramontaner" Richtung als eine wahre Calamität betrachteten und Brunner überdies vorwarfen daß er „durch Humor und Witz die hehre Angelegenheit mit der es ein kirchliches Blatt zu thun hat entstelle und herabwürdige" *), so wird man zugeben daß von Seite ihres Herausgebers viel Muth dazu gehörte auf seinem Standpunkte muthig auszuharren und bald nach rechts bald nach links abzuwehren. Dazu kamen in der großen Masse der Laien die wunderlichsten Begriffe von „Freiheit" die in der ersten Zeit des Umschwungs, wie auf allen andern Gebieten so auch auf jenem der Kirche, zu Tage traten. „Wir brauchen von nun an keine Kirche mehr', sagten die Unverständigen, „jeder soll sich seine Religion selber machen, und so werden wir von der Kirche frei sein". In einer Buchdruckerei kam ein Literat auf Brunner zu: „Sie sind schon der rechte Mann um das alte Rumpelwerk der katholischen Kirche zusammen zu beuteln. Schauen Sie nur auch daß gleich die Ehe auflöslich wird und überhaupt das dumme beschränkende Zeug in dieser Richtung aufgehoben werde" **).

Brunner war von allem Anfang nicht ohne gediegene Mitarbeiter für sein Blatt, Häusle schrieb ihm Artikel, Veith sagte seine Mitwirkung zu, von dem gelehrten Professor des Bibelstudiums N. B. in Leitmeritz Dr. Athanasius Bernhard lief gleich für die ersten Numern ein Aufsatz: „Das Kirchengut und der Fortschritt" ein. Das meiste aber lieferte in der ersten Zeit der unermüdliche Herausgeber selbst: Nr. 4 „Welt und Kirche in der Gegenwart, eine Skizze zur Orientirung"; Nr. 9 „Athanasius" 2c. Der Leit-Artikel Nr. 7 f. „Unsere Stellung zu den Juden" scheint auch von ihm zu sein. „Die bürgerliche Freiheit welche die Juden anstreben, geht eine katholische Kirchenzeitung nichts

*) Brunner's Vertheidigung gegen diesen Vorwurf s. Woher? Wohin II S. 201—204: „Der Humor ist doch nur eine Form der Darstellung. In der Darstellung der Lehre wäre nun der Humor nicht an seinem Platze, in der Polemik kann er aber wohl an seinem Platze sein . . . Der Pietismus, in seinem Grundwesen eine protestantische Erscheinung, kann den Humor durchaus nicht vertragen" 2c.

**) Woher? Wohin II S. 197 f.

an; ihre religiösen Gebräuche lassen wir unberührt, aber sie sollen es ihrerseits mit den unsern auch so halten; wenn sie sich ungebührlich in christliches mischen wird man kurzen Proceß mit ihnen machen" — das ungefähr war der Hauptinhalt des Artikels dessen kategorischer Ton ganz den Charakter Brunner's aufwies. Denn sein eigentliches Element war nicht so sehr die Doctrin als die Polemik, weniger die Theorie als die Vertheidigung des Glaubens und Rechtes gegen unberechtigte und wohl gar unziemliche Angriffe; er fühlte seinen Beruf, um einen Ausdruck der Schule zu gebrauchen, nicht so sehr in der lehrenden als in der streitenden Kirche. Dafür nun gab es in den damaligen Tagen reiche Arbeit und es erschien kaum ein Blatt der K.Ztg. wo nicht der oder jener seinen Tölpelmerks bekam: Nr. 2 S. 6 f. gegen Renga (s. Jahrg. 1882 S. 172, 176, 178) eine treffende Parodie der Argumentationen der zahllosen Klosterstürmer; ebenda S. 8 eine Abfertigung der „Augsburgerin", die einen die Sonderbund-Flüchtlinge Amann, Bernhard Mayer ꝛc. in ihrem traurigen Wiener Exil verhöhnenden Artikel gebracht hatte: „Wer vor dem Jammer und Unglück keine Achtung hat den nennt die halbwegs gebildete Welt einen elenden Kerl"; Nr. 5 gegen ein Dictum der „Constitution", einen „gelinden Unsinn" über den „jeder der die Verhältnisse kennt in ein lautes Gelächter ausbrechen muß". In Nr. 6 S. 23 f. „Die Habeas-Corpus-Acte in Wien" machte er einen Ausspruch der Schwarzer'schen Allg. Oest. Ztg. zu dem seinigen, indem er denselben auf die schmählichen Angriffe gegen geistliche Personen und Kirchengut, auf das unziemliche Gebahren und Treiben gewisser Subjecte, darunter oft Ausländer anwandte. In Nr. 9 S. 35 brachte er einen geharnischten Artikel gegen die eben erschienene Schrift: „Deutschlands Neugestaltung; ein Wort der Ermunterung von Johannes Ronge", worin letzterer den bereits um allen Credit gebrachten Deutsch-Katholicismus als „den Unterbau des neuen deutschen Reiches" anzuempfehlen sich erfrechte ꝛc. ꝛc.

Von der andern Seite erfolgten begreiflicherweise auf Brunner's so schneidige Abwehr neue Hiebe, worin es „Der Freimüthige" allen andern voranthat und nebst dem streitbaren Redacteur auch andere Männer der katholischen Richtung angriff. Bald hieß es, man murmle „daß der hochwürdige P. Sebastian Brunner unter die Ultras gegangen" sei „und bei der erzbischöflichen Katzenmusik den größten Lärm gemacht" habe; dann wieder: Lola Montez habe „dem Pater Brunner eines ihrer seidenen Strumpfbänder zum Andenken überschickt"; oder: „Hofrath Jarcke

übersetzt die Werke Brunner's ins Deutsche und widmet sie den Liguorianern"; „dem Herrn Jarcke wurde die Ehre zutheil aus einer liberalen Gesellschaft hinausgeworfen zu werden"; „eine Stelle mit 5- bis 6000 fl. ist vacant geworden: wo finden wir einen Hurter dafür?" Denn daß Hurter „noch immer Reichs-Historiograph" sei, war den Radicalen ein besonderer Stein des Anstoßes. Auch Häfner's „Constitution" blieb dem Herausgeber der K. Ztg. die Replik nicht schuldig; zu einem gegen denselben gerichteten Artikel Nr. 43 S. 633 f. wählte sie als Motto: „Es gibt keine gefährlicheren Geschöpfe als eine beleidigte Maitresse oder einen rachsüchtigen Pfaffen", und das Wort Philipp II.: „Ihr Männer schützt mich vor diesem Priester!"

Am Ostermontag erhielt Dr. Brunner einen unerwarteten Besuch: es war der von seinen pöbelhaften Ausfällen gegen den Prälaten von Klosterneuburg her bekannte Franz Römersdorfer, der sich ihm als Mitarbeiter an der K. Ztg. anbot, da er im Besitz von zahlreichen Materialien sei. Auf die Frage Brunner's, welcher Art diese Materialien wären, erwiderte der Andere: „Psychologische Schilderungen, Darstellung kirchlicher Zustände, zu deren Besprechung das Ihrer Zeitschrift voran flatternde Panier ‚Freiheit der Kirche' auffordert; denn die Zustände bedürfen einer freien Besprechung, es ist ja alles wurmstichig und faul". Es zeigte sich bald daß Römersdorfer unter Freiheit der Kirche die Freiheit von der Kirche verstand, bei Besprechung kirchlicher Zustände nicht Freiheit sondern Frechheit im Sinne hatte. Brunner wollte ihm, da er einen Menschen von gutem Willen und einiger Bildung vor sich zu haben glaubte, seinen kirchlichen Standpunkt erläutern, ihn über das Wesen der Günther'schen Lehre, den Unterschied von Monismus und Dualismus aufklären, wovon aber Römersdorfer so wenig verstand daß er Brunner fragte: „Sie sind also Straußianer?" Brunner schlug eine helle Lache auf und bot dem andern die beiden ersten Numern der K. Ztg., worauf dieser seine Börse herauszog und selbe gleich den Blättern der „Constitution" à 6 kr. bezahlen wollte. Brunner wandte sich mit Ekel weg und sagte: „Was fällt Ihnen ein!" worauf sich Römersdorfer zurückzog. Die beiden geschenkten Blätter dienten ihm dann dazu, in einer der folgenden Numern der „Constitution" an seinem ihm so weit überlegenen Gegner sein Müthchen zu kühlen.

Eine Ertappung. Scene zwischen Herrn Römersdorfer und dem Redacteur der K. Z. Dr. Brunner, mit angehört und beschrieben von

Joseph Paul Dd. Phil. Hörer der Rechte im 4. Jahr. Wien Mayer & Cie. 8vo. . Verfasser war ein sehr braver junger Mann der in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre starb. Vgl. Woher? Wohin? II S. 227. Paul der sich bei Brunner befand als Römersdorfer kam, charakterisirte letztern als „ohne religiöse und kirchliche Gesinnung, ausgerüstet mit den Scheinwaffen eines sich überlebt habenden, aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammenden fadenscheinigen durchlöcherten grund- und bodenlosen Rationalismus". In einer Anm. S. 6 heißt es: „Wir haben an Herrn Römersdorfer Bornirtheit und Niederträchtigkeit in gleichem Maße gesehen und es steht jedem Leser frei ihm die eine oder die andere jener Tugenden zuzuschreiben".

Der Ausfall Römersdorfer's gegen Brunner erfolgte in der „Constitution" Nr. 36 vom 3. Mai S. 557—561. Die Kirche wolle frei sein? Wer drücke die Kirche? „Pharisäismus", „mittelalterliche Pfaffenherrschaft", „Herr Günther weiland Censor", „aufrührerische herrschsüchtige eigennützige wucherische unersättliche Pfaffen", „Vollsäufer welche ihre reichen Pfründen in Unzucht und Geilheit verprassen" und andere derlei Ausdrücke waren in jeder Zeile zu lesen. Ueber Brunner's Abwehr dessen was „die Beamten- und Schreiber-Herrschaft mit der Kirche Gottes und deren rechtmäßigem Gute bisher verfügt" habe, läßt sich R. aus: „Hört es alle Völker der Erde, hört! Für den Herausgeber der K. Ztg. gibt es eine Kirche Gottes mit einem rechtmäßigen Gut, also eine Nationalbank oder sonstige Actien-Gesellschaft. Den Religionsfond und die Kirche Gottes wirft er durcheinander" ꝛc. Vor allem entrüstet stellt sich R. über Brunner's Beurtheilung Kaiser Joseph's, „dem er nicht werth ist die Füße zu küssen"; der „Freimüthige" habe Recht gehabt ihn dafür einen „Schuft" zu nennen. Zum Schlusse heißt es, B. möge ihm erwidern was er wolle: „Ich werde keine Klage wider Sie führen; denn Sie sind in keiner Beziehung der Mann, mit dem ich eine Lanze brechen möchte. Armatus sit quem oderim!" ... War dieser Schlußtrumpf nicht etwa von Häfner? Denn der ungebildete R. konnte kaum lateinisch

VII.

Judenfeindliche Ostern.

Die Liguorianer-Hetze hatte bei den jüdischen Organen der Presse ausnehmenden Beifall gefunden; sie wurden nicht müde den armen Vertriebenen Hohn und Schimpf nachzurufen. Ueber die „öffentliche Erklärung", laut welcher die Redemptoristen für so lange die Stadt verlassen sollten als nicht die Ruhe hergestellt*), wurde der „Humorist" (Nr. 85 S. 343) ganz wild. „I küss' die Hand! Für so lange, was heißt das? wer sagt

*) S. oben S. 93 f.

das? Soll uns das die süße Hoffnung geben daß sie wieder zurückkehren werden?" Er forderte die Wr. Ztg. auf, anzugeben wer diese Erklärung publiciren lassen „damit das Volk wisse was es zu erwarten hat. Die Sache ist sehr wichtig." „Die Liguorianer sind fort," hieß es schon am 8. April in der Wr. Abend-Ztg.; „aber wohin sind sie von da gerathen? fragt man sich überall. Man will wieder einen in Wien gesehen haben!" Der „Freimüthige" vom 11. kündigte eine „musikalisch-declamatorische Akademie mit satyrischer Vorlesung" an, die „Herr Mahler nächstens zum Besten der Liguorianer" veranstalten werde. „O wie schön gestaltet sich der Frühling in unserem schönen Oesterreich!" war in derselben Nr. 9 S. 40 zu lesen: „Erst April Anfang, und schon so vieles ausgetrieben!" Im Feuilleton einer spätern Numer (24 v. 28. April) brachte dasselbe Blatt unter der Aufschrift „Vornehme Correspondenz" ein Schreiben des Jesuiten-Generals P. Roothan an Mme Lola Montez worin ihr jener zarte Vorwürfe macht warum sie es nicht mit seinem Orden gehalten; sie wäre nicht gestürzt worden und die Jesuiten würden in Bayern, „wo unsern Brüdern die Liguorianer und die histor.-polit. Blätter so vortrefflich vorgearbeitet hatten", festen Fuß gefaßt haben; sie möge sich jetzt mit den Führern der Radicalen bekannt machen, mit Itzstein in Baden, mit Ochsenbein in der Schweiz, mit Hecker, Kossuth, Mieroslawski ꝛc. . .

Selbst solche unter den Christen, die für den Orden vom heiligen Erlöser nicht schwärmten, die vielleicht entschiedene Gegner desselben waren, geriethen über dieses anwidernd freche Gebahren der Juden in Entrüstung. „Unerklärlich finden wir den bei dieser Gelegenheit laut gewordenen Jubel der Juden", schrieb Naske in seinem „Glück und Ende der Liguorianer" betitelten Flugblatt, „die, durch die Ereignisse in Presburg Körmend Steinamanger belehrt, eher ein ähnliches für sich in Wien befürchten als über die Vertreibung einer unbeliebten Secte jubeln sollten." Ein Flugblatt Hubert Müller's, worin den Juden über diesen und andere Punkte allerhand „bittere Wahrheiten" gesagt wurden, fand so reißenden Absatz daß davon binnen dritthalb Wochen nicht weniger als 30.000 Exemplare in die Welt gingen*). Durch solch herausforderndes Benehmen gereizt, meinte der Verfasser, könnte man sich „vielleicht einmal angeregt fühlen ein ‚Auf gegen die Juden!' durch die Straßen erschallen zu

*) So versicherte der „Wanderer" Nr. 102 vom 28. April S. 3

lassen, und dann dürfte das Schicksal derselben sich noch trauriger gestalten als das der Liguorianer."

Müller's Flugblatt wurde in Presburg nachgedruckt, von dort nach Pest geschickt und fand in beiden Städten reißenden Absatz, wurde auch in der ungarischen Hauptstadt in tausenden von Exemplaren unentgeltlich vertheilt.

Bittere Wahrheiten für die Juden und ihre Vertheidiger. Eine Aufzählung actenmäßig constatirter Thatsachen zur Begründung und Rechtfertigung der Juden-Vertreibungen in neuerer Zeit, zugleich als Abfertigung für alle gemietheten Juden-Vertheidiger. Von Hubert Müller.

Motto: Wollt Ihr großes Unglück verhüten, so emancipirt die Juden nicht.
Dreimalhunderttausend Wiener.

2 Bl. 4to, Anton Benko; zu haben Jacob Bader, Stadt Stroblgasse Nr. 864. Um den 9. April erschienen. Die im Texte angedeutete Stelle über die Vertreibung der Redemptoristen lautet S. 3 f.: „Aber wir können es nicht dulden daß freche Juden*) sich in diese Angelegenheit mengen und bei diesem Anlasse ihre schmutzigen Pamphlete gegen die Diener unserer Kirche in die Welt senden. Ueber elende Pamphlete wie jenen ‚Liguorianer Reisepaß', jenen ekelhaften ‚Partezettel'**) und einige von Juden herausgegebene schmachvolle Zeitungs-Artikel zeigte sich in allen Classen der Gesellschaft die bitterste Entrüstung, und es ist nur die Kühnheit zu bewundern mit welcher eine Secte, die ebenso verhaßt ist als die vertriebenen Liguorianer, sich derlei Scandale erlaubt. Man bedenke übrigens noch, welches Zettergeschrei die Juden erheben möchten wenn man den miserabelsten Hausier-Juden oder wohl gar einen ihrer Schriftgelehrten auf ähnliche Weise vertreiben wollte." .. Im Cent. O. f. Juden Nr. 5 S. 70 hieß es, Hubert Müller habe sein Flugblatt geschrieben „in der edlen Absicht durch Androhung der Veröffentlichung zur Bezahlung eines Wechsels zu gelangen den er von einem Juden in Händen hat. Die hiesigen Juden wären zur Einlösung desselben bereit gewesen, wenn Herr Müller an Zahlungsstatt uneinbringliche Wechsel von christlichen Schuldnern im doppelten Betrage annehmen wollte." Dazu habe sich Müller nicht verstanden und auf diese Art sei es zur Veröffentlichung seines Flugblattes gekommen.

Bittere Wahrheiten ꝛc. Herausgegeben von J. Kultsievsky (?), Presburg bei Schmid und J. J. Busch an der Promenade Nr. 749. Ich kenne diesen Nachdruck nur aus Janotyckh Tagebuch II S. 206—209.

Lichtfunken im Gewölke des neunzehnten Jahrhunderts. Ein ruhiges Wort an Fürst und Volk von Engländer. 14 S. 8vo, Klopf und Eurich. Gegen „Bittere Wahrheiten" gerichtet.

Feiller an Herrn M. G. Saphir. Wien 10. April. Humorist Nr. 88 vom 12. S. 354 f. Der Schreiber nennt sich als Verfasser

*) Im Original mit durchschossenen Lettern.
**) S. oben S. 105 f.

der von Saphir geschmähten Oeff. Erkl. und gibt sich als einen „Mann des Volkes" der zu vertreten wisse was er sage und behaupte.

Ahnten die Juden in der That nicht daß sie ähnliches zu befahren haben könnten wie die Jesuiten und Liguorianer, gegen die sie so sehr hetzten und deren Fortschaffung sie mit so schadenfrohem Jubel begleiteten?! Einzelne besorgten es wohl, aber die Mehrzahl fuhr in ihrem herausfordernden Benehmen fort. Besonders in Ungarn schienen sie, trotz mancher Wahrzeichen die ihnen in den ersten Tagen der Freiheit geworden, durchaus nicht gewitzigt zu sein. Während der heftigen Erregung die in Pest gegen Ende März und zu Anfang April herrschte, waren Juden unter den ersten die man mit rothen Abzeichen durch die Straßen wandeln sah, um gleichsam der städtischen Bevölkerung hinsichtlich der „Republik" auf den Zahn zu fühlen. Ein getaufter Tabakkrämer in der Waitzner Straße hatte sogar die Frechheit eine rothe Fahne auszustecken, wurde aber durch einige besonnenere Bürger vermocht sie baldigst wieder einzuziehen. Hermann Klein in seinem „Ungar" aber meinte: die rothe Fahne sei „das Aufflammen des Zornes" gewesen, „und wenn auch die Flamme für einen Augenblick verschwindet so bleibt doch der Zorn, bis er nicht durch volle Gewährung des Verheißenen beschwichtigt wird." War es zu wundern wenn der friedliebende Städter sich gegen solche Aufdringlichkeit setzte, die Träger der rothen Abzeichen zwang dieselben herunterzunehmen oder sie ihnen, wenn sie sich nicht fügten, mit Gewalt abriß, wobei es mitunter nicht ohne Schläge ablief?! Der „Ungar" aber spie darüber Feuer und Flammen, betitelte Pest's Bürger als „lederne Juchtenhelden", „verdummte Finsterlinge", „Knutenverehrer", als „eingedrungene Fremdlinge die am ungarischen Fette bis zum Ersticken sich genährt und hier geborne Landeskinder" — damit waren die Juden gemeint! — „zu verdrängen streben"; „in ganz Ungarn, wenn man auch den letzten Bauer dazu rechnet, existirt kein Mensch der zur Freiheit so unreif wäre als der deutsche Bürger!"*)

*) Janotycky Federzeichnungen I S. 172—177. Dabei war es denn doch merkwürdig daß Klein, der den Pester Bürgern vorwarf sie hätten keine Begriffe von „Redefreiheit", alles in Bewegung setzte um für eine Posse „Unser Verkehr", welche das Treiben der Pester Juden schilderte und den beiden Theater-Directoren Forst und Schmid volle Häuser machte, das behördliche Verbot zu erwirken! Janotycky Tagebuch II S. 215 f. Auch der Rabinats-Candidat J. Einhorn zeigte sich, obwohl nicht in so ungeschlachter Weise, höchlichst ungehalten über das Benehmen der Pester Christen: „Da unter den Trägern der rothen Cocarde sich zufälligerweise einige

Offener Brief an den Redacteur des „Ungar". Ein Actenstück zur Geschichte der neugebornen freien Presse, nebst einer Beleuchtung der Emancipations-Frage.

Motto: Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.

Auszüge aus dieser Pester Broschüre, die gleich den beiden folgenden ich selbst nicht zu Gesicht bekommen und die erst im Mai erschienen zu sein scheint s. Janotycky Tagebuch II S. 192—200, 211—218 mit einer reichen Auswahl von Stylproben aus Klein's „Ungar". Die Tendenz der Schrift erhellt aus den Worten: „Wenn der Jude sonach die Keckheit begeht uns frech zuzurufen: ‚Meinen Glauben Handel und Wandel lasset mir unangetastet, emancipirt mich so wie ich bin!' heißt das nicht mit andern Worten, wir sollen die Natter die wir bisher unbetastet im Grase schlummern ließen, aufheben und in den Busen thun damit sie uns die tödtlichen Bisse nur desto sicherer versetzen könne?!"

Der Juden-Aristokratismus in Pest. Bei Landerer und Heckenast erschienen. Auszüge daraus a. a. O. 200—206, 227 f. Anm. Die Flugschrift brachte Stellen aus dem Talmud und dem alten Testament über die Grundsätze nach denen sich die Juden im Verkehr mit Nicht-Juden zu richten haben.

Die Juden verlangen Emancipation! Soll man die Juden emancipiren?

Motto: Du sollst an deinem Bruder nicht wuchern, weder mit Geld noch mit Speise noch mit allem damit man wuchern kann. An dem Fremden magst du wuchern. 5. Buch Moysis 23, 19 f.

Auszüge a. a. O. S. 202 f.

Angesichts dieses geradezu unbezeichenbaren Gebahrens eines Theiles der Judenschaft war es ein bedeutsamer Umstand daß eben in diesen Tagen der erste Vorstand der Pester israelitischen Gemeinde Jonas Kunewalder mit seiner ganzen Familie, 5. April, gleichzeitig oder bald darauf dessen Bruder Philipp, ein Schwager M. L. Kanitz, der Chef einer Assecuranz-Gesellschaft namens Sachs, der Großhändler Aloys Flesch u. a. ihren alten Glauben verließen und die heilige Taufe nach katholischem Ritus empfingen. Die Bestürzung darüber war in den ersten Tagen darnach in Judenkreisen so groß, daß sie schier meinten das Beispiel würde ansteckend wirken und massenhafte Uebertritte nach sich ziehen *).

Juden befanden, wurden diese auf öffentlicher Straße insultiert und die Juden allein als die Urheber der republicanischen Richtung bezeichnet und dafür angefeindet". Die Revolution und die Juden in Ungarn. Bevorwortet von Dr. Julius Fürst. Leipzig Karl Geibel 1851 S. 83.

*) Einhorn a. a. O. S. 81 f. „Ich hatte anfangs April mit einem christlichen Verlagsbuchhändler Kilian d. Jüng. Unterhandlungen wegen eines die Interessen

Allerdings legte sich dieser Schrecken bald wieder als sich zeigte daß die Uebertritte vereinzelt blieben, und das Treiben der jüdischen Wortführer in der Journalistik und in der „Revolutions-Halle", dem Caffé Pillwax, blieb das alte.

Offener Brief an Herrn Jonas Kunewalder, Vorstand der Pester Judengemeinde.

Motto: Holla, was gibt's? Einen jüdischen Tartüffe! Flugblatt in Pest erschienen am 24. April; Janotyckh Archiv I S. 65 f. und dessen Tagebuch II S. 228 f.

Ein Wort der Verständigung an unsere Glaubensgenossen in Ungarn. Unterzeichnet: „S. Sz—o (Simon Szánto?), ein Ungar in Wien"; C. O. f. Juden Nr. 3 S. 37—39. Ein Gift- und Schmäh-Artikel gegen „Kuniwalder", wie Sz. regelmäßig schreibt

Anrede eines Christen an die Pesther Israeliten Gemeinde, ehrfurchtsvoll gewidmet dem hochwohlgebornen Herrn Herrn Baron M. A. von Rothschild ꝛc Verfaßt und gesprochen von M. Biró; 2 Bl. 4º ohne Druckort. „Es lebe die edle ungarische Nation! Es lebe das edle mosaische Volk! Es lebe der große edle Menschenfreund Baron von Rothschild."

Offener Brief an Rothschild. Unterzeichnet R. 1 Bl. fol. Klopf und Eurich . . . Was habe nicht Rothschild für den gemeinen Nutzen alles gethan! Für wohlthätige Anstalten, für die N. G., für die Studenten ꝛc.

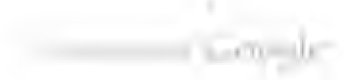
Joseph Schulz Antwort auf den offenen Brief an Rothschild. 1 Bl. fol. ohne Druckort.

* * *

In der That bedurfte es in den ungarischen Landen nur eines Funkens, um den allenthalben gegen die Juden herumliegenden Zündstoff in helle Flammen zu setzen.

In Warasdin hatten an einer kirchlichen Dankfeierlichkeit für die jüngsten Errungenschaften die Mitglieder der Juden-Gemeinde theilgenommen, was der Pöbel erst bemerkte nachdem schon alles vorbei war. Nun hieß es: „Der Platz wo sie gestanden ist entweiht", und die Leute warfen sich auf das Pflaster um es aufzureißen, woran sie nur durch einen heftig einfallenden Regen gehindert wurden; am Tage darauf soll die Geistlichkeit das Volk beschwichtigt haben: „der Himmel selbst habe

der ungarischen Juden vertretenden Journals angeknüpft. Die Unterhandlungen waren dem Abschluß nahe, als jener unerwartete Vorfall eintrat. Am 6. April meldet mir der Verleger daß vom Erscheinen des projectirten Blattes nicht mehr die Rede sein könne, da allgemein erzählt werde, die Juden werden in Masse das Beispiel ihres Vorstehers nachahmen".



den Platz gereinigt" *). Allein die Stadtbehörde selbst war gegen die Juden, die seit ihrer Austreibung zu Ende März **) auf Grund der jüngsten königl. Erlasse nach Warasdin zurückgekehrt waren. Am 8. April, einem Samstag, wurde die unwiderrufliche Ausweisung aller Juden aus Stadt und Weichbild beschlossen und dieser Beschluß mit Trompetenstößen in allen Straßen verlautbart: alle ärmeren Juden mit blos beweglicher Habe sollten binnen zwei Tagen, die übrigen bei schwerster Ahndung bis längstens 15. Juni das städtische Gebiet verlassen. So schieden denn Montag am 10. April 33 jüdische Familien aus der Stadt um obdach- und brodlos einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen; viele waren so arm daß sie nicht die ersten Kosten ihrer Auswanderung bestreiten konnten, wenn ihnen nicht ihre Gemeinde nach besten Kräften beisprang. Warasdin war übrigens die vorübergehende Unordnung in Agram abgerechnet, der einzige Ort in Kroatien wo es zu ähnlichen Auftritten kam. Der gefeierte Banus, dann Ivan von Kukuljević und der neugewählte Warasdiner Stadtrichter A. Melinčević wirkten in versöhnlichem Sinne. In Agram und Karlstadt standen „israelitische Kroaten" in den Reihen der N. G.; vom jüdischen Tempel in Agram wehte die National-Fahne mit der Aufschrift: „Za slobodnu slavnu narodnost i milu" ***).

In den Ländern der St. Wenzels-Krone spuckte bald hier bald dort ein judenfeindlicher Geist. In vielen Städten wie Beneschau, Březnic, Přibram, Hořic weigerten sich die christlichen Bewohner die Juden in die Reihe der Nationalgarde aufzunehmen. In Ledeč an der Sazava fingen am 2. April drei Judenhäuser Feuer, das 25 weitere Häuser, darunter auch christliche, ergriff und größtentheils niederbrannte. Es hieß der Brand sei gelegt worden, und von wem konnte es, wie die gereizte Stimmung wollte, anders geschehen sein als von den Juden?! Sie sollten zur Rache und gleichsam zum Ersatz für den erlittenen Schaden geplündert werden. Die Geängsteten brachten die für sie schwierige Summe von 1400 fl. zusammen, die sie dem herrschaftlichen Amte zur Vertheilung übergaben und dadurch das drohende Ungewitter von ihren Häuptern ablenkten, 4. April. Acht Tage später, 12. April, kam es auf dem Olmüzer Markte zu Thätlichkeiten; zwei jüdische Ochsenhändler wurden unbarmherzig durchgeprügelt, die jüdischen Markt-Fieranten vom Platze

*) C. O. für Juden S. 31 Anm.

**) Jahrbuch 1882 S. 151—154.

***) H. Rosenmark im C. O. f. Juden Nr. 6 S. 86 f

vertrieben und gewarnt nicht wieder zu kommen; zwei als Getreidewucherer verschriene Olmüzer Juden, Hamburger und Fröhlich mit Namen, mußten die Stadt verlassen ohne daß man ihnen die Zeit gönnte ihre Geschäfte in Ordnung zu bringen.

In der Landeshauptstadt Böhmens wirkten die Flugblätter noch immer nach, die nach Wiener Muster einen so lebhaften Federkrieg in Scene gesetzt und der von altersher fortglimmenden Abneigung gegen die Juden neue Nahrung zugeführt hatten. Als am 15. April eine Versammlung des Handelsstandes abgehalten wurde und Kaufmann Seidler den Antrag stellte auch die jüdischen Handelsleute beizuziehen, rief dies allgemeine Entrüstung hervor, und als man sich jetzt erinnerte daß Moriz Wehli noch immer seine Schnittwaarenhandlung am Graben im Spina'schen Hause, also im schönsten Theile der Christenstadt innehatte, wurde das Gerede lauter und dringender, man müße ihn zwingen seinen Laden zu verlassen und sich in die Judenstadt, wohin er gehöre, zurückzuziehen. Tags darauf, am Palm-Sonntag, fand sich an Wehli's Gewölbthür ein Todtenschädel aufgezeichnet, darunter die Worte: „Tod den Juden". Wehli begab sich zum Bürgermeister, zum N. G.-Commandanten, die ihm riethen seinen Laden am Montag nicht zu öffnen, dabei ihren Schutz zusagten. Wehli folgte nicht der Warnung, sondern pochte auf die ihm versprochene Hilfe und that am 17. morgens seinen Laden auf. Eine Abtheilung N. G. war in der Nähe aufgestellt. Es sammelten sich wohl mehrere Leute, es bildeten sich einzelne Gruppen; da aber keine Art von Thätlichkeit vorfiel, zog jene, wie es hieß auf höhern Befehl, gegen 10 Uhr VM. ab. Es war wie das Zeichen zum Angriff, der an Erbitterung zunahm als ein Commis des Wehli den Säbel zog und sich zur Wehre setzte. Wehli ließ nun hastig seinen Laden schließen, die Nationalgarde erschien wieder, auch der Bürgermeister fand sich am Platze ein, und es gelang die Menge zu zerstreuen. Allein diese zog nun gegen den jüdischen Tandelmarkt bei St. Gallus, wo die Juden in Eile ihre Waaren zusammenpackten, ihre Tische wegtrugen, ihre Auslagekasten und Krambuden schlossen. Doch lief es nicht ohne Mishandlung einzelner Juden, Umwerfen mehrerer Tische, so daß die ausgelegten Waaren auf das Pflaster kollerten, auch nicht ohne kleinere Diebstähle ab. Da erschienen bewaffnete Studenten aus dem nahen Carolinum, nahmen einige der Hauptheter fest, führten sie in Gewahrsam und zerstreuten das übrige Gesindel. Am Nachmittag erschien eine öffentliche Erklärung

Wehli's, der zufolge er bereit sei der öffentlichen Ruhe ein Opfer zu bringen und sein bisheriges Handels-Locale zu verlassen.

In der Nacht vom 17. zum 18. durchstreiften zahlreiche Patrouillen der N. G. und Legion die bedrohten Quartiere der Altstadt und Judenstadt. Es geschah weiter nichts. Allein der Geist der sich bei diesem Anlasse in vielen Abtheilungen der Volkswehr kundgab, war kein unbedenklicher. Bei den ausgerückten Schaaren konnte man Stimmen des Unwillens vernehmen: „man müße sich um der Juden willen herumbalgen"; einzelne ließen sogar die Aeußerung fallen, sie würden ihre Waffen lieber gegen die Juden als zu deren Schutze verwenden. Viele Compagnien wurden mit Mühe abgehalten die Juden aus ihren Reihen zu stoßen; bei den Pompiers fand diese Ausweisung wirklich statt*).

Noch ein Wort über Judenverfolgung. An meine christlichen Glaubensgenossen gerichtet. Von einem Christen. Bohemia Nr. 63 vom 20. April. Der Verfasser meint, die Wurzel des Uebels stecke nicht so sehr in „Wucher und Betrüglichkeit deren man die Juden zeiht und deren sie sich allerdings oft genug schuldig machen", als vielmehr in dem Hasse und der Verachtung die den Christen gegen die Juden von Kindesbeinen an eingeimpft würden und mit ihnen heranwüchsen: „Wie oft hört man nicht die Warnung die dumme Mütter ihren Kindern geben: ‚Hüte dich vor den Juden, mein Kind, sie schlachten kleine Christenkinder und waschen sich mit ihrem Blute!' Ja oft findet man daß sogar Hunde dazu abgerichtet werden Juden anzufallen." Er spricht sich dann gegen das Vorurtheil aus daß die Nachkommen für die Sünden ihrer Vorfahren zu büßen haben, und knüpft daran die Erinnerung: „Gedenkt nur, geliebte Brüder, wie es unsern christlichen Vorfahren in alter Zeit erging, gedenkt der Christenverfolgungen die einem das Haar zu Berge sträuben machen wenn man die Geschichte derselben liest. Wie viele Todesurtheile über Unschuldige könnte man aus der Weltgeschichte anführen, die lediglich in der Befangenheit der Richter oder verfehlten Rechtsform oder Fanatismus oder Nationalhaß ihren Grund hatten! Gedenkt ferner der Kreuzzüge. Könnt Ihr Euch nicht das Gefühl vorstellen welches damals über die Tyrannei gegen unsere Glaubensgenossen in der Brust eines jeden Christen wogte? Gedenkt wie Euch zu Muthe war, als der Katholik noch vor kurzem in England denselben Druck erlitt wie die Juden bei uns, wie empörte sich da Euer Inneres dagegen!" ꝛc.

* * *

Die Char-Woche war da, Ostern rückten heran, für Christen wie für Juden ein Fest der heiligsten, aber auch der aufreizendsten und gefähr-

*) Schopf Volksbewegung II zum 17. April S. 22—24; Simon Hock im C. O. f. Juden Nr. 6 S. 83 f.

lichsten Erinnerungen. In Ungarn war die Signatur der diesjährigen Feier: Rache und Vergeltungsgelüste bei den Christen, ernste Besorgnisse und sich aufbäumender Trotz bei den Juden. Den Brennpunkt dieser gegenseitigen Erregung bildete die Landeshauptstadt, wo dieselbe eigentlich nie aufgehört hatte.

Am 12. abends war in das fast ausschließend von der Landtagsjugend christlichen und mosaischen Glaubens besuchte Kaffeehaus Pillwax, die „Revolutions-Halle", die Nachricht gekommen: am nächsten Tage werde es in Ofen, wo die Neuwahl des Magistrats stattfinden sollte, gegen die Juden losgehen, und es wurde sogleich beschlossen dem vorzubauen*). In der That setzten sich am 13. um 8 Uhr VM. einige hundert jener jungen Leute mit klingendem Spiel und voranwehender Nationalfahne nach Ofen in Bewegung, während sich eine Deputation zu Gabriel Klauzál, der zur Zeit von allen Ministern der einzige in Pest anwesend war, und zu Paul Nyáry als Präses des Comitats-Sicherheitsausschusses begab, die im Falle des Bedarfs ihren Beistand zusagten. Im Ofner Stadthaus machte Paul Vasvary den Sprecher, indem er namens seiner Genossen jede Unterstützung anbot falls es zu einer Ruhestörung kommen sollte; es wurde ihm bedeutet daß von einer solchen Gefahr nichts bekannt sei und man erforderlichen Falles sich selbst zu helfen wissen werde. Auch geschah in der That nichts.

Am 14. April, Freitag vor der Char-Woche, halb 10 Uhr abends traf das neuernannte Ministerium vollzählig in Pest ein. Der in einer fast regierungslosen Zeit gewählte Sicherheitsausschuß, an welchem die verschiedensten Elemente betheiligt waren, verhandelte am Tage darauf die Lage der Stadt. Emödy verlangte daß, wenn sich die Gerüchte bewähren daß ein Angriff gegen die Juden beabsichtigt sei, energische Vorkehrungen getroffen würden. Josua Oroszhegyi gab nichts auf diese Gerüchte; nur meinte er daß es Nachtvögel gebe die Bürger gegen Bürger aufzureizen suchten. Stephan Bezerédy sprach die Erwartung aus, die Stadt Pest werde ihren guten Ruf durch eine Verfolgung der

*) Janotyckh Tagebuch II S. 218 f. behauptet die Juden selbst hätten das Gerücht ausgesprengt, weil zur selben Zeit in Ofen Unterschriften zu einer Petition an das Ministerium gesammelt worden seien, um dem Zuströmen nicht zuständiger Juden in die Hauptstädte eine Schranke zu setzen. Einhorn a. a. O. S. 89 f. erzählt dagegen, ihm selbst und dem jüdischen Vorstand Hermann Brachfeld sei jene Nachricht zugekommen, sie beide hätten sich in das Cafe Pillwax begeben 2c.

Juden nicht beflecken. Darauf erhob sich ein Handwerksgeselle und erklärte: der Angriff auf die Juden werde nicht erfolgen wenn nur das Zunftwesen geregelt werde; es bestünde allerdings Abneigung gegen die Juden, allein auch diese sei großentheils auf die Erwerbsverhältnisse, die den Juden so große Vortheile gewähren, zurückzuführen, so daß es nicht wenige unter seinen Standesgenossen gebe die an den Bischof Szaniszló die Bitte um Abnahme der Taufe stellen wollten, weil nur den Juden alles erlaubt sei. Moriz Szegsi, israelitischen Glaubens, gab die Erklärung ab, er sei von den Gesellen zur Abfassung einer Petition an das Ministerium aufgefordert worden; er habe unter ihnen nichts von Unbotmäßigkeit oder Judenhaß wahrgenommen.

Der Sicherheits-Ausschuß sollte jedoch in dieser Sache nichts weiter zu thun haben. Er wurde, da das Ministerium eine andere Ordnung der Dinge im Sinne hatte, zu freiwilligem Rücktritt veranlaßt und eine neue städtische Behörde gewählt. An Beschäftigung sollte es gleich am ersten Tage ihres Zusammentrittes nicht fehlen. Schon am 17., Montag in der Char-Woche, gab es Ansammlungen auf dem „Freiheitsplatze" vor dem Stadthause. Die Beschwerden, die von den Rednern erhoben wurden, betrafen zumeist das schrankenlose Zuströmen der Juden in die Stadt und die Regelung des Gewerbewesens. Der Vice-Bürgermeister Rottenbiller, mit dem Ober-Notar Kacskovics die beliebteste Persönlichkeit des neuen Stadtrathes, begab sich an der Spitze einer Deputation zum Minister-Präsidenten und kam nach einer Zeit, welche eine dichtgedrängte Menge auf dem Platze wartend zubrachte, mit der Botschaft zurück daß in der Sache der Juden-Ansiedlungen Abhilfe getroffen werden solle, was das Volk mit lauten Eljen-Rufen entgegennahm. Noch am späten Abend wurden dem Bürgermeister Szepessy und andern misliebigen Magistrats-Personen Katzenmusiken gebracht.

Zwei Tage darauf, Mittwoch in der Char-Woche hatte der Advocat J. Nagy eine Versammlung auf den Museums-Platz einberufen. Ziel derselben war der Nachlaß des laufenden vierteljährigen Miethzinses für die ärmeren Classen. Daß ein solcher Vorschlag den Beifall der Masse erhielt war begreiflich, und es wurde beschlossen im Wege der städtischen Behörde das Ministerium zu bitten es wolle die in dieser Richtung geeigneten Maßregeln ergreifen. Andere Redner traten auf, verlangten Abschaffung des nächtlichen Sperrgeldes, der üblichen Beiträge für Säuberung und Beleuchtung der Häuser u. dgl., womit sie aber nicht recht

durchgriffen, so daß es bei der Hauptsache wegen des Miethzins-Nachlasses blieb. Eine Deputation, Nagy an der Spitze, verfügte sich in das Stadthaus. In ihrem Geleite strömte die ganze Menge nach, erfüllte den Platz vor dem Gebäude, strömte in dieses selbst hinein, so daß der Befehl gegeben werden mußte niemand mehr einzulassen. Darüber gab es ein Gedränge am äußern Thore, man wurde handgemein, der wachstehende Nationalgardist, zufälligerweise ein Jude, hielt sein Gewehr vor, das einer aus dem Haufen, um es beiseite zu drücken, ergriff und sich dabei am aufgesteckten Bajonnet die Hand verwundete. Nun erhob sich ein Wuthgeschrei: „Blut, Christenblut ist durch einen Juden vergossen worden!" Die Leute drangen auf den Wachposten ein dem es schlecht würde ergangen sein, wenn nicht eine Abtheilung NG. herbeigeeilt wäre, ihn aus der Mitte seiner Angreifer befreit und in die Revolutionshalle gebracht hätte. Einer der Hauptschreier wurde gepackt und gefangen fortgeführt. Die Menge verlief sich zwar jetzt, aber nur um ihre Erbitterung über die ganze Stadt zu verbreiten und den Juden Rache zu schwören.

Nachmittags 2 Uhr versammelte sich ein Theil der Bürgerschaft im Hofe des Redouten-Gebäudes. Gedruckte Blätter welche an verschiedenen Punkten der Stadt vertheilt wurden enthielten eine an den „Sicherheits-Ausschuß" gerichtete Aufforderung zu veranlassen:

1. daß die Juden in die NG. nicht aufgenommen, die bereits eingetretenen ausgewiesen, die ihnen übergebenen Waffen zurückgenommen werden —

2. Verbot der Ansiedlung neuer Juden in der Hauptstadt und Ausweisung der seit zehn Jahren (nach Andern seit 1840) in Pest eingewanderten —

3. daß der Redacteur des „Ungar" seiner frechen und aufreizenden Artikel wegen zur Verantwortung gezogen und die Ausgabe des Blattes untersagt werde.

Wäzeend die Berathung über diese Forderungen im lebhaftesten Gange war, wirbelten plötzlich die Trommeln der N. G. durch alle Straßen der Stadt, 3 Uhr NM., Abtheilungen derselben setzten sich von den verschiedenen Alarm-Plätzen nach dem „Freiheits-Platze" in Bewegung und umringten das Rathhaus, in dessen Sitzungssaal zur selben Zeit die Deputirten vom Redouten-Gebäude erschienen um durch den Mund des Fiscals Pazár dem Stadtrathe jene drei Punkte

befürwortend zu überreichen. Der Tumult auf der Straße hatte eigentlich die vormittägige Verhaftung zum Anlasse; stürmisch wurde verlangt den Mann freizugeben, was Rottenbiller, von Paul Nyáry kräftig unterstützt, entschieden verweigerte und dabei den Sprecher der Deputation in heftiger Weise anließ. Pazár ließ sich diese Beschuldigung nicht gefallen: er sei kein Aufwiegler, er habe nicht einen Schritt über die Gränzen des Petitionsrechts gethan. Mittlerweile trat der Minister-Präsident in Begleitung des GM. Johann von Moga in den Saal und verlangte Schluß der Sitzung, da man die Petition der Bürger mit Ruhe und Ueberlegung berathen werde. Pazár hingegen wollte sich in dieser Weise nicht abfertigen lassen, sondern bestand auf einer bestimmten Zusage bezüglich der drei Punkte.

Der Zudrang auf den Freiheitsplatz, in das Stadthaus, in den Sitzungssaal nahm während dieser Zeit stets zu, so daß in der That von einer Verhandlung, wie es sich in einer so wichtigen Sache schickte und gehörte, keine Rede sein konnte. Ueber Aufforderung Batthyányi's richtete Rottenbiller als Obrist der Nationalgarde an diese die Aufforderung abzumarschiren. Allein diese blieb auf ihrem Platze und die Deputation beharrte bei ihrem Begehren, so daß man nach mehrstündiger stürmischer Rede und Gegenrede, in welche sich das judenfeindliche Galerie-Publicum mit den lautesten Beifalls- und Misfalls-Bezeigungen fortwährend mischte, nicht einen Schritt vom Flecke kam.

Die Aufregung war nicht auf das Stadthaus und dessen nächste Umgebung beschränkt. Denn die bedrängten Juden blieben ihrerseits nicht müßig und veranstalteten unter dem Schutze der Fekete-Schaar und der schon nach ihrer Zusammensetzung ihnen gewogenen Juraten eine Gegen-Demonstration auf dem Museums-Platze. Es wurde hier davon gesprochen ihre Rechte mit bewaffneter Hand zu wahren; die Compagnie des Hauptmanns Táncsics sammelte sich im Hofraume eines Hauses der Leopoldstadt und lud ihre Gewehre angesichts des Publicums mit scharfen Patronen. Doch überwog die Meinung der Ruhigeren sich den Massen gegenüber auf Abwehr zu beschränken, den Behörden gegenüber den Weg der Bitte und Vorstellung einzuschlagen. Eine Deputation des israelitischen Gemeinde-Ausschusses suchte den Minister-Präsidenten auf, der sie sehr unwirsch empfing und ihren Glaubensgenossen Wucher, Betrügereien, Separatismus vorwarf; sie selbst seien Schuld an all den Unruhen des Tages weil sie dem Volkshaß stets neue Nahrung zuführten.

Er verlangte von ihnen freiwilligen Austritt aus der Nationalgarde: „Ich kann Sie dazu nicht zwingen weil das reichstägliche Gesetz Sie zum Dienst in der Volkswehr nicht blos berechtigt sondern verpflichtet; aber ich kann auf keine andere Weise der allgemeinen Erbitterung steuern und wälze auf Ihre Häupter die Verantwortung wenn es zu Blutvergießen käme!“ Nach langer Hin- und Widerrede gaben die Vorstandsmitglieder nach und baten im Namen der Pester Judenschaft um Enthebung vom Dienst der Nationalgarde*).

Mittlerweile hatte sich der Tumult über alle Quatiere wo Juden wohnten verbreitet. Schon war es in der Dreitrommel-, Ellbogen-, Zweimohren-Gasse, in der Waitzner- und Königs-Straße, auf dem Kohlmarkte zu gewaltsamen Auftritten gekommen; einzelne Juden die in der Menge erkannt wurden erfuhren Mishandlungen, Steine flogen in die Fenster wo Juden wohnten, Haufen von Gesindel, mit Stöcken und Knitteln u. dgl. bewaffnete Männer, Weiber, Kinder durchzogen die Straßen mit dem Rufe: „Nieder mit den Juden! Hinaus mit den Juden! Tod den Juden!“ Nur wenige von diesen ließen sich jetzt mehr auf der Straße blicken, in der Leopold- und Theresien-Stadt wurden alle Hausthore geschlossen, viele von innen barricadirt, in den Höfen standen die Männer bewaffnet einen Angriff abzuwehren. Es war 6 Uhr abends geworden als die Verwirrung ihren Höhepunkt erreichte und die verschiedensten Gerüchte die Stadt durchschwirrten. Hier ertönte der Ruf: „Revolution! In der Königsgasse mordet man die Juden“. Von der andern Seite hieß es: „Die Juden in der Königsgasse schießen aus den Fenstern, werfen Steine, Holzstöcke, gießen Vitriol auf die Leute!“ Als man von diesen Vorgängen im Rathhause erfuhr, traten Rottenbiller, Batthyányi und Nyáry auf den Balcon hinaus und versprachen die drei Punkte der eingereichten Petition eindringlich zu berathen; Aufgabe der Volkswehr aber sei es, dem in der Stadt drohenden Aufruhr die Spitze zu bieten und durch Aussendung starker Streifwachen die Ruhe herzustellen. Dieser Appell an die Nationalgarde blieb nicht fruchtlos, während General Moga einige Compagnien Grenadiere und Ceccopieri-Infanterie mit einem Piquet Wallmoden-Kürassiere aus Ofen herüberbeorderte. Um 8 Uhr abends erschien Graf Batthyányi auf der Landstraße, in einiger Entfernung folgte das Militair. Er wurde mit Eljen-Rufen empfangen,

*) Einhorn S. 87 f.

als er aber die Leute mahnte sich zu zerstreuen und nach Hause zu gehen, ertönte der Ruf: „Ki a zsidóval — Hinaus mit den Juden“, von Geschrei und Gejohle, Zischen und Pfeifen begleitet. Nun marschirte das Militair auf, unter Trommelschlag erging die Aufforderung auseinanderzugehen, widrigens vpn der Waffe Gebrauch gemacht werden sollte, und allmählig verlief sich die Menge*). Die Nacht hindurch durchzogen zahlreiche Patrouillen die Straßen der Stadt, welche Graf Louis Batthyányi, um sich von der Lage der Dinge zu überzeugen, in vorgerückter Stunde ohne Begleitung durchritt.

Am Tage darauf verhieß der Minister-Präsident einer Deputation von Bürgern, darunter Andreas Borsody, Franz Koller, Kaspar Toth, die drei Petitions-Punkte ohne Säumnis dem Minister-Rathe vorzulegen und darüber zu entscheiden. Zunächst erließ aber das „verantwortliche Landes-Ministerium“ eine scharfe Mahnung gegen die Wiederkehr ähnlicher Störungen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit: über die Urheber und Förderer solcher Tumulte „soll eine Criminal-Untersuchung und gerichtliches Verfahren angeordnet“, den Schuldigbefundenen zugleich die Verantwortung „für den verursachten Schaden und die Kosten“ auferlegt werden; eine Volksversammlung habe künftig nicht stattzufinden „ohne Zeit Ort und Zweck derselben dem Präses der städtischen Behörde 24 Stunden vorher angezeigt zu haben“, widrigens man die Versammlung verhindern und die Einberufer polizeilich zur Verantwortung ziehen werde, 20. April**). An demselben Tage erfolgte die Wahl eines ständigen Ausschusses zur Ueberwachung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und zur Untersuchung etwaiger Ausschreitungen später kurzweg „Wohlfahrts-Ausschuß“ genannt. Den Hauptgegenstand seiner ersten Berathung bildete die Judenfrage, wobei Schernhofer erklärte, wenn die Juden bis zum nächsten Tage die Waffen nicht niedergelegt haben sollten, werde die Bürgerschaft sie entwaffnen. Moriz

*) Janotycky Federzeichnungen I S. 178—184, dann S. 187 f. die starke Stelle über Nyáry; desselben Tagebuch II S. 221 f. Die von dem Verfasser behauptete Intrigue Nyáry's und dessen Bestechung einzelner Ruhestörer zu Auftritten gegen die Juden, um die N. G. von dem Freiheitsplatze abzuziehen, scheint mir denn doch zu unverbürgt um ihr in der beglaubigten Geschichte einen Platz zu gönnen; auch erklären sich ja die Ereignisse in ihrem Verlaufe von selbst, ohne daß es eines Deus ex machina bedürfte.

**) Janotycky Archiv I Nr. 48 S. 53 f.

Perczel sprach sich zwar gegen jede Anwendung von Gewalt aus, gab aber zu daß das Verlangen die Juden von der N. G. auszuschließen begründet sei, und meinte die Juden selbst hätten sich dem bereits gefügt. Nachdem Szilagyi ausgeführt, die jüdische Religion sei keine gesetzlich recipirte und die Judenschaft deshalb nicht gleichberechtigt mit den Christen, wurde auf Antrag des protestantischen Predigers Székács eine neuerliche Beschickung des Ministeriums beschlossen, welchem vorzustellen wäre: 1. daß die Abneigung gegen die Juden thatsächlich vorhanden, keine blose Einbildung sei; 2. wenn das Gesetz den Juden das Waffentragen nicht verwehre, so möge das Ministerium sie auffordern freiwillig darauf zu verzichten, weil sonst die öffentliche Ruhe nicht aufrechtzuhalten wäre.

Die Juden brachten die Zeit noch immer in großer Angst vor neuen Angriffen zu; sie waren verschlossen in ihren Wohnungen, deren Zugänge sie verrammelt hielten. Daneben liefen allerhand aufreizende Gerüchte, die, wie Stephan Károlyi im Wohlfahrts-Ausschusse klagte, von den Juden selber ausgingen, durch die Stadt. So hieß es auf einmal daß sich im Stadtwäldchen Bewaffnete sammelten um gegen die Juden loszuziehen; jüdische Schreier stürzten mit der Nachricht auf das Stadthaus, in das Juraten-Kaffeehaus Fillinger und an andere öffentliche Orte. Als man aber nachforschte, zeigte sich daß nicht das geringste wahr sei, worauf Rottenbiller die jüdischen Angeber festnehmen und als Ruhestörer den Gerichten überliefern ließ. Die ministeriale Erledigung der Petition erfolgte erst am 22. und zwar bezüglich des 1. Punktes gewährend, bis auf die Zeiten „wenn die Ruhe und Ordnung wiederkehrt", wo dann die Juden der allgemeinen Vorschrift des Gesetzes zu entsprechen haben werden; bis dahin wurde der Stadtvorstand beauftragt, von der Judenschaft die Waffen sogleich einzusammeln und selbe bis auf weitere Verfügung des Minister-Präsidenten in sicherem Gewahrsam zu behalten. Der 2. Petitions-Punkt wurde auf jene Juden beschränkt, die sich in Pest mit Umgehung der im Gesetz-Artikel 1839/1840 enthaltenen Vorschrift niedergelassen, wider welche die betreffenden Gerichtsbarkeiten „nach vorausgegangener gehöriger Untersuchung die strenge Beobachtung des Gesetzes zu bewirken" haben werden. Bezüglich des Hermann Klein endlich wurde auf das geltende Preßgesetz verwiesen, welchem zufolge, falls sich der Herausgeber des „Ungar" dagegen vergangen haben sollte, entweder der öffentliche Ankläger oder die sich verletzt

meinende Privatperson sich an das zuständige Gericht zu wenden haben werde*).

* * *

Mit dem Char-Samstags-Erlasse des ungarischen Ministeriums hatte die Judenfrage in der Landes-Hauptstadt ihren vorläufigen Abschluß gefunden: mit dem Oster-Sonntage 23. April sollte sie in der alten Königsstadt Presburg zu einer brennenden und — blutigen werden.

Daß die Feiertage nicht ruhig ablaufen würden, ahnte man einige Zeit voraus. Man hörte in den letzten Tagen der Charwoche junge Burschen allerhand Drohungen ausstoßen. In der Judenstadt selbst waren die schrecklichsten Gerüchte verbreitet. Einzelne Juden empfingen die wohlmeinde Mahnung sich für Ostern von Presburg wegzuziehen, „denn es werde fürchterlich losgehen". Unter den Juden selbst war seit den stürmischen März-Tagen die Ueberzeugung rege geworden, daß etwas geschehen müße um den schroffen Gegensatz ihrer Gepflogenheiten zu jenen der christlichen Bevölkerung möglichst zu mildern. Als die Zeit der „Restauration" ihres Gemeindevorstandes heranrückte wurde unter ihnen immer lauter davon gesprochen, der hergebrachte Wahl-Modus passe nicht mehr zu den geänderten Verhältnissen. Es wurde ein Comité behufs Reorganisirung der jüdischen Genossenschaft gewählt; die Anträge desselben, die Juden-Gemeinde solle aufhören als politische Körperschaft zu bestehen und sich der allgemeinen Stadt-Administration unterordnen, fanden

---

*) Es ist geradezu unbegreiflich wie Janotyckh sowohl in seinen „Federzeichnungen" I S. 184 als im „Archiv" I S. 53 Anm. zu Nr. 47 behaupten kann, bezüglich der drei Petitions-Punkte sei vom Ministerium nichts verfügt worden, da er doch selbst an letzterem Orte S. 64 f. Nr. 69, 70 den vollen Wortlaut der oben im Texte angeführten Verordnungen bringt. S. auch C. O. f. Juden Nr. 6 S. 85 f. Bezüglich des zweiten Punktes erließ der Wohlfahrtsausschuß — unterzeichnet: Leopold Rottenbiller Präses, Ludwig Tötössi Notar — eine Kundmachung die es sämmtlichen Hauseigenthümern und Wohnungsinhabern zur Pflicht machte den „mit Incolats-Befugnis nicht versehenen Israeliten" bei ernster Ahndung keinen Aufenthalt zu geben; Archiv I Nr. 68 S. 63 f. . . Ein Artikel der Pester Ztg. vom 23. verlangt „eine Super-Revision der von den frühern Behörden an die eingewanderten Juden ertheilten Aufnahmsscheine. Von den menschlichen Gefühlen wird es abhängen wie weit sich diese Super-Revision in die Zeit zurück zu erstrecken habe, da der Grundsatz unbestritten bleibt daß jedes Volk das Recht besitze Fremdlinge aus seinem Schooße auszuweisen". Für die Conscription der Pester Juden wurde eine eigene Deputation bestellt, die fünf Classen unterschied; s. Janotyckh Tagebuch II S. 227.

überwiegende Billigung. Die Stimmung unter einem großen Theil der christlichen Stadtbevölkerung war aber fortwährend eine so erregte, daß sie durch einen derartigen Beschluß eher gereizt als gedämpft worden wäre. Dazu allerhand Zeitungsberichte, von den stürmischen Tagen in Pest, eine Mittheilung der A. A. Ztg. daß man am Char-Freitag und zu Ostern die Juden aus Karlsruhe austreiben werde u. dgl. m.

Indessen schien sich der erste Feiertag friedlich anzulassen. Eine herrliche Sonne, in dem wunderbaren Frühling jenes naturgesegneten Jahres, lockte Alt und Jung in's Freie, die Stadt und ihre Umgebung boten ein froh bewegtes Bild, die städtischen Anlagen, die Au am andern Ufer wimmelten von Spaziergängern und lustwandelnden Gruppen. In einem Theile der Au fand eine Lehrjungen-Versammlung statt. Nach den Einen hätten sie da „Standes-Interessen" verhandeln wollen, eine würdigere Behandlung seitens der Herren Meister, Abstellung gewisser ihnen zugemutheter Dienstleistungen, wie das Herumtragen der meisterischen Kinder, das Holzspalten für die Frau Meisterin u. dgl. Nach Andern hätte es blosem Soldatenspielen gegolten, mit Stöcken bewaffnet hätten sie in Reih und Glied exercirt *). Sei dem wie ihm wolle, gegen 5 Uhr NM. sah man sie, bei 200 Köpfe stark, zwölf- bis sechzehnjährige Knaben, Eljen rufend, singend, pfeifend, ihre Stöcke schwingend, über die Schiffbrücke marschiren und in verschiedenen Abtheilungen durch die Stadt ziehen. Eine derselben, 20—30 kleine „Mann" stark, nahm ihren Weg gegen den Schloßberg, wo sie die Juden ärgern, ihnen zeigen wollten daß sie, die Buben, sich besser für Nationalgarde eignen als jene, die Alten. An Ort und Stelle begannen sogleich die Neckereien, was sich die Juden nicht gefallen ließen, so daß es bald zu gegenseitigen Steinwürfen kam wobei einer der Buben schwer getroffen niedersank, während die städtische Wache rasch das große Gitter schloß und nur das Pförtchen für den Eintritt einzelner Personen offen ließ. Inzwischen hatte der Tumult erwachsene Leute herbeigelockt, von denen viele mit den Lehrjungen gemeinsame Sache machten, andere denselben

*) Nachderhand wurde von einer Zusammenkunft von Bürgern gesprochen die am Ostersonntag-Morgen in den s. g. Batzenhäuseln im nahen Gebirge abgehalten und wo der Beschluß gefaßt worden wäre die Juden aus der Stadt zu vertreiben; die Lehrjungen seien für diesen Zweck in die Au beordert worden, dort hätte „ein unbekannter Mann" jedem eine Numer gegeben rc. Gewiß eine der vielen Erfindungen an denen die ganze Reihe der folgenden Ereignisse so reich werden sollte!



wehrten; insbesondere wird von einem Schustermeister erzählt der mit seinem spanischen Rohr unbarmherzig unter den Jungen gewirthschaftet habe, von denen mehr als einer heulend und mit blauen Flecken nach Hause gelaufen sei. Allein schon waren gefährlichere Elemente da welche die Stelle der auseinandergesprengten Lehrjungen einnahmen: Fuhrleute, Schifferskenchte von dem nahen Zuckermandl, slovakische Bauern vom Bau der Eisenbahn, stämmige Handwerksgesellen, aber auch verlumptes Gesindel aller Art. Die Sache wurde jetzt immer ernster, weil seitens der Angreifer anstatt der Steinchen größere Steine, anstatt der Stöcke derbe Knüttel, Stangen, klafterlange Ruder die bis zum ersten Stocke der Häuser reichten, seitens der Juden gleichfalls große Steine, dann eiserne Gewölbestangen u. dgl. in Thätigkeit gesetzt wurden. Nun wurde auch das kleinere Einlaßpförtchen geschlossen, so daß jetzt der Steinhagel und der Kampf mit Stöcken und Stangen zum Gitter hinaus und zum Gitter hinein geführt wurde, wobei die Fenster der nächstgelegenen Häuser fast insgesammt in Trümmer gingen.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen auf dem Schloßgrunde ließ Graf Kasimir Eszterházy als Commandant die Nationalgarde alarmiren, FML. Graf Lamberg befahl Bereitschaft der Garnison. Einzelne Magnaten, Bürger, junge Leute der bessern Stände eilten auf den Schauplatz der Balgereien um die Angreifenden durch Vorstellungen zu begütigen und vom Orte wegzubringen. Aber da traf es sich daß ein Commando von 10—12 Mann Alexander-Infanterie, das die Wache am Schloßberg abzulösen hatte, Einlaß beim Gitterthor verlangte, das sich nicht rasch genug wieder schließen ließ, so daß jetzt eine ganze Fluth von Unholden nachströmte und ein wildes Geringe und Handgemenge entstand, in welchem die wenigen Soldaten von einander getrennt, hin und hergestoßen, einzelnen die Gewehre von verzweifelnden Juden, um eine Waffe gegen ihre Angreifer zu haben, aus den Händen gewunden wurden. So wälzte sich drängend balgend raufend schreiend der wirre Knäuel fort, immer höher den Schloßberg hinan. Zu beiden Seiten der Judengasse klirrten Fensterscheiben in Splitter, Gewölbethüren wurden eingedrückt oder aufgesprengt, Kramladen, hölzerne Ständer gingen in Trümmer. Jetzt erst, vielleicht zwei Stunden seit Beginn des Spectakels, kam Infanterie angerückt und marschirte, vom Gasthof zur goldenen Sonne an der Wödritz angefangen, in geschlossener Reihe die ganze Breite der Straße füllend den Berg hinan und zur andern Seite wieder herab,

die Masse vor sich hertreibend, die dabei jede Gelegenheit benützte wo es noch etwas einzuschlagen und zu zertrümmern gab. Beim jenseitigen Ende des Ghetto nächst den Kapuzinern angelangt schloß das Militair das Gitterthor, während von einer andern Seite Wallmoden-Kürassiere, als Feuer-Piquet in Presburg stationirt, mit gezückten Säbeln wie ein Donnerwetter hereinbrachen, rechts und links Hiebe austheilten, friedliche Spaziergänger Frauen und Kinder, die von ihrem Sonntagsausfluge durch das Gais-Thor kamen, niederritten.

„Dieses wahnsinnige Einhauen der Kürassiere", läßt sich ein Augen- und Ohrenzeuge vernehmen, „ohne vorher einen Aufruf an die Massen zum auseinandergehen zu erlassen, die übertriebenen Gerüchte von den vielen Gefallenen, erbitterten den Volkshaufen ungeheuer" *). Ohne diesen unbedachten Zwischenfall wäre der Rummel mit dem Hinausdrängen der rauf- und händelsüchtigen Meute aus der Judenstadt wahrscheinlich beendet gewesen: so aber ging er nun erst recht los. Der Schrecken flog durch alle Quartiere der Stadt. Aus den Fenstern hängten die Leute Crucifixe, Heiligenbilder heraus, zeichneten weiße Kreuze an die Thore, um dadurch Verschonung ihrer als von Christen bewohnten Häuser zu erwirken. Schon hieß es, die Aufrührer wollten kein Dampfschiff landen lassen ohne es zu vernichten, schon verlautete von Absichten die Schienen aufzureißen, von Versuchen den Telegraphen-Draht zu durchschneiden. Baron Beyer-Rupertus bildete rasch aus den Arbeitern ein bewaffnetes Frei-Corps, ein Piquet Wallmoden-Kürassiere ritt nächst dem Bahnhof auf. Die übrige Garnison nahm auf dem Barmherzigen-Platz Stellung, wo FML. Lamberg in Person das Commando seiner Truppen übernahm. Auch Abtheilungen der Volks- und Bürgerwehr fanden sich ein.

Nach dem was eben zuvor vorgefallen konnte diese Entfaltung der bewaffneten Macht die Gemüther nur noch mehr aufbringen. „Ihr Judenvertheidiger", höhnten und schimpften die Leute, „ihr bezahlten Juden-Soldaten! Ihr vertheidigt die Juden und schlachtet eure Mitchristen". Der Schauplatz der Gewaltthaten war jetzt der obere Eingang zum Ghetto. Denn schon hatten sich die wüsten Rotten die von Juden bewohnten Häuser gegenüber den Kapuzinern zum Ziel ihrer Angriffe erkoren. Das Pflaster wurde aufgerissen, große Steine flogen durch die Fenster,

---

*) L. Sl. in der A. A.-Ztg. 1848 S. 2063.

deren Scheiben klirrend in Splitter gingen, in die Zimmer und zerstückten was sie trafen. Auch in das Innere der Wohnungen wurde gedrungen, Personen mishandelt, Einrichtungsstücke verdorben u. dgl. Kaum war es dem Einschreiten der N. G. gelungen hier Ruhe zu schaffen, als sich das Gerücht verbreitete im Szigrai'schen Hause auf dem Schloßberg seien dreißig Christen eingesperrt. „Befreien, befreien!" tönte es aus den Haufen. Man versuchte die Leute zur Vernunft zu bringen: eine aus Nationalgarde und Volk gemischte Commission, Baron Lopresti an der Spitze, von einem Cavalerie-Piquet geleitet, begab sich an Ort und Stelle, wo sich die Unwahrheit der ausgesprengten Nachricht erwies. Allein in der Zwischenzeit war es an einem andern Punkte losgebrochen. Nächst dem Comitats-Haus in der Gaisgasse befand sich das früher Graf Apponyi'sche Bibliotheks-Gebäude, nun Todesco'sches Stiftungshaus: jüdische Normal-Hauptschule, Mädchenschule, Kleinkinderbewahranstalt, mit einer Sammlung physikalischer Instrumente und einer hübschen Bibliothek, die der Wiener Bürger Schalbacher, ein Christ, der Anstalt geschenkt hatte. Es war ungefähr 9 Uhr abends, als einige Haufen im Rücken der auf dem Barmherzigen-Platz postirten Soldaten durch die Schöndorfer- und Viereimer-Gasse in die Gaisgasse drangen. Während hier einige von ihnen, einer auf den Schultern des andern stehend, das erste Stockwerk zu erklimmen suchten, machten sich andere ebenerdig am Thore, an den Spallettläden zu schaffen, die bald in Trümmer gingen. Schon waren sie daran in das Innere zu dringen als Militair anrückte, die Gasse reinfegte und das Gesindel vor sich hertrieb. Allein während die Soldaten über die Nonnbahn auf den Barmherzigen-Platz zurückkehrten, hatten sich neue Haufen vor der Todesco'schen Anstalt angesammelt wo nun erst das Werk der Zerstörung losging. Alles was sich im Gebäude fand wurde verwüstet, Geräthschaften zertrümmert, Oefen Tische Bänke Kästen Spiegel entzweigeschlagen, die Bibel, das Bildnis des Kaisers Franz u. dgl. zerrissen, Bücher und Instrumente zum Fenster hinaus auf die Straße geworfen, so daß bald von dem sorgfältig eingerichteten Hause nichts als die nackten Böden und Wände übrig blieben; selbst das Dach wurde theilweise abgedeckt. Auch das eine gute Strecke von der Stadt entfernte jüdische Leichenhaus entging der Wuth der Meute nicht. All das war so schnell geschehen daß, als das Militair herankam und das Innere des Stiftungshauses besetzte, nur einige Strolche die sich verspätet hatten festgenommen werden konnten. Das nun brachte die

Verwirrung auf den Höhepunkt. Denn während das Volk die Gefangenen zu befreien suchte, die Soldaten zur Abwehr das Bayonnet fällten, die dicht gedrängte Menge zu beiden Seiten unter Geschrei und Geheul sich gegen den Barmherzigen-Platz wälzte, Steine gegen das aufgestellte Militair und die N.-G. schleuderte, ein uniformirter Weingärtner schwer am Haupte getroffen zusammenstürzte, fiel der bei solchen Anlässen unvermeidliche Schuß, den eine Partei der andern zur Schuld zu schreiben pflegt*) und der diesmal einen wohlgekleideten zum Michaeler-Thor hineilenden Mann traf der auf der Stelle todt zusammenstürzte; etwa 11 Uhr nachts. Nun erhob sich Wuthgeschrei: „Christenblut ist um der Juden willen geflossen!“ Mehr und mehr wurde das Militair gedrängt, von den Thürmen ertönte Sturmgeheul, den durch die stundenlange Bereitschaft und Abwehr aufs höchste gereizten Soldaten entlud sich bald hier bald da ein Gewehr. Schon waren mehrere Verwundete in das Spital der Barmherzigen gebracht worden, andere lagen todt auf dem Platze. Das Volk hob die Leichen auf und trug sie unter Racheschwüren vor das Haus des Grafen Lamberg, wo bald keine Fensterscheibe ganz blieb. Dann zogen sie wüthend ab, und „Morgen kommen wir wieder“ hörte man sie schreien. Die Nationalgarde rückte ab, Abtheilungen des Militairs hielten die Umgebung des Barmherzigen Platzes, die Michaeler-, die Sattler-Gasse, den Rathhausplatz besetzt. Erst gegen 3 Uhr morgens war vollständige Ruhe eingetreten.

Der Morgen des zweiten Feiertages begann mit Ansammlungen vor dem Rathhause, weil der Magistrat noch immer nicht dem vielseitigen Wunsche nachgegeben und die Ausweisung der Juden aus der Christenstadt verordnet hatte. Bald aber begann das souveraine Volk sein Wollen auf eigene Faust in Vollzug zu setzen. Es galt diesmals strengstens den außerhalb des Gitters befindlichen Wohnungen und Verkaufsgewölben. Man wollte Personen beobachtet haben die sorgfältig darüber ihre Hand hielten daß nicht in das Judenviertel gedrungen werde; das Losungswort war: „Die Juden hinausjagen, ihnen zerschlagen und zertrümmern was ihr wollt; aber nichts mitnehmen!“ In jener Hinsicht nun wurde gründlich aufgeräumt, mit einer Ordnung von einem Haus zum andern, von einem Verkaufsladen zum andern, und dabei mit einer

*) Nach den Einen wäre der Carabiner eines Kürassiers losgegangen, nach Andern wäre aus einem Fenster der Bewahranstalt auf das Militair gefeuert worden.

Schnelligkeit vorgegangen die staunen machte. Es war oft das Werk weniger Minuten daß ein Gewölbe oder eine Wohnung erbrochen, Thüren aus den Angeln gerissen, Meubel Bettstätten Spiegel Oefen zertrümmert, Auslagekästen und Schränke von den darin befindlichen Waaren entleert, Leinwandballen Seidenstoffe Kleidungsstücke Wäsche zerrissen und zerschnitten auf die Gasse hinausgeworfen wurden. Das Gewölbe eines jüdischen Federnhändlers war im Nu erbrochen und im nächsten Augenblicke füllte sich die Luft bis in die nächsten Straßen mit den aus ihrem Gewahrsam befreiten Federn. Auch in die Keller wurde gedrungen, den Fässern, nachdem sich die Raufbolde vollgetrunken, der Boden eingeschlagen und die Flüssigkeit auf den Boden ausgelassen. Die außenstehende Menge ließ jedesmal ein Halloh erschallen so oft ein neues Object in Angriff genommen wurde oder die Verwüstung eines angegriffenen vollendet war. Aber immer wieder, selbst von den ärgsten Schreiern ertönte die Mahnung: „Nur nichts mitnehmen und nicht Feuer anlegen! Ein Schuft der stiehlt oder zündet! Die Juden aber hinausgejagt!" Auch übte das Volk, wo es einen Dieb ertappte, von der Stelle weg sein Richteramt. Die werthvollsten Stoffe flogen zum Fenster hinaus auf die Gasse und wurden zu Boden fallend von der Menge in tausend Stücke zerfetzt; aber wehe wenn sich einer etwas anzueignen versuchte. „Ich sah einen jungen Mann einen Buben beinahe erschlagen weil er sich mit gestohlenen Sachen davonmachen wollte", versichert der früher erwähnte Gewährsmann*). Ein slovakischer Bauer glaubte sich unbemerkt mit gestohlenen Sachen die er unter dem Rocke trug fortschleichen zu können; man entdeckte ihn, entwand ihm seinen Fang und machte denselben zu nichte. Einer der sich bei dieser Affaire zu schaffen machte, meinte seinerseits ein Stück für eigenen Gebrauch verschwinden machen zu können; allein die Andern merkten es und fielen nun über diesen her bis er herausgab was er eingeheimst hatte. Ein „Krowat" stolzirt in seiner Nationaltracht, darüber einen funkelnagelneuen Paletot geschlagen, ruhig als ob es so sein müßte durch die Menge; anfangs bemerkt man ihn nicht, aber alsbald packen ihn Kameraden, reißen ihm unter lautem Gelächter den Ueberwurf vom Leibe und hauen das Gewand mit ihren Messern und Stöcken in kleine Fetzen.

Es mochte eine Stunde in dieser Weise gewirthschaftet worden sein, als Abtheilungen der Volkswehr auf dem Platze erschienen. Ihr Ein-

*) L. Sl. a. a. O. S. 2061.

schreiten sowie die Anstrengungen redlicher Männer, darunter des Vice-Gespans Michael von Jankó, des Stadtpfarrers Hailer und anderer Geistlichen, gab schon darum nicht viel aus, weil das Zerstörungswerk an verschiedenen Punkten gleichzeitig im Gange war. Man zählte vom Comitats-Hause bis zum hölzernen Gitterthor 30, vom Gasthaus zur goldenen Sonne nächst dem Wödritz-Thor bis zum unteren Eisengitter 14, am untern Schloßberg und Zuckermandl 6 Gewölbe und Wohnungen, mit welchen mehr oder minder in der geschilderten Weise verfahren wurde.

Endlich nach 10 Uhr VM. erschien ein Commissär und verlas eine Kundmachung des Magistrats, derzufolge „alle im Gebiete der Stadt außerhalb des Gitters wohnenden Juden binnen 24 Stunden ausziehen" mußten; „ferner alle ebenfalls außerhalb des Gitters in der Stadt befindlichen Judengewölbe allsogleich unabänderlich gesperrt und geschlossen" werden sollten; „daß somit die Juden sammt Gewölbern blos innerhalb des Gitters auf den Schloßberg beschränkt bleiben." Mit endlosem Jubel wurde der Inhalt aufgenommen, und da jetzt auch Militair auf dem Platze aufmarschirte, so begann dann noch vor Mittag der traurigste Exodus. So kurz für die meisten die Strecke die sie zurückzulegen hatten, ein Leidensweg in der vollsten Bedeutung war es, mit mehr als einem Kranken der sein Bett hatte verlassen müßen, mit alten gebrechlichen Personen die sich kaum fortschleppen konnten, die Gesunden mit dem Rest ihrer Habe die sie keuchend den steilen Schloßberg hinantrugen; denn nicht jedem war es vergönnt einen Wagen oder Schubkarren zur Stelle zu schaffen. Dazu der Hohn, das Gejohl und Geschimpf, selbst theilweise Angriffe des Pöbels, so daß besser denkende Bürger, Adelige, Nationalgarden alle Mühe hatten den unglücklichen Auswanderern den Weg frei zu machen. Der Anblick den das Innere des Judenviertels in Folge dieser unvorhergesehenen Einquartirung bot war herzzerreißend; oder vielmehr es war keine Einquartirung, es war eine weitaus größere Bivouaquirung, da den meisten aus der Christenstadt vertriebenen Familien die Aussicht bevorstand die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.

Mittlerweile hatte der Pöbel an seinen Gewaltthaten Gefallen gefunden und begann, nachdem es gegen die Juden in der Christenstadt nichts mehr zu thun gab, sich nach neuen Opfern seiner Vergeltungswuth umzusehen, und das waren in erster Linie die Bäcker. Die Angelegenheit wurde um so bedenklicher als bereits, auf die Kunde daß es in Presburg mancherlei zu holen gäbe, raublustige Haufen aus der

Umgegend in die Stadt strömten, wodurch die Zahl der Meuterer von Stunde zu Stunde anwuchs. Aber schon waren Verstärkungen der Garnison eingetroffen: 1 Bataillon Deutschmeister, eine Abtheilung Cavalerie aus Bösing. Die Bürger-Miliz erschien auf dem Platze und vereinigte ihre Kräfte mit jenen der N. G. um die Ruhe wieder herzustellen. Die bedrohten Bäcker ließen eine Kundmachung anschlagen zufolge welcher sie sich „freiwillig" erboten größere Brode zu backen. Um 4 Uhr NM. erschien seitens der Stadtbehörde eine „Aufforderung" an alle, die nicht berufen seien „zur Herstellung und Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe persönlich mitzuwirken", sich unverzüglich nach Hause zu begeben und abends 9 Uhr alle Hausthore zu schließen.

Die volle Sicherheit war auch in den nächsten Tagen nicht zurückgekehrt und blieb darum die bewaffnete Macht in unausgesetzter Thätigkeit. Am 25. und 26. hielt das Militair den Hauptplatz besetzt; 500 Mann N. G. und Bürger-Miliz durchstreiften die Stadt und vorzüglich das Gebiet des Schloßberges; Wallmoden-Kürassiere und Abtheilungen der N. G. wurden beordert das Gebirge zu säubern. Denn es verbreiteten sich Gerüchte daß sich dort allerhand Volk sammle und Zuzüge von Landleuten aus der Umgebung erwarte; von Bedrohung der Tyrnauer Eisenbahn, der Dampfschiffe, von Gelüsten des Pöbels auf die Mühlen und Schüttböden wurde immer wieder gesprochen. Andere wollten wissen die Unruhstifter würden sich zufrieden geben, und hätten das durch eine Deputation dem Stadtrath vorgetragen, wenn es bei der Ausweisung der Juden aus der Christenstadt sein Verbleiben habe und das ehemals Todesco'sche Stiftungsgebäude als National-Eigenthum erklärt werde. Dem letztern Wunsche wurde dadurch entsprochen daß eine Fahne mit der Aufschrift „Nemzeti tulajdon" ausgesteckt wurde. . .

Wenn es sich um die Quellen fragt aus welchen die Presburger Ereignisse an den beiden Ostertagen ihren Ursprung herleiteten, so waren es drei. Erstens Judenhaß; und das war die Signatur des ersten Tages, von den Neckereien der Lehrjungen aus der Au bis zu dem Wuthgeschrei in später Abendstunde: „Rache! Um der Juden willen ist Christenblut geflossen!" und der Parole nach Mitternacht: „Morgen kommen wir wieder!" Zweitens Erbitterung gegen das Wohnen und Walten von Juden in der Christenstadt; und das war die Signatur des Oster-Montags von der morgigen Ansammlung vor dem Magistrats-Gebäude bis zu dem Rückzuge der in der Christenstadt eingemietheten

Juden in ihr Ghetto. Dazu gesellte sich drittens, wie bei solchen Gelegenheiten immer, rohe Zerstörungswuth und gemeine Habgier. Denn so sehr in letzterer Hinsicht von vielen Seiten davor gewarnt und darüber gewacht wurde daß nicht geplündert werde, so schlüpften in dem aufgeregten Wirrwarr doch eine Menge Strolche unbemerkt durch und brachten geraubte Gegenstände in Sicherheit. Empörend aber war es in welcher Art von jüdischer Seite diese Ausnahmsfälle aufgebauscht wurden. Nicht nur riefen sie in alle Welt hinaus, daß man ärmere Weiber in der Nähe der erstürmten Judenhäuser gesehen die den von ihren Männern ihnen zugebrachten Raub in Körben davontrugen; auch anständige Bürger der Stadt hätten sich „mit Ruß geschwärzt" unter das Raubgesindel gemischt, während ihre Frauen „im Sonntagsstaat mit Seidenhüten und Voiles" abseits warteten „um die geraubten Sachen möglichst schnell nach Hause zu befördern". Sie erfrechten sich sogar Namen zu nennen: bei dem Bäckermeister Hacker hätten sich später Waaren im Werthe von 3000 fl. unter Mehlsäcken verborgen gefunden; ein Goldarbeiter Schier habe als Schiffsknecht verkleidet mitgeplündert, sei erschossen und dann erkannt worden; der Kaufmann Theodor Edl habe das Volk zur Plünderung aufgehetzt ꝛc. Von diesem letztern erschien, mit dem Datum vom 1. Mai, ein ausdrücklicher Widerruf (Constitution N. 39 Beilage S. 2), worin er jene „verbrecherischen Lügen als die niederträchtigste Verläumdung und die Verbreiter derselben als elende Schufte die den Pranger verdienen" bezeichnete und die Redaction aufforderte „die Namen jener elenden Wichte öffentlich zu nennen damit er sie zur Rechenschaft ziehen könne". Ob sich die andern Genannten in ähnlicher Weise gewehrt haben, etwa in Presburger Blättern, ist mir nicht bekannt. Schier konnte sich nicht vertheidigen, denn sein Tod wird auch von anderen Seiten bestätigt; vielleicht war er jener wohlgekleidete Mann den beim Michaeler Thor die verhängnisvolle Kugel getroffen. Ueber Aufforderung des Magistrates, noch am selben und am folgenden Tage, wurde ein großer Theil der abhanden gekommenen Effecten abgeliefert; am 25. wiederholte die Stadtbehörde ihre Kundmachung mit dem Beisatz, daß „gegen diejenigen die derlei Gegenstände verläugnen die ganze Strenge des Gesetzes angewendet werden" solle. Die Juden untersuchten mit behördlicher Assistenz die Orte wohin die Plünderer ihre Schätze gebracht; bei 50 Wagen geraubten Gutes, wenn wir ihren Berichterstattern glauben dürften, wären auf das Stadthaus gebracht worden.

Während der erste und der dritte Factor, wenn nicht ausschließend, doch weitaus überwiegend aus den ungebildetsten Schichten der Bevölkerung, darunter wahrem Gesindel, seine Truppen warb, so ist von dem zweiten nicht zu läugnen daß sich auch bessere Elemente daran betheiligten. Es soll hier nicht untersucht werden ob und in wie weit dabei „Vorurtheil", oder gemeiner „Brodneid", welche zwei Quellen die jüdische Journalistik durchweg als die ausschlaggebenden hinstellte, oder ob nicht doch noch ein drittes, was man der handel- und gewerbetreibenden Judenschaft in allen Ländern der Monarchie zum Vorwurf machte, im Spiele gewesen; es soll hier nur die übereinstimmend bezeugte Thatsache constatirt werden daß das Erscheinen der längst geforderten und erwarteten magistratischen Erklärung von der gesammten nicht-jüdischen Bevölkerung mit Genugthuung begrüßt und dabei in höchstem Grade bedauert wurde daß die städtische Behörde, was sie, wie der Erfolg zeigte, zuletzt thun mußte, nicht viel früher zu verfügen sich entschlossen habe. Es war ja dasselbe Verhältnis wie in Prag mit dem Kaufmann Wehli am Graben, dessen in der eilften Stunde gefaßter Entschluß sich dem Volkswillen zu fügen einen großen Antheil an der raschen Beendigung des Char-Montags-Rummels hatte.

Von jenem Momente abgesehen haben sowohl die Behörden und das Militair als die besseren Elemente der christlichen Bevölkerung Presburgs einen ebenso thatkräftigen als ausdauernden Eifer bekundet die gestörte Ruhe herzustellen, die in ihrer persönlichen Sicherheit bedrohten Juden zu schützen, und es war deshalb unverantwortlich wenn die Organe der jüdischen Presse die bewaffnete Macht, die N. G. und Bürger-Miliz, den Magistrat und die Polizei, die Bürgerschaft von Presburg in der gemeinsten rohesten Weise angriffen. Ich berufe mich, zum Beweise wie wenig sie diese giftgeschwollenen Ausfälle verdienten, auf die eigenen Worte eines Berichterstatters der Presb. Ztg. *), offenbar eines Glaubensgenossen, der sich in den leidenschaftlichsten Worten über die vorgefallenen Unbilden ausläßt, aber unmittelbar daran den Aufruf fügt: „Dank, lauten innigen Dank jenen edlen Männern der N. G., der Bürger, des Adels und Militairs, die der strengsten physischen Aufopferung fast drei Tage lang ununterbrochen sich hingaben, um nach Möglichkeit die rohesten Ausbrüche des Pöbels zu dämpfen. Denn als nach erfolgter Publication des

*) Abgedruckt in der Wr. Ztg. Nr. 118 v. 28. April S. 566.

Magistrats-Erlasses die in der Stadt wohnenden Israeliten mit ihrer Habe auf den Schloßberg zogen, suchten selbst in dieser für die Betreffenden so anstrengenden und mit blutendem Herzen vollführten Arbeit böswillige Schaaren die Unglücklichen durch muthwillige Zerstörung der vorbeigetragenen Geräthschaften noch mehr zu beugen, und hier war es wo die N. G. von Mittag bis spät in die Nacht durch Wort und That die Störefriede mit Energie in Schranken hielt". Ueber jene schmählichen Entstellungen der Thatsachen schrieb ein achtbarer und angesehener Presburger nach Pest: „Die gräßlichen Beschuldigungen der Journale sind zugleich die gräßlichsten Zeugen jener journalistischen Brandstifter, welche die freie Presse misbrauchend mit dreister Hand die Fackel der Aufreizung in die Gemüther des erbitterten Volkes, vielleicht mit berechnetem Hintergrunde, schleudern. Die hiesigen Ereignisse sind leider schrecklich genug, allein bei weitem nicht so arg als die böswillige Journalistik sie veröffentlichte" *).

Presburgs blutige Osterfeier. Ausführliche Beschreibung aller Vorfälle in Presburg in der Osterwoche 1848 mit allen darauf bezüglichen Magistrats- und Ministerial-Verordnungen und Erlassen wie die Publication des Standrechts. Von Karl Ferencz. Th. Ztg. Nr. 104 vom 1. bis Nr. 112 vom 10. Mai. S. 419 f. 424, 439, 450 f. Der Verfasser behauptet, es seien bei hundert Leute wegen Plünderung eingezogen worden; einige hätten ausgesagt sie seien von Bürgern auf gewisse Häuser gehetzt worden; der Hausmeister von Nr. 101 nächst dem Domplatz habe sich beschwert: erst habe man ihn plündern heißen und jetzt ziehe man ihn ein 2c.

Die Pöbel-Excesse in Presburg. Von H. C. Constitution Nr. 30 vom 26. April S. 460—462. Der Verfasser ist am 24. halb zehn Uhr VM. mit dem Dampfer in Presburg angekommen und „sah mit eigenen Augen wie ganze Gewölbe in der Zeit von fünf Minuten geleert, Schlößer und eiserne Gitterstangen sammt eisernen Gewölbethüren in der Zeit von fünf Secunden aus den Angeln gehoben, Meubeln aus den Fenstern gestürzt, im Nu zertrümmert wurden . . . Schreiber dieses sah wie einige bei jeder Brutalität des Pöbels Beifall klatschten. Wurde eine Auslage zertrümmert, bravo! Wurden Stücke von 50 Ellen Leinwand unter die Räuber vertheilt, bravo! Wurden Kleidungsstücke Parapluis Wäsche verschleppt, bravo!" . . .

Hör' es Europa: Ein Theil der Stadt Presburg wird von der Menschheit, vom Christenthum, von der göttlichen Gerechtigkeit, von der Literatur und von der gesammten Weltbildung als „außer dem Gesetze der Civilisation" erklärt. Humorist Nr. 101 vom 27. April. Auszüge aus der Abend-Beil. d. Wr. Ztg. vom 25. und aus dem o. a. Artikel

---

*) Auszug aus diesem Schreiben s. Janotycky Tagebuch II S. 231.

der „Constitution“ mit daran geknüpften sehr heftigen Auslassungen, wie es scheint, aus der Feder Saphir's selbst. Es wird behauptet, „daß der Magistrat von Presburg auf den Antrag des infamirten E** förmlich eine halbe Stunde Plünderung erlaubt habe“, daß „von den 1600 Bürgern 20 zur Aufrechthaltung der Ordnung erschienen“ u. dgl. m. Am kräftigsten ist die Stelle: „Presburg hat in seinen Mauern die Juden geschlachtet, die Kranken aus den Betten geschleift, das Hirn der Kinder an die Wände geschmettert, die Todten aus den Gräbern gerissen“.*) Gegen die sinnlosen Uebertreibungen dieses Artikels erschien eine Entgegnung in der Presb. Ztg. Nr. 55. Ueber beide Aufsätze schrieb A. St. . . im C. O. f. Juden Nr. 7 S. 103 f. wo die Uebertreibungen des Hum. zwar nicht zugegeben, aber in offenbar parteiischem Sinne beschönigt und durch neue Entstellungen des Sachverhaltes vermehrt wurden. Außer Zweifel ist es wohl daß sich unter den Verwundeten, geschweige denn Todten, kein Jude befunden hat; ihre Wortführer würden sich sonst nicht auf leere Phrasen beschränkt, sondern einen ganz andern Lärm geschlagen haben. Einhorn S. 95 nennt zwar einen Namen, ein jüdischer Student Stöckel sei getödtet worden; aber der Verfasser war in Pest, während von allen Presburger Berichterstattern, und deren ist eine Unzahl, nicht einer diesen oder einen andern Namen eines gefallenen oder auch nur schwerverwundeten Juden bezeichnet. „Blutig“ waren also die Ostern 1848 nicht für die Juden Presburgs, sondern blos für einzelne unter den Christen.

Die Judenverfolgung in Presburg. Allg. Oest. Ztg. Nr. 119 (N. F. 29) v. 29. April. Unterzeichnet J. von Böhm und Bernard Bauer, die sich von Wien auf den „Schauplatz der scheußlichen Scenen“ begeben hatten. Auch als Anschlag gedruckt 1 Bog. Querfol. Karl Gerold. Ein von gerechter Entrüstung erfüllter Aufsatz der aber merkwürdigerweise, abweichend von allen andern Berichten, über die Ereignisse von Montag VM. sagt: „Des andern Morgens um halb 9 Uhr wollte man die in der Stadt befindlichen Judengewölber plündern. Das Auftreten des Militairs aber hinderte den Pöbel hieran. Da hiebei einige Verwundungen mit dem Bajonnete vorfielen, drohte der Pöbel das ganze Juden-Quartier anzuzünden. Da erließ der Commandirende eine Proclamation“ 2c. Sollte das nicht eine Vermengung der Ereignisse des 24. mit jenen des 23. abends sein? Zum Schluß Aufforderung zu milden Beiträgen die in Empfang zu nehmen, „denn der gibt doppelt der schnell gibt“, sich das Comptoir der A. Oe. Ztg. erbot.

Jüdischer Betrug. Von F. Albert. 1 Bl. fol. Hirschfeld; ebenso ohne Druckort. Ganz etwas anderes als man nach dem Titel vermuthen sollte, und darum gerade das was der Titel besagt. „Daher werden wir warten bis die Bekenner des christlichen Glaubens reif geworden sind eine Nation wie die unsrige brüderlich und mit offenen Armen zu empfangen. Bemüht euch daher nicht ferner mit blindgeladenen Schmähwaffen die Helfershelfer des rohen Pöbels zu sein. Das gemeine Volk hat es ohnehin deutlich bewiesen daß es eure Gesinnungen theilt; denn die ersten Opfer,

*) Nach dem Original mit durchschossenen Lettern.

die es der Freiheit brachte, waren Zerstörungen und Plünderungen jüdischen Eigenthums. Der hellsehende Gutgesinnte kann euch nur verachten" ꝛc.

Die jüngste Presburger Judenverfolgung. Ein Osterei als Beilage zum „Humoristen". Von Leopold Schickh; 2 Bl. gr. 8vo. Schmid. Der Verfasser schreibt „von dem einmüthigen über alles Lob erhabenen Verhalten der löblichen Stände, der hohen Militair-Behörde, der hochwürdigen katholischen und evangelischen Geistlichkeit und der edlen hochherzigen Landtagsjugend"; von den Bürgern habe man mehr als einen sagen gehört: „Wir werden die Juden mit unserem Leben vertheidigen". Mit Namen bezeichnet Sch. als solche: Johann Kania, Franz Kampfmüller, Dr. Karl Reinhardt.

Die wahren Ereignisse der gräßlichen Juden-Verfolgung in Presburg. (Treu geschildert von mehreren Augenzeugen). Von Hermann Breuer. 2 Bl. 4to, Jos. Ludwig. Vom 24. BM. heißt es: „Endlich erschien N. G., aber viele, um Theil am Raube zu nehmen; auch ansässige Bürger kamen, zum Scheine die Massen besänftigend und abhaltend, in Wahrheit aber ihre Arbeiter rauben zu lassen. Gold und Kleinodien wurden bei vielen sonst geachteten Leuten erkannt. Ein Weibsbild wollte in einem Kindersarge Gold und Silber versteckt forttragen. Solche Diebereien gab es unzählige. Leichen wurden ausgegraben um vielleicht Schmucksachen zu finden".

Presburgs Verurtheilung und die Beschreibung der so eben von Presburg angekommenen und dort gefangen genommenen wilden Raubthiere. Von einem nicht-israelitischen Ungarn. 2 Bl. 4to, Ludwig. Daß dieses Gift und Galle speiende Pamphlet von einem Nicht-Juden geschrieben worden, wie es sich ausgibt, glaube wer will. Unter den „Raubthieren" kommen vor: 2. „Ein ungeheuer großer Büffel, welcher bei den Schauder-Scenen in Presburg zugesehen, geschwiegen und auf der faulen Haut liegen geblieben. 3. Ein Rhinoceros Mitglied der Presburger National-Garde. 7. Fünf Stück Hyänen die beim Aufwühlen der Judengräber gefangen wurden ꝛc. . . Die Direction der Dampfschifffahrt und alle Schiffmeister sollte man auffordern nichts für hin und von dort zu verführen, nicht zu landen, das Gelände durch Jahre nicht zu betreten; die Direction der Eisenbahn beschwören eine andere Linie zu traciren; Fuhrleute sollten auf meilenweiten Umwegen den Ort meiden; die entmenschten wilden Bestien, durch die Untersuchung erwiesenen Schuldigen sollten verdammt sein, Hilfe Erbarmen Geselligkeit Unterstützung von den mishandelten Juden zu erbetteln" ꝛc. ꝛc. Hinter diesem überdiemaßen rohen und gemeinen Pamphlet stand nur wenig zurück: „Ein ernstes Wort an die Gesetzgeber Ungarns" von Dr. Engel (Maximilian?) Wr. Ztg. Nr 118 vom 28. April S. 566, eine Philippika gegen die „ritterlichen Jünglinge" Presburgs, gegen Dich „erbärmliches Zerrbild einer Nationalgarde . . Großmäulige Bande . . Beeile Dich Deine Waffen zu verbergen, fortan stehen sie am Pranger in Deinen Reihen!"

Hört! Hört! Was jetzt schauderhaftes in Presburg geschehen ist! Von J. U. 1 Bl. 4to Benko. Im Inhalt viel mäßiger als man nach der Fassung des Titels vermuthen sollte.

Die Revolution zu Presburg in Ungarn, oder die blutigen Juden-Ostern. 2 Bl. 4to, M. Lell. Ernst und ruhig gehalten.

Die gräßliche Juden-Verfolgung in Presburg. Von einem Augenzeugen. 2 Bl. 4to, M. Lell. Unbedeutend.

Schandmal des 19. Jahrhunderts, oder Die neuesten Presburger Ereignisse. Andere Auflage unter dem Titel: Denkwürdige Juden-Verfolgung des 19. Jahrhunderts oder ꝛc. Von R. W. (Rudolph Weinberger?). 1 Bl. fol. Klopf und Eurich. „Allein mit dem rauben und plündern nicht zufrieden übten sie noch das entsetzlichste und gräßlichste, was je erhört worden, aus. Sie wütheten mit Hyänenwuth ins jüdische Krankenhaus, warfen die schmerzüberwältigsten mit dem Tode ringenden Kranken auf die Gasse, zerrissen die Betten und gaben die Federn den Lüften preis“ ꝛc.

Bittschrift der Christen-Sclaven an die Herren Juden um Christen-Emancipation. Von Franz Schmidt. 1 Bl. 4to, Jac. Bader. Andere Aufl. 1 Bl. fol. ohne Druckort. „Wer hat in Presburg Jahre lang durch Lug und Trug, durch Frechheit und Unverschämtheit, durch Wucher und Bedrückung gewirthschaftet? Wer hat ausgestreut daß man zu Wien für die Banknoten nicht die Hälfte mehr bekomme, um dann den Bürgern und Landleuten z. B. einen Fünfer um 6 oder 8 Zwanziger abzukaufen? Wer hat also durch Niederträchtigkeit die letzten abscheulichen Verfolgungen hervorgerufen? Die Herren Juden. Wer erzählt über die Presburger Geschichten nur immer das was zuletzt die Christen an den Juden gethan haben, und verschweigt dabei weislich was viele Jahre lang die Juden den Christen anthaten? Die Herren Juden... Auf einen Juden kommen bei uns 57 Christen. Wie viel kommen aber auf einen jüdischen Arbeiter christliche? wie viel auf einen armen Juden arme Christen?!.. So wie die Sachen einmal stehen, seid ihr Herren Juden die Herren und wir die Sclaven! Ihr Herren Juden habt bereits das Reich, die Macht (das Geld) und so wollt ihr nun zum vollständigen Vaterunser-Schluß auch noch die Herrlichkeit. Amen.“

Franz Schmidt der Judenfresser. (Mit Titelbild im Holzschnitt). Von Leopold Schön. 1 Bl. fol. Jos. Ludwig. Was Schön dem Schmidt vorwirft paßt auf ihn selber: „mehr als pöbelhafte Gemeinheit“.

Den Juden schlägt man die Schädel ein? (Unterzeichnet: „Ein Jude“). 1 Bl. fol. M. Lell. Geschimpf gegen das Schmidt'sche Geschimpf. Wie man in den Wald ruft so hallt es wieder.

Getreuer Bericht über die Ereignisse in Presburg während der beiden Ostertage. Von einem deutschen Staatsbürger. (Unterzeichnet L. Sl.)

Motto: Mit Gott für Wahrheit Ehre und Recht.

A. A. Ztg. Nr. 129 v. 8. Mai Beil. S. 2062—2064. Die zusammenhängendste und glaubwürdigste aller Darstellungen dieses Ereignisses, das der Schreiber größtentheils „als Augen- und Ohrenzeuge“ schildert. Er geht auf die Ursachen zurück welche den Judenhaß in Presburg herangezogen, und findet diese einestheils in dem Separatismus

und der sittlichen Verwahrlosung der Juden*), anderseits und hauptsächlich aber in der continuirlichen horrenden Aussaugung der Christen durch die Juden, die er als ein „systematisches Zugrunderichten der Christen“ bezeichnet. Einige Beispiele die er anführt sind wahrhaft haarsträubend. Er geht dann auf die maßlosen Lügen ein durch welche die „jeden Menschen empörende Weise“, in welcher man mit den armen Juden umgegangen, ins ungeheuerliche vergrößert wurde und sagt: „Nicht ein einziger Jude nahm den geringsten Schaden an seiner Person, wo hingegen man fünf todte und eine Menge schwer verwundeter Christen zählt“. Von dem so schmählich verleumdeten Theodor Edl erzählt er, wie dieser während des März-Rummels an der Spitze von mehreren Juraten die feig sich verkriechenden Juden vertheidigt habe, und erwähnt Edl's als „eines Mannes dessen ganzer Lebenslauf eine Reihe edler Handlungen ist und der edel wie sein Name für alles Edle und Rechtliche entbrennt“.

In einem Bänkelsängerlied „Das 48ger Jahr wie no kan's da war“ von L. S., 2 Bl. 4to, Fridrich, werden die Wiener Ereignisse besprochen, und es sei gestattet die beiden Stellen über die Vorfälle in der Passauer-Gasse in Wien und jene in Presburg gegeneinander zu halten:

Von den Liguorianern und Jesuiten,	Ich mein' die Presburger Bürger,
diesen scheinheiligen Banditen,	diese feigen Menschenwürger,
diesen geilen Mädchenfangern,	die sich wollen Christen nennen
diesen Gold- und Silberschwangern,	und das erste G'bot nicht kennen,
die mit frechem Spott und Hohn	diese Judenplünderer und Diebesbande,
Gott beschimpfen und die Religion,	die jetzt in einem freien Lande
von dieser verkappten Höllenbrut,	solche Schandthaten ausgeübt,
dieser giftigen Insectenflut,	was jedes Menschenherz betrübt.
diesen abgefeimten Schurkenseelen.	Arme Hascherl, wie bedaure ich euch!
will ich nur so viel erzählen,	An solchen Scenen ist eure Geschichte reich.
daß sie sich nach ein Concert bei Nacht	Harret und hoffet, vielleicht kumt bald die Zeit,
mit ihrem Geld hab'n aus'n Staub gemacht.	die euch vom schimpflichen Druck befreit.

Bezeichnend war auch daß, während man den beraubten und verjagten Liguorianern buchstäblich nicht das Dach gönnte unter welchem sie ihr Haupt bergen konnten, sich in Wien für die aus der Stadt gewiesenen Presburger Juden ein Comité unter Vorsitz des Alters-Präsidenten Ignaz Mayer von Alsó-Nußbach Biberbastei Nr. 660 bildete; ein Unbekannter, den man aber zuletzt doch zu nennen wußte, Fürst Aloys Liechtenstein, 400 fl. einsandte; eine „große Akademie“ veranstaltet wurde (die wohl sehr schwach besucht war; Th. Ztg. Nr. 112 v. 10. Mai S. 451) ꝛc. Aber freilich, die Redemptoristen hatten ja „Schätze“! Vier Wiener Legionäre Leopold v. Kohl, Robert v. Eisenstein, Victor

*) Gibt doch selbst der Pester Rabinats-Candidat J. Einhorn, der die „Presburger Spießbürger“ weidlich verschimpft, S. 73 zu: „Wir wollen gerecht sein und offen gestehen daß nicht alle Schuld an ihnen lag, daß vielmehr die Presburger Juden das ihrige dazu beitrugen, durch Betragen Handels- und Lebensweise dem Vorurtheil stets neue Nahrung zu bieten, damit es allen Anfechtungen der Neuzeit zum Trotz erhalten und gestärkt werde“.

v. Zepharovich und Samuel Bettelheim überbrachten den Presburgern 1133 fl. 46 kr., die in ihrer Gegenwart am 10. Mai in Beträgen von 2 bis 80 fl. vertheilt wurden. Siehe auch die Bitte der in Wien lebenden Ungarn aller Glaubensbekenntnisse an den Justiz-Minister Deák „strenge Untersuchung einzuleiten damit nicht durch Schandthaten Einzelner die Ehre ganzer Städte und Ortschaften, ja ganzer Länder darunter leide"; unterzeichnet Cons. Rath Ernst Pauer, die Professoren der ev. theol. Lehranstalt Paul Laitner, Daniel Schimko, Johann v. Patay ꝛc. Wr. Ztg. Nr. 118 v. 28. April S. 566. Ebenso die Aufforderung „An alle christlichen Frauen", den Kindern richtige Begriffe von allgemeiner Menschenliebe beizubringen, unterzeichnet: „Eine Christin"; Humorist Nr. 106 v. 3. Mai S. 434 f.

* * *

Auch in Prag drohten Ostern den Juden gefährlich zu werden. Da erschien am ersten Feiertage eine Mahnung des Fürst-Erzbischofs „daß jeder nach Maßgabe seines Wirkungkreises auf Beruhigung der Gemüther hinwirken möge". Die gegen die israelitische Bevölkerung angeregte feindselige Stimmung sei „um so schmerzlicher für den wahren Christen und den Diener der Kirche, als er mit Grund besorgen muß daß diese Erscheinung von vielen nur als Ausfluß eines religiösen Fanatismus gedeutet" und „wohl gar der Kirche selbst zur Last gelegt werden" könnte. „Liebe, eine alle Menschen ohne Unterschied des Glaubens umfassende Liebe, ist das Hauptgebot unserer heiligen Religion, deren göttlicher Stifter uns mit Wort und Beispiel diese Tugend so eindringend ans Herz legt".

Prosba Knížete Arcibiskupa — Bitte des Erzbischofs. Prag am Osterfeste den 23. April 1848. Unterzeichnet: Aloys Joseph. 1 Bl. fol. Fürsterzbischöfliche Buchdruckerei „pod správou Synu Bohumila Haase, za faktora Jos. W. Žáka". Die Wiener Journalistik war über diese Kundgebung des Prager Fürst-Erzbischofes seines Lobes voll. Die Oest. D. Ztg. Nr. 12 vom 1. Mai S. 47, die Wr. Ztg. Nr. 122 vom 2. Mai u. a. brachten das Schriftstück in vollem Wortlaut. Ein Abdruck, 1 Bl. Qu. fol. Klopf und Eurich, mit der Ueberschrift: „So denkt und wirkt ein wahrer Christ und Kirchenfürst!" umrahmte den Text mit einem reichen Blätter- und Früchtenkranz. Eine Ausgabe erschien sogar auf gelbem Papier, also gelb und schwarz, obwohl das „Schwarzgelb" bereits angefangen hatte missliebiges Stichwort zu sein. Aber wenn es ihnen an den Leib geht und nur göttliche und menschliche Autorität, die sie sonst bei jeder Gelegenheit verunglimpfen und verlästern, sie schützen kann, da sind sie oder vielmehr stellen sie sich fromm, loyal, was man will!

Vom städtischen Magistrate war aus Anlaß der Vorgänge zu Anfang der Char-Woche eine Weisung ergangen daß Juden, welche unberechtigt in der Christenstadt wohnen oder offene Gewölber halten, diese bis zur nächsten Auszichzeit zu verlassen und sich in ihr Stadtviertel zu ziehen haben das für diesen Zweck um einige Straßen erweitert werden sollte. Von einem Theile der Bevölkerung wurde das so ausgelegt daß sich diese Verfügung auch auf den jüdischen Tandelmarkt bei St. Gallus beziehe, was aber keinesfalls sein konnte da hier althergebrachte Rechte und Besitzverhältnisse zugrunde lagen. So war denn der Georgi-Termin, 24. April gekommen, es waren zwei Tage darüber hinaus, und die Juden trafen keine Anstalten sich von dort zu rühren wo ihres Bleibens, wie die Brauseköpfe meinten, nicht weiter mehr war. Da gab es gegen Abend des 26. Gruppen am kleinen Ring, wo, wie an vielen anderen Orten der Stadt, die Mahnung des Fürst-Erzbischofs zweisprachig angeschlagen war. Ein Mann aus dem Volke wollte das Blatt herunterreißen, woran ihn mitanwesende Juden zu verhindern suchten, und es gab sogleich eine kleine Balgerei. Darüber wuchs der Haufen immer stärker an, und weil es gerade die Zeit war wo die Juden nach geendetem Tageshandel vom Grünmarkt durch die Eisen- und Schwefelgasse in ihr Stadtviertel zurückwanderten, so fiel die Meute über sie her, trieb den Männern die Hüte an — „Nalejte mu!“ — und anderen Unfug. Abtheilungen der N. G. kamen heran und jagten die Leute auseinander von denen sich die meisten, da es eben stark zu regnen begann, unter die nahen Lauben flüchteten. Allein auch die Männer der Volkswehr mochten nicht naß werden und suchten, da der Platz jetzt gesäubert war, gleichfalls Schutz unter den Lauben, aus dem sie das Gesindel unter den strömenden Guß hinausschoben, wo sich dasselbe erst vollends verlief *).

Doch das war nur der Anfang. Denn es gab von da an kaum einen Tag, wo nicht israelitische Geschäftsleute mit Angst ihre Gewölber schließen, Frauen und Kinder sich in die Häuser flüchten mußten. Flugblätter gegen die Juden, Anschläge aufreizenden Inhalts erschienen von neuem und mehrten den vorhandenen Zündstoff. Wer in die Nähe des jüdischen Tandelmarktes kam und die Gruppen zweideutigen Gelichters wahrnahm, die da untereinander vertraute Worte wechselten und dabei auf die Kramläden der Juden hinschielten, mußte sich sagen daß es nicht

*) Schopf II S. 31 f.

viel bedürfe um die Mine springen zu lassen. Am 28. hatte der Pöbel in der N. G.-Compagnie, welche um Mittag die Hauptwache im Altstädter Rathhause bezog, einige Juden entdeckt. Als um 3 Uhr NM. einer derselben Wache stand war er bald von einem Haufen Gassenjungen umstellt, zu denen sich Leute aus den unteren Volksschichten gesellten. Man höhnte neckte schimpfte den Posten und drängte sich immer näher an ihn heran, so daß er sich mit dem Gewehr Luft machen wollte, wodurch aber der Rummel noch ärger wurde, bis der Mann zuletzt in die Wachstube flüchtete. Um dieselbe Zeit gab es einen Wortwechsel auf dem Tandelmarkt zwischen einem Käufer und einem jüdischen Händler der so unvorsichtig war eine Pistole zu ziehen, worauf die Umstehenden über ihn herfielen und ihn durchbläuten. Die Menge schwoll immer mehr an, die Aufregung stieg, das Geschrei und Gebrüll wurde immer drohender. Bewaffnete Bürgerrotten durchkreuzten die Schwefelgasse, den Grünmarkt, den großen und kleinen Ring, die anstoßenden Quartiere der Judenstadt; im Hofe des Fürst Kinsky'schen Palais stand eine Reserve von N. G. und Grenadieren mit scharfen Patronen für den Fall des Bedarfs. Noch spät am Abend, wo sich um die Marien-Säule am großen Ring Andächtige in gewohnter Weise einfanden und fromme Lieder sangen, gab es dicht daneben andere Haufen die den aufreizenden Worten auf den Schultern emporgehaltener Redner mit wildem Gelächter zujauchzten. Es fanden einige Verhaftungen statt, doch erst nach 10 Uhr lichtete sich allmählig der Platz.*)

Morgens am 1. Mai verlautete in der Judenstadt, daß sich am Smichov Haufen bildeten von denen es auf die Juden abgesehen sei; man schickte Boten aus, die mit der Nachricht zurückkamen es gebe dort nichts. Aber man brauchte nicht auf den Smichov zu gehen, der Feind war viel näher. Auf Geheiß ihrer Vorsteher öffneten die Juden ihre Kramläden am Tandelmarkt mit großer Vorsicht und stellten ihre Tische aus. Es gab zwar Ansammlungen, allein man war daran seit Tagen gewohnt. Indessen wurden die Gruppen zwischen 10 und 11 Uhr VM. stärker und gingen endlich zu Herausforderungen über, indem sie die Juden bei ihren Verkaufsständern mit faulen Zwiefeln, Obst und anderen Abfällen vom Grünmarkt bewarfen, was von jenen mit Steinwürfen erwidert wurde. Nun kamen auch von der andern Seite Steine geflogen,

*) Bohemia Nr. 69 v. 30. April „Local-Zeitung“.

einige beherztere Juden ergriffen Stöcke, Stühle, zerbrachen Tische und Rahmen die sie als Waffen gebrauchten, während ihre Angehörigen über Hals und Kopf ihre Kramstellen und Waaren in Sicherheit zu bringen suchten, was ihnen auch größtentheils gelang; nur weniges kam in der Verwirrung durch raubsüchtiges Gesindel abhanden, und einige Fensterscheiben gingen in Trümmer. Schon gab es einzelne Verwundete hier und da, was die gegenseitige Erbitterung steigerte, als starke Abtheilungen der N. G. und Legion erschienen, unter dem Hohn und Geschimpf der Angreifer die Juden, die sich nun in ihre Häuser und Gewölbe zurückzogen, in ihren Schutz nahmen und die Zugänge zum Tandelmarkte abschlossen.

Die Aufregung war in fortwährendem Steigen und gab sich in den unsinnigsten Gerüchten kund: die Juden hätten Vitriol und Gift in Bereitschaft; in einem Judengewölbe am Tandelmarkt habe man einen erschlagenen Christen gefunden u. dgl. m. Inzwischen warf sich die Menge auf die Eingänge der Judenstadt. Juden stellten sich ihnen entgegen und suchten das Eindringen abzuwehren. Steine flogen hin und her, darunter so große daß sie durch die eingeworfenen Fensterscheiben noch im Zimmer Schaden anrichteten, Einrichtungsstücke verletzten, Oefen zertrümmerten. Der Angreifenden waren aber viel mehr als der Vertheidiger, immer tiefer zog sich die Balgerei in das Ghetto hinein, wo einzelne Straßen bald ein scheußliches Bild der Verwüstung boten: Fenster Thüren Läden Firma-Tafeln zertrümmert, selbst Mauern theilweise eingerissen. Schon hatte sich der Unfug auf die nächst der Judenstadt gelegenen Quartiere der Altstadt verbreitet; Häuser, von denen es hieß daß Juden darin wohnten, erfuhren die gleichen Angriffe wie im Ghetto; wo sich ein Jude blicken ließ, und dies geschah anfangs oft genug, wurde ihm unter allgemeinem Jubel und Geschrei der Hut angetrieben. Einzelne Abtheilungen der bewaffneten Macht maschirten gegen die Schauplätze der Unfüge, von Geschimpf „Juden-Polizei", „Juden-Garde", „Juden-Schutzwache", aber auch mit Steinwürfen empfangen, von Gassenjungen mit unfläthigem Wasser bespritzt u. dgl. Am Niclas-Platz beim Haus „zur weißen Rose" wurde das Pflaster aufgerissen, um es zum Angriff oder zum Barricaden-Bau zu verwenden. So drangen die bewaffneten Schaaren unter einem Hagel von Steinen weiter vor, von Gasse zu Gasse das Gesindel vor sich her drängend, das sich an mehr als einem Punkte zur Wehre setzte so daß von der blanken Waffe Gebrauch gemacht werden

mußte. Jetzt wurde das allgemeine Alarmzeichen gegeben und von allen Seiten rückten Abtheilungen der uniformirten Bürger, der N. G., der Studenten-Legion, der Garnison auf die bedrohten Punkte los. Vom Josephsplatz wo sich ein jüdisches Möbel-Magazin befand, und von der Bondi'schen Metallwaaren-Fabrik in der langen Gasse wo alle Fenster zertrümmert wurden, bis auf den Marien-Platz und die Plattnergasse erstreckte sich der Aufstand, wobei es an mehr als einer Stelle zu blutigen Kämpfen kam. Auf dem Leonardi-Platze entriß ein Bäckergeselle einem uniformirten Bürger das Gewehr und schlug ihn mit dem Kolben zu Boden, worauf ihm ein Kamerad des Umsinkenden das Bajonnet in den Leib stieß. Bei einer Attaque in der Nähe der Altstädter St. Niclas-Kirche traf einen jungen Doctor der Medicin ein Steinwurf auf den Kopf, so daß er bewußtlos vom Platze getragen werden mußte. Einem Nationalgardisten wurden im Handgemenge zwei Finger abgebissen, einem Studierenden der Arm zerschmettert. Auch ein Officier vom bürgerlichen Grenadier-Corps gehörte zu den schwer Verwundeten. Leichtere Verletzungen waren noch viel zahlreicher; nur ins allgemeine Krankenhaus sollen bei zwanzig minder oder schwer Verwundete überbracht worden sein. So gelang es mit harten Mühen und manchen Opfern endlich des Aufstandes Herr zu werden, wobei eine Anzahl von Strolchen festgenommen, dreißig der am meisten Gravirten dem Strafgericht übergeben wurden. Darunter auch drei Juden die sich an Personen, unter dem Vorwande daß diese Steine geworfen, vergriffen hatten.

Während jener Kämpfe war eine Kundmachung des böhmischen Landes-Präsidiums — Obristburggraf Rudolph Graf Stadion, Gub. Vice-Präsident Graf Leo Thun — erschienen, die „bei einer längeren Fortdauer absichtlicher Ruhestörungen" das standrechtliche Verfahren anzuwenden drohte *). Schon war das ganze Gebiet des Aufstandes im Besitz der bewaffneten Macht. Inmitten der Judenstadt befand sich eine Compagnie mit geladenem Gewehr, alle Eingänge zu derselben waren besetzt und abgesperrt; ebenso der Tandelmarkt, von wo die geängsteten Juden, die sich seit dem Ausbruch des Rummels in ihren Räumen verschlossen gehalten hatten, nun vermummt unter dem schützenden Geleite von Studenten sich in ihr Quartier zogen. Auf dem großen und kleinen Ring standen die bürgerlichen Grenadiere und Massen von Militair

*) Schopf 2. Heft S. 126 f. Z. CXXII.

zwischen denen noch immer das Volk hin und herwogte. Gegen Abend kam aus der langen Gasse gegen den großen Ring, von einem aufgeregten mit jedem Schritte stärker anschwellenden Rudel begleitet, ein Bursche wehklagend er sei aus einem Fenster mit Vitriol begossen worden; ein Schlossergesell der ihn führte sagte aus, er habe jenen unter dem Hause in Ohnmacht liegend gefunden. Man brachte die Beiden auf das Rathhaus, wo aber die ärztliche Untersuchung ergab daß es Lampenöl war womit sich der Kerl bestrichen hatte um neue Aufregung unter das Volk zu bringen; es versteht sich von selbst daß beide Strolche sogleich festgenommen wurden *). Der auf dem Platze noch immer tobenden Menge wurde das Ergebnis aus einem Fenster des Rathhauses bekannt gegeben, was jedoch von den Einen nicht verstanden, von den Andern nicht geglaubt wurde. Das Militair und die Bürger-Grenadiere, welche die Leute zum Auseinandergehen bringen wollten, erfuhren dafür nur Hohn und Schimpf, so daß noch einmal das Bajonnet gefällt werden mußte um endlich den Platz zu säubern.

Die Nacht hindurch boten ein großer Theil der Altstadt mit dem Judenviertel das Bild eines bewaffneten Lagers, und dies war auch am 2. der Fall wo sich die Aufregung noch immer nicht vollends gelegt hatte. Der jüdische Tandelmarkt war verlassen, Häuser und Gewölbe gesperrt; mit den Trümmern der am gestrigen Tage eingerissenen Läden, zerschlagenen Tische und Bänke machten sich Holzhauer zu schaffen, welche die Stücke klein hackten und unter die Leute vertheilten **). Eine Kundmachung des Bürgermeisters Strobach forderte die Bewohner Prags zu vereintem Bemühen auf, die Unruhen zu beschwichtigen durch welche „alles Gewerbe und aller Handel gehemmt wird und darniederliegt", und ertheilte die üblichen Weisungen falls abends oder nachts neuerliche Ruhestörungen vorfallen sollten ***). In den von der bewaffneten Macht besetzten Theilen der Stadt blieb es ruhig; dafür ließ das Volk seine Wuth an mehreren Bäckern der oberen Neustadt aus, schlug ihnen die Fenster ein, nahm das Gebäck weg und warf es unter die Leute. Am Abend erfuhr auf dem Roßmarkt ein Doctor der Rechte, an dem rothen Käppi kenntlich, eine Beschimpfung; es entstand ein Zusammen-

*) Kundmachung des Landes-Präsidiums vom 2. Mai; Schopf 2. Heft S. 127 f. Nr. CXXIV.

**) Bohemia Extra-Nr. 1 zum 3. Mai „Local-Ztg".

***) Schopf 3. Hft. S. 39 Z. CXXV.

lauf von Leuten die auf die Nationalgarde und die Legion als Beschützer der Juden schimpften, bis eine Abtheilung Militair den Haufen auseinandertrieb.

Die Besetzung und Bewachung der bedrohten Stadttheile, obwohl nicht mehr in so großem Maße, währte noch einige Tage fort. Durch fünf volle Tage bot der jüdische Tandelmarkt einen öden verlassenen Anblick dar, der an die Feier der Laubhütten oder des langen Tages gemahnen konnte, wenn nicht die eingeschlagenen Fenster, die zertrümmerten oder ganz fehlenden Firma-Tafeln auf traurigere Vorgänge hingewiesen hätten. Erst am 7. wagten die armen Juden, deren Lebensunterhalt ja davon abhing, schüchtern ihre Kramläden wieder zu öffnen. Wohl bildeten sich abermals Gruppen von bedenklichem Aussehen; allein diesmal ließen die Leute mit sich reden und gingen ihrer Wege: auch waren Abtheilungen von Militair und N. G. in der Nähe.

Ueber diese Ereignisse außer den bezogenen Num. der „Bohemia" vgl. Schopf 2. Heft S. 37—41 mit Simon Hock im C. O. für Juden Nr. 7 S. 101 f. Ueber die aufopfernde Thätigkeit der bewaffneten Macht, soweit diese am Platze eingetroffen, waren alle Stimmen des Lobes voll. Allein von den Bürgern und der Volkswehr scheinen eben viele nicht am Platze eingetroffen zu sein; Schopf S. 40 will sogar „manchen Nationalgardisten, der dabei (bei dem Rummel) agirte, wahrgenommen" haben; „ich selbst bedeutete mehren, daß sie sich bei dem allgemeinen Alarmzeichen auf ihre Sammelplätze zu begeben haben". Wie bei den Presburger Vorfällen wurden auch in Prag mit Namen bezeichnete Personen der Theilnahme an jenen Wirren beschuldigt; so ein Kaufmann Johann Mörth, der eine „Erklärung" veröffentlichte worin er seine Ankläger aufforderte den Beweis zu liefern ꝛc. Bohemia 2. Beil. zu Nr. 73 vom 7. Mai; Schopf 3. Heft S. 62 Nr. CXXXXIII. Videant Consules ne quid detrimenti respublica capiat!! Unterzeichnet: „Wlastimil d. i. einer der sein Vaterland von ganzer Seele liebt". Bohemia Nr. 71 vom 4. Mai.

Nar. Nov. č. 23 vom 2. Mai S. 92 brachten einen abmahnenden Artikel, worin Havlíček dem Rufe der Gasse: „Die N. G. vertheidigt die Juden", das Wort entgegensetzte: „Nein sie vertheidigt die Ordnung".

Als „ein schönes Gegenstück" zu jenen Anfeindungen und Verfolgungen der Juden führt C. O. f. Juden Nr. 7 S. 102 die Stadt Kolin an, wo Toleranz und Harmonie herrschten, die Juden unbeanständet der N. G. eingereiht waren ꝛc.

Auch ein Ort in Mähren sollte seine judenfeindlichen Ostern haben. In Groß-Meseritsch (Velké Meziříčí) wo sonst die Christen und Juden im besten Einvernehmen lebten, wurde am Sonntag nach dem feierlichen

Hochamt die Monstranze vermißt, und sogleich hieß es, das könnten nur die Juden gethan haben. Es erfolgten Haussuchungen in allen Judenhäusern, wobei mancherlei Rohheit und Unfug verübt wurde; die Juden waren durch zwei Tage und Nächte wie belagert in ihrem Ghetto, ja in ihren Häusern die sie nicht verlassen durften; bis sich am 25. auf eine anonyme Anzeige das gesuchte Kirchengeräth an einem abseitigen Orte der Kirche selbst wieder fand.

Gerüchte von Judenverfolgungen, absichtliche Entstellungen der Wahrheit, Aufbauschungen ganz unbedeutender Vorgänge zu himmelschreienden Verbrechen gab es auch in Mähren die Menge. Bei einer Schulprüfung in Bracov wurde ein jüdisches Mädchen, das einzige ihres Glaubens in der ganzen Classe, aus dem Lesebuche geprüft und mochte dabei nicht zur vollen Zufriedenheit des Lehrers bestanden haben. Nun aber erhob die Juden-Familie ein Geschrei, schrieb nach Wien über „moralische Mishandlung" von Judenkindern durch unduldsame Priester, was zur Folge hatte daß die über dieses Lügengerede empörte Gemeinde den Entschluß faßte keinen Juden hinfür in ihrem Bereiche zu dulden **).

Die Prager Mai-Vorfälle hatten auch in einigen Orten Mährens große Aufregung zur Folge, insbesondere da Gerüchte dieselben ins ungeheuerliche vergrößerten. So brachten am 3. Mai Eisenbahn-Conducteure nach Olmüz die Nachricht Prag stehe in Flammen, die Juden hätten Christen ermordet u. dgl. Das versetzte die leichtgläubige Menge in solche Erbitterung daß die Parole ging keine Juden in die Stadt zu lassen, und in der That die zum Wochenmarkt nach Olmüz fahrenden israelitischen Verkäufer vor der Stadt umkehren mußten und mit langen Gesichtern in ihre Orte zurückfuhren. In Brünn erließ der Gubernial-Vice-Präsident Graf Leopold Lazansky am 8. Mai eine Aufforderung an alle gutgesinnten Bürger „jedem etwaigen Versuch einer Verfolgung der israelitischen Bevölkerung als einer unwürdigen Ueberlieferung der rohen Vorzeit mit aller Kraft einer besseren Bildung entgegenzutreten" ***).

* * *

---

*) Abenteuer einer Monstranze in Groß-Meseritsch. Abd.-Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 39 vom 10. Mai S. 154, Nr. 40 v. 11. S. 158; abgedruckt C. O. f. Juden Nr. 8 vom 20. Mai S. 113 f.

**) Rank Volksfreund Nr. 15 v. 15. Mai S. 64.

***) Abgedruckt Wr. Ztg. Nr. 135 vom 15. Mai S. 648.

Im nordöstlichen Ungarn schien das Beispiel von Presburg ansteckend zu wirken. In Bösing, in Szered und an anderen Orten gab es bald aus diesem bald aus jenem, mitunter ganz willkürlich ergriffenen Anlaß Judenhetzen, oder drohten solche auszubrechen, wenn ihnen nicht rechtzeitig durch das Einschreiten rechtlicher und besonnener Männer vorgebeugt wurde, wie in Senic wo der Ober-Stuhlrichter Anton von Bagyon, der katholische und der evangelische Pfarrer, dann der katholische Pfarrer des benachbarten Jablonic ihre Bemühungen vereinigten den Sturm zu beschwören; oder in St. Georgen wo die Seelsorger der katholischen und evangelischen Gemeinde von der Kanzel herab zu Frieden und Eintracht mahnten; oder in Karlburg wo Graf Zichy-Ferrari die angeseheneren Einwohner des Marktes zusammenrief und ihnen die Presburger Ereignisse als böses warnendes Beispiel vorhielt. Der Festungs-Commandant von Komorn gestattete den Juden bei zu besorgender Verfolgung Zuflucht in der Festung zu suchen und drohte der Stadt mit einer Beschießung falls Unruhen vorfielen u. dgl. m.*)

In der ungarischen Landeshauptstadt hatte man bereits am 25. ernste Maßregeln gegen die verbrecherischen Ereignisse in Presburg getroffen. Vom Minister des Innern Barth. v. Szemere wurde der Vice-Gespan des Neutraer Comitates Kasimir Tarnóczy zum Regierungs-Commissär für die Presburger Gespanschaft ernannt, welchem er die strengste Untersuchung der Vorgänge, die Bestrafung der Schuldigbefundenen durch die gesetzlichen Richter auftrug — die Zahl der während des Rummels Eingezogenen war an 400, von denen allerdings viele bald entlassen wurden —; er habe dabei die Haltung der städtischen Behörde zu prüfen und ob die N. G. ihre Schuldigkeit gethan, widrigenfalls dieselbe aufzulösen wäre; es wurde ihm jede gesetzliche Hilfeleistung, namentlich Militair-Assistenz zugesagt. Als weitere Nachrichten aus der Umgebung von Presburg einliefen, dehnte der Minister die Vollmacht des Regierungs-Commissärs auf Tyrnau, Modern, Bösing, St. Georgen aus**), erließ auch an andere ober-ungarische Städte, wie Kaschau, ernstgemessene Schreiben: „Ich will hoffen daß die freien Bürger freier Städte

*) C. O. für Juden Nr. 6 S. 85. — Dagegen heißt es ebenda Nr. 5 S. 70 von einer Judenverfolgung die am 19. April, Mittwoch vor Ostern, in Nádas ausgebrochen sei, vorzüglich durch den katholischen Pfarrer der die slovakischen Bauern zur Plünderung aufgehetzt habe (? !).

**) Janotycky Archiv I Nr. 100 S. 95, 114 S. 100 f.

das Gesetz höher halten als die Willkür, die Gerechtigkeit höher als die rohen Ausbrüche der Leidenschaft" *). Am 29. April erfolgte durch den städtischen Ober-Notar Andreas Bednarics, auf Grund einer Palatinal-Entschließung vom 26., die Verkündigung des Standrechtes auf Mord und Todtschlag, Raub und Plünderung, Brandlegung, Widersetzlichkeit gegen eine in der Ausübung ihres Amtes befindliche obrigkeitliche Person, und am 30. eine Kundmachung des aus Pest angelangten Regierungs-Commissärs an die „ehrbaren Bürger der kön. Freistadt Preßburg", denen er als den Wahlspruch seiner beginnenden Thätigkeit: „Schutz der verleumdeten Ehre, strenge gesetzliche Strafe der Verbrecher" bezeichnete **).

Auch blieb es vorderhand in Presburg ruhig. Dafür ging es jetzt in Szered an der Waag, in Sopornya, Pata und noch vielen Orten des Neutraer Comitats, dann nördlicher an der Gränze gegen Mähren los. In Neustadtl an der Waag (Vágh Ujhely), wo die Judenfrage in den letzten März-Tagen eine so friedliche Lösung gefunden zu haben schien ***), schlug die Stimmung einige Wochen später, wahrscheinlich infolge der Presburger Ereignisse, in so bedenklicher Weise um daß die Juden in den letzten Tagen der Osterwoche um militairischen Schutz baten der ihnen mit 42 Mann Cavalerie gewährt wurde, die aber nicht blos die Stadt zu hüten, sondern auch die abseits von derselben gelegene Salz-Casse und das Salz-Magazin zu beschützen hatten. Ungeachtet dieses Schutzes fiel das Volk am 1. Mai, es war ein Markttag, über die Juden her, drang in ihre Häuser, mishandelte die Inwohner, zerstörte das Hausgeräth, begann zu rauben, bis es der Nationalgarde mit Beistand der Dragoner gelang die Ordnung zur Noth herzustellen. Allein auch in mehreren benachbarten Orten, Miava, Brezova, hatten die Juden Unbild zu erfahren, die ganze Gegend war in Gährung, so daß am Vormittag des 2. bei 500 Bauern gegen Neustadtl im Anmarsch waren. Sie wurden zurückgedrängt, allein zwischen zwei und drei Uhr nachmittags erschienen sie in verstärkter Anzahl, der das kleine Häuflein der Reiter nach langem vergeblichen Bemühen zuletzt den Platz räumen mußte, und setzten nun das Zerstörungs- und Plünderungswerk, das am gestrigen Tage unterbrochen worden war, im Verein mit dem städtischen Pöbel so gründlich fort, daß, wenn man den Berichten der Gegenseite glauben

*) Janotycky Archiv Nr. 104 S. 95.
**) Wortlaut Th.-Ztg. Nr. 109 S. 439, Nr. 112 S. 450 f.
***) Jahrgang 1882 S. 152 f.

dürfte, von allen Judenhäusern des Ortes kaum ein halbes Dutzend verschont blieb. Der Vice-Gespan Kaspar v. Pongrácz eilte von Trencin herbei, L. v. Ullmann, Graf L. Csáky warfen sich an der Spitze einiger beherzten Männer unter die Meuterer, von welchen bei fünfzig festgenommen wurden, worauf sich die übrigen verliefen. Die Gefangenen, sowie jene von Szered und andern Orten wo Judenhetzen gewaltsam unterdrückt worden waren, brachte man zunächst in die Festung Leopoldstadt, von wo sie dann nach Komorn geschafft und dort beim Schanzenbau verwendet werden sollten.

Einen Tag nach diesen Vorgängen überreichte eine Deputation der Neustadtler Judenschaft dem in Wien weilenden Minister-Präsidenten eine Klageschrift, der sie jedoch an den Minister des Innern verwies. Bei Szemere kamen sie übel an. Er erklärte geradezu die Presburger Juden als die Urheber aller Gräuel und beschwerte sich bitter daß das Ministerium, seit es am Ruder, fast nur mit den Juden zu thun habe. So äußerten sich auch die andern Minister; freundlicher war nur der Palatin der ihnen Abhilfe versprach*).

Ueber die Neustadtler Vorgänge wurden in der „Pannonia“ Nr. 50, im „Budapesti Hiradó“ vom 6. Mai, in den Wr. „Sonntagsblättern“ u. a. die übertriebensten Gerüchte verbreitet. Jene Vorgänge seien so furchtbarer Art gewesen, daß „dagegen Presburgs Gräuel in Gloria dastehen“; 2400 Menschen seien obdachlos geworden; die N. G. und Cavalerie habe unthätig zugeschaut; vier von den Plünderern wären in einem Keller, dessen Fässern sie sämmtlich die Spünde geöffnet, im ausströmenden Wein ersoffen, acht andere wären erschossen, 100 eingezogen worden, die Anzahl der zugeströmten Bauern habe sich auf 4000 belaufen. Vergleichsweise am mäßigsten gehalten war der Bericht im „Humorist“ Nr. 111 v. 9. Mai S. 459, welchem zufolge „bei 100 Familien“ obdachlos geworden wären; allein selbst das dürfte übertrieben sein. Siehe dagegen die entschiedene Verwahrung Paltauf's (s. Jahrgang 1882 S. 153*), desselben der sich in den Märztagen den Juden so wohlgeneigt erwiesen hatte; Janotyčky Tagebuch II S. 232—234 Anm.

Ueber die Vorgänge in Szered und im Neutraer Comitat s. Abd. Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 44 vom 15. Mai S. 175. Der Correspondent N macht dabei die Bemerkung: „Zum Judenhasse trägt übrigens auch das verunglückte auf dem letzten Landtage zustande gebrachte Wahlgesetz bei, aus welchem viele Juden durch Wucher großen Nutzen gezogen, besonders gegenüber den des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern.“

Wie viel übrigens in dieser Richtung nicht blos übertrieben, sondern geradezu gelogen wurde s. die „Erklärung“ welche Jacob Pinkas

---

*) Einhorn S. 97, welcher den Sprecher der Deputation abgab.

„im Namen der israelitischen Bewohner von Stampfen“ am 7. Mai abgab, worin er den Gerüchten, als ob auch dort und in andern Orten der Umgegend Judenverfolgungen stattgefunden, entschieden widerspricht; Christ und Juden lebten dort in brüderlicher Eintracht, wozu namentlich der Dechant und Pfarrer Nic. v. Teöreösz, der Stuhlrichter Andreas v. Rainer, der Sicherheits-Commissär Jos. Rauscher, der Comitats-Commissär v. Toth und der Ortsrichter Paul Klaß beitrügen; Oest. d. Ztg. Nr. 28 v. 19. Mai S. 116.

Am 9. Mai erfloß in Presburg die schließliche Erledigung jener heikelen Punkte, die sowohl dort und in so vielen Orten der nordwestlichen Gespanschaften, als auch in der Landeshauptstadt zu so großen Unordnungen Anlaß gegeben. Der Regierungs-Commissär Tarnóczy entschied nämlich: Alle im Lande gebornen Israeliten und jene welche die Landeszuständigkeit (Incolat) erworben haben, seien in ihre früheren Wohnungen zurückzuführen. Den Juden sei es unbenommen Handel und Handwerk zu treiben, jedoch nur mit Gesellen und Dienern ihres Glaubensbekenntnisses; in dem ihnen gesetzlich gestatteten Hausirhandel sollen sie nicht gehindert werden. Das Recht der Juden Gewölbe zu öffnen bleibe ihnen in dem Maße wie dies vor dem Jahre 1840 stattgefunden unverkürzt; alle seither diesfalls seitens der vollziehenden Gewalt ihnen eingeräumten Vergünstigungen seien widerrufen *).

Einen Gegensatz zu diesen Theilen des Landes bildete das südliche Ungarn wo von Ausschreitungen gegen die Juden fast nichts zu hören war. Zur selben Zeit wo in Presburg, in Szered, Neustadtl a. d. W. und an andern Orten des nordwestlichen Ungarns so arg gehaust wurde, richteten die vom Debrecziner Georgi-Markt heimkehrenden jüdischen Kaufleute ein Dankschreiben an die Bürger jener königl. Freistadt, worin sie auf die Besorgnisse deuteten mit denen sie bei der an so vielen Orten sich kundgebenden Stimmung nach Debreczin gekommen, und dann beifügten: „Je größer aber diese unsere Furcht, um so überraschender war für uns die außergewöhnliche Ordnung und Ruhe die wir in der Stadt Debreczin während unseres Aufenthaltes bei einem Zusammenflusse einer unzähligen Volksmasse, wie die Größe dieses Jahrmarktes es mit sich bringt, vorfanden. Auch nicht einmal wurde während des ganzen Verlaufes des Marktes, selbst nicht auf Augenblicke, die Ruhe gestört“ **).

* * *

---

*) Im Auszuge s. Donau-Ztg. Nr. 42 v. 13. Mai S. 338.

**) Janotycky, Archiv I Nr. 110 S. 98 f.

Die bitteren Erfahrungen welche namentlich die ungarische Judenschaft seit den März-Tagen machen mußte, gab zu zweierlei Bestrebungen in ihrem Schooße Anstoß die, wenn sie gleich mehr die Idee Einzelner waren und bei der großen Masse nicht schienen durchdringen zu wollen, immerhin der Beachtung werth sind.

Einerseits tauchten nämlich Stimmen auf die da meinten: Was sollen wir in der neuen Zeit? Passen wir in selbe mit unsern veralteten Einrichtungen und Gebräuchen? Liegt nicht die Aufforderung nahe diese letztern einer Revision zu unterziehen und alles, was einer gesellschaftlichen Annäherung an die christliche Bevölkerung in deren Mitte wir leben im Wege steht, abzuschaffen?

Wir erinnern uns daß Adolph Neustadt in Presburg gleich nach dem Ausbruch der allgemeinen Bewegung Vorschläge in dieser Richtung gemacht, sowie daß er die Popularität, deren er sich bis dahin bei seinen Glaubensgenossen erfreut, eben dadurch eingebüßt hatte*). Zur Zeit der Osternstürme in Pest wurden dort ähnliche Stimmen laut und fand eine Berufung an alle „intelligenteren" Bekenner des mosaischen Glaubens statt, jene Veränderungen im Ritus vorzunehmen welche ihrer bisherigen socialen Absonderung, und den wegen derselben gegen sie erhobenen Klagen und Vorwürfen, ein Ende machen müßten. Die Vorschläge die in der Landeshauptstadt von den „alten jüdischen Kämpfern für Reform des Judenthums" ausgingen, bezogen sich aber nur auf das Innere des Gottesdienstes:

a) Gebet in den Landessprachen —

b) Vocal- und Instrumental-Musik; für letztere sei die Orgel einzuführen —

c) das Gebet nur mit unbedecktem Haupte zu verrichten —

Einrichtungen die in den Prager und Wiener reformirten Tempeln, und wohl auch in jenen von Pest, seit Jahren in Uebung waren.

Ohne Vergleich weiter gingen Vorschläge die um den 24. April in Arad gemacht wurden, weil diese so ziemlich alles abschaffen wollten was den Juden vom Christen unterscheidet:

1. Verlegung des Sabbat als Ruhetag auf den Sonntag —

2. Aufhebung der zweckwidrigen, den socialen Verhältnissen widerstreitenden Speisegesetze —

*) Jahrbuch 1882 S. 148.

3. Reducirung der Feiertage auf die möglichst kürzeste Zeit und Abschaffung der s. g. halben Feiertage, sowie auch der Festtage mit Ausnahme des Versöhnungsfestes —

4. Abhaltung eines kurzen vernünftigen Gottesdienstes in lebender Sprache und ohne alle äußere Kleiderabzeichen —

5. Da die Beschneidung keine Hauptbedingung des Mosaismus sei, solle deren Unterlassung kein Hindernis bei der Aufnahme in die Religions-Genossenschaft abgeben —

6. Nur die zehn Gebote sollen bindend, der Talmud, alle übrigen Gesetze Ceremonien und sonstige Gebräuche ohne Geltung sein. —

Daß Anträge die eigentlich einen vollständigen Umsturz des Mosaismus in sich schloßen, in der Masse der jüdischen Bevölkerung keinen Anklang finden konnten, von der zahlreichen, wohl weitaus überwiegenden Classe der Altglauber mit Abscheu zurückgewiesen werden mußten, war begreiflich. Es gab aber auch unter den s. g. Aufgeklärten solche die von Reformen im Judenthum überhaupt nichts wissen wollten, weil sie meinten daß durch solches Nachgeben die Verfolgungssucht des andern Theiles nicht geschwächt, sondern mehr aufgestachelt werden würde. Als der jüdische Publicist J. Einhorn in der 1. Nr. seines Pester Journals: „Der ungarische Israelit", 15. April, zu Reformen im Judenthum aufrief, entgegnete ihm eine Wiener Stimme: „Die Welt ist industriell geworden. Ihr könnt getrost jedes Bekenntnis üben, aber die Juden sollen überflüßig Geld haben, indo (?) ille lacrymae! Nur jetzt keine Reformen um Gotteswillen! Jede Reform ist eine stillschweigende Einräumung des Rechts auf Judenverfolgung. Ihr ‚alten jüdischen Kämpfer für Reform des Judenthums', bei Philippica (sic!) sehen wir uns wieder — bis dahin Waffenstillstand" *).

Erwähnenswerth ist aber auch ein Vorschlag, der von christlicher Seite über die Bedingungen gemacht wurde, welche die Juden zu erfüllen hätten um als vollkommen gleichberechtigte Glieder der Gesellschaft aufgenommen zu werden:

1. Vorlage eines umfassenden Religions-Lehrbuches in der Landessprache und Prüfung desselben durch den Reichstag.

2. Verlegung des Sabbats auf den Sonntag.

*) C. O. für Juden Nr. 6 vom 6. Mai S. 88. Unterzeichnet S. (Szánto?) Also bloße Habgier — hinc illae lacrymae! Und was war es denn mit den „Schätzen" der Liguorianer?

3. Gestattung der bürgerlichen Ehe zwischen Juden und Christen mit der Bestimmung daß die aus einer solchen Mischehe erzeugten Kinder beiderlei Geschlechts nur in der christlichen Religion erzogen werden dürfen.

4. Aufgeben des Schachertreibens und Hausirens seitens der Juden.

5. Bildung eines Vereins aus Fabriks-Eigenthümern Gewerbsleuten und Grundbesitzern, welcher es sich zur Aufgabe machen soll dem Juden in seinem Wirkungskreise angemessene Arbeit und Beschäftigung zu sichern.

6. Bildung eines aus Juden bestehenden Vereins welcher dafür Sorge zu tragen hätte, daß jene Juden die sich dem Ackerbau widmen wollen mit den nöthigen Mitteln zur Ansiedlung entweder schon selbst ausgerüstet seien, oder von der Gesellschaft in den hiezu nöthigen Stand gesetzt, oder aber als Taglöhner und Knechte bei vermögenden jüdischen Grundpächtern untergebracht werden.

7. „Will sich die jüdische Bevölkerung Ungarns diesen Grundbedingungen der Emancipation unterziehen, so werde vom Reichstag ein Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren ausgesprochen nach welchem die bürgerliche Gleichstellung zum Gesetz erhoben werden soll, vorausgesetzt daß der Jude bis dahin genügende Beweise geliefert hat, daß es ihm Ernst sei in allen staatsbürgerlichen Beziehungen an den Pflichten eines redlichen fleißigen und treuen Unterthans theilzunehmen und seinen bisherigen Separatismus sowie alle die schädlichen Erwerbsquellen seines jetzigen Handels und Wandels für immer versiegen zu lassen. Beklebt mit seinem alten Schmutze, ja sogar ohne das Versprechen sich dessen für die Folge entledigen zu wollen, den Juden also ohne alle Reform seiner Ursünden zu emancipiren, wäre einer christlichen Bevölkerung gegenüber nicht nur Wahnsinn, sondern sogar ein nicht zu verzeihendes Verbrechen an der gesammten Bevölkerung eines Landes, in welchem der Druck des Juden, durch Uebervölkerung von dessen Seite, unter allen Ländern Europa's am fühlbarsten werden mußte" *) . . .

Neben jenen jüdischen Reformern waren aber andere die gleichfalls ein radicales Mittel der Abhilfe, aber von gerade entgegengesetzter Ten-

*) Aus der oben S. 152 angeführten Pester Broschüre „Die Juden verlangen Emancipation" s. Janotyckh Tagebuch II S. 205 f.

denz vorschlugen. Die Juden, sagten diese, sollen bleiben was sie sind; hier können sie das nicht sein und bleiben, wie die gegen sie eingeleiteten Verfolgungen beweisen; folglich: „Auf, nach America!" In Pest bildete sich für diesen Zweck ein eigenes Comité, in dessen Auftrag Adolph Dux die Grundlinien bekannt machte nach denen hierbei vorgegangen werden sollte. Das Comité würde „alle nöthigen Daten und Kenntnisse über Art und Weise der Ueber- und Ansiedlung" sammeln, „eine genaue Conscription aller mit den nöthigen Eigenschaften und Mitteln versehenen Auswanderungslustigen führen", endlich „seine Wirksamkeit auf die Herbeischaffung von Mitteln für arme tüchtige Auswanderer ausdehnen". Von vielen Seiten wurde die Idee lebhaft begrüßt, namentlich in Wien von Mahler der in seinem „Freimüthigen" (Nr. 29 vom 4. Mai S. 120) es laut billigte, „die alte ausgetrocknete Kasten-Hemisphäre gegen den noch jungen lebenskräftigen Welttheil zu vertauschen. Spiegelberg's Plan in den Räubern scheint sich zu verwirklichen".

Mahler selbst aber ist nicht in den neuen Welttheil gegangen, so wenig als einer von den andern die für den Plan beredte Worte im Munde führten. Aber auch sonst wollte der Gedanke nicht zünden. Das Comité gab sich, wie wir von einem Gewährsmann*) vernehmen, redliche Mühe den Plan ins Leben einzuführen, setzte sich nach Hamburg Bremen New-York in brieflichen Verkehr, leitete Sammlungen ein die nicht ohne Erfolg blieben. Allein es rüsteten doch nur wenige zur Ausfahrt im bevorstehenden Sommer; andere wollten für das kommende Frühjahr marschbereit sein. Aber während die Monate dahingingen änderte sich die Lage und selbst von jenen, die nach dem ersten Schrecken zu diesem Mittel der Befreiung hatten greifen wollen, fanden es die meisten gerathener da zu bleiben wo sie waren.

Aufruf an die hochherzige ungarische Universitäts-Jugend mosaischer Religion. Unterzeichnet: Die alten jüdischen Kämpfer für Reform des Judenthums. Janotyckh Archiv I Nr. 78 S. 70—73.

Auf nach America! Von L. Kompert. C. O. f. Juden Nr. 6 v. 6. Mai S. 77 f. Nr. 7 v. 13. S. 89 f.

Kleiner Zeit-Katechismus zur Orientirung für meine lieben Glaubensgenossen von Joseph Wertheimer. Ebenda Nr. 7 S. 91 f. Nr. 8 v. 20. Mai S. 105—107. Der Verfasser untersucht die Ursachen der christlichen Abneigung gegen die Juden, und glaubt eine derselben in

*) Einhorn S. 98.

der Meinung der „Separatisten“ unter seinen Glaubensgenossen zu finden, „der jüdelnde Jude sei der wahre Jude, und je ungefälliger vor dem Menschen je gefälliger vor Gott! .. Ich denke aber es kann uns kein Uebel daraus erwachsen daß wir uns germanisirt magyarisirt und slavisirt haben, sondern daß wir es eben noch nicht genügsam gethan“. Es seien eben „gewisse Aeußerlichkeiten in Gang Sprache Benehmen“, die „als Unliebsamkeiten, als unliebsame Kennzeichen unserer Confession gar störend im gegenseitigen Verkehr hervortreten“.

Auf, nach America! Von Sz—o (Szánto?) C. O. f. Juden Nr. 8 S. 111: „Ja, auf nach America! Werdet Menschen, werdet frei — dann könnt ihr Juden sein nach Gottes Wort und Willen. Was hast du hier, mein armes Volk? Schmach und Schimpf. Wen hast du hier, mein trautes Volk? Feinde und Neider die dir die harte Brodkrume nicht gönnen. Und doch willst du hier dein Grab bereiten? Ja, ja, dein Grab, denn hier keimt keine Lebensblüthe für dich! Was knüpfest du für Erinnerungen an diese Scholle? Das Gedächtnis deiner Erniedrigung, die Erinnerung deiner Schmach! Deine Familie? Ach, denke nicht an sie und deine Väter, daß du nicht zum Christenhasser werdest! Also weg von hier und werde frei, werde ein Mensch!“ ..

Buchäblich wahr: Die Auswanderung der Juden nach America. Von Scheibe. 1 Bl. fol. Sommer.

A. Rothschild's geheimer Plan und Aufruf an die rechtgläubigen Juden zur Auswanderung aus Europa. Entdeckt und verdeutscht von einem Emancipirten (D. G. R.) 8 S. 8vo, Jos. Ludwig; andere Auflage unterzeichnet: „Das Haus Rothschild“.

Ueber mittelalterliche Grabdenkmale.

Eine Studie von Dr. Karl Lind.

III. (Schluß.)

Bereits in zwei Jahrgängen dieses Jahrbuches war mir die erwünschte Gelegenheit gegeben worden, die Entwicklung der christlichen Grabdenkmale bis zum Schlusse des XV. Jahrhunderts zu besprechen und eine Reihe interessanter Denkmale, wie sie sich an vielen Orten unseres Vaterlandes zerstreut finden, erläuternd vorzuführen.

Je näher die Jahrhunderte an unsere Gegenwart herankommen, desto reichlicher sind die Beispiele. Doch erschwert die Wahl die geringe Zahl des aus irgend einem Umstande Bedeutenden, während die weitaus überwiegende Mehrzahl sich innerhalb der Gränzen des Gewöhnlichen hält. Nur wo Figuren oder künstlerisch ausgestattete Wappen vorkommen, wo die Form des Grabmals oder die Decoration die gewöhnliche Schablone verläßt und allmählig zu den Gestaltungen der Grabmale im XVII. Jahrhundert übergeht, dort glaubte ich Veranlassung zu haben, die bezügliche bildliche Darstellung einzubeziehen und auf das Denkmal ausführlicher aufmerksam zu machen.

Auch im XVI. Jahrhundert bestand noch die doppelte Art der Placirung der Monumente: im Boden eingesenkt und an der Wand angefügt. Doch hatte sich die erstere Verwendungsweise nun mehr zur Deckplatte über die Grabstätte vereinfacht, darauf selten mehr als einige meistens abgekürzte Worte — den Namen des Verstorbenen enthaltend — angebracht waren, während die Wand-Monumente, allmählig die Gestaltung einer oblongen viereckigen Steinplatte aufgebend und dem Einfluße der Renaissance-Periode und ihren weitern Phasen folgend, die mannigfaltigsten Gestaltungen und Verzierungen annahmen. Anfänglich blieb die Platte der Grundgedanke des Monumentes, die während der Renaissance-Periode mit einer zierlichen Umrahmung und Bekrönung ver-

sehen wurde. Dann schrumpfte die Platte in ihren Dimensionen zusammen, um allerlei anderen Formen für das Grabmal Platz zu machen. Häufig wurden dieselben auf Säulen, ornamentierte Füße, mensa-artige Unterbauten gestellt. Die Grabmale arteten mitunter zu großen Altar-Bauten aus, die mit reichen Figuren-Schmuck ausgestattet, große Wandflächen der Kirchen annahmen, ja nicht selten die Räumlichkeiten in den Kirchen arg beschränkten. Oft wurden Scenen aus der Bibel und aus dem Evangelium mit reichen Figuren-Schmuck darauf dargestellt.

Auch blieb es nicht mehr beim Stein- oder Metall-Materiale, häufig und zwar meist bei den altar-ähnlichen Monumenten verwendete man Holz und es fand dabei nebst der Holzschnitzerei auch die Malerei Gelegenheit ihre Kunst, und zwar mitunter in herrlichen Werken, zur Geltung zu bringen.

Das tumbenförmige Monument, das schon früher seiner unpraktischen Aufstellung wegen in unseren Ländern wenig zur Geltung kam, findet sich nur mehr in einzelnen wenigen Fällen verwendet und wurde in neuerer Zeit fast ganz aufgegeben.

Ich will nun, gleich wie bisher an der Hand einzelner Beispiele die Besprechung der Grabmale fortsetzen und zunächst jenen mich zuwenden, welche mit Beibehaltung der traditionellen Plattengestaltung figuralen Schmuck besitzen, resp. das Bild des Verstorbenen in Sculptur ausgeführt auf ihrer Oberfläche veranschaulichen, ohne dabei zu unterscheiden, ob das Monument an der Wand befestigt ist oder ob es vorläufig noch eines besseren Schicksales harrend im Fußboden, oft an sehr begangenen Stellen eingelassen und so den täglichen Beschädigungen der darüber Wandelnden ausgesetzt bleibt, bis es sich nicht mehr lohnt, für die Erhaltung dieses Denkmals weiter vorzusorgen. Auch werde ich die Deckplatten der Tumben, insofern sie in diese Gruppe hinein passen, ebenfalls an dieser Stelle besprechen.

In der Kirche Pottschach befindet sich das Grabmal des Ritters Martin von Neideck. (Fig. 1.)

Es ist aus rothem geadertem Marmor angefertigt und zeigt sich als eine ganz hervorragende Sculptur, die der Composition und Meißelführung nach mindestens die Werkstätte des Niclas Lerch annehmen läßt, womit auch die Anfertigungszeit des Monuments stimmen würde. Das Bildfeld veranschaulicht den Ritter, vorzüglich und wahrhaft künstlerisch behandelt, in schön verzierter Rüstung, auf einem Löwen vorwärts



(Fig. 1) Pottschach.

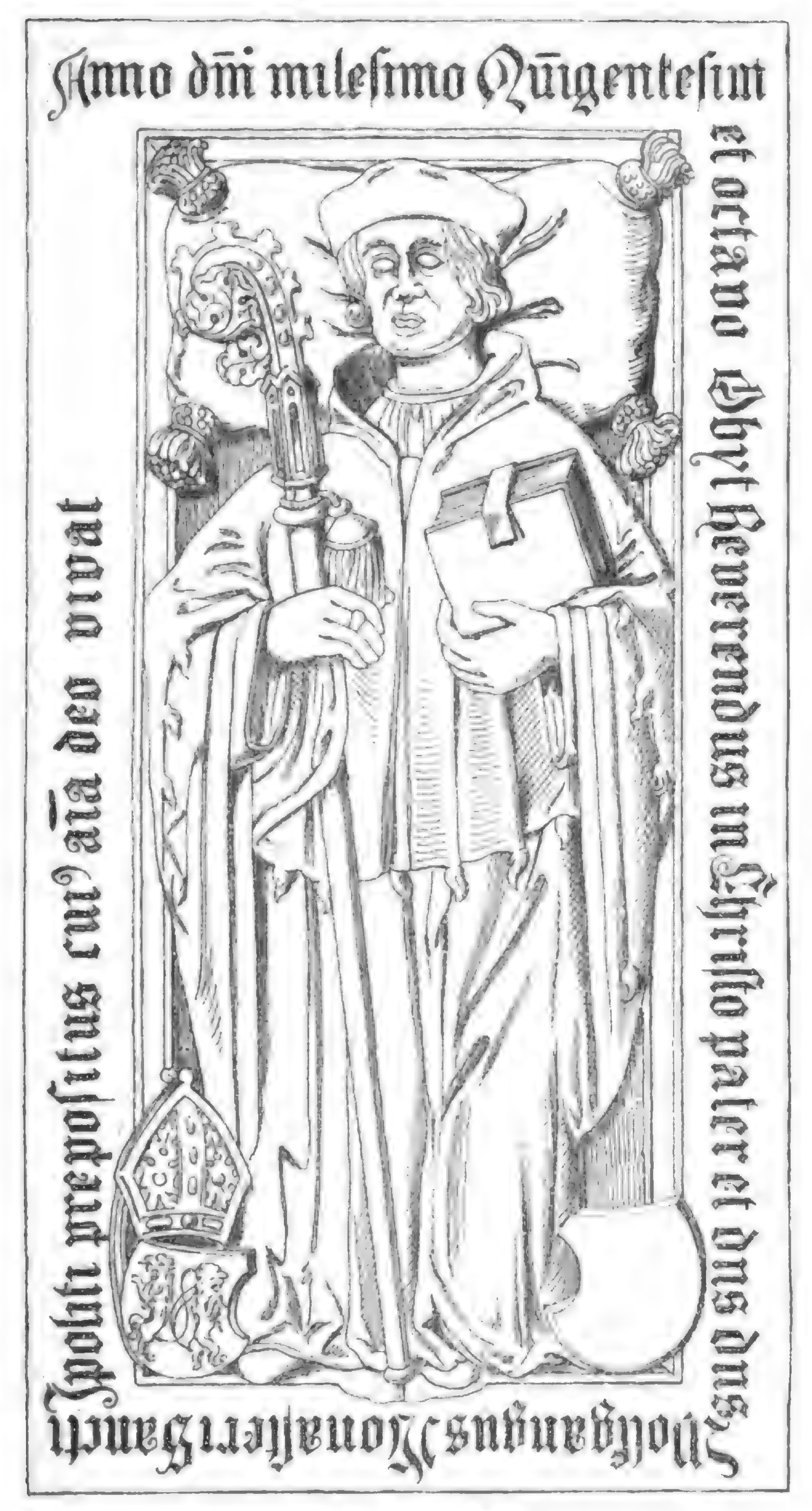
gewendet stehend, in der rechten die wappengezierte Rennfahne, mit der linken den mächtigen Kreuzgriff des Schwertes ergreifend; das Visier ist emporgeschlagen, das Antlitz, das mit besonderem Fleiße ausgearbeitet ist, unbedeckt und von edlem Ausdrucke. Beiderseits zu Füßen Wappenhelme der links deckt das Neidegger Familien-Wappen mit den drei schräg gestellten Muscheln. Der obere Theil des Bildfeldes wird durch Festons und Engelgruppen ausgefüllt. Die Legende am Bildrande erzählt, daß im Jahre 1502 am 10. October der (ingenuus) Herr Martin von Neideck dem Schöpfer den Geist zurückgab. *)

In der Stadtpfarrkirche zu Cilli befindet sich das in Fig. 2 abgebildete Grabmal. Eine aufrecht gestellt in die Mauer eingelassene Platte, darauf im kräftigen Relief die nach vorwärts gerichtete Figur eines ganz geharnischten Ritters herausgemeiselt ist. Das Antlitz unverhüllt, der Plattenharnisch im Charakter des 15. Jahrhunderts mit einem durch den Halsberg verlängerten Kinnstücke. Die Handschuhe mit gefingerten Händen, die rechte Hand ruhet auf dem mächtigen Griffe des mittelst eines Leibriemens befestigten Schwertes, die Linke auf dem Wappenschilde. Im tartschenförmigen Schilde das aus zwei Beilen zusammengesetzte Hiebeisen einer Hellebarde (Spitze und Schaft fehlen) aus einem gekrönten Dreiberge wachsend, welche Figur sich mit einem Hahnenfederbusch besteckt als Helmkleinod wiederholt.

Am Rande des Steines folgende Inschrift: hie . leit. . pegraben . der . edl vnd streng riter her andre . . . . obrister erbtruchsess in krain vnd haubtmann auff ober cili vnd ist gestorben am Svntag elizbeth 1503 jar. In den vier Ecken der Platte je ein Wappen mit einer Schriftrolle, darauf der entsprechende Familienname; rechts oben ein Stier mit einem Ringe durch die Nase, dabei Casper der Auersperger, links Casper der Ungnad mit dem Wolfen im Schilde, rechts unten Casper der Tschernembl und links das schon beschriebene Wappen mit der Hellebarde, dabei Casper der Hohenbarter, damit ist auch der fehlende Name des Verstorbenen gegeben.

Andreas der Hohenwarter (Hohenbarter), der nach dem Treffen bei Ustal in die türkische Gefangenschaft gerieth, kaufte mit seinem Bruder Stephan das Schloß Rabenstein bei Cilli (1465), war Hauptmann in der Metling, lieh 1490 dem röm. König Max 1200 ung. Goldgulden,

*) Alterthums-Verein XI. Band, Aufsatz von Dr. Lind.



(Fig. 4) St. Pölten.

1493 weitere 1500 rh. Gulden, wogegen ihm das Pfandrecht auf die Grafschaft Cilli eingeräumt wurde. In den Jahren 1478 und 1493 erscheint er urkundlich als Hauptmann auf Ober-Cilli. Schon 1478 erhielt er von Kaiser Friedrich das Verwesamt auf Montpreis.*)

Fig. 3 veranschaulicht das Grabmal des St. Georgs-Ritter-Ordens Hochmeisters Johann Siebenhirter † 1508 in Millstatt.

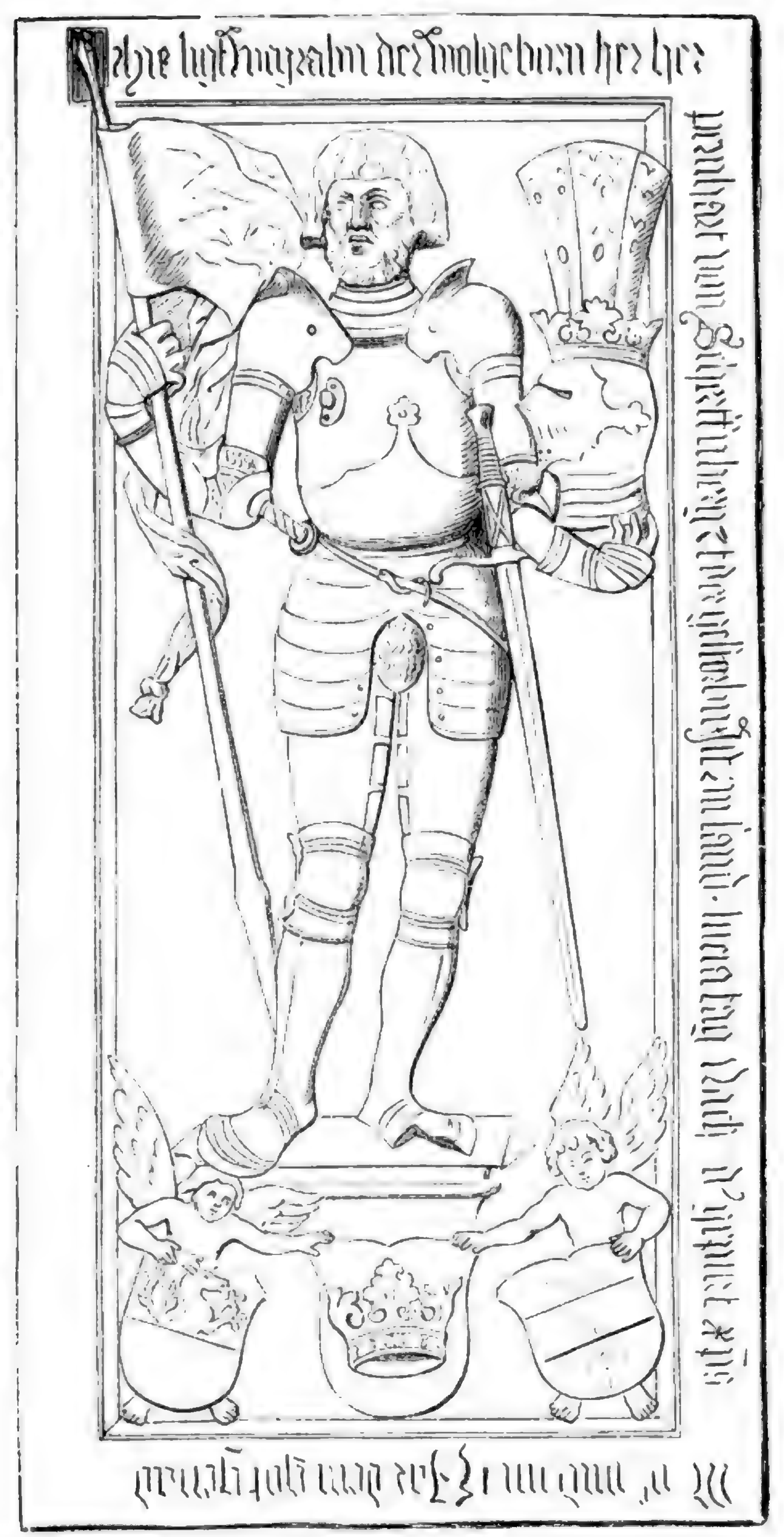
Kaiser Friedrich III. gründete mit Genehmigung des Papstes Paul II. (1. Jänner 1469) einen Ritter-Orden unter dem Schutze des h. Georg, dessen besondere Pflicht es war, gegen die wild heranstürmenden Türken zu kämpfen. Die Ritter leisteten den Eid auf unverbrüchlichen Gehorsam und ewige Keuschheit, jedoch nicht auf Armuth, blieben daher in dem lebenslänglichen Genuße ihres Vermögens. Das Ordenskleid war weiß mit einem rothen Kreuze.

Der junge Orden wurde mit Liegenschaften, besonders in Kärnten, reich ausgestattet und erhielt unter anderem die damalige Benedictiner-Abtei Millstatt als Hauptsitz angewiesen (1469).

Doch gering waren des Ordens Werke. Als die türkischen Schaaren 1476 und 1478 über Villach bis ins Geilthal und gegen Ober-Drauburg vordrangen, war er zur Gegenwehr zu schwach. Zwar hielten etliche Ritter zu Rechberg die s. g. Türkenklause, allein in offener Feldschlacht maß er seine Kraft nie mit dem Erbfeinde. Nach einem Jahrhundert bescheidenen Bestandes erlosch der Orden, der inzwischen den Hauptsitz nach Wiener-Neustadt verlegt hatte, ohne irgend ein Denkmal seiner Leistungen hinterlassen zu haben; ja die letzten Jahre seines Bestandes geben ein ziemlich trostloses Bild von Schwäche und Entartung. Die Zeit für Stiftung religiöser Kriegerorden war vorüber. Diesem Orden, der am Schlachtfelde zur Ehre der katholischen Kirche kämpfen sollte, folgte dessen Vermögen übernehmend ein anderer kriegerischer Orden, der der Jesuiten, der sich einen besseren und weniger blutigen Boden für seine erfolgreichen Kämpfe wählte.

Siebenhirter, der anfänglich des Kaisers Küchenmeister war, nachher Pfleger der Schlösser Forchtenstein und Eisenstadt und während der Belagerung der Wiener Burg an deren Vertheidigung thätigsten Antheil genommen hatte (1462), war der erste Hochmeister des Ordens. Er starb nach beinahe vierzigjähriger Leitung desselben. Sein rothmarmorner Grabstein, eine aufrechtstehende Platte, befindet sich in der linken Seiten-

*) S. Mitth. der Cent. C. für Kunstdenkmale. Aufsatz von Dr. Lind. S. LXXIV.



(Fig. 6) Lorch.

Capelle der Stiftskirche zu Millstatt. Wir sehen auf der Platte seine Gestalt im Ornate des Hochmeisters auf einem Hunde stehend. Die Rechte hält die Fahne, die linke Hand ruhet auf dem kreuzförmigen Schwertgriffe, unten rechts auf einer Tartsche ein männliches Brustbild mit einer über den Kopf gezogenen Capuze (Wappen der Siebenhirter), links ein Schild mit dem rothen Ordenskreuze im weißen Felde. Die Umschrift lautet: hie . leit . der . hochwürdig . vest . her . her . johans . sibenhirter . von . gottes . gnaden . der . erst . hochmaister . sand. . görgen . ordens . gestorbē . nach . christ . geburt. M. CCCCC. VIII. jar . X. tag . herbstmond.*)

Im Kreuzgange des im Jahre 1784 aufgehobenen Chorherrenstiftes St. Pölten sind nur mehr sehr wenige Grabmale erhalten, davon hier jenes des Propstes Wolfgang dieser Abtei erwähnt sei. Es ist eine rothe Marmorplatte, Fig. 4, in die Wand eingelassen, darauf die fast lebensgroße Gestalt eines Chorherrn im Ordenskleide mit Stab sammt Sudarium und der Ordensregel des h. Augustin. Die Mozetta ist mit einer kleinen Capuze versehen und mit Pelzquastchen am Rande besetzt. Das Haupt ist mit dem Piretum bedeckt und ruhet auf einem Polster. Das Antlitz, das zuverläßlich Porträt-Aehnlichkeit an sich trägt, wird vom langen lockigen Haupthaar umrahmt. Zu Füßen der Figur zwei tartschenförmige Schilde, der eine leer, der andere mit dem Stiftswappen und der Infel darauf. Die Legende am Schriftrahmen erzählt: Anno dni milesimo quingentesimo et octavo Obyt Reverendus in Christo pater et dns. dns. Wolfgangus Monasteri Sancti Jpoliti prepositus cuj. aia deo vivat. Wolfgang Hackinger erscheint 1495 als Propst dieses Stiftes. Er brachte dasselbe in sehr geordnete Vermögensverhältnisse, wußte dessen Ansehen nach außen zu erhalten und erwarb sich dadurch ein ehrendes Andenken. Er starb 1508 den 6. August.**)

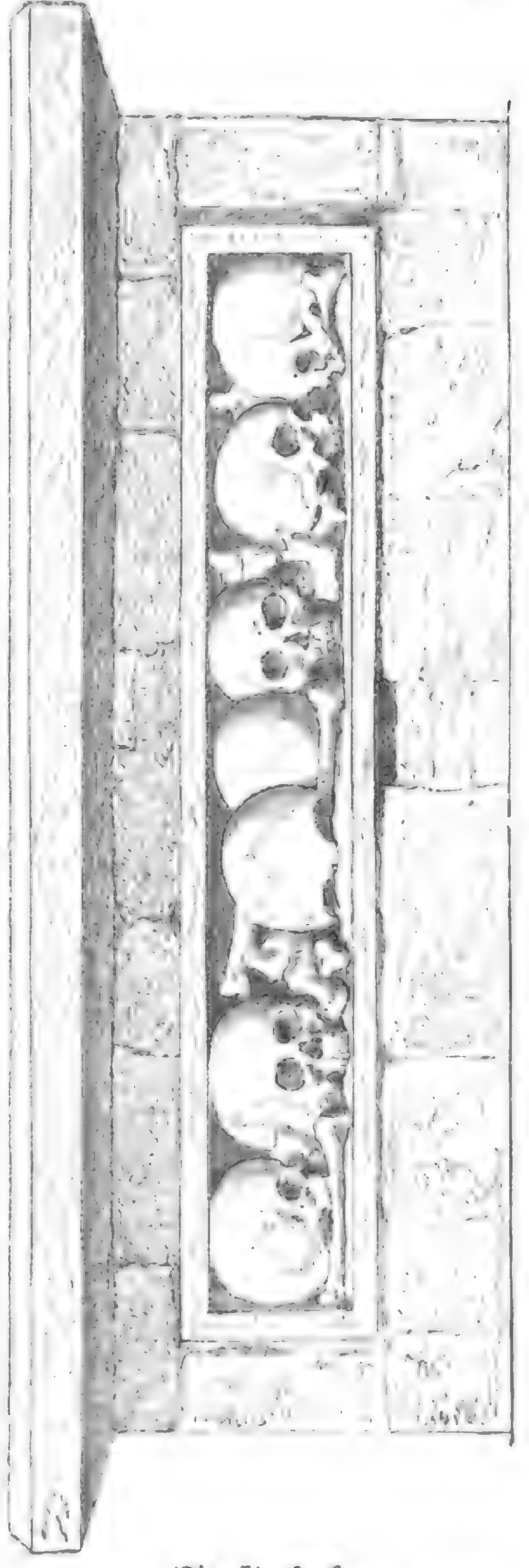
In der Grabcapelle zu Wilhering ist in die Wand eingelassen, ein Grabstein aus rothem Marmor, am oberen Theile mit einer Inschrift in fünf Zeilen versehen, die folgendermaßen lautet: Hye leit begraben der Edl vnd vest Sebastian Kirchperger, der gestorben ist am eritag vor unser lieben frawen tag Jrer schiedung anno domini M. CC CCC. und im XJ. jar. Darunter im vertieften Felde die geharnischte

*) S. Mitth. der C.-Com. f. Baudenkmale XIII. 169. Aufsatz von Bergmann.

**) Mitth. der C.-Com. f. Kunst- u. hist. Denkm. Jahrg. 1876 p. LVI. Aufsatz von Dr. Lind.

Gestalt des Ritters, in der Rechten das flatternde Panier, mit der Linken den Schwertgriff ergreifend, der Helm mit aufgeschlagenem Visier läßt das Antlitz frei. Auf der Brust der Rüsthacken, am Leibriemen der Dolch, an den breiten Schuhen Sporen. Zu rechten Seite steht eine behelmte Tartsche, darin zwei gekreuzte Streitkolben (Wappen der Kirchberg), gegenüber eine behelmte Tartsche mit einer Binde (Missendorf) (Fig. 5). Sebastian von Kirchberg besaß Seisenburg, Schmiding und Viehofen und war mit Susanna von Missendorf vermählt, er starb 1511.*)

In der altehrwürdigen Laurenz-Kirche zu Lorch begegnen wir in der der h. Anna geweihten Scherfenberg'schen Grab-Capelle dem colossalen Denkstein des Bernhard von Scherffenberg, der aus rothem Marmor angefertigt, an der Wand aufgestellt ist. Die drei Seiten der Umrahmung ausfüllende Umschrift lautet: Hie ligt wegraben der wolgeborn her her pernhart von Scherffnberg etc. der gestorben Jst am sand luciatag nach d'gepurt xps MVC und im 13 jar dem got genad.



(Fig. 7) Lorch.

*) Mitth. der C.-Comm. f. Kunst u. h. Denkm. Jahrgang 1881. S. XLVII Aufsatz von Winkler.

Der Grabstein (Fig. 6) zeigt uns im Bildfelde die lebensgroße Figur des Ritters mit zuverlässiger Porträt-Aehnlichkeit in vollständige Feldrüstung, entblößten Hauptes mit langen über die Stirn gestrichenen, daselbst und unter den Ohren gerade abgeschnittenen Haaren und kurze Vollbarte. Die Rechte umfaßt das breite in einer Quaste endende Panier, die Linke hält den gekrönten geschlossenen Turnierhelm mit dem Pfauenbusche aufrecht gestellt. Die Figur steht auf einem Sockel, darunter drei Schilde: in der Mitte der mit dem Scherfenberg'schen Wappen (Krone), links das Wappen von Bernhard's erster Gemalin Elisabeth von Fladnitz, rechts das der zweiten Gemalin Katharina von Stahremberg, beide Frauen. Schilde von Engeln gehalten.



(Fig. 8) Lorch.

Bernhard von Scherfenberg, Herr zu Spilberg, 1476 Feldhauptmann ob der Enns, schlug in diesem Jahre die Böhmen, die sich bei Grein verschanzt hatten, nahm ihnen Geschütz und alles Zeug ab, bewältigte 1478 Nußbach, Ottensheim und Hirschlag, überfiel die Stadt Rosenberg, und wurde nach Reinprecht's von Wallsee Abtreten Landeshauptmann ob der Enns, welches Amt er sechs Jahre innehatte. Er resignirte 1484 und wurde fürstl. Freising'scher Pfleger zu Waidhofen a. J. (1501), auch Regiments-Rath der n. ö. Lande. Für seine treuen Dienste, die er dem Kaiser Friedrich III. (IV.) im Kriege

gegen Mathias Corvinus leistete, erhielt er das auf einer Donau-Insel gelegene Schloß Spielberg zum Geschenke (1485). Er starb am St. Lucientag 1513. In erster Ehe hatte er vier Söhne und fünf Töchter; die zweite mit der schon erwähnten Katharina, Witwe des Reinprecht von Wallsee, blieb kinderlos.



(Fig. 9) Steyr.

Mit dem in Fig. 6 beschriebenen Monumente an der Wand war es aber nicht abgethan, denn über der Grabesstelle in Mitte der Capelle ist noch eine freistehende rothmarmorne Tumbe errichtet. Die Seitenwände derselben zieren in Sculptur ausgeführte reihweise geordnete Todtenschädel (Fig. 7), auf der Deckplatte sieht man die abscheuliche Darstellung

körperlichen Verfalles nach dem Tode. Wir geben hievon in Figur 8 eine Abbildung. Im Bildfelde ist ein im Verwesungs-Processe befindlicher Leichnam dargestellt. Das hautlose Haupt liegt auf einem Polster, Kröten hocken beiderseits der Augenhöhlen; um die Fußknochen, die stellenweise noch mit Sehnen- und Fleischresten versehen sind, winden sich Schlangen. Molche kriechen am Körper und in der offenen Brusthöhle macht sich's eine Kröte bequem. Die Brust ist fast ohne Haut und zeigt den Rippenbau. Zunächst der linken Hand eine Spruchrolle. Die Umschrift des Steines lautet: Hie ligt begraben der Bolgeborn her her Bernhart von Scherffenberg etc. der gestorben ist an sand luciatag nach der gepurt xps MVC. und im XIII jar dem got genädig sei. Wir können dieses Monument nicht verlassen, ohne über diese Verirrung der Kunst ein Wort des Tadels zu bringen.*)

Besonderes Interesse beansprucht das Monument des Baumeisters der gothischen Pfarrkirche in Steyr, des Wolfgang Tenk (Fig. 9) an der Außenseite derselben. Wir sehen Meister Wolfgang in der üblichen bürgerlichen Kleidung des XVI. Jahrhunderts vor dem Gekreuzigten knieen. Von ihm ausgehend windet sich ein Spruchband um das Kreuz. Das Kreuz wächst aus einem Felsen, an dessen Fuß ein Schild mit dem Meisterzeichen des Wolfgang. Zur Rechten hält die Figur eines Lehrlings einen Tartschenschild, darauf ein gerüsteter Arm aus den Wolken herabreichend, der im rechten Winkel gelegt den s. g. Flächenhammer vor sich in der Faust hält. Oberhalb beiderseits je zwei gekrönte Halbfiguren in Blatt-Ornamenten die verschiedenen Functionen des Steinmetz repräsentirend. Aus der unteren Inschrift ersehen wir, daß Meister Tenk 1513 gestorben ist. Die Darstellung der vier Gekrönten ist eine sehr seltene Beigabe auf Monumenten von Baumeistern, aber eine erklärliche, da diese als Patrone der Bauhütten betrachtet werden. Dieses Monument gibt uns in unserer Bilderreihe das erste Beispiel des Abgehens von der bisherigen strengen Auffassung der Darstellung auf den Grabmalen.**)

Der in Fig. 10 abgebildete Grabstein befindet sich in der Kirche des ehemaligen von Wolfgang v. Polheim gestifteten Paulinerklosters zu Ober-Thalheim. Er ist aus rothem Marmor angefertigt und steht in die Wand eingelassen zur Erinnerung an den ersten Priester dieses

*) Ber. d. Alt.-Ver. XI. B. p. 176 und Mitth. d. C.-C. f. K. u. h. D. 1881. S. CXXXVII. (Lind.)

**) Alt.-Ver. XI. Band. p. 178. (Lind.)



(Fig. 10) Ober-Thalheim.

Klosters, an Christoph v. Harrach, der ein so streng frommes und heiliges Leben führte, daß er — wie Hoheneck I. 319 sagt — billigerweise nicht unter die geringsten heiligen Männer desselben Ordens zu zählen ist. Die Umschrift lautet: „Hir ligt begraben der gnedig und edel Christoph von haroch des ordens d mindersten brued' dises kloster der gestorben ist nach cristi geburt MCCCCC und im XIII. jar an sand johans gots tauffers tag." Unter einem im Eselsrücken geschwungenen Spitzbogen, in dessen Zwickeln Brustbilder mit Spruchrollen (wahrscheinlich der Eltern Christoph's) angebracht sind, steht der Pauliner-Priester mit gefalteten Händen gegen die ihm von der linken Seite erscheinende Maria gewendet. Die Muttergottes trägt am linken Arm das nimbirte Christkind, am rechten den kleinen Johannes. Unter Marien das Harrach'sche doppelt behelmte Wappen. Christoph von Harrach war der zweite Sohn des Leonhard II. und der Margaretha Berner von Rauhenschachen. *)

In der Thannhausen'schen Familien-Capelle der Dominicaner-Kirche zu Friesach befindet sich das schöne Denkmal des Balthasar Thannhausen † 1517 (Fig. 11). Es ist eine rothe Marmorplatte von ungewöhnlichen Dimensionen. Im vertieften Bildfelde die lebensgroße, vorwärts gewendete, auf einem liegenden Löwen stehende Gestalt eines Ritters, mit der Rechten das auf den Rücken des Löwen gestützte Panier haltend. Der Ritter ist im vollen Feldharnische dargestellt, das Visier emporgeschlagen, die Linke auf den Schwertgriff gelegt. Das Wappen der Thannhausen (ein Adlerfuß) erscheint auf der Fahne, drei andere Wappen sind im Bildfelde verschiedenartig vertheilt. Links oben das Wappen der Gattin aus der Familie Freiberg; rechts unten das der Ackerl, der Familie der Mutter Balthasar's und ein Wappen, das noch nicht zugewiesen ist, links unten.

Am Rahmen folgende Umschrift: Hie leit begraben der Edl vnd gestreng Ritt Her waltasar Tanhausen zw Tiernstain haubtman vnd vitztvm zw Friesach der gestorben ist am XVIII tag des monadts julii nach cristi geburt M. D. XVI. dem G. genad.

Balthasar, vermählt mit Barbara v. Freiberg, bekam 1480 die Pflegschaft des Schlosses Lichtenstein bei Judenburg, 1496 Schloß Dürrenstein bei Friesach, endlich brachte er 1513 Schloß Tanzenberg an sich.

*) Mitth. der C.-C. f. K. u. h. D. 1883 p. LXXIX. Wintler.



(Fig. 11) Friesach.

Als Kriegsmann kämpfte er 1482 bei Mariahof gegen die Ungarn. Nach Beendigung des ungarischen Krieges wurde er mit der Verwaltung der confiscirten Lichtenstein-Murau'schen Güter betraut, auch wird er von Kaiser Friedrich als dessen Rath und Hauptmann in der oberen Steiermark genannt. Unter Kaiser Max I. (1506) erscheint er als Hauptmann und Vicedom in Friesach.*)



(Fig. 12) Villach.

Aufmerksame Beachtung verdient das Monument des Georg Leinniger in der Kirche zu Villach, das aber nicht mehr an seiner ursprünglichen Stelle steht. Das Monument besteht aus einer rothmarmornen Platte mit breitem Inschriftrahmen um das vertiefte Bildfeld, darin sich das nicht ganz lebensgroße Bildnis des Verstorbenen

*) v. Beckh-Widmannstetten in den Mitth. der Cent.-Comm. f. K. u. h. D. 1880. p. 29.



(Fig. 13) Reichersberg

zeigt. Die Legende erzählt, daß im Jahre 1517, am 31. Januar, Georg Leinniger von Hardeck, der Stifter einer Capelle in der Pfarrkirche, starb. Georg Leinniger ist als Ritter dargestellt, er steht auf einem Löwen, etwas gegen links gewendet, statt des Helmes trägt er eine Art Mütze am Kopfe. Helm, Schwert, die Lehenfahne mit dem Wappenbilde (einem Schenkenbecher), endlich der tartschenförmige Schild fehlen nicht. Links zu Haupt der Figur sieht man das Zeichen des Mäßigkeitsordens mit Kannenkette, Muttergottesbild und Greif sammt Spruchband (Fig. 12) *).

Hoch interessant ist das Grab Wolfgang's v. Ahaim im Stifte Reichersberg. Wolfgang von Ahaim (Aham, Ahaimb) zu Wildenau, Erbkämmerer des Hochstiftes Passau (1480), Salzburgischer Pfleger zu Mühldorf (1492), Hofmeister des Herzogs Albrecht von Bayern (1493), Kriegshauptmann (1504) starb am 24. März 1517. Er war verheiratet mit Barbara von Preising. Die rothmarmorne Platte enthält am breiten Inschriftrahmen folgende Legende: Hie liegt begraben der Edl Gestreng her Bolfgang von Aham zu Wildenaw, Ritter des hohen Stifts Passaw Erbcammermaister Ettwo haubtmann zw Salczpurg und nachfolgend Des Durchl. hochgebornen Fürsten Herzogen Albrechts von Baiern Hofmeister ist gestorben am 24 tag Marczen Anno Dni 1517 Jar den got genad Amen.

Im Bildfelde sieht man die stehende Figur des Ritters in Dreiviertelwendung nach vorn in voller Rüstung, am Kopfe den Wappenhelm mit den bebarteten Hörnern. Der Ritter ist mit dem mächtigen Schwert umgürtet und hält in der Rechten den Streithammer, in der Linken die langwimpelige Fahne mit dem Wappenthier der Familie: dem Leopard. In den Ecken des Schriftrahmens die Wappen der Ahaim, Volkerstorfer, Preising und Tannberg. Des Wolfgang's Mutter stammte aus dem Hause der Volkerstorfer, die Mutter Barbara's von Preising aus dem der Tannberge (Fig. 13) **).

In der ehemaligen Nonnenklosterkirche zu Erla an der Donau finden sich zahlreiche Grabmale der Aebtissinen. Hier seien nur zwei davon erwähnt. Zunächst jenes der Aebtissin Agathe von Tannberg, von der man erzählt, daß sie die Zügel des Klosters mit energischer Hand geführt und für Ordnung und bessere Vermögensgebarung gesorgt

*) Mitth. der C.-Com. XIX. f. 142. Dr. Lind. Ueber diesen Orden f. Jahrbuch des Vereins für Volksschriften. VI. Jahrgang. p. 74.

**) Alt. Ver. XXI. Band f. 44. (Meindl.)



Anno xpiano - 15 obyt
nobilis & R. dna Agatha de Tanberg Abbatissa huius

(Fig. 14) Erla.

habe, obwohl in letzterer Beziehung nicht alles so richtig zu sein scheint, da sie wohl viele Liegenschaften erwarb, dafür aber auch viele Schulden contrahirte. Sie stand seit 1467 dem Kloster vor und soll 1519 gestorben sein. Ihr Grabmal befindet sich im Presbyterium und zeigt die geistliche Frau unter einem gothischen Ornament stehend in der Ordenskleidung mit Stab und Ordensregel. Oben in den Zwickeln und zu den Füßen Wappen. Die Inschrift ist unvollkommen erhalten, auch fehlt darauf das Todes-Datum. (Fig. 14.)*)

In der Propsteikirche zu Friesach erscheint uns ein Grabmal der besonderen Würdigung werth; es befindet sich im südlichen Seitenschiffe an der Wand befestigt; ein mächtiger rother Marmorstein, in dessen vertieftem Bildfeld, ein Priester im weiten faltigen Chorrocke, das Haupt auf einem bauschigen Kissen ruhend, dargestellt ist (Fig. 15). Um die Schultern die Mozette, am Haupt das Piret, die Hände gefaltet, in der Beuge des linken Armes ruhet das Evangelium. Es ist laut der Umschrift das Grabmal des Coloman Brunnmeister, Doctor der Theologie und Propstes des Collegiat-Capitels in Friesach, der am 21. August 1521 starb. In der unteren Ecke des Schriftrahmens je ein Wappen — rechts ein Ziehbrunnen, links eine Bärentatze von der Fläche aus gesehen.**)

In Ulrichskirchen befindet sich an der Außenseite der Pfarrkirche eine rothe Marmorplatte, darauf im vertieften Bildfelde die lebensgroße Figur eines vollständig gerüsteten Ritters; er ist stehend dargestellt gegen vorn gewendet, der Helm mit reichem Federschmuck und merkwürdigerweise das Visier herabgelassen, so daß man im Sehloche nur das rechte Auge durchblicken sieht; am Brustharnische der Rüsthacken, die linke Hand ruhet am Kreuzgriffe des breiten Schwertes, das mittelst Leibriemen befestigt ist, rechts der Dolch zum Gnadenstoß, in der rechten Hand endlich die mächtige über seinen Kopf flatternde Lehensfahne. Zu Füßen beiderseits je ein Wappen. Um das Bildfeld zieht im Schriftrahmen folgende Inschrift: Hie ligt begraben der Wohlgeborn herr herr Hanns von Zelckhing ist gestorben den 15 Tag Juli 1525 Jar vnd sein gemahl Fraw Magdalena ein geborne von .... die ist gestorben den 26 tag 1534 Jar, got sey Ihnen allen genedig (Fig. 16). Die Inschrift gibt somit Nachricht, daß dieser interessante Grabstein dem Andenken des

*) Alt.-Ver. XIV. Band p. 75. Dr. Lind.

**) Mitth. d. C. Com. VII. u. F. 37. Beckh-Widmannstetten.



(Fig. 15) Friesach.

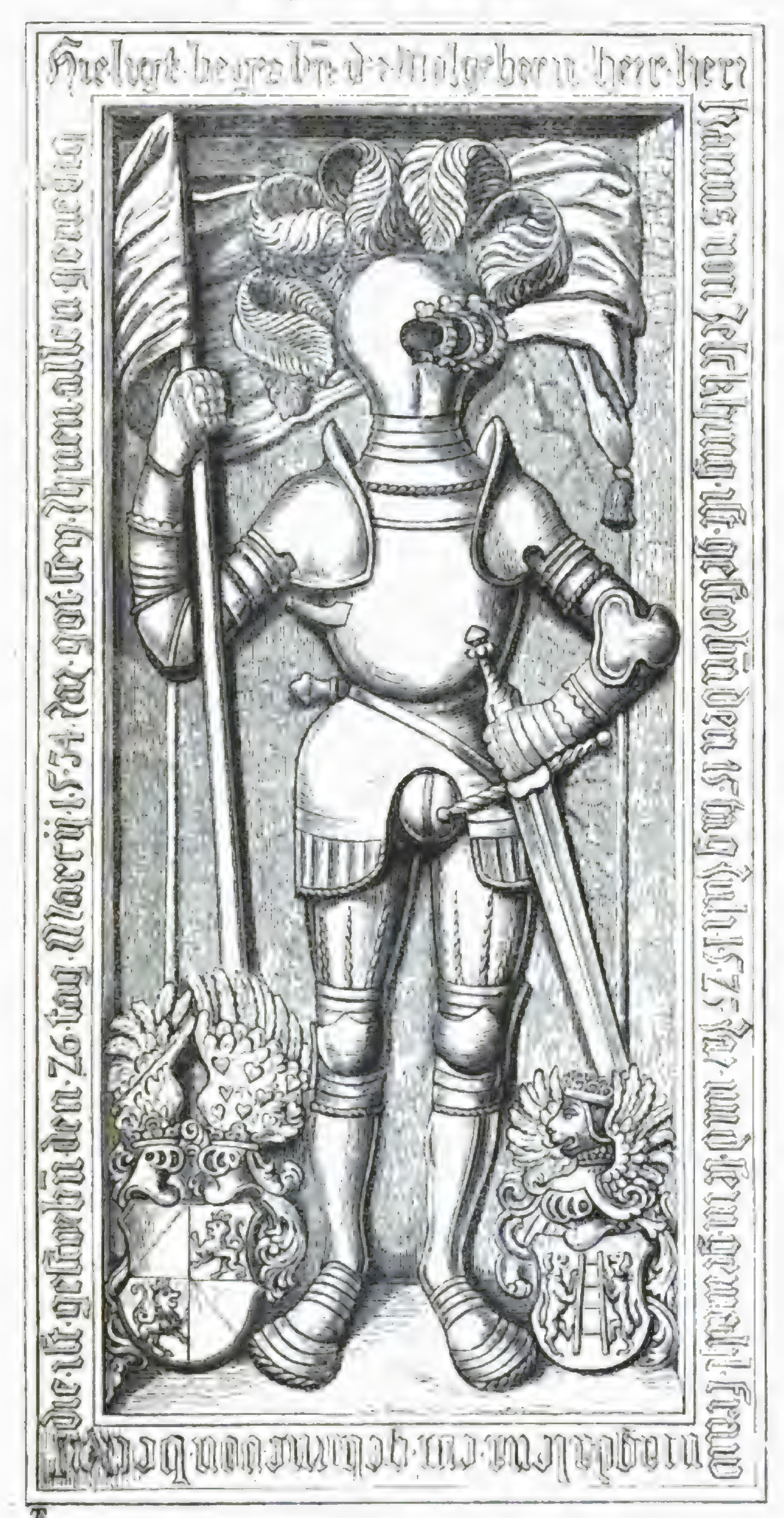
Hanns von Zelking † 15. Juli 1525 und seiner Gattin Magdalena † 26. März 1534 gewidmet ist. Das Wappen zu Füßen der Figur rechts ist jenes der Zelking. Hans von Zelking war der zweite Sohn des Christoph von Zelking, † 1491, und der Margaretha von Pottendorf, er war Truchseß und 1491 Pfleger von Freistadt. Er war vermält mit Magdalena des Hans Pern von der Leiter Tochter; das andere Wappen links mit der Figur einer von zwei Hunden gehaltenen Leiter gehört dieser Familie an.*)

In der Capelle der verfallenen Burg zu Graupen in Böhmen befindet sich das in Fig. 17 abgebildete Grabdenkmal, das sich ehemals im Kloster Graupen befunden haben soll. Auf der Mergelsteinplatte, die in zwei Theile zersprungen ist, sehen wir die lebensgroße Figur einer Edeldame dargestellt, welche wie die fragmentirte Inschrift besagt, die Frau des Gregor von Břesovic war und 1525 verstarb. Das Haupt und das Gesicht der noch jugendlichen Frau sind mit dem üblichen Schleier umhüllt; sie trägt einen faltenreichen Mantel mit eckigem Kragen, zwischen welchem ein zierliches Schnürleibchen sichtbar wird. Die Arme sind gekreuzt, die feinen Hände halten mit leichtem Drucke den Mantel zusammen, dessen naturgemäße Falten mit großer Sorgfalt behandelt sind.**)

In der Capelle der Kirche zu Mining in Ober-Oesterreich ist in die Wand eingelassen ein Monument von rothem Marmor, eines der schönsten Grabdenkmale, bereits vollständig im Style der Früh-Renaissance ausgeführt. Die Umschrift erzählt uns, daß hier der edle Peter Baumgartner zum Frauustein, beider Rechte Doctor, bestattet ist, der am Sanct Barbara-Tag 1526 starb. An den Ecken der Umschrift sind vierblättrige Rosetten eingesetzt. Unter dem reichverzierten nach innen abgestuften Rundbogen mit einem Muschel-Ornament im Tympanon, der auf zwei viereckigen Säulen ruhet und in dessen Zwickel Ecken zwei Medaillons angebracht sind, ist die lebensgroße Gestalt Baumgartner's dargestellt. Er kniet, hält die Hände vor sich gefaltet, ist mit Flausmantel und Doctorhut bekleidet, zu seiner Rechten das Wappen der Baumgartner und links das der Trenbach. Auf dem unteren Sockel zwischen zwei mit Blatt-Ornamenten verzierten Pilastern liegt mit gekreuzten Händen und ausgestreckten Beinen ein in der Verwesung begriffener Leichnam, dabei

*) Mitth. d. C.-C. f. K. u. h. D. 1878. p. CIII. (Lind.)

**) s. Gruber, die Kunstdenkmale des Mittelalters in Böhmen IV. 151.



(Fig. 16) Ulrichskirchen.

„1527" das Jahr der Aufstellung des Monuments. Peter Baumgartner war mit Anna, Tochter des Wilhelm von Trenbach vermält (Fig. 18)*).



(Fig. 17) Graupen.

Im Kreuzgange des Chorherrenstiftes Reichersberg ist das in Fig. 19 abgebildete rothmarmorne Monument des Stiftspropstes Matthäus Pirkner (1495 — 1527) aufgestellt. Er zählt in der Reihe der Stiftsvorstände als der XLI. und war Ehren-Caplan Kaisers Max I. Im Bildfelde, das oben mit spät gothischem Ornament geziert ist, sieht man die nach vorn gewendete Figur des Propstes in der Ordenstracht, mit

*) Mitth. der C.-Comm. f. K. u. h. D. 1880. p. CXXIX. (Winkler.)

den Händen ein kostbares Reliquienkreuz vor sich haltend. Zu Füßen zwei unbehelmte Schilde, die Flügel der Plainer, das Wappen des Stiftes, und ein Thurm mit umgebender Mauer, das Wappen Pirkner's Die Umschrift lautet: Anno domini 1527 vicessima die julii obiit venerabilis Dominus matheus propositus huj. ecclesie cujus anima deo vivat *) (Fig. 19).

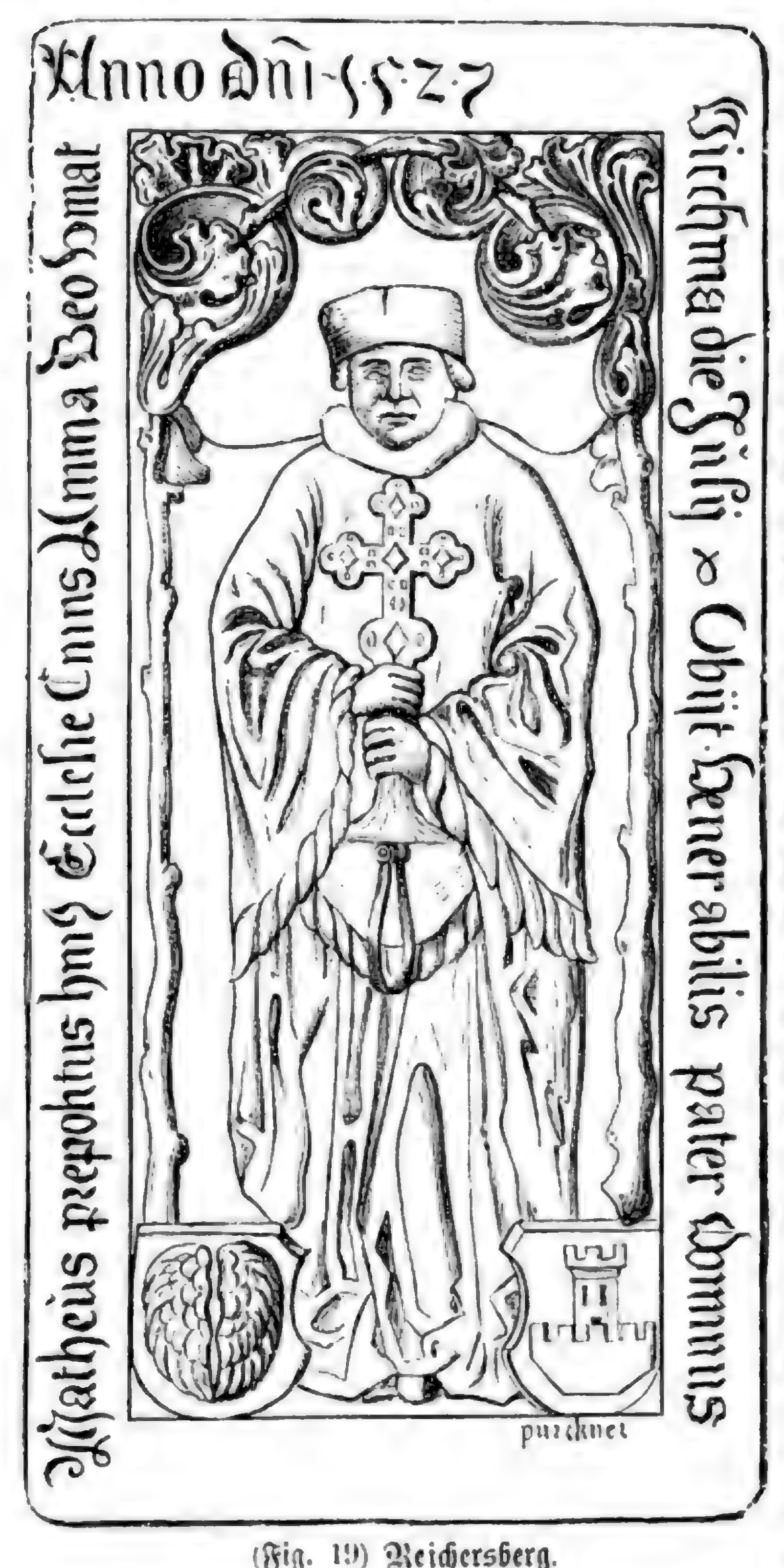


(Fig. 18) Mining.

Die Kirche zu Guttenstein enthält drei mittelalterliche Grabmale, davon zwei in diesen Blättern besprochen werden sollen. Das eine, eine wenig geaderte rothe Marmortafel befindet sich in der Vorhalle der Kirche in der Mauer eingelassen. Darauf sehen wir innerhalb eines aus stylisirten Blättern gebildeten Rundbogens eine Frauengestalt, interessant durch das Costume, einen Rosenkranz in den Händen haltend. Zu Füßen derselben zwei Wappen, das der Familien „von der Dörr" und der

*) Ber. des Alt.-Vereines 1822. (Meindl.)

Raunach. Die Umschrift erzählt uns, daß Frau Ellena von der Dur geporne von Raunach am S. Mathaeustag 1529 starb (Fig. 20) *).



(Fig. 19) Reichersberg.

Unter den zahlreichen Grabmalen, die die Marktkirche zu Melk enthält, glauben wir jenes des Wolfgang Lappicz von Rappoltenkirchen † 1530 als das merkwürdigste ausdrücklich hervorheben zu sollen (Fig. 21).

Eine sehr große dunkelrothe Marmorplatte an der Wand befestigt neben dem Aufgange zum Musikchor, darauf die lebensgroße Figur eines geharnischten Ritters. Das Visier des mit Federn geschmückten Helmes ist in die Höhe geschlagen und zeigt ein bärtiges Antlitz von edlem, strengem Ausdrucke. Die linke Hand liegt am Schwertgriffe, in der rechten hält die Figur die flatternde Lehenfahne. Das Wappen zu Füßen rechts zeigt einen (schwarzen) einköpfigen Adler im (goldenen) Felde und am Helme als

*) Berichte des Alt.-Vereines 1875. (Lind.)

Zimier. Die Figur steht unter einem Rundbogen, in dessen Zwickeln Medaillons mit Köpfen. Die Umschrift lautet: Hie ligt begraben der Edl vnd vest Wolfgang von Lappicz zw Rappoldenkirchen, der gestorben ist an pfinczta g nach unser lieben frauentag Jrer gepurt Anno domini M.CCCCC. vnd Jm XXX Jar dem Got genadig sey.

Die Familie Lappitz führte ursprünglich den Namen Kuzal. Nachdem sie ihre Güter in Kroatien in Folge der Türken-Invasion verloren hatte und nach Oesterreich ausgewandert war, hatte sich Andreas von dem erworbenen Gute Lappitz benannt. 1503 erwarb er Herrschaften Rappoltenkirchen und Zeilern in Nieder-Oesterreich durch Kauf. Sein



(Fig. 20) Guttenstein.

Sohn Wolfgang war 1511 Pfleger des Bischofs von Freising in Waidhofen a. J., er erschien unter der österreichischen Ritterschaft auf den Landtagen zu Krems (1508) und Wien (1524). Er starb am 14. September 1530, nach dem ehemals in der Melker Kirche befindlich gewesenen Grabschilde aber am 15. September. Seine Frau Rosina



(Fig. 21) Melk.



(Fig. 22) Erlakloster.

Hochenbergerin, war Mutter von 4 Söhnen und 15 Töchtern, also 19 Kindern.*)

Aebtissin Benigna von Weix erscheint um 1541 an der Spitze des Erla-Klosters. Unter ihr sank das Vermögen des Klosters so sehr, daß es nicht möglich war, irgend welche Leistungen an Steuern ꝛc. von demselben einzuheben. Sie war trotzdem eine sorgfältige Hausfrau und bestrebt die Rechte des Klosters zu erhalten, sie starb 1531. In Fig. 22 ist das Grabmal abgebildet. Wir sehen innerhalb des Schriftrahmens im Bildfelde, dessen Hintergrund nach Art einer ornamentirten Nische behandelt ist, die Gestalt der Aebtissin im Ordenskleide mit Pedum sammt Sudarium und der Ordensregel. Die Legende sagt: Anno dni 15 . . den . . . . . starb die Erwirdig in got fraw fraw Benigna von Weix Abtissin des würdigen Gotthaus zu Erlakloster (Fig. 22). Das Todesdatum fehlt.**)

In der Thurmhalle der Kirche zu Guttenstein sind zwei Monumente aufgestellt, das des Felician von Petschach † 1537 und seiner Gattin Magdalena, einer gebornen von der Dörr, der Tochter der sub Fig. 20 besprochenen Frau Ellena v. d. Dörr, die 1532 starb. In der Mitte des Bildfeldes der rothmarmornen Platte sieht man die Gestalt der hier verewigten, nach dem Bilde zu schließen etwas corpulenten Frau in der Tracht ihrer Zeit, ebenfalls den Rosenkranz in der Hand und gerade gegen vorwärts gewendet. Zu Füßen das Wappen der Petschache und v. d. Dörr, beide Schilde unbehelmt (Fig. 23)***).

In einer Seiten-Capelle der Pfarrkirche zu Villach ist das Grabmal des Sigismund von Dietrichstein, geboren 1480, aufgestellt. Von Jugend auf am kaiserlichen Hofe lebend, hatte er sich als Kriegsmann die Freundschaft Kaiser Max I. erworben; 1515 in den Freiherrnstand erhoben, wurde er später geheimer Rath, Landeshauptmann der Steyermark und Statthalter der n. ö. Lande. Er hatte Barbara des Georg von Rottal Tochter zur Frau. An seiner Hochzeit nahm Kaiser Max und König Wladislaw von Ungarn theil. Eine lange Inschrift zunächst des Monuments erzählt, daß Sigmund von Ditrichstein auf dem Schlosse Finkenstein bei Villach am 13. Mai 1533 im 54. Jahre

*) Berichte des Alt.-Ver. II. 240. (Dr. Lind.)
**) Alt.-Ver. XIV. B. 76. (Dr. Lind.)
***) Alt.-Ver. XV. B. S. 85. (Dr. Lind.)

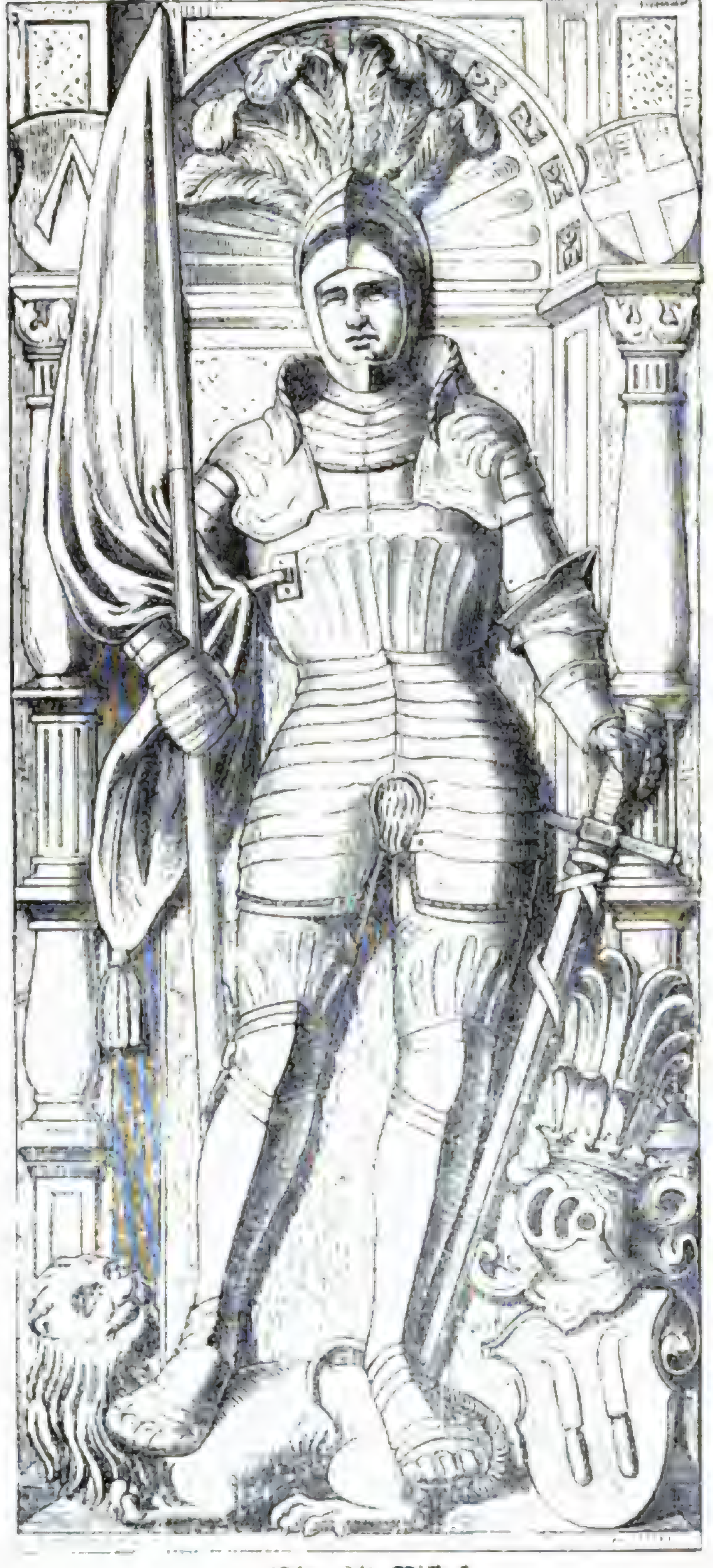
starb. Das Monument hat den Charakter eines Altars mit mensaartigem Unterbau. Die Mitte des Aufbaues nimmt eine rothe Marmorplatte ein, darauf en relief die aufrechte Figur eines Ritters auf einem Löwen stehend, die Rechte am Schwertgriffe, in der Linken die Fahne. Das Visier des mit vielen Federn besteckten Helmes ist in die Höhe geschoben. Zu Füßen das bekannte Dietrichstein'sche Wappen sammt Helm. Der Hintergrund ist architektonisch behandelt, bildet eine reich verzierte Nische, deren Halbkuppelgewölbe auf Säulen ruhet. Ober den Säulen zwei Wappen (das rechts der Rottal). Der Grabstein entbehrt der Inschrift, doch besteht über seine Zuweisung in Folge der Inschrift nebenan kein Zweifel. (Fig. 24) *).



(Fig. 23) Huttenstein.

Aus dem Cistersienser Stiftskirche zu Wr.-Neustadt haben wir einiger Grabmale Erwähnung zu thun. Zunächst besprechen wir eine rothmarmorne Platte, darauf in Flach-Relief

*) Mitth. d. Centr.-Comm. XIX. p. 145. Dr. Lind.



(Fig. 24) Villach.

das Bild einer älteren Frau im langen faltenreichen Kleide mit enganliegenden Aermeln dargestellt ist, die durch eine Schlitze des weiten Ueberkleides herausreichen, die Hände zierlich gefaltet, mit der gegen Mitte des XVI. Jahrhunderts üblichen Kopfbedeckung, die zugleich die Stirne, Hals und Kinn bis über den Mund bedeckt. Zu den Füßen der Frau zwei Wappen, das der Puchaimb und derer von der Dörr oder Dürr. Das Grabmal ist gewidmet der Frau Engelburg, gebornen von „P u ch a m b," Gattin des Jacob v. d. Dürr, die sammt ihrem Sohn Georg hier begraben liegt, gestorben am 10. November 1548 (Fig. 25).

In der Pfarr-

*) Alt.-Ver. XV. Band. S. 16 (Klinge).



(Fig. 25) Wr. Neustadt.

kirche zu Efferding befindet sich rechts an der Wand ein Grabstein aus rothem Marmor (Fig. 26) mit folgender Randschrift: Hie ligt . begraben . der hoch vnd wolgeborn graf . vnd . her her . jörg . graf . zv . berg . obrister . erb: marschalch . in . osterreich . vnd . steier . gestorben. 1554 jar.

Im vertieften Felde des Grabsteines steht die geharnischte Figur eines Ritters im gothischen Gratenharnisch mit den Schallern auf dem Haupte und mit dem Halsberge, in der Rechten das Panier, die Linke am Schwertgriffe, auf einem Löwen stehend, dessen Zogel sich um den linken Fuß der Figur schlingt. Beiderseits in der Kniehöhe je ein Wappen, rechts das von Schaunberg, links das Wappen der Arco.

Georg Graf Schaunberg war 1472 geboren, starb somit im 82. Jahre. Er erwarb 1501 die Herrschaft Rosseg in Kärnten und war im Aufgebote gegen Venedig Hauptmann des Hausruckviertels, fertigte 1519 die Landesordnung und ging mit der Gesandtschaft an die beiden Brüder Karl V. und Ferdinand I. nach Spanien. Nach seiner Rückkehr gerieth er in Fehde mit Michael Oberheimb, den er gefangen nahm. Bei der Taufe des Kaisers Ferdinand I. Tochter: Elisabeth zu Linz am 9. Juli 1526 vertrat er Pathenstelle. Im Jahre 1552 empfing er in Schaunburg den durchreisenden Herzog Albrecht von Bayern, mit dem er — obwohl achtzig Jahre alt, podagralisch und fast blind — noch einen wackeren Trunk machte. Seine Gemalin war Genofeva, Tochter des Grafen Andreas von Arco. Er hatte drei Söhne und fünf Töchter als Nachkommenschaft, doch überlebte ihn nur ein Sohn, mit dem dann das alte Geschlecht der Schaumberger erlosch. Die Güter gingen mit Jorg's Tochter Anna an die Stahremberge über.*)

Fig. 27 zeigt den Leichenstein, den sich der zweite Hochmeister des schon erwähnten Georgs-Ritterordens Johannes Geimann † 1555 setzen ließ. Er befindet sich ebenfalls in der Kirche zu Millstatt und zwar in einer an die Kirche angebauten, der Grabstelle Siebenhirtens gegenüber liegenden Capelle, durch deren Anlage der Kreuzgang in zwei nicht verbundene Theile untertheilt wird. Geimann wählte den Ort seiner Ruhestätte selbst und durch ihn wurde dieser übel angebrachte Einbau in den Kreuzgang veranlaßt. Das Monument, eine reich bemalte und vergoldete Steinplatte, ist in die Mauer eingelassen und zeigt im vertieften Felde

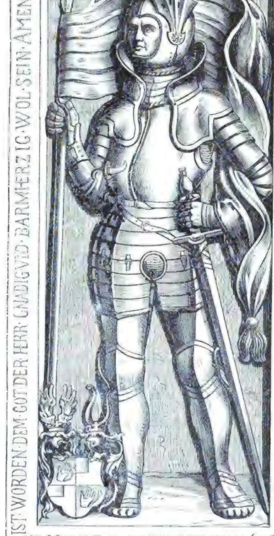
*) Mitth. der k. k. Centr.-Comm. f. Kunstdenkmale VIII. p. XLIII (Winkler).

den Hochmeister in voller Rüstung mit dem Ordenskreuze auf der Brust, aufrecht stehend auf einem Löwen, das Haupt mit einer niederen Mütze bedeckt, die Linke auf den Schwertgriff gelegt, den Helm zwischen den Füßen und neben dem linken Fuße das Wappen seiner Familie mit dem



(Fig. 28) Villach.

goldenen Eichenblatte im quergetheilten Schilde. In der Rechten hält er die rothweiße langwimpelige Ordensfahne, unter welcher man die Kaiserkrone gewahrt, darunter der Ordensschild mit dem Kreuze und zwei



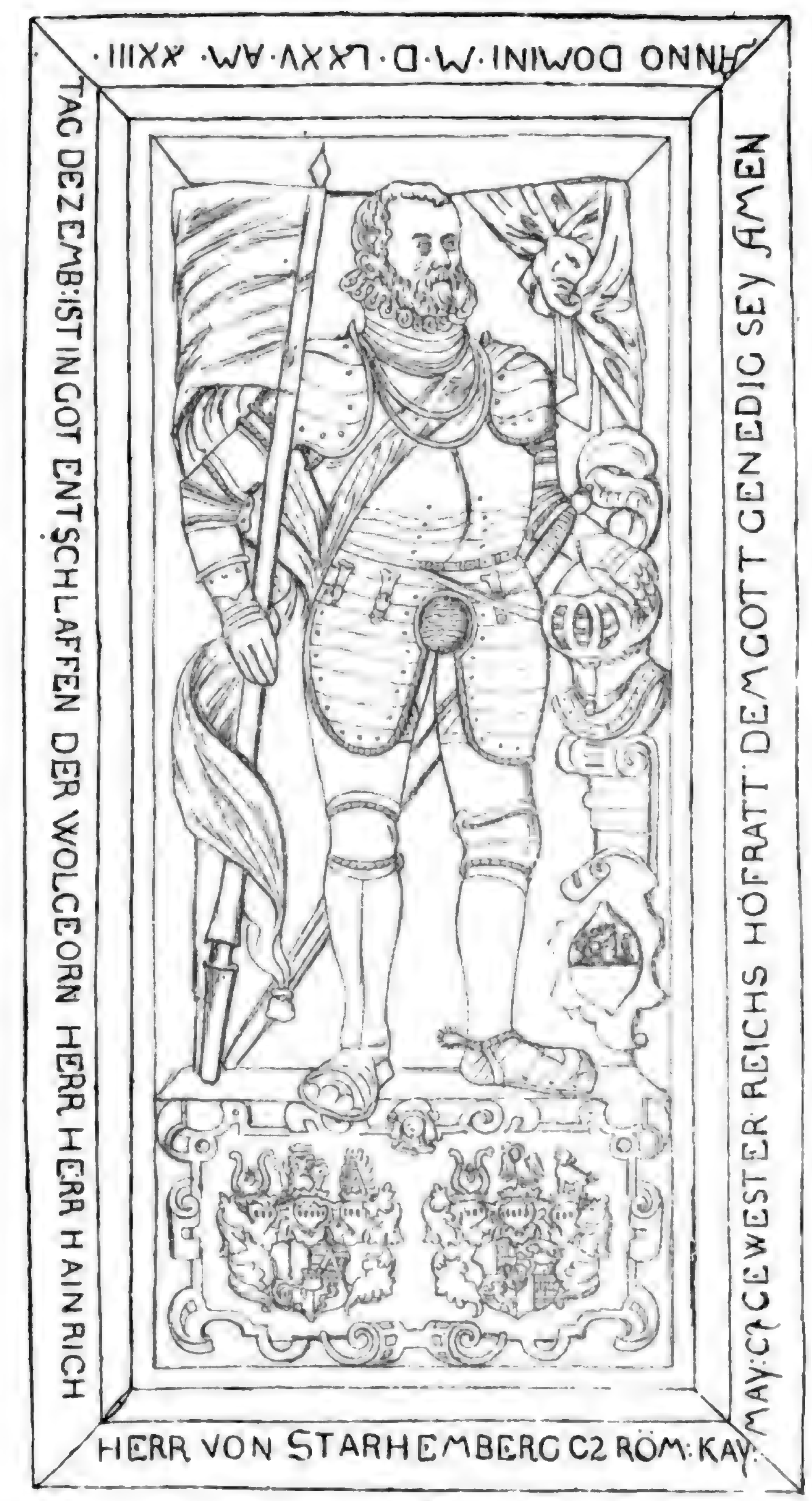
(Fig. 29) Wr. Neustadt.

kleine Tartschen, auf deren einer sich das Geimann'sche Wappen wiederholt. Das Bildfeld ist oben mit einem aus Astwerk und Zweigen gebildeten festonähnlichem Ornament verziert. Die Umschrift lautet: Hie . leit . begraben . der hochwürdig . fürst .vnd . her . her . Johan . geiman . der . ander . hochmeistē . Sant . jorges . ordēs . stiftē . der . ewig . mess vnnd . liechts dieser . capell . gestorbē im 1 . 5 — jar dem . got . genad. Da die Jahreszahl nicht ausgefüllt ist, welche richtig 1555 heißen soll, ist mit Recht anzunehmen, daß sich Geimann den Stein noch bei Lebzeiten anfertigen ließ. Ueber diesen und die Familie Geimann (Geymann), die in den Freiherrnstand erhoben, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erlosch s. Wißgrill Schauplatz des n.-ö. Adels III. 304, dann Hoheneck und Mitth. der C.-C. für Baudenkmale XIII. 173.



(Fig. 31) Wr. Neustadt.

Interessant ist der Grabstein des Christoph von Khevenhüller und seiner beiden Frauen in der Stadtkirche zu Villach. Er hat eine altarähnliche Gestalt, besteht aus einer Art Mensa, darauf der Bildstein steht (Fig. 28), der zu oberst mit einem kleinen Giebelbau (Inschrifttafel mit Wappen) abschließt. Das Hauptbild ist mit Pilastern eingerahmt, deren Flächen mit sehr schönen Renaissance-Ornamenten eingefaßt sind. Auf dem Bildsteine sieht man in ganz vorzüglich ausgeführtem Relief und in schöner lebensgroßer Zeichnung die Gestalten Christoph's und seiner beiden Frauen. Sie knien vor dem Gekreuzigten, er rechts, links die beiden im Anzuge fast gleich behandelten Damen, alle



(Fig. 32) Hellmonsöd.

mit vor sich gefalteten Händen. Er ist geharnischt, doch entblößten Hauptes, der Helm und die Handschuhe liegen zu Füßen, in seinen Armen ruhet die Fahne. Zu Füßen der beiden Frauen, auf deren Antlitz sich Anmuth und Liebreiz spiegeln, die unbehelmten Wappen und je ein Spruchband, darauf steht Elisabeth f. ioan. Monsdorferi ab Aich uxor prima, dann Anna Maria f. Mawritii Welzer in Frauenstein uxor secunda. Ueber dem Kreuze wölbt sich ein Rundbogen, auf dessen Rand, wie auch auf einer Tafel zu beiden Seiten des Kreuzes fromme Sprüche eingegraben sind. Im linken Bogenzwickel das Wappen der Weispriach, dabei Sigvna ex familia de Weispriach mater Chr. Khevenhüller. Der oberste hier nicht abgebildete Aufbau enthält das Wappen der Khevenhüller. Rechts daneben das Wappen der Lindeck (Avia paterna ex gente Baronum de Lindegk), links ein Schild dabei: avia materna ex filia de Zilhart. Die Inschrift unterm Khevenhüller'schen Wappen erzählt von Christoph Khevenhüller von Aichlberg, Landskron und Sommeregk, Erzherzog Ferdinands Rath und Landes-

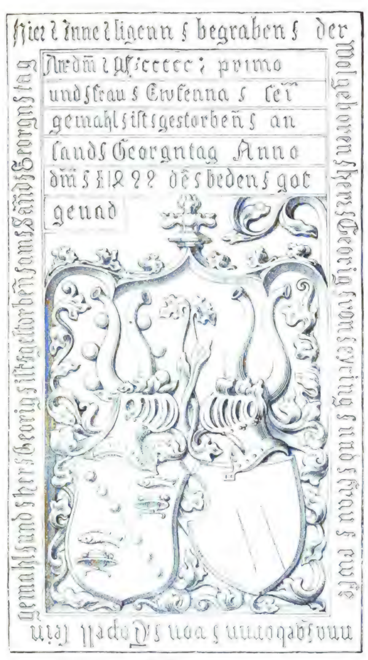
(Fig. 33) Tuln.

hauptmann in Kärnten, der starb 3. April 1557. Christoph zog 1532 gegen die Türken, war 1537 ungarischer Kriegs-Commissär, 1543 im Gefolge des Kaisers im Cleve'schen Kriege und durch weitere sechs Jahre Hofkammerpräsident.



(Fig. 31) Klosterneuburg.

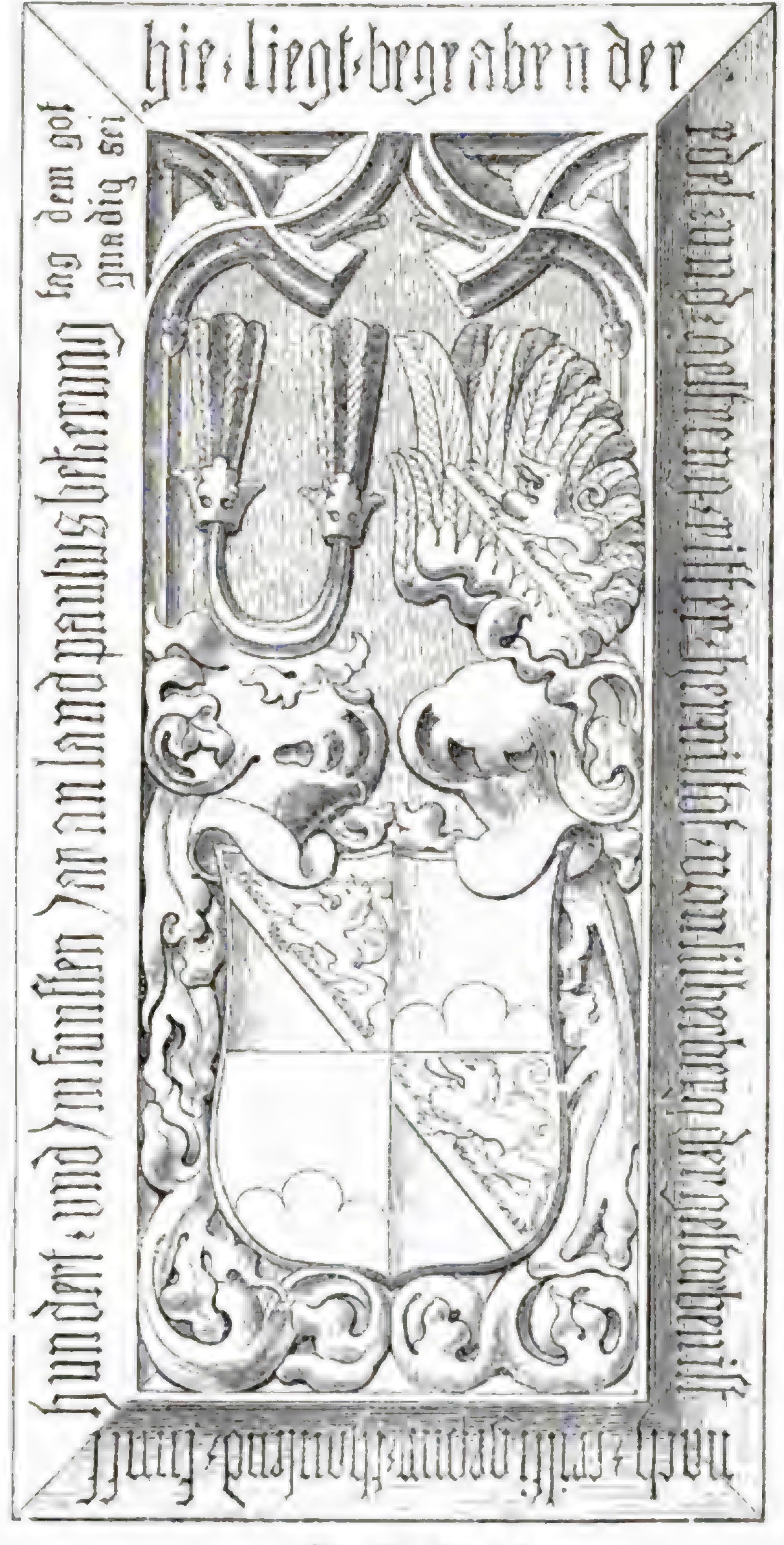
In der erwähnten Kirche der Cisterzienser von Neukloster zu Wiener-Neustadt steht das schöne Monument zum Andenken an den Ritter Hans v. d. Dörr, der am 11. Juli 1559 „unverseherlichen durch seinen untreuen Diener erschossenen ist worden". Der Stein zeigt den Ritter in Lebensgröße in der Reiterrüstung, das Visier geöffnet, in der Rechten die entfaltete Fahne haltend, die Linke umfaßt den Schwertgriff. Zunächst des rechten Fußes das Wappen der Dörr, mit zwei Helmen bedeckt. Die Arbeit an diesem Monumente ist sehr beachtenswerth. Der schmerzvolle Gesichtsausdruck erinnert an den tragischen Tod des Edelmannes, den uns die gut erhaltene Randschrift der Platte erzählt. (Fig. 29.)



(Fig. 35) Drosendorf.

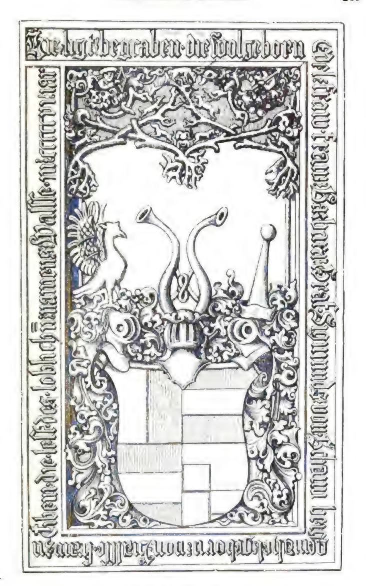
Ritter Hans war der Sohn der sub Fig. 25 besprochenen Frau Engelburg*).

In der Probsteikirche zu Friesach haben wir eines weiteren Grabmals zu gedenken. Es steht am nördlichen Mittelpfeiler, ist aus grauem Stein aufgeführt. Zu oberst in einem geschwungenen Aufsatze über einem Engelskopf das Wappen der Familie Schaffmann. Zunächst darunter die Inschrifttafel, die uns berichtet, daß Georg Schaffmann v. Hemerles, fürstbischöflich salzburgischer Hofmeister und durch 28 Jahre Rath und Vicedom (Ficztum) zu Friesach am 1. Jänner 1592 starb. Zwischen zwei Säulen aus einer Blende hervortretend erscheint die lebensgroße nach vorn gewendete Gestalt des Ritters



(Fig. 36) Friesach.

*) Alt.-Ver. XIX. 17. (Kluge.)



(Fig 37) Hindelburg.

in voller Rüstung, offenen Helmes und mit der Lehenfahne. Zu beiden Seiten der Gestalt sehen wir im Hintergrund der Blende die Wappen seiner Ahnen und Versippung. Schaffmann war mit Agnes der Tochter des Hans Münch v. Münchhausen verehlicht. An dem Fuße des Monuments sehen wir die Worte: Jeremia Frank Bildhawer, gewiß eine für diese Zeit seltene Nachricht. (Fig. 30.) *)

In der südlichen Eingangshalle des Domes zu Wr. Neustadt, eine der merkwürdigsten Kirchen Nieder-Oesterreichs, ist an der Wand eine nicht sehr große Marmorplatte befestigt, darauf eine männliche Figur in s. g. spanischer Tracht, das Baret auf dem Haupte, mit kurzem Mantel und Stehkragen, kurzen Pumphosen und großer Krause. Das Schwert hängt an einer Kuppel, auf der Brust ein Gnadenkettlein, die Hände gefaltet. Die Inschrift oben rechts auf einer viereckigen Tafel gibt einen frommen Spruch. Der Grabstein ist laut der Inschrift zu Füßen der Figur dem edlen Wolff Khellner gewidmet, Se. Majestät wie auch des Erzherzogs Karl gewesener Diener und Rentmeister zu Neustadt, der am 28. Mai 1578 starb. Das Wappen ist rechts unten zunächst der Figur innerhalb eines Kranzes angebracht. Kellner's Frau Katharina Buchmann starb am 27. September 1574 (Fig. 31)**).

In der Stahremberg'schen Grabcapelle zu Hellmonsöd in Ober-Oesterreich befindet sich der Grabstein des Heinrich von Stahremberg, wie er in Fig. 32 abgebildet ist. Die Umschrift lautet: Anno domini M. D. LXXV. am XXIII. tag Decemb. ist in Gott entschlaffen der wolgeborn herr herr Hainrich herr von Starhemberg cz rom. kay. may. cz gewester Reichshofrath dem Gott genedig sey amen. Der Verstorbene selbst in Lebensgröße mit vollbartigem entblößtem Haupte im Feldharnische dargestellt. Die linke Hand auf den Spangenhelm gelegt, der über dem im Renaissancegeschmacke umrahmten Wappenschilde auf einem Sockel ruhet, dahinter ein Vorhang. In der rechten Hand hält der Ritter die große Lehensfahne. Unter der Figur das Stahremberg'sche und Lamberg'sche Wappen. Heinrich von Starhemberg, der achte Sohn des Erasmus und der Anna Gräfin von Schaunberg, geb. 1540, war Herr in Riedegg, Wildberg und Lobenstein, studierte zu Wittenberg woselbst er Rector Magnificus wurde. Unter Kaiser Maximilian II. war

*) Centr.-Comm. III n. F. p. 51. (Beck-Widmannstetter.)

**) Alt.Ver. II. p 32. Dr. Lind.

er n.-ö. Regierungsrath und Vice-Statthalter, Kammerherr und Reichshofrath. Seine Frau war Magdalena von Lamberg, ehemals Hoffräulein am kaiserlichen Hofe. Den 5. Februar 1563 wurde er mit ihr getraut. 1575 am 23. December starb er.

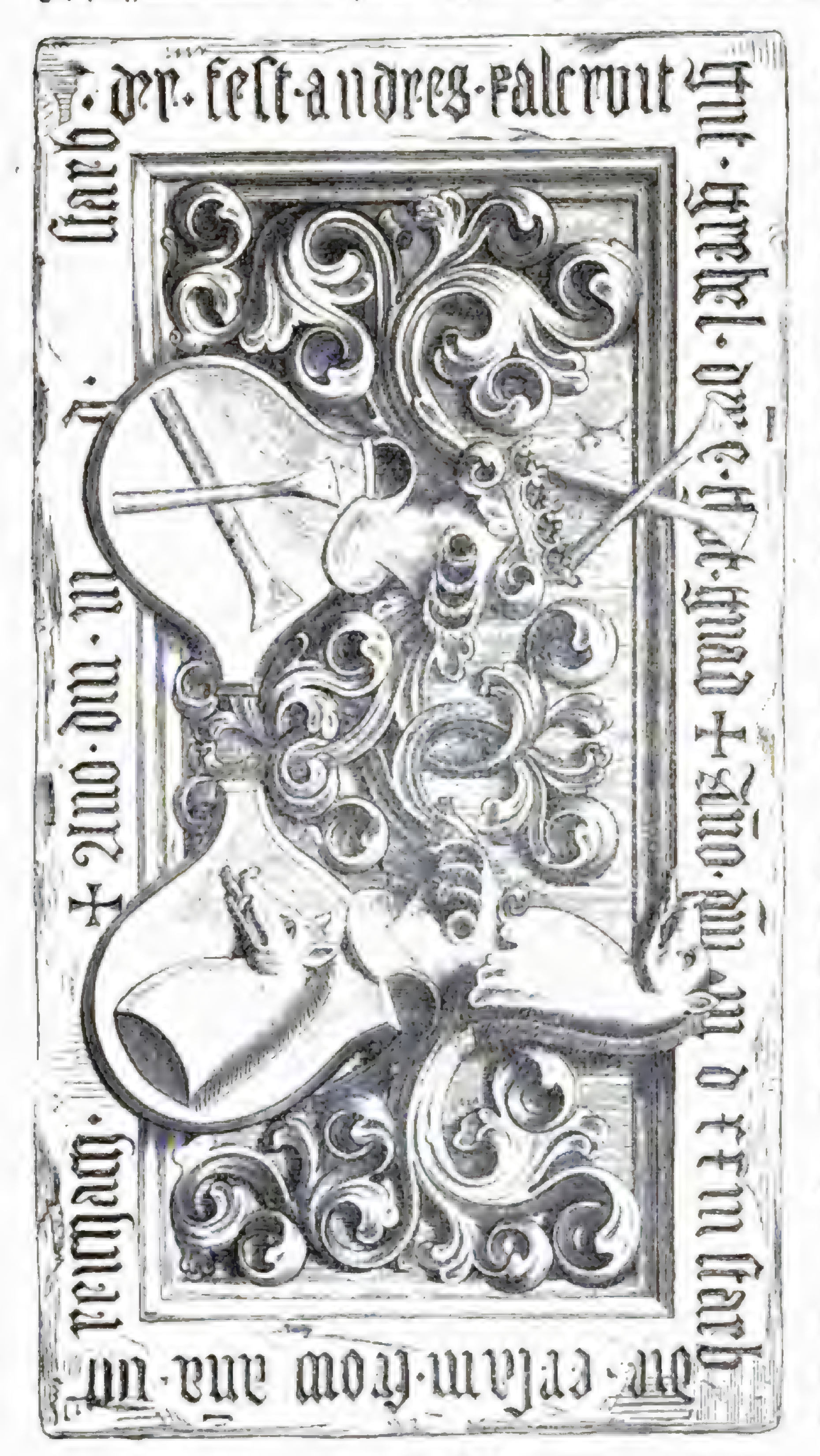
An der Außenseite der Kirche zu Tuln befindet sich ein beachtenswerthes Monument (Fig. 33). Es besteht aus einer rothmarmornen Platte, die am oberen und unteren Ende mit einer Inschrift versehen ist. Den größeren mitteren Theil nimmt das Bildfeld ein, darin die Figur des Verstorbenen in bedeutend heraustretender Sculptur. Er ist liegend dargestellt, das Haupt auf einem breiten Polster gelegt. Das Antlitz ist fleißig ausgearbeitet und zeigt einen energischen Mann. Backen- und Kinnbart ist mäßig stark, etwas gekräuselt, der Schnurbart stärker. Die Hände sind über der Brust gefaltet und halten ein verschlossenes Buch. Diese Tracht ist eigenthümlich und erinnert mehr an



(Fig. 38) Tulln.

einen protestantischen, denn an einen katholischen Priester. Statt des Piretums ist das Haupt mit einer niedrigen, spitzen Mütze bedeckt und den Leib umhüllet ein faltenreicher, weiter, bis zu den Fußspitzen reichender

Talar mit umgeschlagenen Kragen, der oben offen, ein ähnliches, aber geschlossenes Unterkleid hera ussehen läßt. Rechts ein stylisirtes Schildchen. Die Inschrift erzählt, daß der ehrwürdige Herr Wolfgang Molitor Dechant und (Pfarrer) Pastor dieser Kirche im Jahre 1614 starb. *)



(Fig. 39) Höchst.

Wie ganz anders und nicht zum Vortheile behandelte man die figuralen Darstellungen im XVII. Jahrhundert.

Wir bringen als Beispiel das Grabmal des Propstes Andreas Mosmüller in der Stiftskirche zu Klosterneuburg. Eine rothmarmorne Platte in reicher Umrahmung aus anderem Materiale, darauf die im Relief ausgeführte Figur des Propstes stehend, in Dreiviertelwendung gegen vorn mit der

*) Alt.-Ver. XIII. 199. (Dr. Lind.)

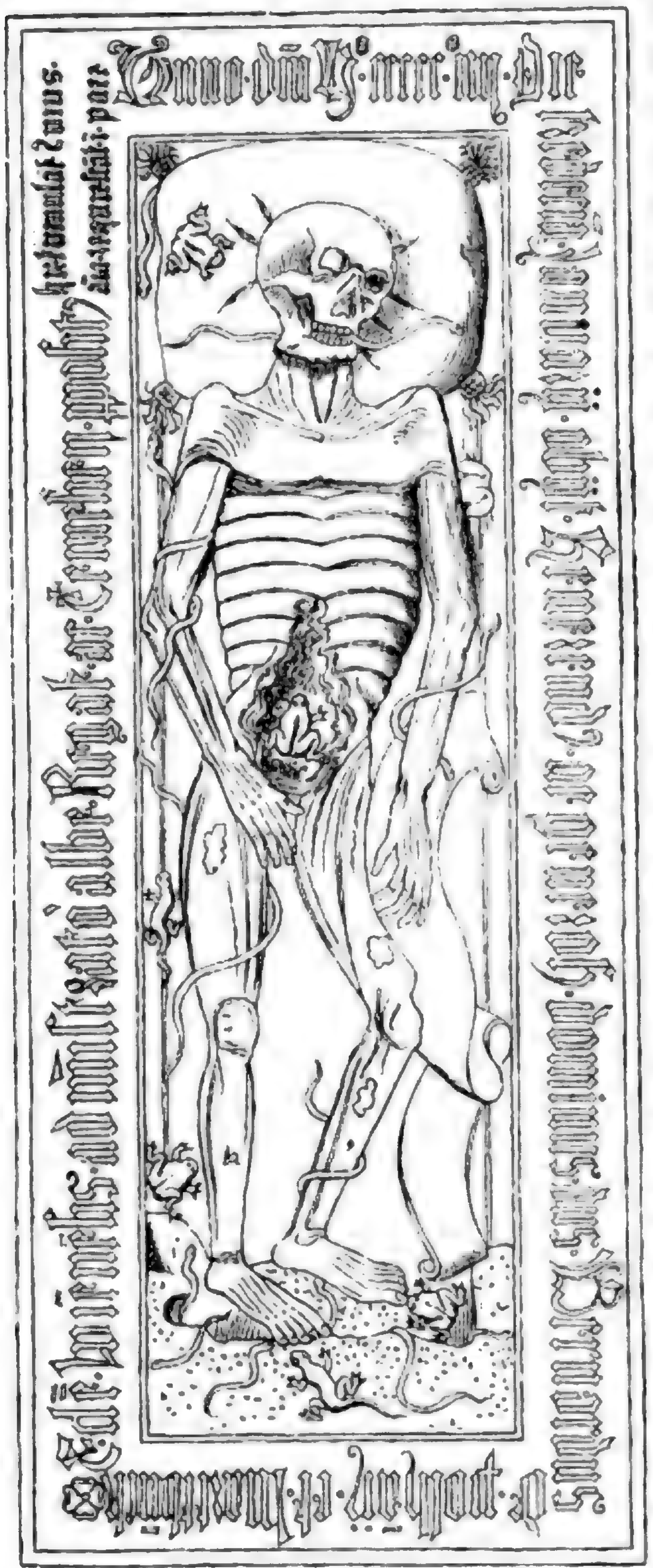
bischöflichen Dalmatica und dem Rauchmantel angethan, mit dem Pectorale, in der Rechten ein derbes Pedum mit großer Volute, in der Linken den Rosenkranz. Auf dem Haupte eine hohe Mitra. Der Stiftsvorstand trägt langes Kopfhaar, Schnurr- und Kinnbart, das Antlitz hat einen entschiedenen Ausdruck, vielleicht sogar von Härte. Zu Füßen der Figur zwei Wappen, das des Stiftes Klosterneuburg mit Helm und Helmkleinod, links das der Mosmüller. Oben wölbt sich das Bildfeld im Rundbogen. In dem einen Zwickel ein Cherub, den andern deckt die Volute des Stabes. (Fig. 34.) Die Umschrift des Monumentes lautet: Rms. et ampliss. dns. dn. andreas mosmiller praep. claustr. illustr. statvvm austr. ordin qui mvltas extrvxit fabricas contentvs est hoc. marmore. Den Schluß enthält die Aufschrift des Gruftsteins: obiit MDCXVIII. 1. Dec. et hic sepultus c. anima deo vivat. Andreas Mosmiller, geboren zu Landsberg in Baiern, war Capitular des Stiftes Klosterneuburg und durch einige Jahre dessen Dechant, wurde zum Propst von St. Dorothea in Wien und wieder von dort alsdann am 29. April 1615 nach Klosterneuburg postulirt. Er verwendete große Obsorge auf die Besserung des Vermögensstandes des Stiftes, stellte viele Stifsgebäude in gutem Stand, war n.-ö. Landesverordneter und schon als Propst von St. Dorothea Rath und landesfürstlicher Caplan.*)

Wir kommen nun zu den plattenförmigen Grabmalen mit Wappen.

Einiges Interesse beansprucht der Wappengrabstein des Georg von Eitzing in der Kirche zu Drosendorf (Fig. 35). Der das Monument umsäumende Schriftrahmen enthält nur einen Theil der Inschrift. Die Fortsetzung derselben füllt mit fünf und einer halben Zeile den oberen Theil des Bildfeldes aus. Die unteren zwei Dritttheile nimmt die Wappendarstellung in Anspruch. Wir sehen unter einem gothischen geschweiften Spitzbogen das Alliance-Wappen des Georg von Eitzing und seiner Frau aus dem Hause Toppel. Die Inschrift lautet: Hier inne liegent begraben der wolgeboren herr Georig von eycing vnd fraw ewfenna gebornn von Topell sein gemahl vnd herr georig ist gestorben am Sand Georgntag An. dm MCCCCC. primo vnd fraw Ewfenna sei gemahl ist gestorben an sannd Georgentag Anno dm. 1499 de beeden got genad. Georg Eitzing war der Sohn des Sigismund vnd Nachfolger Oswalds in der Pflegschaft von Drosendorf. Er

*) S. Mitth. d. C.-Comm. für Baudenkmale. VIII. Band (Dr, Lind).

hielt es meistens mit dem Landesfürsten und stand gegen den ungarischen König Mathias. Er war zweimal verheiratet, doch waren beide Ehen kinderlos. Seine erste Frau war Elisabeth von Sinzendorf, Tochter des Hans Sinzendorf, die im Jahr 1490 starb. Seine zweite Gemalin war Euphemia des Bernhard von Toppel Tochter, sie starb 1499. Ihr Gatte folgte zwei Jahre später ihr im Tode nach (1502).*)



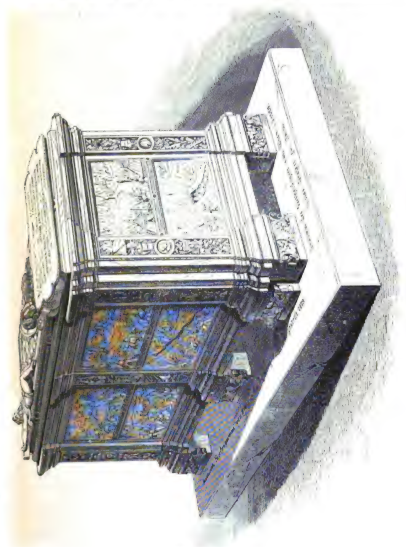
(Fig. 41) Wels.

In der Dominicanerkirche zu Friesach befindet sich eine weiß marmorne Platte mit sehr schön ausgeführten Wappen, oben mit Blendmaßwerk gekrönt. Das Wappen gehört der Familie Silberberg, die im Jahre 1775 erlosch. Die Umschrift nennt den edel und gestrengen Ritter Christoph von Silberberg, der 1505 am 25. Jänner starb (Fig. 36.)**)

Das in Fig. 37 abgebildete Monument, eine rothe Marmorplatte, befindet sich in der Pfarrkirche zu Sindelburg in Nieder-Oesterreich. Der Stein liegt im Boden eingelassen. Die reichen Sculpturen dieses Denkmales verlangen dringend, daß dasselbe ehestens einen besseren Platz bekomme. Die untere Hälfte des durch einen breiten Inschriftrahmen begrenzten Mittelfeldes

*) S. Mitth. d. C.-Comm. XVII. Band (Lind.)
**) Mitth. d. C.-Comm. f. K. u. h. D. VIII. Jahrgang (Beck.)

nimmt ein Wappen ein, das aus den Schaunberg'schen und Wallsee'schen



(Fig. 42) Wien.

Herolds-Figuren und Wappenbildern zusammengesetzt ist. Drei Helme



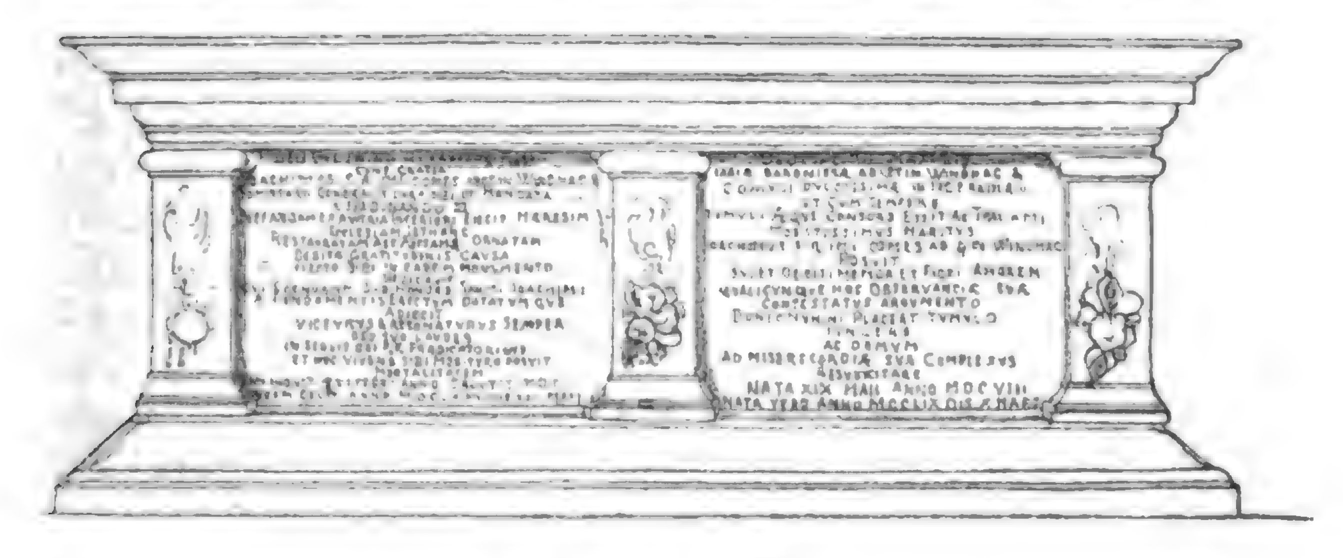
(Fig. 43) Münzbach.

bedecken den Schild. Die obere Hälfte des Mittelfeldes ist zum Theile leer, zum Theile u. z. gegen oben mit ausverflochtenem Astwerke gebildetem Ornamente und damit verbundenen Jagdfiguren geziert. Die Legende erzählt, daß Frau Barbara, des Sigmund von Schaunberg Gemahlin, eine geborne von Wallsee, Frau zu Tibein und die letzte des löblichen Namens der Wallseeer, die 1506 starb, daselbst begraben ist. Frau Barbara war die Tochter des Reinprecht von Wallsee. Ihr Gatte Sigmund Graf Schaunberg starb am 20. October 1498, die Ehe war kinderlos.*)

Neben dem Portal der Stadtpfarrkirche zu Tulln befindet sich der Grabstein des Martin Gerstenegker (Fig. 38) aus röthlichem Marmor hergestellt. Die Inschrift bildet oben drei Zeilen, an beiden Langseiten herablaufend je eine Zeile und unten wieder zwei Zeilen, sie lautet: hie bei liegen begraben die Gerstenegker Ir Hausfraun Ihr Kinter und das ganz geschlecht Martinus Gerstenegker vitric hijus eccle obiit MCCCCCXI den Got allen genaedig sey. Im Mittelfelde erscheint das

*) Mitth. des Alt.-Vereines XVI. Band (Dr. Lind).

Wappen der Familie im tartschenförmigen Schilde, der senkrecht zweimal getheilt, eine aufrechte Gerstenähre auf einem Dreiberge zeigt. Am Helm ein Hahnenfederbusch mit der Gerstenähre. Martin G., welcher diesen Familiengrabstein setzen ließ (der Stein war früher in der Kirche), war Stadtrichter seit 1490 und auch Vogt (vitricvs) der Kirche. Er leitete den Wiederaufbau der Kirche nach dem Brande von 1468. Sein Vater, gleichen Namens, war dreimal Tullner Stadtrichter (1440, 1445 und 1460). *)

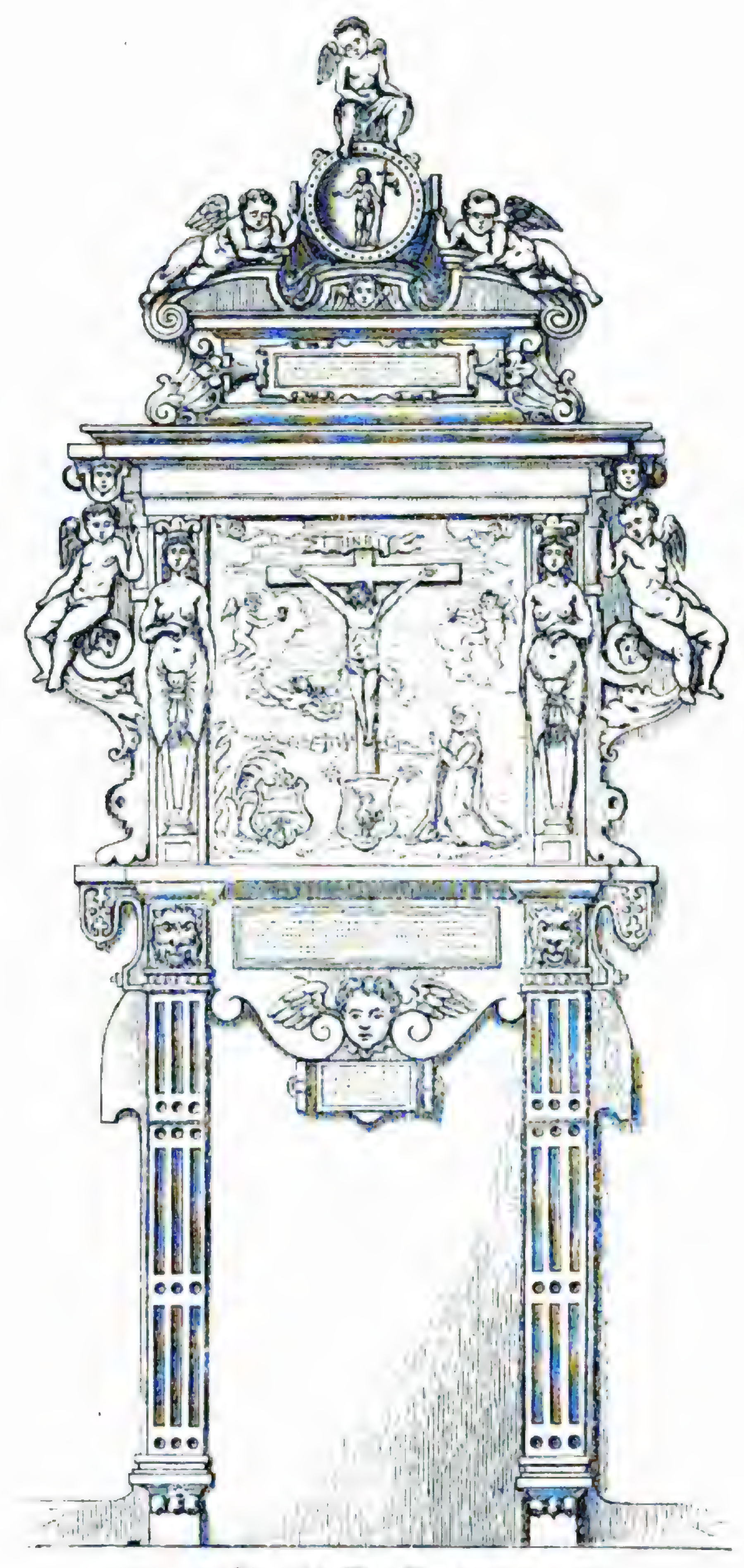


(Fig. 44) Münzbach.

Auf der Außenseite der Kirche zu Höchst in Voralberg befindet sich eine feine graue Sandsteinplatte eingelassen (Fig. 39). Wir sehen darauf in ziemlich starken Relief zwei Wappen herausgemeißelt. Dieselben sind der Breite der Platte nach gruppirt, schief gegeneinander gestellt und nicht ausschließlich im vertieften Mittelfelde angebracht, sondern fast bis zur Hälfte am unteren Schriftrande reichend. Die Umschrift beginnt in der Mitte oben und lautet: † Anno dni m. d. XXII starb die ersam frow anna von reichach † ano dni M. d. — starb der fest andreas kalcreut gent grebel deme got genad. Das Wappen rechts zeigt im tartschenförmigen Schilde zwei gekreuzte Kalkschaufeln (Grebeln) desgleichen diese als Kleinod am Helme. Im anderen Wappen und am Helme der Eberkopf der Reischache. Andreas Kalkreut war kaiserlicher Vogt zu Fußach. Neben dem Helme der Kalkreut das Zeichen des Bildhauers, aus dessen kunstgeübter Hand das Monument entstand, das uns leider nur das Todesdatum der Frau, 1522, bringt. Das Sterbejahr des Mannes blieb unvollständig. **)

*) Mitth. der C.-Comm. f. K. u. h. D. IV. (Kerschbaumer). IV. p. CLIV.

**) S. Mitth. der Centr.-Comm. f. K. u. h. D. V. (Jenny.)



(Fig. 15) Wr. Neustadt.

In der Stadtpfarrkirche zu Enns, und zwar in der gothischen Walseer- oder Johannes-Capelle, sieht man an der Rückwand ein rothes Marmordenkmal (Fig. 40) mit folgender Umschrift: „Hie. ligt. begraben der. Edl vnd. vest Erasm Pamkirch zum Haws s. d. ratt und pfleger zu Enns gewesen ist, der gestarben ist am phincztag des 8 Tag february dem got gnadig sey anno dnii 15. im 26 jar.“ Im oberen Mittelfeld heißt es weiter: Und hie ligt begraben die edel fraw Anna Pamkirchinn sein eheliche hausfraw die abgelewt hat am 13. tag julii Anno domini 1529 der got genadig sey. Den unteren Theil des Mittelfeldes füllt in abgeschwächter Vertiefung das Wappen der Paumkirchner aus, mit der Kirche am Dreiberge im Schilde und am Stulphute über dem Helme ein Hahnenfederbusch. Erasmus war Pfleger zu Enns, Verordneter und Steuereinnehmer in Ober-Oesterreich und Besitzer der Herrschaft Haus im Mühlviertel. *)

Noch zweier Tumben-Gräber ist zu gedenken. Eine rothmarmorne Tumba mit dem Pollheimer Wappen und dem aus dem Pollheim'schen und bischöflichen Wappen von Wien zusammengesetzten Schilde innerhalb einer Vierpaßumrahmung, in der Mitte unter einem gedeckten Bogen Todtenschädel an der Längenseite, dann an der Kopf- und Fußseite Blendmaßwerk. Sie befindet sich zu Wels in der Kirche aufgestellt. Auf der Deckelplatte ein Leichnam, der von Würmern und anderem Gethier verzehrt wird, der Schädel auf einem Polster, darauf eine Kröte sitzt (Fig. 41). Die Umschrift lautet: Anno dni MCCCC.CIIII. die tredecima Januariy obiit Reverend ac genervs. dominus Bernardus de polhaȳ et Wartbūck eccle. wienensis administr. alb. Regal as .... efficii pposuit hunc tumulum cujus aia req. i. pace. Bernhard von Pollheim war Bischof von Stuhlweißenburg und Wien. Wir sehen hier wieder diese häßliche Darstellung, die wir schon einmal besprochen haben.

Eines der schönsten Beispiele tumbenförmiger Grabmale ist das nunmehr in der Votivkirche in Wien aufgestellte Grabmal des Niclas Grafen Salm. Dasselbe befand sich ursprünglich in der Dorotheerkirche in Wien, nach Auflösung des Klosters trug man es ab. Es blieb nahezu verschollen, bis im Jahre 1879 der Alterthumverein es wieder an's Tageslicht brachte. Das Monument ist aus lichtem Untersberger Marmor angefertigt und an den Seitenwänden zwischen ornamentierten Pilastern

*) Mitth. der Centr.-Comm. VII. n. f. p. CVIII.

mit zwölf Darstellungen von Schlachten, Belagerungen aus dem Leben Salm's geziert. Außerdem sind an den Eck- und Mittelstücken zehn Portraitsmedaillons angebracht, darunter man Georg von Freundsberg, Kaiser Maximilian, Wilhelm von Roggendorf, Kaiser Friedrich III., Sigmund von Ditrichstein, Kaiser Kar IV. rc. erkennt. (Fig. 42). Die Deckplatte zeigt den Grafen Niclas gerüstet, mit Schwert und Spieß bewaffnet vor dem Kreuze knieend. Am Kreuzesfuße das Salm'sche Wappen. Unter der Bildgruppe steht eine lange Inschrift die uns sagt, daß der unvergeßliche Held Nicolaus Graf von Salm, oberster Feldhauptmann in den österreichischen Provinzen, der durch 46 Jahre im Krieg und Frieden eifrigst gedient, im Jahre 1529, während Soliman das belagerte Wien heftig bedrängte und bei zerstörten Mauern die ungebeugte Kraft seines hochherzigen Geistes, statt der Mauern dem Sturme des Feindes entgegenstellte, von einem Steine getroffen, die Todeswunde erhalten, am 4. Mai 1530 starb. Der verstorbene Kaiser Ferdinand des Vaterlandes Vater ließ zum Ruhme seiner Tapferkeit ihm das Monument setzen.

Zu Münzbach, einem Markte in Ober-Oesterreich liegt jener Joachim Enzmüller begraben, der sich unter den Kaisern Ferdinand III. und Leopold I. um die Wiederkräftigung des katholischen Glaubens eifrigst bemüht hatte und dessen Wirken mitunter arg getadelt wird. Eine Tumba von rothem Marmor mit Schrifttafeln, Fries und der Figur auf der Deckplatte aus weißem Marmor, wie es Figur 43 und 44 veranschaulichen. Die lebensgroße Figur des verstorbenen Joachim Enzmüller Grafen von Windhag ist in vortrefflicher Sculptur ausgeführt; das Haupt auf einem Polster, mit einer bordierten Mütze bedeckt, die langen Locken bis auf die Brust herabfallend, im Hofkleide mit kurzem Mäntelchen, Kniehosen, Strümpfen und Schuhen, die Hände auf der Brust gefaltet und mit einem Rosenkranze umwunden. Joachim Enzmüller, geb. 21. Februar 1600 in Schwaben, kam als Rechtsgelehrter nach Linz, wurde Advocat und Secretär der Landschaft, später für kurze Zeit Syndicus. Am 12. April 1636 in den Ritterstand und am 3. Jänner 1561 in den Freiherrnstand erhoben, fungirte er als Reformations-Commissär im V. O. M. B., von 1637 an aber als General-Reformations-Commissär für beide Oesterreich. Er wirkte in dieser Stellung mit solcher Umsicht, daß in Folge seiner großen Ver-

*) Alt.-Ver. XXIII. Newald

dienste sich Kaiser Leopold I. veranlaßt fand, ihn 1669 in den Reichsgrafenstand zu erheben. Von dieser Zeit nannte er sich von seinem größten Besitze von Windhag. Noch im selben Jahre erscheint er als k. Rath und Regent der n.-ö. Lande. Er war zweimal vermält mit Maria Kirchstetter v. Kirchstetten (1627) † 1659 und mit Maria Edlen v. Sprinzenstein. Er starb reich an Ehren, Würden und Vermögen am 21. März 1661. Sein Geschlecht erlosch mit ihm. Der Name lebt in den von ihm gestifteten Stipendien und der Bibliotheka Windhagiana einem Bestandtheil der Wiener Universität fort.

Wir rücken nun mit der Beschreibung der Form der Grabmonumente der Gegenwart gewaltig nahe und wollen nur mit vier Beispielen zeigen, wie man sich allmählig vom mittelalterlichen Vorbilde in Gestaltung und Durchführung der Grabmale lossagte.

In der Cistercienserkirche zu Wr. Neustadt steht ein Grabmal, das für unsern Zweck besprochen sei. Auf zwei canellierten Säulen ruhend und in feinem Sandstein gearbeitet, erhebt sich das Monument, dessen bildliche Darstellungen in erhabener Arbeit recht sinnvoll componirt sind. In einer Inschrifttafel ist die zarte Geschwisterliebe des Grafen Hieronimus Wurmbrand-Stuppach für seine Schwester verewigt. Eine andere oberhalb angebrachte Tafel meldet in längerer Inschrift den Namen und Todestag der „edel tugendhaften Frau" Ursula Weiland Caspars Insbruder zu Neuheusel Witwe, eine geb. Wurmbrandin † 6. September 1579.

Das Hauptbild zeigt uns in Kehlheimerstein ein Relief: Christus am Kreuze, dabei eine knieende Frauengestalt, am Kreuzesfuße das Wappen der Wurmbrand, daneben das der Insbruker. Das Bild ist von Karyatiden umrahmt, die den Abschluß tragen, bestehend aus architektonischen und figuralen Gruppierungen, oben in einem Medaillon der auferstehende Heiland und zu oberst ein trauernder Engel (Fig. 45).

Die Capelle der Stadtkirche zu Bensen (Böhmen) ziert das höchst geschmackvoll ausgeführte Grabmal der einstigen Herren von Bensen. Dasselbe ist aus feinkörnigen, sächsischen Sandstein hergestellt und bildet eine Art Wanddecoration. Das Mittelfeld zeigt uns in Relief den Wolf von Salhausen mit seiner Gemalin und seinen Kindern, zwei Mädchen an der Seite der Mutter und einen Knaben an der des Vaters in betender Stellung. Im Hintergrund die Auferweckung der Tochter des Jairus. Eingefaßt ist diese Hauptpartie des Grabmales von vorgestellten Säulen,

welchen reich decorirte Wandpfeiler entsprechen. Die Säulen ruhen auf reich ornamentirten Consolen, dazwischen sich die Votivtafel befindet. Der Consolenbau verjüngt sich in der untersten Etage, woselbst wieder ein Inschriftblatt angebracht ist. Zum Abschluß unten eine reich und elegant durchgeführte Cartouche mit Masken, Engelsköpfen und Muscheln (Fig. 46).

Ueber dem Hauptheile baut sich auf vortretendem Gebälk ruhend, der obere Abschluß auf. Derselbe besteht aus einem Reliefbilde, (die Auferstehung darstellend), daneben Marcus und Johannes in Nischen, endlich einem Giebel mit der Darstellung Gott Vaters. Auf dem Gebälke steht ein Figürchen in slavischer Tracht.

Die Inschrift nennt uns den Wolf v. Salhausen auf Bensen und Marckersdorf, † 27. Februar 1589, 42 Jahre alt und Frau Marie v. Salhausen, geb. Beckin, † 25. August 1617, 49 Jahre alt.*)

In der Schottenkirche zu Wien erscheinen uns endlich auch zwei Grabmale, bemerkenswerth zur Erhärtung des Vorhergesagten. Wir meinen zunächst den Grabstein des Grafen Joh. Adolf von Metsch, ein an die Wand gerückter altarähnlicher Aufbau, der sich in zwei Abtheilungen gliedert, davon die untere in reicher Umrahmung die Inschriftplatte, die obere das Portraitrelief des Verstorbenen enthält. Zu Oberst ein Kreuz und Räuchervasen. Unter dem Portrait zwei gekreuzte Todtenbeine, darunter ein kleiner Sarg und zu dessen Füßen das gräfliche Wappen. Weißer und schwarzer Marmor sind zum Monumente verwendet und reiche Vergoldung schmückt das Ganze allenthalben. Zu seiten des Sarges je ein trauernder Genius. Graf J. A. v. Metsch starb den 28. November 1740*) (Fig. 47).

In Fig. 48 bringen wir die Abbildung des Grabmals für den Kriegshelden Ludwig Andreas Khevenhüller, gestorben 1744. Wir sehen einen an der Wand vom Boden an aufsteigenden, breiten oder nur sehr wenig hervortretenden Aufbau, der auf seinem ersten Absatz Fahnen, Waffen, Trommeln und andere Trophäenstücke enthält. Auf der oberen Plattform steht ein Globus und mathematisch-astronomische Instrumente und in der Mitte auf einem hohen Pidestal die Büste des Grafen. Die Wand herum war früher bemalt. Die lange Inschrift befindet sich auf der unteren Vorderfläche des Monumentes.

---

*) Alt-Ver. VIII. B. Norbert Duhants Kenotaphia Scotensis.

**) Mitth. d. C.-Comm. f. K. u. h. Denkm. (Kropf.)

Wie die wenigen zuletzt gegebenen Beispiele darthuen, ging mit dem XVII. Jahrhundert, der bisher noch ziemlich festgehaltene Grundtipus verloren. Die Renaissance in ihrem jugendlichen Triebe, konnte sich mit den schematischen Traditionen nicht vertragen. Anfangs nur zart und decorativ ihre Hand anlegend, ging sie bald der Form selbst zu Leibe. Auf die vereinzelten Abweichungen von der alten Gestaltung folgen bald viele, so daß diese nur in seltenen Fällen mehr angewendet blieb. Insbesonders wurde es beliebt, mehrere Steingattungen zugleich zu benützen, reiche Vergoldungen anzubringen und mit Broncearbeiten das Werk zu verzieren. Wir finden Marmor und Bronce-Büsten, Medaillons mit den Brustbildern der Verstorbenen, kleine auf dem Monumente aufgestellte Särge, Urnen u. s. w.

So hätten wir denn unsere freundlichen Leser an der Reihe zahlreicher Abbildungen vorüber führend, den Versuch beendet, ein belehrendes Bild über das Wesen der Grabdenkmale unserer Vorfahren, von beiläufig dem XIII. Jahrhunderte an bis in das XVIII. hinein zu geben. Möge diesen Versuch die Befriedigung lohnen, mit welcher über die erhaltene Belehrung unsere Leser dieses Buch schließen.



Bausteine.

Fragmentarisches von Cajetan Cerri.

Neue Serie.*)

Selbst der größte Bau bedarf
kleiner und kleinster Steine.

Wilh. von Humboldt.

Es gibt Wahrheiten welche, im tiefsten Wesen des ewig unveränderlichen Menschenherzens wurzelnd, für alle Zeiten und für alle Völker dieselbe Giltigkeit haben. Was der edle Phocion vor circa 2200 Jahren für die Griechen ausgesprochen, daß nämlich „die Politik der Staaten nicht von der Moral getrennt vorgehen darf" und daß „der sogenannte Undank der Völker nur eine Folge der Demoralisirung der Regierungen zu sein pflegt", war ebenso vollgiltig auch in dem Augenblicke, wo Manzoni vor kaum drei Dezennien — für Italiens Leser eine Wahrheit betonend, die ihrerseits wieder, in den Tagen des Phocion an Athen's Bürger gerichtet, gleich zeitgemäß gewesen wäre — die Verse niederschrieb:

Libertà mal costume non sposa,
Per sozzure non mette mai piè.**)

Nur blinde Partei-Tendenz sucht den Conservatismus als unvereinbar mit der Idee des Fortschrittes darzustellen. Conserviren bedeutet denn doch nichts anderes, als: forterhalten was da ist, was man hat. Handelt es sich nun beispielsweise um einen Stein, so wird derselbe allerdings so ziemlich sich immer gleich bleiben; handelt es sich aber um einen Baum, also um etwas, dem selbst ein innerer Entwick-

*) Siehe den vorigen Jahrgang dieses Jahrbuches S. 81—85.

**) Freiheit liebt nicht verdorb'ne Sitten,
Und in Schmutz setzt sie nie ihren Fuß.

lungstrieb eigen ist, und ich suche diesen Baum „fortzuerhalten“, so wird er an und für sich, und zwar umso besser wachsen und gedeihen, je mehr ich durch rationelle Pflege trachte, daß dem in seiner Wurzel gesunden Baume die Bedingungen des Lebens und Blühens auch gewahrt bleiben; das heißt, daß er, in gesunder Erde und Atmosphäre belassen, reichlich gesunde Früchte bringe. Im Geiste des echten Conservativen aber ist das Menschheitsgebilde kein Stein, sondern ein mächtiger lebenskräftiger Baum, dessen Wurzel in der Erde sich ausbreitet, dessen Zweige aber zum Himmel emporragen und dessen Blätter nach dem Lichte streben.

Im Augenblicke, da jemand etwas bedeutendes denkt, sagt, thut, i s t er bedeutend, wäre er auch der Unbedeutendste.

Willst Du von guten Menschen geliebt werden, so gibt es hiezu ein ebenso einfaches als wirksames Mittel: sei Du selber liebevoll, liebe Du selbst. Dieser, später übrigens durch die Charitas des Christenthums höher vergeistigte, noch aus der lateinischen Philosophie stammende Grundsatz — „si vis amari, ama“ — erscheint darum unserer lieblosen Zeit fremd und unverständlich, weil heute das Individuum unter dem Einfluße der brutal egoistischen Directive großgezogen wird: in allen Dingen blos auf sich selbst bedacht zu sein und, unbekümmert um die Gegenleistung, möglichst immer nur zu empfangen, immer nur selber und allein zu genießen. — Es ist eben gesagt worden daß man, um die Liebe Anderer zu erringen, selber „liebevoll“ sein müsse, und brauche ich wohl nicht eigens zu betonen daß dieses Wort ganz etwas anderes, als etwa das Wort „liebenswürdig“, sagt und sagen will; denn was d a s betrifft „liebenswürdig sind sie Alle!“

Der P e s s i m i s m u s — wohlverstanden: der wirkliche Pessimismus, nicht das was man heute tendentiöserweise als solchen zu bezeichnen beliebt — der Pessimismus irrt, wenn er behauptet, daß es im Leben eigentlich nichts Strebenswerthes und Begehrenswerthes gebe. E s g i b t noch etwas, das „des Schweißes der Edlen“, das werth ist erstrebt und erkämpft zu werden — das ist: die Achtung Derjenigen, die selbst Achtung verdienen.

Für Ideen gewaltig ringende Menschen üben eine weitwirkende gewaltige Anziehungskraft oft bis an's Ende aus, und selbst wenn sie

einsam fallen, fallen sie nicht allein. Als Bayard, Frankreichs Ritter „sans peur et sans reproche", im Frühling 1524 auf italischem Schlachtfelde von Allen verlassen dahinsank, zog er das ganze Ritterthum des Mittelalters für immer mit sich in's Grab. Seitdem ist beispielsweise auf dem Gebiete socialer Ideen wohl mancher Ritter „sans peur" erstanden; ob aber auch „sans reproche"?

Auf seinen sogenannten „Realismus" thut der moderne Zeitgeist denn doch ein wenig zu stolz! — Real mag er immerhin sein, aber reell . . .?

Das eigentliche Grundübel der Gegenwart ist der schwächliche Indifferentismus der Mehrheit gegenüber dem überwuchernden Terrorismus der Minderheit, und dazu die bei dieser und jener gleich krankhaft vorherrschende unersättliche Popularitätssucht.

Wie bei Dante der unglückselige Farinata degli Umberti, liegt die heutige Gesellschaft theils schon im Todtensarge, theils noch aus demselben heraus. Daher vielleicht der Fluch der Halbheit!

In fundamentalen Dingen, also auch in Sachen der Gesinnung, eines von beiden: entweder ein echter Ehrenmann, oder ein echter Schuft; nur kein „Schufterle". Das steht fest: wenn ich durchaus mit einem Heuchler oder mit einem Taugenichts, der sich aber offen als Taugenichts gibt, zu thun haben muß, so wähle ich unbedingt Letzteren. Da weiß man doch, mit wem man die Ehre hat!

Corrupt, verlogen, roh, egoistisch — man schämt sich der Bezeichnung, aber nicht der Handlungsweise, welcher die Bezeichnung gebührt.

Es ist geradezu unglaublich, zu welchen Sophismen Paradoxen und Absurditäten der zersetzende Geist der Zeit greift, um das Volksgewissen zu untergraben, Sinn und Begriffe zu verwirren, wohl wissend, daß sich dann aus gewissenslosen und verwirrten Massen nach Belieben alles machen läßt. Da lese ich in einer vielgerühmten Publication des Auslandes allerlei „geistreiches" darüber, daß die Dankbarkeit — also gerade dasjenige Gefühl, welches den Menschen am meisten adelt

— eigentlich nur eine unwürdige Sklaverei des Herzens sei. Unter anderem wird da dem Leser folgende Weisheit docirt: „Die Gänse des Capitols, welche, wachsamer als die Römer selbst, Rom von dem Angriffe der Gallier retteten, wurden dann wahrscheinlich, gleich den anderen, gegessen. Sollten etwa die Römer aus überschwänglicher Dankerinnerung nie mehr Gänse essen dürfen?“ — Und mit solchen trivial läppischen Capriolen des Esprit-Taumels behauptet man der Cultur eines Volkes förderlich sein zu wollen!

Bei jeder Polemik sollte principiell die Maxime vorherrschen: dem Gegner, ohne beliebige Interpretirung, nur das in den Mund zu legen, was er nachweislich, oder doch nach den Bedingungen streng logischer Gesetze urtheilend, wirklich gesagt hat und zu sagen die Absicht haben mußte. Gerade aber an diesem fundamentalen Grundsatze loyaler Objectivität läßt die Methode moderner, besonders advocatischer Polemik allzuoft viel zu wünschen übrig. Und noch an etwas fehlt es allseitig: an der Beobachtung jener Manieren, welche schon Freiherr von Knigge und Monsignor della Casa als die für den Umgang mit Menschen allein giltigen bezeichnet haben.

„Besser daß zehn Schuldige ungestraft bleiben, als daß ein einziger Unschuldiger möglicherweise unverdiente Strafe erleide.“ Einverstanden, wenn es factisch ein Unschuldiger ist. Sonst aber: besser daß alle Schuldigen dem eisernen Gesetze gerechter Strafe verfallen, als daß die gesammte Gesellschaft in Folge des corrumpirenden Beispiels straflos ausgehender Schuld unverdient gefährdet und geschädigt werde. Das Gegentheil hieße die Pflicht des Staates ignoriren, hieße gerade das Höchste im Leben — die echte Humanität — gewissenslos preisgeben; denn nicht blos Schriftsteller und Künstler, auch Verbrecher haben ihre Plagiatoren und machen Schule.

Was im Alterthume der Götter Tempel, im Mittelalter die Kirchen — nebenbei — waren, nämlich ein refugium peccatorum, dazu und nur dazu will man heutzutage fast allgemein die Familie werden lassen. Erst wenn man alle Irrungen und Verirrungen der Zeit bis zur Uebersättigung, bis zur physischen und psychischen Erschöpfung, bis zum Lebens-Bankerott mitgemacht, dann erst flüchtet man in das Heilig-

thum der Familie, die nun den in Sünde und Schande herabgekommenen Wüstling vor der Nemesis des beleidigten Sittengesetzes schützen, ihn wieder aufrichten, ihn auf die Bahnen vernünftiger und menschenwürdiger Existenz lenken soll. Welch' ein Märtyrthum dabei Weib und Kind durchzumachen haben, und daß man in die Familie, wie in eine Kirche, nur mit unverdorbenem Herzen, mit reinem und gläubigem Gemüthe treten darf, darnach fragt der cynische Egoist und Skeptiker nicht! Die Familie aber will nicht als Mittel zum Zweck gebraucht werden, denn sie ist selbst Zweck, so gut wie der Staat dessen Krystallisationspunkt Kern und Stütze sie eben ist; so daß, wer an der Zerstörung dieser heiligen Stätte arbeitet, auch die Vernichtung des Staates fördert — ein Herostrat und ein Catilina zugleich!

Der heutigen Jugend, welche so sehr emancipirt und überlegen thut, welche so laut und vorlaut gegen das sogenannte „Joch" der Familienzucht, das heißt, gegen die Autorität der elterlichen Macht und die Ordnung eines geregelten Hauswesens perorirt, wäre zu Gemüthe zu führen, daß, wie die Geschichte aller Cultur-Völker lehrt, gerade die bedeutendsten Menschen von jeher die Institution des Familienheims über alles schätzten und priesen, und besonders für den Engel der Familie, die M u t t e r, die rührendste Liebe, die lebendigste Verehrung an den Tag legten. Tiefgedacht und des Nachdenkens werth ist was D u p a n- l o u p in dieser Richtung mit dogmatischer Entschiedenheit sagt: „Le valeur des hommes est en proportion du respect q'ils ont eu pour leur mère." *)

„Die Verschmitztheit der Gegenwart bereitet eine Zukunft der Verdorbenheit vor", schreibt ein neuerer deutscher Publizist. Der Mann sagt da ein bedeutsames Wahrwort. Wenn ein Knabe heutzutage von seinem Vater einen „Hektograph" mit der cynisch ungenirten Motivirung verlangt, daß er durch Gebrauch desselben den Lehrer, der ihm das mehrfache A b s c h r e i b e n eines und desselben Lehrsatzes als Strafe andictirte, überlisten wolle, so mag dieser Knabe immerhin ein recht aufgeweckter findiger verschmitzter Junge sein, der auch vielleicht sieggewohnt auf das naiv ehrliche Verhalten seiner minder „praktischen" Mitschüler

---

*) Der Werth der Menschen steht im Verhältnisse zu der Achtung die sie ihrer Mutter bewahrt haben.

geringschätzig herabsehen dürfte. Aber der Staat, aber das Volk wäre kaum zu beglückwünschen, kaum zu beneiden, dem die Zukunft einer in diesem Sinne sich weiter entwickelnden Generation winken sollte!

Sage mir, mit was für Frauen Du umgehst, dann sag' ich Dir, was für ein Mann Du bist.

Zu den geistreichsten und dabei gehaltvollsten Aussprüchen zählt wohl — da sich hier Gesinnung und Gedanke, Einfall und Ausdruck vollkommen decken — was ich unlängst in einem französischen Werke verzeichnet fand: „Die Frauenwelt gleicht auf dem Felde des gesellschaftlichen Lebens einer Armee auf dem Felde des kriegerischen Lebens; wenn sie keine Reserve hat, ist sie meistens verloren."

Das Weib kann purificiren, kann amüsiren, kann corrumpiren. Im ersten Falle wird es der Engel, im zweiten das Spielzeug, im dritten der Dämon des Mannes sein. Es möge wählen!

Frauen lassen sich gern als lebende Gedichte bezeichnen. Thatsächlich hat die Frauenwelt selbst in der äußeren Gewandung so zu sagen etwas vom Gedichte an sich, indem schon die gewählten Stoffe und deren Form ein Fingerzeichen über Inhalt Richtung und Wesen geben.

Warum bleibt Dante's Beatrice, von deren eigentlicher Schönheit Körperreiz und Außenschmuck gar wenig verlautet, dennoch Jahrhunderte hindurch das höchste Ziel der Bewunderung aller gebildeten Nationen? Weil sie den vollen Dreiklang des Ewig-Weiblichen — Anmuth, Sitte und des Entsagens Kraft — in sich vereinigte, und weil sie ihren Sänger nicht etwa zu den Gärten der Armida führte, sondern in die reinen himmlischen Regionen des Ideals hinanzog. Das sollten die modernen Frauen wohl erwägen!

Die „Leuchte der Aufklärung" — ein gar wichtiger, die geistige Sehkraft der Menschheit mächtig fördernder Factor. Was aber nützt sie, wenn die leuchtende Flamme, jeder Luftzugsströmung nachgebend, hin und her schwankt und uns so fast mehr Verwirrung und Aufregung verursacht, als dienlich sich erweist? Ruhe muß in der umgebenden

Atmosphäre herrschen, soll eine Flamme überhaupt sich erhalten und wohlthätig wirken können.

Wenn wirklich, wie Moleschott behauptet, die Menge des Seifenverbrauches den Gradmesser für die Höhe der Cultur eines Volkes abgibt, so wäre dadurch im übertragenen Sinne der Allegorie wieder ein Beweis mehr gewonnen, daß in gleicher Weise gerade höchst cultivirte Nationen auch am wenigsten eine schmutzige Literatur haben dürfen.

Unter die schwerwiegendsten Vergehen der Literatur der Gegenwart gehört die verhängnisvolle Thatsache, daß man aus Popularitätssucht nach und nach durch tausend Kunststücke und Kunstgriffe ein förmliches Bedürfnis nach ungesunden Reizungen großgezogen hat, was offenbar zur Erschöpfung, zum Untergange der Production selbst führen muß. Blos von Reizmitteln, von Pfeffer und Kanthariden kann eine Literatur, so wenig wie ein Individuum, absolut nicht leben.

Bei einigen Leuten wundere ich mich nur, daß sie nicht auch auf dem Seil tanzen können. Sonst können sie alles, verstehen sie alles, leisten sie alles. Es sind das jene Menschen, welche, wie ein neuerer Dichter Italiens versichert:

Tutto sanno e tutto fanno —

obwohl sie:

Più li pesi, men ti danno!*)

Bedächten Alle gewissenhaft, durch welche Fülle seltenen Wissens, geklärten Geschmackes, mühevollen Forschens, reichen Denkens und hohen sittlichen Ernstes die wirkliche Berechtigung zur Kritik, auch nur auf einem Gebiete der encyclopädischen Leistungen geistigen und künstlerischen Schaffens, bedingt wird, so gäbe es in der Literatur nicht so viele sich als „Kritik" geberdende Eintagsfliegen banaler Reclame, dann aber auch nicht so viele Satyrsprünge und Kniebeugungen bettelnder Eitelkeit, die nach solchen werthlosen aber flunkernden Ephemerions haschend, dabei so ziemlich alles — sogar den letzten Rest der Menschenwürde preisgeben.

*) Alles wissen sie und alles machen sie; obwohl je mehr du sie wägst, desto weniger sie dir geben.

Betty Paoli schreibt: „Nichts vergeben Einem die Menschen weniger, als die Fähigkeit sie entrathen zu können.“ Sehr wahr! Und doch gibt es etwas, das die Meisten Einem noch weniger zu vergeben pflegen: wenn sie nämlich bei jemandem ein Ding entdecken, was sie allein als Monopol haben möchten — Talent.

Man sollte, auch ohne Zimmermann's beredete Schrift zu kennen, den Einsamkeitstrieb, wenn er — selten genug — echt, und nicht als Affectation oder krankhafte Erscheinung auftritt, nicht so ohne weiters als bedauernswerth und bemitleidenswerth bezeichnen. Im Gegentheil, man ahnt wohl kaum, wie viel vornehm Beseligendes das weihevolle Geheimnis der Einsamkeit in sich birgt. Fragt den Löwen, fragt den Adler! Die Ratten laufen allerdings in hellen Haufen auf dem Stoppelfelde herum, das ein Feld ist welches seine Ratten trefflich nährt. Der Löwe aber durchschreitet allein sein Gebiet, die glühende, übrigens doch auch so manche erfrischende Oase aufweisende stummsinnende einsame Wüste. Dafür ist er — ein Löwe, dem die Einsamkeit genügt, weil sie eben mit seinem ernsten strengen, dabei heißen Naturell übereinstimmt. Und der Adler? Ihm gilt Rückert's berühmendes Wort:

> Der Adler fliegt allein, die Raben schaarenweise,
> Gesellschaft braucht der Thor, und Einsamkeit der Weise.

Die Spitze des Baumes sieht nicht bis zur Wurzel und die Flamme der Kerze erhellt nicht deren Basis am Leuchter. Niemand kann das eigene „Ich“ vollständig erfassen und vom Grunde aus beleuchten und beurtheilen. Dies im allgemeinen als Commentar zu der überwuchernden Production im Fache der Selbstschilderung und der Autobiographie.

Wer poetisches Schaffen immer nur auf den Begriff der Kunst zurückführt und dann glaubt, es handle sich da blos um ästhetische Befriedigung und Anregung, irrt gewaltig. Der Parnaß ragt in höhere Regionen hinan und wer dort oben wandelt, hat wahrhaftig besseres zu thun als sich und Andere einfach nur — zu amüsiren.

„Facit indignatio versum“ — Juvenal hat Recht. Es gibt thatsächlich ein Gefühl sittlicher Entrüstung, bei welchem Schriftsteller unwillkürlich zur Majestät des Verses, wie zur Majestät eines richtenden Souveräns ihre Zuflucht nehmen.

Was ist Wahrheit? — Wer das sagen könnte, der würde damit auch das Räthsel der gesammten Weltordnung ergründen und enthüllen. In diesem Sinne darf wohl kein Staubgeborner sich je vermessen wahr sein zu wollen, sich je einbilden wahr sein zu können. Aber wahrhaftig kann und soll jeder sein, dem es ernsthaft um Förderung der höchsten Aufgaben der Menschheit zu thun ist, des Lehrsatzes Lessing's gedenkend: „Jeder sage was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit sei Gott empfohlen!"

Der Schatzgräber.

Ein psychologisches Fragment aus dem Tyroler Volksleben.

Von Karl Domanig.

Am Seelensonntag*) nach dem Pfarrgottesdienste war Huisen-Franz, wie man ihn hieß, bei dem Franciscaner-Guardian in Schwaz auf Besuch. Der Guardian kannte ihn wohl, weil er etlichemal Almosen in's Kloster gebracht hatte; Franz aber hielt große Stücke auf den Pater, der zugleich Festtagsprediger war, und eine Vertrauenssache war es denn auch, warum er heute zu ihm auf die Zelle gekommen und seinen Rath zu hören bereit war.

„Aber ich weiß eigentlich nicht, was ich Dir rathen soll", sagte der Guardian. „Möglich sein kann's, daß etwas dahinter ist . . . glauben mag ich's zwar nicht — thu' halt was Du meinst." Dabei sah er auf ein altes vergilbtes und zerknittertes Blatt, das er in Händen hielt und nahm schmunzelnd eine Prise.

„Ja, ja", sagte Franz, „das mein' ich eben auch: möglich wär's, und Unrecht's wird just nichts daran sein". . .

„Unrecht! Unrecht ist's keines, aber eine Narrethei wird's halt sein! . . . Und dann sag' einmal Franz: was thäst Du denn eigentlich mit dem Gelde, gesetzt den Fall, daß Du's bekämst? Meinst', es wär' Dir von Nutzen?"

„Ja hör'! was thun, P. Guardian. Ich krieg's auch nicht, aber wenn ich's hätt' — was thun, wär' mir nicht bang!"

„Geschwind heiraten halt?" lächelte der Ordensmann.

„Würd' auch nicht fehlen, ja, über kurz oder lang. Und dann wären schon andere Dinge noch vorher. Wissen Sie, wir sind auch arme Leute, und wenn mir meine zwei Schwestern nicht hülfen, brächt' ich's

*) So heißt in Tyrol der erste Sonntag nach Allerheiligen.

halt gar nicht vorwärts. Das Feld ist klein und 's Haus, wie gesagt, alles zerlumpt: da müßt' ich wohl zuerst einmal einen rechten Dachstuhl aufsetzen und die Stube täfeln; meine Kammer ist auch, daß du dich nicht rühren kannst, und ein Gewand für die Schwestern würd' auch nicht schaden . . . ja, zu thun, Hochwürden, zu thun gäb's, es wär' wohl kein Anfangen vor lauter Nichtaufhören!"

Da sagte der Ordensmann mit freundlichem Lächeln: „Jetzt schau' Dich einmal um, Franz! Ist meine Zelle größer als Deine Kammer?" Franz lachte: „Größer wird sie nicht sein!" Denn in der Zelle hatte weiter nichts Platz als ein Tischlein, ein Stuhl und ein Bett und, wenn's hoch kam, vier Leute zum Stehen.

„Und getäfelt, siehst Du, ist meine Zelle ja auch nicht", fuhr der Guardian fort; „und was wir Franciscaner essen, müssen wir von guten Leuten erbitten. Du selbst hast uns schon Milch gebracht — vergelt's Gott! Nun sieh aber, ich bin's doch zufrieden und alle Ordensbrüder, mein' ich, sind es ebenso. Ja, kein einziger möchte den heiligen Orden verlassen und in die Welt zurückkehren, obwohl es da Mancher bequemer und ehrenvoller hatte oder bekommen konnte. Also mein lieber Franz, das Glück hängt nicht davon ab, daß man viel hat und genießt, sondern daß man zufrieden ist; und die Zufriedenheit kommt, weißt Du wie? Wenn man das Kreuz willig auf sich nimmt! Denn zum Kreuztragen, sagt der gottselige Thomas a Kempis, sind wir geschaffen; durch's Kreuz sollen wir gelangen zum inneren Frieden auf der Welt und zur ewigen Glorie drüben."

Solches und mehr der Art redete der Guardian, während Franz in alle Winkel ausschaute und den Hut in den Händen drehte: es war ja wohl alles recht, was der Prediger sagte, aber ein junger Mensch wie er, denkt auch an andere Dinge, und ein bischen besser wird man's wohl haben dürfen auch noch in der Welt! „O mein", sagte er dann etwas ungeduldig, „es wird ja nichts sein, das hab' ich zuerst gewußt. Ich hätt' den Zettel ohneweg niemand gezeigt (und hab' nie was darauf gegeben), wenn nicht andere Leute so gedrängt hätten."

Während dem klopfte es an der Thüre und auf das „Ave Maria" des Guardians trat ein jüngerer Pater herein. Er kniete nieder und bat den Obern um eine Erlaubnis; denn das thun gewisse Ordensleute, da sie den Vorgesetzten an Gottes Statt betrachten und diese Gesinnung auch äußerlich bezeigen wollen.

Als ihm der Guardian kurz Antwort ertheilt hatte, sagte er: „Nun P. Gervas, was halten Sie von dem Handel?“ und reichte ihm das alte Papier.

P. Gervas war aufgestanden, schaute den Franz und das Blatt an und wartete, bis man ihm mehr erzählte; da der Guardian nicht sogleich Miene machte, erzählte Franz noch einmal in Kürze den Hergang:

Er habe zu seinen Schwestern schon längst gesagt, daß sie am Dach' etwas richten müßten, weil es besonders an einer Stelle den Regen durchließ, und das Brod in der Kammer schimmelig wurde. (Sein Haus sei halt wohl überhaupt an allen Stellen der Reparatur bedürftig). Wie er also mit dem Zimmermann die alten Schindeln abwarf und an einem morschen Balken rückte, kam da im fingerhohen Moder und Staub dies Papier zum Vorschein. Er habe es weggeworfen, aber später kam es ihm noch einmal vor die Füße, da wollte er's doch ansehen, und was er sah habe ihn und andere gewundert, und hätt' er eben gemeint bei den Patres darüber Aufschluß zu erhalten“.

P. Gervas nahm das Blatt und buchstabierte die alterthümliche, schwer leserliche und verblaßte Schrift; da hieß es:

Beim großen Stein auf dem Wiesingerjoch gradaus kumst zum Hasenplatzl zwei Büchsenschuß einwärts beim letzten Zirm*) wo der unterste Ast hinzeigt liegt's. Hor † ax.

„Was liegt?“ fragte der Pater. — „Gold natürlich!“ lachte der Guardian.

„Hm! Und das Hor † ax? soll das ein Zauberwort sein? ... Nun dann ist's sicherlich alles erlogen und die ganze Geschichte ein Aberglaube.“

Das sei ihm allerdings auch aufgefallen, versetzte der Guardian, und auch er habe anfangs so geurtheilt. „Aber der Franz meint was anderes: Anno neun haben drei Bauern aus der Gegend beim Kreuzbüchl die bayrische Kriegs Casse abgepaßt, die Begleitung erschossen und das Geld mit sich fort. Als die Sache bekannt wurde, hat man sie verhalten das Geld herauszugeben. Die hätten aber davon nichts wissen wollen, und da sie sich doch nicht recht sicher glaubten, könnt's sein, daß sie's vergraben hätten; so meint der Franz. Und das ist am Ende

*) Pinus Cembra.

nicht ganz unwahrscheinlich, denn von den Dreien hat wirklich nicht ein Einziger etwas hinterlassen. — Aber das wär' jetzt die Frage, Franz, wie der Zettel just in Dein Haus kam? Hat denn einer von ihnen in Deinem Hause gewohnt?"

„Das weiß man eben nicht", erwiderte Franz; „vor uns ist halt ein altes Männlein dort gewesen, so ein halbverrücktes, der oft lange Zeit in der Fremde herumzog und dann bald den einen, bald den anderen in's Quartier nahm".

Damit war das Gespräch erschöpft. Franz konnte keine weiteren Aufschlüsse geben, der Guardian wiederholte nur seinen Zweifel und P. Gervas meinte: probiren könne er's ja, wenn ihm der Gang auf das Joch nicht zu hart sei. Jetzt freilich liege schon Schnee oben, aber etwa im Juni — „da ging' ich gleich selber mit Dir, Franz, da ist schon die Aussicht Goldes werth."

„Ja, Hochwürden, bis dort ist's aber lang hin", meinte Franz. „Zelten anschneiden*) sollten Sie einmal kommen, einen Zelten vermögen wir schon noch" . . .

So verabschiedete sich Franz, steckte sein Papier zu sich und verließ das Kloster. Die Patres rief die Glocke zur Sext.

* * *

Als Franz das Kloster verlassen hatte und über den Platz und durch die Gassen des Marktes ging, überdachte er seine Unterredung mit dem Guardian und mußte sich sagen, daß er eigentlich so gut wie nichts gewonnen hatte. Denn was der Pater ihm sagte, daß die Sache zweifelhaft sei und eher nur eine Lapalie, das hatte er zuerst gewußt. Es that ihm leid um den Gang, um die Zeit und die Worte, die er verloren; und während er früher halb und halb entschlossen war den Versuch zu wagen, war es ihm jetzt verleidet — theils durch das geringschätzige Urtheil seiner Rathgeber, theils weil er fürchtete, daß nun die Sache bekannt und er zum Gespötte der Leute werden würde.

In solchen Gedanken kam er am Wirthshause vorbei, wo er sonst wohl einzukehren pflegte. Es ging auf 11 Uhr, die Essenszeit; aber Franz hatte keine Lust jetzt unter den Gästen zu sitzen, mit hungrigem Magen schritt er vorüber und trat den Heimweg an.

*) Weihnachtskuchen, welchen „anschneiden" zu dürfen in Tyrol für eine Ehre gilt.

Es war aber ein unfreundlicher Herbsttag. An den Bergen lagen Nebel und rückten in schweren Massen tiefer und tiefer in's Thal; es schien sich ein Schneien vorzubereiten. Ein kühler Wind strich durch die Wipfel und warf das letzte Blatt von den Pappeln. Unter den Tritten raschelte das dürre Laub, das zu Haufen auf der Straße lag. Raben flogen feldein: Krah! Kroraх! Krah!

„Horax" glaubte Franz aus dem heiserem Gekrächz vernommen zu haben — und mit erneuter Gewalt riß es seine Gedanken zu dem dunkeln Blatt, das ihm nun unheimlich und verderbenbringend erschien; er hätte am liebsten niemals davon gewußt, ihn ekelte der blose Gedanke daran.

Franz war kein Schwärmer. Genügsam und ordnungsliebend, ein tüchtiger Arbeiter, hatte er im besten Frieden mit seinen Schwestern das kleine Gütlein bebaut und war trotz des geringen Ertrages bei großer Sparsamkeit ehrlich durchgekommen. Das gab ihm ein heiteres zufriedenes Wesen und hielt seinen regen Sinn in gemessenen Schranken.

Auch damals, als er den zweifelhaften Fund auf dem Dachboden machte, war sein erster Gedanke keineswegs eine Truhe voll Gold und eine Reihe von prächtigen Zukunftsbildern; nein, ihn wunderte mehr nur die Bedeutung und der Ursprung jener räthselhaften Schrift. Erst als seine Schwestern in ihn drangen, fing er an zu glauben, daß an der Sache etwas wahres sein könnte, und er in dem Papiere vielleicht nicht mehr und nicht weniger besitze als den Schlüssel zu einem großen Schatze.

Daß ihn aber dieser Gedanke stärker, und je länger je mehr beschäftigte und endlich einem Entschlusse nahe brachte, daran war ein Ereignis Schuld, welches ihn kurz vorher betroffen und einen tiefen Eindruck in ihm hinterlassen hatte.

Franz hatte die dreißig Jahre überschritten, und der Gedanke an's Heiraten trat ihm öfter als einmal vor die Seele. Aber wie wollte er Weib und Kind ernähren, da er selber nur knapp zu leben hatte? Und wie konnte er hoffen, die Hand eines vermöglichen Mädchens zu erhalten, da er ja nur ein „Kleinhäusler" war? Zwar stund er in Achtung und Gunst bei Jung und Alt, war zu brauchen bei Rath und That — das wußte er, und darauf allein baute er seine schwache Hoffnung diejenige heimzuführen, auf die er im Stillen längst schon sein Augenmerk gerichtet hatte.

Ihr Vater, ein vermöglicher Mann, hatte den Franz schon öfter mit seinem besondern Vertrauen beehrt, und auf die Neigung der Tochter

glaubte er ohnehin mit gutem Grunde rechnen zu können. Er wagte also den wohl erwogenen Schritt, hielt um die Hand der Burgl*) an, und — wurde abschlägig beschieden. Der Grund war wohl die Armuth des Freiers. Burgl, die sich darüber hinweggesetzt hätte, mochte dem Vater nicht widersprechen, denn dieser bestund auf seinem Worte.

Auf Franz machte dieses Ereignis einen nachhaltigen Eindruck. Burgl war ihm um so lieber je öfter er sie sah, und seine Armuth wurde ihm drückend, da sie ihm als Hindernis seines Glückes erschien. Gleichwohl war er gefaßt und ging seiner Arbeit in gewohnter Weise nach. Die Schwestern bemerkten kaum eine Veränderung an ihm, wie denn weder sie noch irgend jemand außer den Zunächstbetheiligten von dem Hergange wußten.

In solcher Stimmung arbeitete er auch an seinem Hausdache und fand das Papier. So wie er aber nun anfing an die Möglichkeit einer tieferen Bedeutung desselben zu glauben, kam ihm auf's neue wieder der Gedanke an seine Heirat. Er sagte sich: „Hätt' ich das Geld, hätt' ich die Burgl“ — und jemehr er das eine ersehnte, um so lieber glaubte er an das andere, bis er schließlich zu einem Versuche geneigt war und vorerst den Gang nach Schwaz zu den Patres antrat.

Auch jetzt auf dem Heimwege, wo ihm sein Vorhaben verleidet war und er es bereute auch nur einen einzigen Schritt dieser Sache halber gethan zu haben, auch jetzt war es der Gedanke an Burgl, der seine Gesinnungen bald umstimmte. Wenn die Sache denn auch zweifelhaft war, wie die Patres meinten, so konnte man's ja doch versuchen; denn wie viel stand für ihn auf dem Spiele? Ha, wie ganz anders würde der Alte reden, wenn er vor ihn hinträte mit Beuteln klingenden Goldes? Was würde er etwa zur Antwort stammeln, wenn er ihm sagte: „Früher war ich arm, da galt ich Dir nichts, jetzt bin ich reicher als Du!“ . . .

Der Wind blies heftiger und kälter, Franz stülpte den Rockkragen und vertiefte sich in Gedanken, dachte wie er die Hochzeit hielt und den ersten Tanz mit der Braut machte; wie er sie heimführte — nicht in die elende Hütte, nein in das neue glänzende Haus! Oder war es nicht besser ein Haus von Grund aus zu bauen? Auf alte Bäume, heißt es, pfropf' keinen Ast. Ohnehin ist das Feld viel zu klein, man müßte

*) Nothburga.

den anstoßenden Anger und das große Kornfeld des Müllers dazu kaufen. Dort ist auch Wasser genug, und bei der Quelle oben, beim Birnbaum, wo man so schön hinabsieht zum Inn, und nicht weit von der Kirche, da soll das Haus sich erheben! Er war einst in Rosenheim gewesen, und draußen in Bayern sah er die prächtigen Höfe, nach Schweizerart, den buntgemalten Söller, den schönen First mit dem Glockenthürmchen und dem Hahn darauf. „Der Hahn muß mir vergoldet werden, daß er leuchte weithin! Und ein geräumiger Tennen, mit zwei Pferden bequem zu befahren; darunter der gewölbte Stall, so etwa für dreißig Stück (denn sind es mehr, gedeiht die Wirthschaft nicht immer zum besten). Oben die Kammern für die Dienstboten; unten muß nur die Stube (oder zwei Stuben) und eine heizbare Milchkammer, Küche und Speise sein. Aber die Stube von Zirmholz, gut getrocknet, wie es der Sägmeister von Pill in Vorrath hat. Vor'm Haus dann eine Capelle mit St. Nothburg und Franz Xaver — eine Capelle, daß schon nicht jedes Dorf so eine Kirche hat! Der Maler in Schwaz soll sie ausmalen, und Gold daran, auf ein Büchelchen mehr oder minder kömmt's mir nicht an .... Ha, wenn dann Roggenschnitt ist, und in dem großen Felde am Haus an die zwanzig Arbeiter stehen!" ... Er braucht nicht selber zu schwitzen, nur die Aufsicht zu führen. Ist dann alles im rechten Geleise, mag er ruhen im Schatten des Birnbaumes und durch die Aeste in den blauen Himmel schauen und seines Glückes sich freuen; Burgl bringt ihm Milch (oder er kann auch ein Büblein um einen Trunk Bier schicken) ....

So träumte Franz vor sich hin und achtete nicht des Weges, bis er jählings an den Gatter stieß, der zum Dorfe führte. Da sah er auf, sah sich um — es war niemand zu sehen. Nur dicht neben ihm stand das Kreuz, vor dem er den Hut zu ziehen und ein Gebetlein zu sprechen pflegte. Er zog den Hut und warf einen Blick nach dem Bilde, unter welchem die Worte standen: „Sieh', Sünder, was ich gelitten für Dich! Was aber leidest Du für mich?" — Betroffen las der Träumer den Spruch; die Worte des Guardians kamen ihm in den Sinn; und wie die Blume, der ein Morgenwind den Thau abschüttelt, so stand er da, ernüchtert, sich selber wiedergegeben und sah die Wirklichkeit die ihn umgab: drüben das arme Häuschen, vor dem die Schwestern seiner harrten und den Holzstoß, den er morgen zu verarbeiten hatte; in der Brust aber hallten die Worte nach: „Durch's Kreuz zur Glorie!" ....

Da stiegen ihm wie Nebel trübe Stimmungen auf; seine Stirn umwölkte sich, und ein Gefühl der Unlust, des Trotzes kochte in seiner Seele. „Wag's! versuch's!" rief eine Stimme in ihm . . . .

Wagen?! —" Wagen! — Morgen gehst Du nach Wiesing!

* * *

Es war noch früh am Tage und finster, als Franz auf dem Wege nach Wiesing war: Pikel und Schaufel auf der Schulter, Brod in der Tasche, das geheimnisvolle Blatt auf der Brust. Die Schwestern hörten ihn weggehen, eine sah ihm nach und glaubte er gehe in die Aue — aus seinem Munde wußten sie nichts.

In Wiesing war es sein erstes, sich um einen Führer umzusehen. Er war nur ein einzigesmal auf dem Wiesinger Joch gewesen und das vor langer Zeit; überdieß bedurfte es einer ganz genauen Ortskenntnis, um die Angaben des alten Zettels recht zu verstehen. — Also trat er in's Wirthshaus, ließ sich Wein geben und wollte sich gelegentlich, so daß es nicht auffiele, nach einem verläßigen Führer erkundigen.

Die Kellnerin fragte er deßhalb, was sie für einen Senner hätten. „Der Wirth hat kein' Senner." — „Nein, im Dorfe mein ich" . . . „O, was weiß ich, bald den und bald den." Sie war nicht geneigt dem Fremden Rede zu stehen und that sehr geschäftig. — Dann trat der Schmied herein, der schon müde war und ein Gläslein verdient hatte. — „Hat's Dir schon warm g'macht heute? Hm das Schmieden gibt warm!" „Schier mehr als 's Bett, ja," sagte der Schmied. Franz that, als ob er den Hieb nicht empfände, und fragte weiter, wo er die Kohlen brenne. „Ich brenn' mir keine Kohlen, ich kauf' sie halt auch, wie's kommt." — Aber im Wiesinger Berg müßt' doch gut Kohlen brennen sein, und wer sich denn damit abgebe? . . . „'Sind ihrer etliche", erwiederte der Schmied. „Kellnerin, zahlen! Weißt', ich hab' ein Eisen in der Esse, bei mir heißt's weiter!"

Der nächste Gast war ein ältlicher Mensch, kurz und behäbig, mit gutmüthigen Aeuglein. Die Kellnerin grüßte ihn lachend: „Diktl*) Machst' blau heut'?"**) Der Angeredete verzog sein Gesicht zu einem grimmigen Lächeln. Die Kellnerin: „Aber das werd' ich wohl wissen

*) Benedikt.

**) „Blau machen" = den Tag vertrinken.

müssen, ob Du ein großes Glasl willst oder ein kleines." — „Jetzt bringst mir justament ein kleines" sagte Diktl.

Hm, bei dem hab' ich leichteres Spiel, dachte Franz und ließ die Rede an sich kommen.

Sie saßen denn auch nicht lange einander gegenüber, als Diktl anhub: „Bist auch kein Hiesiger, he?" Franz erwiederte: „Nein, bin von Oben herab. Würdest mich wohl auch kennen, wenn ich ein Wiesinger wär'?" Diktl: „Würd' Dich fast kennen, ja, wenn Du ein Wiesinger wärest. Halt wegen dem — es müßt' just nicht sein, ich bin auch 35 Jahre weg gewesen, und jetzt ist's wohl so lange nicht, daß ich wieder da bin." — „Bist als Hüter da gewesen?" fragte Franz. „Nein, ich bin wohl halt geboren in Wiesing, und gehütet hab' ich ja auch auf den Almen, fünf Sommer. Nachher hab' ich's gute Leben nicht erlitten und bin zu den Bergknappen 'gangen, weißt wohl, und da haben sie Einen ja nicht mehr brauchen können, wenn man einmal älter ist."

Hm ein alter Knapp', denkt sich Franz, das ist nun gar recht. „Nachher kennst wohl die Wiesinger Alm und 's Wiesinger Joch, wenn Du so lang Senner da warst?" Diktl: „Senner bin ich eigentlich nicht gewesen, bloß Kühbub; aber kennen thu' ich den Berg ja wie mein Werktagg'wand, das kannst Du Dir denken."

Franz glaubte genug zu wissen. Er bestellte etwas zum Essen, und wie die Kellnerin fort war, in die Küche, sagte er zu Diktl: „Du! Thät'st mich nicht heut' auf das Joch führen, zum Großen Stein? ich hab' etwas zu thun da."

„Auf's Joch? Ja, Mensch, da ist Schnee!" — „Ueber den Schnee werden wir schon hinaus kommen, so tief liegt er noch nicht, ich thät' Dich schon bezahlen" — „Weiß nit, ja . . . ich würd' halt Steinklopfen sollen." . . . „Was Dir's Steinklopfen einträgt, zahl' ich Dir auch und noch mehr. Ich geb' Dir zwei Gulden, und mit der Zehrung halt' ich Dich auch aus; Schnaps sollst Du genug haben."

Diktl räusperte sich. „Wohl, wohl, dann muß ich Dir halt den Gefallen thun: sein wird's ja an die drei Stunden." „Gut", erwiederte Franz, „dann bleibt's dabei, ich werd' Dich bezahlen, daß Du zufrieden bist. Aber jetzt keinen Menschen was merken lassen (wirst schon hören warum), und nicht lange mehr aufhalten, um Mittag müssen wir droben sein!"

Die Kellnerin kam herein, und die Beiden brachen das Gespräch ab. Franz aß, steckte einiges Essen und eine Flasche Brantwein zu sich und ging, indem er dem Diktl winkte ihm zu folgen.

[illegible]erin wunderte sich über den schnellen Aufbruch des Knappen und [illegible]rig nach, da sie dann mit Staunen bemerkte, daß er sich [illegible] Ecke des Hauses, zu dem Fremden schlug und angelegen[illegible] [illegible]voll mit ihm verhandelte, dann in sein nahes Quartier trat, [illegible] zum Vorschein kam und nun rüstigen Schrittes mit dem [illegible]eren vorwärts, dem Berge zu ging.

* *
*

Die beiden waren wohl eine Stunde lang gegangen, und noch immer hatte Diktl nicht in Erfahrung gebracht, was denn eigentlich sein Begleiter vorhatte. Er frug ihn, ob er Pechglauber oder Wurzengraber sei? Ob er den Wald kaufen oder abschätzen wolle? . . . Franz erwiederte Nein, behielt sich aber alle weitere Aufklärung auf später vor. Denn wenn er schon jetzt die ganze Sachlage entdeckte, wer weiß, ob ihm der Andere nicht davon liefe, das Geheimnis verriethe, und so der Schatz für ihn verloren ginge? . . . Auch gab es jetzt noch andere Dinge für ihn zu denken: er sah sich bereits im Besitz des Goldes — darüber behelligte ihn vorläufig kein Zweifel; doch wie er es nach Hause schaffte und vor den Leuten geheim hielte, das gab ihm zu schaffen und strengte sein Denken an.

Wie er also schweigend bergan schritt, wurde Diktl nicht müde zu reden und zu erzählen von seiner Vergangenheit als Kühbub und Bergknapp; wie er zuerst in Brixlegg, dann in Schwaz gearbeitet habe und mit einer kleinen Pension entlassen worden sei. Jetzt sei er froh, daß es ihn nichts mehr angehe, denn das Gebahren der heutigen Bergleute thue ihm zu weh; aber zurückdenken müße er wohl oft an die alten Zeiten, und wie es doch eine Lust war, das blanke Silber aus dem Gestein zu lösen und er einmal an einem einzigen Tage fand, womit er ein ganzes Gut hätte kaufen können! . .

Franz hörte mit halbem Ohre zu und fragte nur einigemal, wie weit es wohl noch bis zum Großen Steine sei. — „Ah, zum selben großen Stein," erwiderte Diktl, „wird's halt noch eine Stunde oder fünf Viertel sein." — Franz schlug einen schnelleren Schritt an, mußte ihn aber verlangsamen, weil sie bald bis über die Knöchel im Schnee gingen.

Nun hatte er umsomehr Zeit seinen Plänen nachzuhängen. Sie gaben ihm viel zu schaffen; je mehr er nachdachte, je mehr er sich anstrengte, desto verlegener wurde er. Wie sollte er — die Frage blieb doch die

erste — dem Diktl die Sache beibringen? Er ist ein einfältiger Mensch, das sah er: gibt er ihm nun viel Geld, damit er schweige, so missbraucht er's, lebt in Saus und Braus und macht auf diese Weise die Sache ruchbar; gibt er ihm wenig, so schilt er und redet im Zorne. . . . Und wie dann also den Schatz nach Hause bringen? Den Proviantsack und einen tüchtigen Schurz hatte er wohl: wenn es aber am Ende recht viel ist, und sie können ihn beide nicht tragen? Liegen lassen mag man doch auch nicht. . . . — Morgen wieder kommen fällt auf und kann zur Entdeckung führen. Ja, der Tausend, ließ sich das Ding überhaupt geheim halten? Gesetzt den Fall, es verliefe in Wiesing alles gut, und der Schatz liegt daheim in der Dachkammer — oder nein: im Keller, wo man eine Doppelthüre anbringen kann — so muß er ja die alten Dukaten, das bayrische Geld, einwechseln, und wenn das geschehen, wo das viele Geld anlegen? . . . Nein, an den Tag kommen wird es auf jeden Fall, da ist kein Mittel. Du wirst ja auch die Burgl heiraten und ein Haus bauen und wie ein reicher Bauer dahinleben: die Leute fragen, woher? und es wird heißen: „der Schatzgräber“ . . . . Es stieg ihm heiß auf, wenn er an diese Nachrede dachte. „Am unverdienten Gelde haftet der Neid und die üble Nachrede; tausend Andere mühen sich ab, ihr ganzes Leben lang und leben arm dahin: du aber hast dein Geld gefunden, Schatzgräber heißen sie dich, Horax, Horax rufen die Buben!“

So stürmten die Gedanken auf ihn ein, er wurde ängstlich, wurde ärgerlich über sich selbst — wenig fehlte, so wäre er umgekehrt. „Hätt'st du dem Pater gefolgt“, sagte er sich; „du hast mit dem Schatz auf der Welt nichts Gutes und drüben vielleicht auch nicht“ . . . .

Jetzt kam ihm der Gedanke, den ganzen Schatz zu guten Zwecken zu verwenden und ganz im Geheimen dem Pater Guardian zu überlassen; nur etwa vier oder fünftausend Gulden zurückzubehalten — nur gerade so viel, daß er die Burgl bekomme und der Alte nicht mehr sagen könne: er habe nichts! Dann braucht es auch niemand zu merken. Sein Häuschen kann er verbessern und etliche Stück Vieh und ein Feld kaufen: da er die Burgl hat und fortfährt fleißig und sparsam zu sein, so kann das niemand auffallen. Er behält seinen ehrlichen Namen und lebt glücklich und ruhig weiter. . . . „Wahrhaftig, so ist's, so soll es bleiben: mehr als vier- bis fünftausend, höchstens sechs- bis siebentausend — mehr behalte ich nicht!“

* * *

[illegible] doch [illegible] Franz, so nahm er sich vor, und wie eine Rettung [illegible] Entschluß. Es ward ihm leichter um's Herz, er streckte [illegible] den Schultern und setzte den Fuß fester an. „Diktl! [illegible] bis zum Großen Stein?“ — „Ja jetzt — zum großen [illegible] mehr weit hin; da gleich droben fängt's Joch an.“

[illegible] Bäume wurden spärlicher, weitere Flächen dehnten sich aus, der Weg fing an steiler und steiniger zu werden. Dann schritten sie auf weicher, fast ebener Unterlage dahin, und Diktl sagte: „Jetzt wären wir da. Da haben wir jetzt schon immer gehüthet“.

„Aber wo ist da der Große Stein?“ — „Wohl der da!“ Diktl wies rechter Hand auf einen mäßig großen Felsblock, der vereinzelt auf der Mahdfläche lag. — „Der da?“ rief Franz verwundert; „ist das jetzt der Große Stein?“ — „Ist ja wohl ein großer Stein das, nicht? Brauchst einen größern?“ — „Und heißen den die Leute den Großen Stein?“ — „Ja, ja, ich weiß sonst kein' großen Stein da herum.“

Franz stutzte. Er hatte sich unter dem Großen Stein einen Kogel oder Abhang vorgestellt und fand nun einen gewöhnlichen Felsblock. Aus Diktl war indeß nichts weiteres herauszubringen, und als er einige Schritte höher stieg und Rundschau hielt über die Gegend mußte er sich selbst sagen, daß dies der größte Stein da herum sei, so weit sich's eben im Schnee erkennen ließ. Er gab sich also wohl oder übel zufrieden und forschte nun näher nach dem Platze, den sein Zettel so genau beschrieben hatte.

Er sagte sich die Worte bedächtig vor: „[illegible] großen Stein auf dem Wiesinger Joch gradaus, kumst zum H[illegible] Gradaus? Das heißt wohl dem Wege nach. . . . . Nun wo ab[illegible]enplatzl? „Diktl! Wo ist jetzt das Hasenplatzl?“ — „'s Ha[illegible] das könnt' ich Dir jetzt wohl nicht sagen, ich hab' mein [illegible] nie gejagert*).“

Hm, dachte sich Franz, einen Hasenstand kenn' ich selber heraus, und stieg auf's neue hinan und beschaute die Gegend: da war etliches Buschwerk und ein Thälchen zog sich hinab — hier konnten Schneehasen wohl vorkommen und war auch eben kein schlechter Stand zum Schuß . . . Nur daß man den Ort da vor allen anderen das „Hasenplatzl“ nennen sollte, begriff er nicht; und dann waren links und rechts beinahe dieselben Bodenverhältnisse, so daß er auch nicht wußte, ob,

*) Die Jagd betrieben.

wenn er vom Steine g'radaus ging, das „Hasenplatzl" linker oder rechter Hand sei . . .

Franz sagte: „Wo sind denn aber die Zirmbäume?" Denn darnach hoffte er sich zurecht zu finden. — „Zirmbäume? Da heroben weiß ich kein' Zirm." — „Ja g'rad auf dem Fleck nicht, Lümmel, aber da herum, in der Gegend müssen Zirm sein!" — „Da ist kein Zirm, und weit herum triffst' kein' Zirm an. Mensch, das weiß ich Dir genug zu sagen, da zahl' ich Dir einen Gulden für jeden Ast, den Du mir bringst von einem Zirm" . . . . Diktl brummte noch fort, Franz ließ ihn brummen; er glaubte genug zu haben: es schien ihm plötzlich Gewißheit, daß der Zettel Betrug sei, grober plumper Betrug!

Er zog ihn heraus aus der Tasche, wandte seinem Begleiter den Rücken und las. Da stand es aber, er täuschte sich nicht: „Beim großen Stein . . gradaus kumst zum Hasenplatzl . . . beim letzten Zirm" . . . . Er strengte sich an und schaute um sich, aber seine Augen blieben schwerfällig haften bald da, bald dort, sein Denken war lahm, er wußte kaum um sich selber: so drückte ihn das Gefühl der erlittenen Täuschung.

Eine Weile stand er so da, unbeweglich, das Papier in den Händen — da weckte ihn Diktl aus seiner Betäubung, indem er um einiges Essen bat. Franz entschuldigte sich seiner Vergeßlichkeit, bot ihm das Fleisch, Brod und den Branntwein, alles was er hatte, er solle nur nehmen, indeß er selber höher hinanstieg: war es nun einmal an dem, so wollte er keine Mühe scheuen und die ganze volle Gewißheit haben!

Aber je h[illegible]er er stieg, je weiter er um sich sah, desto fester und leichter überz[illegible] sich: keine Möglichkeit, daß hier ein Ort bestünde, wie seine Schrift ihn geschildert. Er riß den Zettel in Stücke, warf sie weg, trat sie in den Schnee und schalt sich Narren, daß er je solches geglaubt und nicht früher nachgedacht habe. „Narr, der größere, als der den Unsinn geschrieben" . . .

* * *

So mit sich selber grollend kehrte er zögernd zu Diktl zurück, der sich's inzwischen gar wohl sein ließ. Vom großen Stein hatte er den Schnee abgestreift, darunter war Moos, breit genug für Zwei zum Sitzen, und vor ihm ausgebreitet lagen Fleisch und Brod; die Flasche hielt er sorglich in Händen.

Auf seine Einladung am Mahle Theil zu nehmen, setzte sich Franz, nahm aber nichts, sondern sah, die Arme zwischen den Beinen, stumm vor sich hin. Dictl ließ sich nicht irre machen im Essen und Trinken und schaute nur von Zeit zu Zeit und immer länger und neugieriger seinem sonderbaren Gesellen auf's Gesicht.

„Mein, jetzt wundert mich doch", platzte er endlich heraus, „was Dich da herauf trieb. Bist schon doch etwa ein Schatzgräber!" — Franz stieß ein grelles Lachen aus. — „Ja, was weißt'", fuhr Diktl fort, „Du würdest auch der erste nicht sein. O solche weiß ich wohl viele, die's Glück versucht haben und da herauf sind! Aber um Sonnenwend', weißt', jetzt ist kein' Zeit nicht zum Schatzgraben." — „Hör' mir auf", sagte Franz, „ich glaub' an den Unsinn!" — „Daß ich's glaub', ist just auch nicht gesagt, aber heißen thut's so, um Sonnewend' wär's halt das Rechte, und das denk' ich wohl, wie wir noch g'hüthet haben, daß öfter zwei, drei heraufgekommen sind zu graben und Einer hat's den Andern nicht wissen lassen."

Franz mußte lächeln: es that ihm wohl, daß er nicht der einzige Narr in der Welt war. Diktl aber gewahrte mit Freuden die augenblickliche Veränderung an seinem trübseligen Kameraden und wiederholte die Einladung, daß er mit ihm esse und trinke: der Schnaps sei besonders vortrefflich und thue dem Menschen nach diesen Strapazen so wohl. Da nahm endlich Franz einen Schluck und fing auch langsam zu essen an.

Inzwischen war es auf dem Joche oben gar freundlich geworden. In feuchten Nebeln hatten sie den Aufstieg begonnen, je höher sie kamen, desto reiner und wärmer wurde die Luft, endlich sahen sie auf ein Meer von Wolken hinab, welche den Wald und das Thal bedeckten; unten schneite es vielleicht. In den oberen Luftschichten verzog sich allmählig das Gewölk, klar und freudig grüßten die Berge vom Zillerthale heraus, von unten herauf winkte der „Kaiser" und oben das „Kellerjoch". Jetzt brach auch die Sonne durch, und warm und freundlich war es wie an einem guten Apriltage. Da fingen die Vögel an sich zu rühren, die noch die obersten Baumgruppen bewohnten und flogen schwirrend daher auf die nächsten Lerchbäume. Die Gimpel pfiffen, „Zizigänggäng" riefen die Spitzmeisen — Franz warf den Spöttern Brosamen zu; es war ihm jetzt doch freier und leichter um's Herz, und eigentlich wohler als er sich selber gestand . . . .

„Diktl“, sagte er, „sind das nicht rechte Narren, die an's Schatzgraben denken?“ — „Weiß nicht, ja, werden Narren schon d'runter sein . . .“ — „Allesammt Narren, Diktl! Was hätten sie, wenn sie was fänden als eine Handvoll Gold und einen Sackvoll Verdruß, und 's Dümmste ist, daß sie fischen in der Luft.“ — „Weiß nit, ja, daß g'rad gar nichts umher wär', wollt' ich nicht sagen. Vom Sonnewend-Joch haben's halt die Venediger fort, aber gewesen sein soll, daß sie's oft rein nicht ertragen haben. Nachher hätten sie's im Wiesinger Joch verworfen oder vergraben.“

Franz stutzte: das warf ein Licht auf seinen Zettel! Von den Venediger Männlein, den klugen Kobolden, hatte er wie oft schon gehört, und daß sie vom Sonnewendjoch alles Gold mit sich fort hätten! Ha, wahrlich dieser Aberglaube war der Ursprung des Zettels und das närrische Männlein, der frühere Hausbesitzer, der und kein anderer hat ihn geschrieben! — — —

„Diktl“, sagte Franz, „jetzt geh'n wir abwärts.“ Der Andere machte große Augen; denn wozu Pikel und Schaufel mitnehmen, wenn es weiter nichts mehr zu thun gab? — Franz bemerkte das Erstaunen des Kameraden und faßte sich so gut er's vermochte. „Nein, und jetzt muß ich Dir's nur sagen, Diktl, warum wir herauf sind.“ Er zog ihn näher und flüsterte: „Weißt', ein' Zirmbaum hätt' ich gern g'habt, Zirmnüßlein könnt' ich brauchen für mein Krummschnabel*) daheim, und wär wohl auch nett, so ein Bäuml vor meinem Haus! Darfst's aber nicht weiter sagen, Diktl! Man müßt' mich ja auslachen, weißt', wenn ich auf dem Wiesinger Joch Zirmbäum' suchen wollte!“ Franz lachte und Diktl stimmte gern mit ein. Er für seine Person, er war es zufrieden: wie hätte er ein leichteres und einträglicheres Tagwerk haben können?

Aber ein pfiffiges Lächeln, das ihm den Mund umspielte, schien anzudeuten, daß er den Worten des Kameraden nicht so unbedingt glaubte, wie er denn auch auf dem Herunterwege den Faden der Schatzgräbergeschichten wieder aufnahm und eifrig weiter verfolgte. Nur ließ er jetzt die Geister aus dem Spiele, sprach vom Schwazer Bergwerk und der Menge des Silbers, die da noch zu finden wäre; da und anderswo, wenn die „Herren“ nur Einsicht hätten und gehörig nachgraben ließen . . .

*) Kreuzschnabel.

Unten angekommen trennten sich die beiden in gutem Einvernehmen. Franz trat ohne Verzug den Heimweg an; denn es dunkelte schon, und leichte Flocken fielen, indeß der Mond ein spärliches Licht gab.

* * *

Und nun war er allein und konnte sich ungestört seinen Gedanken überlassen.

Welch reicher Wechsel von Empfindungen an diesem Tage! Zuerst dies kühne Träumen, diese lebhafte Begier und gar die Sorge um die Verwendung des Goldes — dann diese Enttäuschung, diese lächerliche Zurückvermahnung an die Wirklichkeit! . . . Nun war es vorüber; er hatte theueres Lehrgeld gegeben, doch auch die lustige Seite verkostet, von der sich einmal erzählen ließ . . .

Was ihn schmerzte, weshalb er diesen Ausgang bedauerte, war der Gedanke an Burgl: sie schien verloren für ihn auf immer. Bald wird ein Reicher um sie werben, dem Vater wird er genehm sein, und Burgl, wie sie um des Vaters willen ihn ausgeschlagen, wird um des Vaters willen den Anderen nehmen . . .

Ob sie dabei glücklich wird? . . . Nun, mög' sie es werden! Doch einen besseren Gatten kann sie nicht finden, als er ihr zu sein gehofft! Wie hätt' er sie auf den Händen getragen, wie mit verdoppelter Kraft und erhöhter Lust seine Arbeit gethan, seine Pflichten erfüllt! Und wie wär er glücklich geworden mit ihr! . . . Jetzt ist seine Hoffnung dahin, sein Muth gelähmt. Das ganze Dasein ist ihm verbittert! Ungeliebt soll er dahin leben! Als ein armer Schlucker das ewige Einerlei seines Tagwerks verrichten — arm und freudlos bis in die Tage eines beschwerlichen Alters, das er als siecher bettelarmer Pfründer beschließt . . .!

Eine Thräne schlich sich in's Auge, mit Gewalt ermannte er sich. Da stand er aber schon nahe an seinem Häuschen, die Schwestern brannten noch Licht, und drüben winkte, vom blassen Mondlicht erhellt, das Kreuzbild: er grüßte gewohnheitsmäßig — da fiel ihm wieder der Spruch ein: Sieh' Sünder, was ich gelitten für dich! Was aber leidest du für mich?
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Oesterreicher in der Ferne.

Es soll dies von jetzt eine stehende Rubrik unseres Jahrbuches sein, für dessen nächsten Band mir die Selbstlebensbeschreibung eines gebornen Wieners, der sich eine angesehene Stellung in den nord-americanischen Freistaaten begründet, mehrere Jahre als Vertreter seines Adoptiv-Vaterlandes in Süd-America zugebracht hat, Herrn Friedrich Hassaurek's aus Cincinnati, freundlich zugesagt wurde.

Eine Reise zur Todespforte.

Nach einem Originalbericht mitgetheilt von Dr. Isidor Proschko.

Im vierten Bande unseres Jahrbuches brachten wir eine gewiß jedem gebildeten Leser hohes Interesse bietende Schilderung der Erlebnisse eines Wieners, des hochverdienten Bischofes Athanasius Zuber, während der indo-britischen Revolution im Jahre 1858, nach den uns von diesem würdigen Missions-Priester mitgetheilten Memoiren desselben, und bemerkten schließlich, daß wir die Fortsetzung dieser Memoiren in einem späteren Bande des Jahrbuches bringen werden.

Hiernach bieten wir in dem nachfolgenden Aufsatze die Schilderung seiner Fahrt durch die große afrikanische Wüste Sahara nach Suez und dem rothen Meere zur „Todespforte = Babel-Mandeb."

Dem Reisenden, welcher vor 30 Jahren von Kairo durch die Wüste nach Suez gelangen wollte, standen zwei Beförderungsmittel zu Gebote. Das erste älteste und anziehendste war die Karawane, welche die 36 Stunden lange Strecke in zwei bis drei Tagen zurückzulegen pflegte. Abgesehen von der Unannehmlichkeit, welche die glühende Sonnenhitze während der Tageszeit, das nächtliche Campiren unter freiem Himmel, insbesondere zu einer Jahreszeit, in welcher die Temperatur des Nachts bedeutend tief herabsinkt, und das Lästige eines Rittes auf Kameelen oder

Eseln mit sich bringt, kommt bei einer kleinen Karawane, und im Falle wenn sich jemand blos mit einem oder zwei Begleitern in die Wüste wagt, noch die Gefahr einer Plünderung durch die räuberischen Beduinen hinzu, welche in früherer Zeit häufig über den Isthmus herüber kamen und an den Gränzen der Wüste bis nahe unter den Thoren der Hauptstadt ihr Unwesen trieben. Nicht selten waren die begleitenden arabischen Diener selbst im Bündnisse mit den Räubern, welche dann das Lösegeld mit ihnen theilten. Die Macht der ägyptischen Regierung hatte in dieser Beziehung nie ausgereicht, um zeitweilige Streifzüge der Beduinen gänzlich zu verhindern, und wurden auch bisweilen strengere Maßregeln ergriffen, so waren diese nur vorübergehend, und der Schrecken dauerte nur so lange, als jene in Kraft blieben. Mit der Bestrafung einzelner Schuldiger pflegte in der Regel nur wenig gewonnen zu werden, und das einzige Mittel, um wenigstens größere Karawanen vor Plünderung zu sichern, war die Entrichtung eines jährlichen Lösegeldes an die Scheiks der Beduinen-Stämme.

Dieser ältesten und bis in die dreißiger Jahre einzigen Art durch die Wüste zu reisen, stellte sich eine neuere zur Seite, welche durch des britischen Lieutenants Th. Waghorn Unternehmungsgeist 1829 ins Leben gerufen wurde. Mit dem seiner Nation eigenen Scharfsinne in Berechnung materieller Vortheile, hatte er seit Jahren auf die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer Verkürzung des Seeweges zwischen England und Indien hingewiesen, und hiezu die Wiederaufnahme des Verkehres über Aegypten und das rothe Meer in Vorschlag gebracht, auch bei der Ausführung des Planes seinen eigenen durch vielseitige Erfahrung und Local-Kenntnisse höchst wichtigen Dienst angeboten. Nach unsäglichen Schwierigkeiten, die ihm durch mehrere Jahre von den bei der alten Route Betheiligten bereitet wurden, gelang es ihm endlich Gönner zu seinem Plan zu gewinnen; es dauerte aber dennoch mehrere Jahre, bis derselbe vollkommen gewürdigt, zur allgemeinen Geltung gebracht werden konnte.

Der ganze Strom der Reisenden von und nach Indien, welcher bis dahin die hunderttägige Fahrt um das Cap der guten Hoffnung zu machen genöthigt gewesen war, nahm nun seine Richtung über Aegypten, wohin auch der Postverkehr nothwendiger Weise folgen mußte, während der alte Weg nur noch zum Transport der Waaren und Truppen den Segelschiffen überlassen blieb.

Der massenhafte Andrang der Reisenden aus allen Ständen erheischte jedoch bessere Vorkehrungen zur schnellern und bequemeren Beförderung derselben, als die Karawane zu bieten vermochte. Es bildete sich daher unter den Auspicien des Vice-Königs von Aegypten die sogenannte Transit-Compagnie, welche die Beförderung mittelst zweirädrigen Gefährten (Fourgons) zu je 6 Personen einführte. Eine Poststraße wurde angelegt, an welcher 15 Stationen zum Pferdewechsel errichtet waren, und so durchflog das Gefährte binnen 16 Stunden, einschlüßig der vier Stunden Wartzeit, die Wüste. Ich sage durchflog, denn man konnte dieses rasende Jagen mit 4 bis 6 unaufhörlich mit der Peitsche angetriebenen Pferden kein Fahren nennen.

Zur ferneren Bequemlichkeit der Reisenden wurden drei Locanden bei den Stationen 4. 8. 12. errichtet, wo man Lebensmittel, Erfrischungen und im Falle der Nothwendigkeit des Verbleibens auch nette, mit allem europäischen Comfort eingerichtete Zimmer erhalten konnte.

Die Nachricht über die Ankunft der Schiffe wurde durch optische Telegraphen vermittelt, so daß die von Europa kommenden Passagiere in Alexandrien oder Kairo bequem die Ankunft des indischen Postdampfers abwarten konnten, ohne sich der Nothwendigkeit auszusetzen, in dem kleinen an allem Noth leidenden Suez vielleicht Wochen lang nutzlos warten zu müßen.

Die Effecten der Reisenden pflegten dann am Vortage der Abreise von Kairo mittelst Karawane vorausgeschickt zu werden, und kamen in der Regel wenige Stunden nach Ankunft der Reisenden in Suez an.

Für die Fahrt von Kairo bis Suez einschließlich des Transportes der Effecten und Verköstigung durch die Wüste zahlte man 6 Pfund Sterling, nach unserem Gelde bei 80 fl. Oe. W., eine gewiß nicht übertriebene Summe, wenn man bedenkt, daß jeder Tropfen Wasser von Kairo gebracht werden mußte, und daß die ganze Unternehmung von den nur alle 14 Tage zwischen Suez und Alexandrien verkehrenden Reisenden abhing.

Nebst obiger Eilpost vermittelte die Compagnie auch die Beförderung mittelst Karawanen für solche, welche entweder aus Vorliebe für das Wüstenleben oder aus pecuniären Rücksichten sich dafür entschieden. Letzteres war bei Zuber der Fall; denn seitdem er bemerkt hatte, daß seine Baarschaft nicht einmal die Hälfte der nothwendigen Summe für die Fahrt nach Calcutta betrug, war er genöthigt, jede Gelegenheit zu

benützen, um so wohlfeil als möglich durchzukommen. Für 3 1/2 Pfund Stlg. sollte er einen Esel sammt Treiber durch die Wüste und Verköstigung auf dem Wege erhalten; seine Effecten, bestehend in einem bescheidenen Koffer und einem Reisesack, sollten mittelst Kameelen vorausgeschickt werden. Ein Deutscher, dessen Bekanntschaft er in Kairo gemacht hatte, wollte ihn mit Waffen für die Reise versehen, welche er bei seinem Freunde in Suez, an dessen Gastfreundschaft er angewiesen war, wieder abliefern sollte. Doch was hätte er im Falle eines Angriffes vermocht! Er lehnte also das freundliche Anerbieten ab und machte sich gefaßt, im Vertrauen auf Ihn, ohne dessen Wissen kein Haar von unserem Haupte fällt, die Reise nach Suez anzutreten.

Sein Muth sollte übrigens diesmal auch nicht auf die Probe gestellt werden. Am Tage der Abreise stellte sich heraus, daß er der einzige Reisende war, welcher für den Ritt durch die Wüste sich erklärt hatte, und da gerade ein Wagen mit zwei arabischen Passagieren abging, in welchem hinlänglich Raum für ihn war, so erlangte er die Begünstigung mitzufahren. Um vier Uhr Abends verließ er Kairo in einem von vier Pferden gezogenen Fourgon.

„Bald hatten wir", erzählt er in seinen Mémoiren, „die Kalifen-Stadt mit ihren Hunderten von prächtigen Minareten und ihrem bunten Gewimmel von Europäern, Afrikanern und Asiaten hinter uns. Es war mir, als ob ich erst jetzt Europa verließe; denn bisher war ich noch immer ausschließlich mit Europäern im Verkehre gewesen; hatte noch immer, wenn auch in Aegypten, unter Europäern gelebt und eigentlich noch nicht erfahren, was es heiße, allein im fremden Lande zu stehen. Ich lehnte mich in die Ecke des Wagens und überließ mich meinen Betrachtungen, welche bald in die Heimat schweiften, bald an der lieblichen Erinnerung Roms und seiner Herrlichkeiten weideten, bald dem Ziele meiner Reise, dem Schauplatze meiner künftigen Thätigkeit entgegenflogen, obwohl ich in Bezug auf diesen keines festen Gedankens fähig war und nur den Bildern folgen konnte, welche meine lebhafte Phantasie gleich Traumbildern mir vorzeichnete."

„Der Anfang des Weges war chaussee-artig angelegt und bot noch keine von jenen Schwierigkeiten, welche man von einer Wüstenstraße erwarten durfte. Die Strahlen der untergehenden Sonne ließen mich bei einer Wendung des Weges noch einmal die Spitzen der Pyramiden erblicken, welche gleich gigantischen Wächtern des riesigen Sandmeeres da-

standen. Wie viele, wie große Begebenheiten waren an ihnen vorübergezogen! Wie vielen Millionen von Wanderern haben sie zu Wegweisern gedient! Bald senkte sich tiefes Dunkel auf die Wüste herab, und ein schneidend kalter Wind trat an die Stelle der früheren Tageshitze. Ich hatte mir vorgenommen, nicht zu schlafen; doch auch ohne dieses Vorhaben hätte ich an keinen Schlaf denken können. Einerseits besorgte ich jeden Augenblick, daß bei dem rasenden Fahren das Gefährte in seine Bestandtheile sich auflösen und uns auf den Sanddamm hinausschleudern würde; anderseits waren meine beiden Gefährten so redseliger Natur, daß bei ihrem Geschrei wohl der tiefste Schläfer hätte erwachen müßen. Natürlich verstand ich kein Wort von ihrer Conversation, welche in arabischer Sprache geführt wurde und mehr dem Gekreische zweier im Streite Begriffener, als einer freundschaftlichen Unterredung glich. Der Eine derselben, welcher ein Kaufmann war und im Verkehre mit Europäern etwas italienisch gelernt hatte, wendete endlich die Fluth seiner Worte auch gegen mich, und ich muß gestehen, ich war dessen herzlich froh; denn nichts ist wohl peinlicher, als auf einer längeren, dabei noch so einförmigen Reise zum Schweigen verurtheilt zu sein, wenn noch dazu die Gelegenheit vorhanden ist, über so manches Interessante Auskunft zu erlangen. Der Andere war, wie ich später erfuhr, Vorstand der Moschee zu Suez. Wir verständigten uns, so gut es bei unserer gegenseitigen mangelhaften Kenntniß der Sprache sein konnte, und so verstrich die erste Hälfte der Nacht ganz leidlich. Hatten meine Gefährten schon während der Fahrt mir so manche Aufmerksamkeit bewiesen, ja sogar mit arabischer Gastfreundlichkeit mich genöthigt, ihr Abendbrot mit ihnen zu theilen, was ich zwar nur ungern that, aber aus Rücksicht für sie nicht ablehnen durfte, so steigerte sich dieselbe bis zur sorgfältigsten Dienstbarkeit, als wir um Mitternacht an der Locanda ankamen, wo einige Stunden gerastet wurde. Erst nachdem sie für meine Unterkunft Sorge getragen hatten, verließen sie mich, breiteten dann ihre Teppiche aus, auf denen sie mit nach Mecca gewandtem Antlitze ihre Gebete verrichteten und überließen sich dann der Ruhe. Nach zweistündiger Rast kamen sie wieder, um mich zu wecken. Ich hatte jedoch nicht geschlafen. Der sternbesäete Himmel, welcher einem ungeheueren prächtigen Zelte gleich über die lautlose Ebene sich ausspannte, war zu einladend zur Fortsetzung meiner früheren Betrachtungen, und so war die Rastzeit mit Blitzesschnelle vorüber. Die Straße fing nun an, stellenweise sehr schlecht zu werden, be-

sonders wo dieselbe durch tiefen Flugsand führte, der zwischen den wellenförmig hingeworfenen Hügeln sich gelagert hatte. Gegen Morgen wurde die Kälte so empfindlich, daß ich, obgleich in meinen Mantel gehüllt, doch ernstlich fror, und mit Verlangen nach der nächsten Station mich sehnte, um die wenigen Augenblicke während des Umspannens zu freier Bewegung benützen zu können. Endlich brach der langersehnte Tag an und ich hatte nun wieder Gelegenheit, den Charakter der Wüste näher kennen zu lernen. Welch ein trauriger Anblick! So weit das Auge reicht dieselbe monotone Thalebene, die bald sich erhebend, bald wieder senkend, außer den Sandhügeln, den Telegraphen-Thürmen und Pferde-Stationen auch nicht die geringste Abwechslung bietet! Die Monotonie der Wüste hat sich auch auf die im fernen Hintergrunde sich erhebenden Felsgebirge gelegt und ihnen den Charakter wilder Verlassenheit geliehen. Die lautlose Stille wird nur selten von den Tönen lebender Wesen unterbrochen, die mit möglichster Hast dem Ende der Wüste entgegeneilen. Kein Bach, keine Quelle erinnert durch sanftes Murmeln an die traute Heimat; der lechzende Boden, der glühende Fels, der bodenlose Sand verschlingt den Regentropfen im Augenblicke seines Falles. Kein Vogelsang schlägt an das Ohr des Wanderers, keine duftenden Wiesen erquicken mit ihrem sanften Grün sein Auge. Mit Ausnahme einiger verkümmerter fünf bis sechs Schuh hoher Bäumchen und Disteln ist kein Strauch, kein Grashalm, überhaupt keine Spur einer Vegetation zu finden. Starr ragen die kahlen zackigen Gipfel der Höhen dies- und jenseits des Golfes in den wolkenlosen Himmel empor, ein Bild namenloser Trauer, unaussprechlicher Verlassenheit."

„Nach 9 Uhr kamen wir wieder an eine Locanda, wo ich das Mittagsmahl nahm, welches in Eiern, Brot, Käse und einem kalten Huhne bestand, worauf die Reise wieder fortgesetzt wurde. Ein kleines Fort Agerud in der Nähe ist das einzige, was die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht. Es wurde gegen die Beduinen-Stämme des Isthmus erbaut, hatte aber damals keine Besatzung. War während der Nacht die Kälte empfindlich gewesen, so wurde jetzt gegen Mittag die Hitze nicht minder lästig. Glücklicher Weise herrschte eine gänzliche Windstille und so entgingen wir einer größeren Beschwerde, den Staubwolken, in welche wir die ganze Nacht hindurch eingehüllt waren."

„Nach einer zwanzigstündigen Fahrt tauchten endlich die grauen Umrisse des Wüstenstädtchens Suez in der Ferne empor. Noch einmal



wurden die Pferde gewechselt und nun gings in vollem Laufe dem Thore von Suez zu, das wir um 2 Uhr p. m. glücklich erreichten, herzlich froh mit heiler Haut und ganzen Knochen die wilde Jagd überstanden zu haben. *)"

„Ich hatte zwar ein Empfehlungsschreiben von Kairo an den österreichischen Consulats-Agenten zu Suez mitgebracht; da ich aber schon vernommen hatte, daß derselbe von Suez abwesend sei, so zog ich es vor, an Herrn Fr. Pessi, einen Fiumaner (damals Transit-Beamter, jetzt Agent des österr. Lloyd), mich zu wenden, dem ich von Kairo aus bestens empfohlen war. Von ihm erfuhr ich, daß der Bombay-Dampfer bereits abgegangen sei, und ich daher die Ankunft des Calcutta-Dampfers abwarten müße; daß es übrigens unmöglich sei, mit einer so geringen Barschaft auch nur einen Platz zweiter Classe bis Calcutta zu erlangen. Er war zugleich so gefällig, mich in seine Wohnung aufzunehmen und mit allem zu versorgen, wofür ich mich ihm um so mehr verpflichtet fühlte, als das Leben in Suez, wohin alle Lebensmittel aus weiter Ferne gebracht werden müßen, täglich auf 5 fl. zu stehen kommt."

„Am fünften Tage kam der ersehnte Post-Dampfer an; aber es dauerte noch sechs Tage, bis alles zur Abfahrt bereit war, indem der europäische Dampfer, durch Stürme aufgehalten, sich um mehrere Tage verspätet hatte. Am vorletzten Tage trafen auch zwei Missionäre meines Ordens, welche für dieselbe Mission bestimmt waren, und vier Carmeliten für die Küste von Malabar ein. Ich hatte durch Verwendung Herrn Pessi's einen Platz auf der Diener-Classe bis Aden in Arabien für 15 Pf. Stlg. erhalten. Meine Gefährten mußten jedoch auf dem Platz I. Classe sich einschreiben lassen und für dieselbe Strecke 31 Pf. Stlg. bezahlen. Die Carmeliten zogen es vor, auf den nächsten Bombay-Dampfer in Suez zu warten."

„Zwölf Tage hatte ich in Suez zugebracht — eben so viele Ewigkeiten möchte ich sagen; denn das Städtchen selbst bot nichts, das auch nur das geringste Interesse erwecken könnte."

Suez, im Alterthume Arsinoe, später Cleopatris genannt, liegt an der Spitze des westlichen Busens des rothen Meeres,

---

*) Seit 1859 macht man die Reise zwischen Kairo und Suez binnen 6 Stunden mittelst Eisenbahn. Sie nimmt von Kairo aus eine östliche Richtung, wendet sich dann der Wüste zu und geht von Mentalla nach Umgehung des Gebirges direct auf Suez.

jetzt Meerbusen von Suez, früher sinus heropolites genannt. Nichts in der Stadt oder Umgebung erinnert an ihr Alterthum, nichts an den ehemaligen Reichthum und die Ausdehnung Arsinoe's. Die einzigen Denkmale seiner früheren Bedeutung sind die Ruinen des Süßwasser-Canales, welcher die Stadt einst mit Nilwasser versehen hatte, während jetzt jeder Tropfen trinkbaren Wassers aus weiter Ferne, ja selbst von Kairo gebracht werden muß. Oede lag das kleine schmutzige Städtchen, wie Zuber es in seinen Memoiren schildert, mit seinen engen finsteren, unregelmäßigen Gäßchen, seinen staubbedeckten düsteren aus grauen Bruchsteinen gebauten Häuschen mit über die Straße hängenden hölzernen Erkern, die Fenster mit hölzernem Gitterwerke versehen, dicht am Ufer des Meeres, und war damals mehr geeignet, den Eindruck eines großen Leichenhauses, als den einer rührigen See- und Handelsstadt hervorzurufen. Auch hier war kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm zu sehen. Nichts unterbrach die todte Eintönigkeit des Ortes als das Gekreische arabischer Käufer und Verkäufer in dem kleinen Bazar des Städtchens und das Hämmern der auf der Werfte beschäftigten Schiffszimmerleute. Der Handel dieser Stadt war bis zur Entdeckung des Weges nach Indien um das Cap der guten Hoffnung ein blühender, sank aber seit jener Zeit so schnell, daß nach Zuber's damaliger Anschauung kaum eine Ahnung davon vorhanden war. „Jahrhunderte sind an dieser Stadt vorübergezogen", sagt Zuber, „haben ihr Entstehen, ihr Aufblühen und ihren Verfall gesehen, ohne irgend welche Spur ihrer einstigen, commerciellen Bedeutung außer in der Geschichte zu hinterlassen. Erst in neuerer Zeit, seitdem der Strom der indischen Reisenden über Suez gelenkt wurde, und die Communication mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn vermittelt wird, fing der Ort an, wieder an Bedeutung zu gewinnen. Msr. de Lesseps' Unternehmung, das mittelländische und rothe Meer durch einen fahrbaren Canal zu verbinden, hatte in neuester Zeit das meiste dazu beigetragen, Suez wieder in Aufnahme zu bringen und der Reisende, welcher vor einigen Jahren hier durchpassirte, dürfte wohl bald über die Rührigkeit staunen, welche das Ufer und die Umgebungen von Suez beleben wird."

Letztere enthielten viele Salzsümpfe, das Wasser war aber durchgehends brack und verdorben, was wohl darauf schließen ließ, daß der Boden einst Meeresgrund gewesen sei. Die Ufer waren mit einer ungeheuren Menge von kleinen Muscheln bedeckt; doch fand man häufig



auch große prachtvolle Exemplare, welche sowie die in der Wüste häufig vorkommenden schönen Kiesel von Jaspis und Chalcedon und interessante Holz-Verkleinerungen einen Handels-Artikel des Städtchens ausmachten. Freilich waren es damals nur die durchziehenden Europäer, von welchen die Verkäufer in der Regel für die Mühen des Suchens Gewinn erzielen.

Zuber benützte die Zeit seines zwölftägigen Aufenthaltes in Suez zu einem Ausfluge nach den etwa drei deutsche Meilen entfernten am östlichen Ufer des Golfes gelegenen Quellen des Moses.

In Begleitung eines Dieners übersetzte er die Bucht, an deren jenseitigem Ufer zwei zu Lande vorausgeschickte Esel mit ihren Treibern ihn erwarteten. Nach einem Ritte von vier Stunden kam er unbelästigt bei den Quellen an, welche der fromme Glaube mit dem Namen jenes großen Propheten belegt hat, der vor mehr denn drei Jahrtausenden in der Nähe dieser Stelle seine Stammesbrüder auf Befehl des Herrn trockenen Fußes durch die Fluthen des Meeres geführt hatte. Die Quellen selbst, acht an der Zahl, liegen ganz nahe bei einander und waren von einigen Palmen beschattet, dem ersten Zeichen der Vegetation, das Zuber seit seiner Abreise von Kairo zu Gesichte bekommen hatte, ein paar dürre armselige Bäumchen ausgenommen, welche im Anfange der Wüste sichtbar waren. Das Wasser der Moses-Quellen ist schwefelhaltig, wurde jedoch von Lastthieren gern getrunken. Da jene Stelle von Mohamedanern ebenso wie von Juden und Christen in großer Verehrung gehalten wird, so hatte Zuber sich der Hoffnung hingegeben, irgend ein Zeichen hier anzutreffen, welches die Erinnerung an jene welthistorische Begebenheit des Waltens des großen Propheten Moses der Nachwelt bewahrte; doch davon war keine Spur vorhanden.

„Die Abwesenheit jeder anderen Quelle", sagt Zuber, „benimmt übrigens jede Möglichkeit eines Irrthums. Auch führt die Kameelfurth bei Suez direct zu diesen Quellen, sowie die Insel unter der Furth den traditionellen Namen „Dschesiret el Jahud" d. i. Insel der Juden bis heute beibehalten hat. Wozu hier ein Erinnerungszeichen? War nicht so zu sagen jeder Stein des steinigen Arabiens, die vor mir liegende Wüste El Tih (Wüste der Verirrung), das in blauer Ferne sich erhebende Gebirge mit seinem Spitzenpunkte, dem 7000 Fuß hohen Sinai, ein viel großartigeres Erinnerungszeichen an jene erhabenen Wunder, welche Gottes Barmherzigkeit einst an dem auserwählten Volke hier gewirkt, als die kostbarsten Denkmäler, von Menschenhänden gemacht, sein konnten?!



Ich benützte die herangekommene Mittagszeit, um von den Anstrengungen des Tages auszuruhen und den historischen Betrachtungen mich hinzugeben, welche dieser Ort und seine Umgebungen wach riefen."

„Ich hatte denn", fährt Zuber fort, „wirklich das Land betreten, wo der Herr sich auf so wunderbare Weise geoffenbart, wo er aus dem brennenden Dornbusche zu Moses geredet, wo er sein Gesetz auf steinernen Tafeln geschrieben der Menschheit gegeben, wo er durch vierzig Jahre die Israeliten mit Manna gespeist hatte. Hier auf der Stelle, wo ich jetzt lagerte, wimmelte es einst von den Schaaren freudetrunkener Erlöster, welche seine Allmacht aus der Hand des Pharao befreit hatte. Die grünlich blaue Fluth, welche vor mir ausgebreitet lag, hatte so eben ihren niedrigsten Standpunkt erreicht, um bald darauf die nun trocken gelegten Ufer wieder zu bedecken. Diese stille freundliche Wasserfläche, in welcher jetzt der wolkenlose Himmel in seiner größten Reinheit sich spiegelte, war damals von der Hand des Herrn bewegt, und Tausende von Kriegern sanken in die Tiefe. Wieder trat vor meine Seele das Bild der jauchzenden Menge, welche erstaunt über die Allmacht ihres Gottes in den Jubelsang ausbricht: „Lobsinget dem Herrn! Denn glorreich ward er verherrlichet, Rosse und Reiter hat er in's Meer gestürzt." Exod. 15. Freudig griff ich nach meinem Brevier, um an dieser so merkwürdigen Stelle den obigen Lobgesang zu wiederholen; und ich muß gestehen, daß mir jene erhabene Dichtung noch nie so schön, so bedeutungsvoll geklungen hatte, als diesesmal, wo ich mich, im Geiste dreier Jahrtausende zurückversetzt, in den Jubel der Israeliten zu mischen glaubte."

„In meinen Betrachtungen", fährt Zuber fort, „wurde ich durch die Ankunft einer kleinen Karawane gestört, welche aus zwei Europäern einem Engländer und einem jungen Deutschen, mit ihren Dienern und arabischen Führern bestand. Ihre Absicht war, den Sinai zu besuchen und dann den (älenitischen) Meerbusen von St. Kaba hinauf nach Akreba (dem alten Eziongebar) zu reisen, von wo sie über Petra nach Palästina zu kommen Gelegenheit hatten. Wie gern hätte ich mich dieser Karawane angeschlossen! Doch die Vorsehung hatte mir eine andere Richtung vorgezeichnet, von welcher ich nicht abweichen durfte. Nach eingenommenem Mahle kehrte ich auf demselben Wege, auf dem ich gekommen war, nach Suez zurück, das ich am Abende ohne irgend welchen Unfall glücklich erreichte."

Am 11. schiffte Zuber sich auf einem kleinen Dampfer der Transit-Gesellschaft mit den beiden anderen Missionären ein, um zu dem Dampfer „Hindostan" zu gelangen, der seines tiefen Ganges halber die seichten Stellen bei Suez nicht befahren konnte und deßhalb, gleich allen größeren Fahrzeugen, auf der Rhede, eine Stunde von Suez, Anker geworfen hatte.

Ein buntes Gemisch von zweihundert Reisenden jedes Standes und Alters war bereits auf dem Verdecke zwischen Hügeln von Collis, Kisten, Koffern und Handsäcken buchstäblich verbarrikadirt und erwartete den Augenblick, in welchem die Anker gelichtet würden. Endlich war alles zur Abfahrt bereit. Unter dem Gesange der Matrosen hob sich der Anker, die Maschine setzte die Räder in Bewegung, und dahin rauschte der majestätische „Hindostan", um die bunte Menge mit ihrem verschiedenen Berufe, ihren Hoffnungen, ihren Befürchtungen dem sonnigen Lande der Brahmanen entgegenzuführen. Ist das Schiff einmal in Bewegung gesetzt, so sind im Nu die Berge von Effecten in den unteren Schiffsraum weggestauet, von wo sie zur Bequemlichkeit der Reisenden zweimal jede Woche auf Verlangen heraufgeholt werden. Da Zuber nur als Diener auf der Fremdenliste eingetragen war, so hatte er keinen Anspruch auf eine Schlafstelle, noch auf den gemeinschaftlichen Tisch der Passagiers, sondern mußte sich mit einem Platze auf dem Verdecke begnügen.

Ein solcher Platz auf dem Verdecke erster Classe hatte wohl nur wenig Unannehmlichkeiten. Die große Hitze in den kleinen geschlossenen Cajüten, wo auf einem Raume von 48 Quadratfuß vier bis fünf Personen zusammengedrängt waren, pflegte wohl die meisten Passagiers erster Classe gleichfalls zu nöthigen, des Nachts ihre Lagerstätte auf dem Verdecke aufzuschlagen, wo die frische Seeluft und das Schaukeln des Schiffes bald in süßen Schlummer wiegte. Anders war es auf dem für die Dienerschaft bestimmten Vordertheile des Schiffes, wo der Gestank des vielen Geflügels, der Schafe, Ziegen, Schweine u. s. w., welche alle hier untergebracht waren, fast unerträglich war. Die Sache war übrigens nicht zu ändern, und so fügte sich Zuber in das Unvermeidliche.

Die Fahrt ging in den ersten Tagen meistens im Angesichte der Küste vor sich, welche außer dem im Hintergrunde sich aufthürmenden Felsgebirge für den Seereisenden nichts Bemerkenswerthes bietet. Bald verloren die Reisenden auch diese aus dem Auge, und nichts bot sich mehr den Blicken dar, als hie und da Schaaren von Meerschweinen, Delphinus Phocaena (fälschlich Delphine genannt), welche oft stunden-

lang das Schiff begleiteten und durch ihre lustigen Sprünge insbesondere den jungen Theil der Gesellschaft, die Kinder, weidlich ergötzten.

Eine in den südlichen Meeren häufig vorkommende Erscheinung, nämlich das „Leuchten des Meeres", hatte Zuber auf dieser Fahrt Gelegenheit zum erstenmal zu beobachten. Bisweilen kommt es nur stellenweise vor, bisweilen aber dehnt es sich über die ganze Fläche des Wassers bis an die äußerste Gränze des Horizontes aus und gibt dann der ruhigen Meeresfläche das Aussehen flüßigen Goldes, während das vom Schiffe in Bewegung gesetzte Wasser einer langen durch schäumendes Silber gezogenen Furche gleicht. Zuber hatte auf seinen späteren Seereisen öfters Gelegenheit, dieses herrliche Phänomen zu beobachten und fand sich jedesmal zur Bewunderung hingerissen. Er schöpfte aus der silbernen Fluth und bemerkte, daß das Licht von winzigen, mit freiem Auge kaum sichtbaren Weichthierchen ausgestrahlt wird, welche in Myriaden auf der Oberfläche des Meeres verbreitet, ein elektrisches Licht gleich den Johanneswürmchen ausströmen.

„Es ist wohl kaum möglich", sagt Zuber, „beim Anblicke einer so großartigen Naturerscheinung ungerührt, gleichgiltig zu bleiben. Gewiß, die Wunder des Meeres stehen denen des festen Landes in keiner Weise nach; denn scheinen auch diese mannigfacher und zahlreicher zu sein, so übertreffen doch jene sie an Großartigkeit, und beide müßen den denkenden Menschen zur Erkenntnis und Anbetung Dessen hinleiten, der ebenso groß und wunderbar ist in der Erschaffung des Wassertropfens als des Oceans, und des Leuchtens des mikroscopischen Würmchens, dessen Welt der einzelne Tropfen begränzt, wie des mächtigen Wallfisches, dessen Revier das weite Weltmeer ist."

Die Fahrt ging glücklich und fröhlich von Statten. Eine maltesische Musikbande spielte jeden Morgen und Abend auf dem Verdecke, wofür sie freie Ueberfahrt nach Indien erhielt. Nahrung und Getränk pflegen auf allen englischen Passagier-Schiffen in der Regel gut und in hinreichender Quantität vorhanden zu sein, und an guter Laune fehlte es unter den Reisenden, deren Mehrzahl aus jungen Offizieren und Beamten bestand, nicht leicht.

„Man hätte sich", sagt Zuber, „eher auf dem Rücken des Rheins oder Bodensees als auf dem des türkischen rothen Meeres denken können, hätte nicht die Abwesenheit jener herrlichen Ufer und die tropische Hitze, welche mit jedem Breite-Grade sich steigerte, an die Gewißheit erinnert,

daß wir uns zwischen den Küsten Arabiens und Aegyptens auf einer 45 bis 50 Meilen breiten und 360 Meilen langen Wasserfläche befanden."

Wir passirten die Harnisch-Inseln, wüste, keines Anbaues fähige Felsen, welche nur selten von armen Küstenbewohnern besucht werden, ferner die Bruder-Inseln und St. John's-Inseln, welche denselben Charakter tragen und gleich den an der Küste zerstreut liegenden Felsen, Korallenriffen und Untiefen dem unerfahrenen Schiffer höchst gefährlich sind. Mehr als ein Drittheil der arabischen und ägyptischen Fahrzeuge gehen hier jährlich zu Grunde, und auch so manches europäische Schiff, so manchen Dampfer bedeckt die Fluth. So wurde der prächtige Postdampfer „Alma" im Monat Juni 1859 an den Harnisch-Inseln zerschellt, und nur mit vieler Mühe gelang es, sämmtliche Passagiere zu retten, welche nach zwei Tagen von dem zufällig in der Nähe kreuzenden Kriegsdampfer „Cyclops" aufgenommen und nach Mocca gebracht wurden."

„Am fünften Tage mehrten sich die Felsen von Stunde zu Stunde und rückten immer näher zusammen, so daß die ganze Wasserfläche gleichsam mit Felsen übersäet war; ein Anblick, der selbst den Muthigsten, welcher diese Fahrt zum erstenmal macht, mit einem heimlichen Grauen erfüllen muß. Schien doch das Ganze ein ungeheurer Friedhof zu sein, dessen riesige Felsen, senkrecht aus der Tiefe emporsteigend, Denkmälern gleichen, um die Stelle zu bezeichnen, wo im Laufe der Jahrhunderte unzählige Fahrzeuge in die Tiefe versanken. Am sechsten Tage näherten wir uns wieder der Küste; die Felsen und Inselchen traten wieder mehr an die Küste zurück, und die See wurde offener. Am folgenden Tage 10 Uhr Vormittags passirten wir die Straße Bab-el-Mandeb oder die **Todespforte** zwischen Afrika und der Insel Perim."

„Perim, in der Mitte der Straße von Bab-el-Mandeb gelegen, ist ein kleines mit niedrigen Bäumchen und Buschholz bewachsenes Eiland, das nur von wenigen Menschen, welche größtentheils vom Fischfange leben, bewohnt und eben deßhalb bis vor einigen Decennien noch von den Europäern ganz unbeachtet geblieben ist. Erst als der Plan der Durchstechung des Isthmus von Suez entschieden Gestalt zu gewinnen begann, nahm England, das durch die Offenlegung des Weges nach seinen ostindischen Besitzungen seine dortigen Interessen gefährdet fühlte, von der Insel Besitz; angeblich um daselbst einen Leuchtthurm zu errichten, in der That jedoch, um von dieser Insel die nur sechs Meilen breite Straße zu beherrschen und im Nothfalle das rothe Meer hermetisch

zu schließen. Es wurde inzwischen ein befestigtes Haus auf der das Eiland beherrschenden Anhöhe errichtet und eine kleine Besatzung von Artillerie hineingelegt, welche jeden Monat gewechselt und gegen Ueberfälle der Araber durch einen im rothen Meere beständig kreuzenden Kriegsdampfer geschützt wurde."

„Wir waren nun", schließt Zuber diese interessante Reisebeschreibung, „an der äußersten Spitze der Gränzscheide zweier Welttheile angelangt, welche ohne Zweifel einst ein zusammenhängendes Ganzes gebildet hatten. Ein Blick auf die Karte und die besondere Formation der afrikanischen und arabischen Küste scheinen diese Annahme der Gelehrten zu bestätigen. Von den hierüber aufgestellten Hypothesen dürfte jene die wahrscheinlichste sein: Das Einsinken der noch im flüssigen Zustande befindlich gewesenen Unterlage der Erdrinde oder das Abberſten der früher erkälteten oberen Erdschichten."

„Für diese Annahme sprechen auch die knapp an den Küsten sich erhebenden Felsgebirge, denen man ein ungeheures Thal entglitten wähnt; ein Bersten scheinen auch die gegen ihre Ausgangspunkte sich verengende Gestalt des Golfes, sowie die zahllosen Klippen und Felsen in solchen anzudeuten, welche bei Suakim unter dem 17. Grade immer zahlreicher werden, immer näher zusammenrücken und endlich die ganze Meeresfläche in oben beschriebener Weise bedecken. Die Gewalt jener Katastrophe scheint an dem oberen Ende des Golfes an den festeren Unterlagen des Sinai sich gebrochen zu haben, wodurch jene zwei Buchten entstanden, welche nun die sinaitische Halbinsel begränzen."

„Noch zehn Stunden wurde der Küste des glücklichen Arabiens entlang gesegelt, und mit einbrechender Nacht lag der Hafen von Aden vor uns, wo wir um 8 Uhr die Anker fallen ließen."



Zwei österreichische Schul-Comödien.

I.

Die Aufführung von Schul-Comödien, für welche bekanntlich selbst der bedeutendste Schulmann des XVII. Jahrhunderts, der Mährer Jos. Amos Komenský (Comenius) eintrat; deren Pflege sich Katholiken und Protestanten gleich angelegen sein ließen, erhielt 1650 in des „weltberühmten" G. M. Harsdörfer: „Poetischen Trichter" die nachstehende Anpreisung: „Die Personen so den Schauplatz betreten, werden beherzt in den Reden, höflich in den Geberden, fähig in dem Verständniß, üben das Gedächtniß und arten sich höheren Verrichtungen vorzustehen."

Damit war alle Welt einverstanden; an den poetischen Werth, den sie etwa haben sollten oder könnten, dachte damals niemand. Der ästhetische Sinn findet, in der That, in all diesen nach dem dreißigjährigen Kriege massenhaft auftretenden Gelegenheitsdichtungen blutwenig Nahrung. Die vor dieser Epoche bevorzugten biblischen Stoffe, schwülstige Stickereien auf orthodoxem Canevas, werden auffallend vernachlässigt; was aber tritt an ihre Stelle? Mythologische Dramen, moralisirende Tendenz-Stücke, allegorisch-symbolische Abstractionen mit pomphaften Ausschmückungen, musikalischen oder einfach possierlichen Interludien, Arien, Tänzen und Tableaux. Dieser Tausch verdiente kaum als ein annehmbarer, geschweige denn als ein günstiger zu gelten, wenn nicht manchmal, freilich nur zu selten, aus dieser afterpoetischen Sindfluth ein Stück von historischem Inhalt, die dramatische Verarbeitung einer geschichtlichen Thatsache, einer vaterländischen Begebenheit hervorragte. Und schon die blose Hoffnung, aus diesen vergilbten Blättern den, wenn auch nur matten Pulsschlag der Zeit herauszufühlen, belebt den müden Forscher. Ist er kein Neuling, so schmeichelt er sich gewiß nicht, ein geistvoll angelegtes, gründlich durchgeführtes „historisches Bild" aufzudecken; er fühlt sich vielmehr reich belohnt, wenn die sich vor ihm entwickelnden Scenen

wenigstens als — mehr oder weniger glückliche — Randzeichnungen zum Texte der Epoche gelten können.

Hiemit glaube ich den Standpunkt bezeichnet zu haben, von welchem aus ich meine beiden Abschriften einem weiteren Leserkreise vorzuführen wage. Daß diese Schul-Comödien vor allem im Geiste ihrer Zeit beurtheilt sein wollen, daß sie keineswegs auf gleicher Höhe (oder Tiefe?) stehen, wird jedem Denkenden von selbst klar werden. Beiden aber möge es zu gute gehalten werden, daß sie eben auf Veranlassung geschrieben, zur Feier der Prämien-Vertheilung geschrieben werden mußten. . . . . Als die österreichischen Stände im Jahre 1616 die Herausgabe der „Rudolphinischen Tafeln" durch Kepler rascher gefördert wissen wollten, schrieb er ihnen, „daß in re literaria die tabulae astronomicae ein wohlbedachtliches Hauptwerk sein müßen und gar nicht wie eine Comödie über Nacht anzustellen."

II.

„Kara Mustapha Bassa, Türkischer Groß-Vezier, Belagerer der Stadt Wienn, vorgebildet und entworffen mit einer berühmten Figur aus der H. Sch., des Assyrischen Kriegs-Obristen Holofernes und der von Ihm ebenso Gotts-lästerlich und freventlich vorgenommenen Belagerung der jüdischen Stadt Bethulia."

So lautet der Titel einer Schul-Comödie, welche „bei jährlicher Austheilung der Prämien auf öffentlicher Schaubühne zu Horn aus billicher Pflicht von der alldasigen Melpomene scholarum Piarum erklungen, im Jahre 1690."

In der Hoffnung, daß kein Literarhistoriker bei der Nachricht, daß ich keine ausführliche Handschrift dieser Festvorstellung vorfand, untröstlich wird, kündige ich leichten Herzens an, daß in der Gruft meines Schreibtisches nur das Scenen-Verzeichnis derselben faulte. Doch genügt es vollständig, um den Begriff eines damaligen opus sui generis festzustellen.

Der ganze Vorwurf zerfällt in zwei Theile von je drei „Handlungen". Jede derselben beginnt mit den biblischen Vorgängen, die der Verfasser als „Figur" kennzeichnet, während er die auf Wien bezüglichen Auftritte „Ausdeutung" nennt. Was es nun mit diesen Scenen für eine Bewandtnis, mag man daraus ersehen, daß kein einziger der die Civilisation des Abendlandes rettenden Helden zu Wort kommt wohl aber personificirte Begriffe: Austria, Germania, Furcht, Hoffnung

u. s. w. declamiren. Wollte man ja von einer künstlerischen Führung sprechen, so müßte man sie höchstens in den von den beiden Hauptstoffen ganz unabhängigen komischen Zwischenspielen oder pathetischen Chören entdecken. Damals war der Verfasser mit dieser Leistung seiner schwachen Kräfte den ästhetischen Forderungen seiner Zeit vollends gerecht geworden, denn, wie Goedeke bemerkt, hatte der damalige Dramatiker weiter nichts zu thun, als einen losen Faden für prächtige Aufzüge und musikalische Aufführungen zu liefern.

Der Stoff ist nach der längst abgethanen allegorisch-symbolischen Schablone zugeschnitten. Das Stück ist weder poetisch ersonnen, noch begeistert durchgeführt, es kann aus den unzähligen schwankenden Allgemeinheiten nicht herauskommen, nie lebendig werden oder gar wirken. Mit einem so steifleinenen Programm läßt sich eben nichts Lebensfähiges, nichts Lebendiges ausführen. Erwägt man nun, daß sich 1690 bereits acht dramatische Bearbeitungen des Entsatzes von Wien nachweisen lassen, und daß unser Dichter von Directors Gnaden sich nachahmend wenigstens an eine derselben hätte halten können, so erscheinen uns Schule und Schuldichtung des XVII. Jahrhunderts in einem gar trüben Lichte.

Aber noch mehr. Aus diesem Horner Programm dürfen wir auf eine bisher noch nie so sicher belegte Verknöcherung, typisch gewordene Armseligkeit der akademischen Muse schließen; bestand doch ein gerade hundert Jahre früher in Wien bei den Jesuiten abgehaltenes „Spiel von Judith und Holofernes“ ebenfalls aus einer „Figur“ und „Ausdeutung“, um das charakteristische Kauderwälsch zum letztenmal zu gebrauchen. In den von Theodor Sickel im I. Band des Weimarer Jahrbuches mitgetheilten Proben aus den „Fuggerischen Zeitungen“, die 1656 für die Kaiserliche Bibliothek erworben wurden, heißt es wörtlich: „welches alles auf den König von Navarra und die Stadt Paris gedeutet wird. Viele dachten, dieß Gleichnis werde nicht helfen.“

Mit solch saft- und kraftlosen Brühen wurde also lange vor und noch lange nach dem dreißigjährigen Kriege der Geschmack der deutschen Jugend in den lateinischen Schulen genährt! Da bot das Volksschauspiel denn doch viel kräftigere, wenn auch nicht gerade feinere Kost. Möge uns nur ein kleiner Beweis gestattet werden. Und wieder sollen unsere bisherigen Haupt-Personen die schon ermüdete Aufmerksamkeit des Lesers erfrischen.

Das schreibselige unsterbliche Mitglied des Palm- und Pegnitz-Ordens, Johann Rist, den Devrient und Prutz übersahen, Vilmar mit Unrecht nur als geistlichen Liederdichter erwähnt, berichtet im vierten Heft seines „Curieusen Recreations-Jahres“ (1665) von der Aufführung einer „Comoedie von Judith und Holofernes durch etliche Leinenweber-gesellen“. Diese guten Leute gingen nicht um den Brei herum; brühheiß und versalzen setzten sie ihn ihren Gästen vor. Sie schilderten die ganze, allen längst bekannte Geschichte so wahr, so drastisch, daß den Zusehern nicht einmal gestattet wurde, an der Wirklichkeit des Dargestellten zu zweifeln . . . .

„Drum will ich nur noch dieses erzählen, wie es nehmlich mit Abschlachtung des Holofernes sey abgelauffen, da man denn muß wissen, daß diese hocherleuchtete und sinnreiche Comödianten in des Holofernes Bette, an seiner statt, ein lebendiges Kalb geleget, dem sie alle vier Füße zusammengebunden. Wie nun die Judith ihre Heldenthat wolte verrichten, hat sie die Gardinen des Bettes zurückgezogen, die Decke hinweggeworfen, und mit einem Band-Degen, so nahe beim Bette gehänget, dem armen unschuldigen Kalbe einen Hieb in den Hals gegeben, daß es jämmerlich zu bölcken anfieng, und dieweil sie mit der stumpfen Plötze noch immer so draufzuhammerte, rarete oder bölckete das Kalb so grausam, daß es kläglich war anzuhören, bis sie ihm endlich den Kopf ganz herunter gefiedelt, welchen sie in die Höhe gehoben, mit lauter Stimme dabei ruffend:

Sehet da, ihr Herren und Frauen, das ist das schelmische Haupt des Tyrannen Holofernes! und wie sich hierüber unter den Zuschauern ein grausahmes Gelächter erhoben, und etliche rieffen: Ja, ja, Kalbs-kopff! hat die schöne Judith dieselbe mit folgenden Worten zu straffen angefangen:

Wie stehet ihr Narren und lachet? Könnet ihr Euch bey diesem Kalbe nicht einbilden, daß es Holofernes gewesen? Wenn ich einen rechten natürlichen Menschen also in den Hals hätte gehauen, wie ich diesem Kalbe gethan, würde er den zehnten Theil nicht so viel Parlamentes und Gebölckes gemacht haben, als dieses unschuldige Kalb; aber dieses sind Sachen wovon ihr keinen Verstand habt! welche tieffsinnige Bemerkung das Gelächter noch größer gemachet, bis Judith endlich aus Ungedult den Kalbes-Kopff in ihren Korb geworffen, und damit, als wenn sie unsinnig wäre, nach Bethulia zu gelauffen . . .“



Wir unserseits haben es nunmehr auch schon eilig, den Schulstaub von Horn abzuschütteln. Der schematische Parallelismus dieser undramatischen Scenen erfrischt nicht mehr, als eine hagere Pappelallee, die kaum zu längerer Rast einläd. Wir haben uns lange genug bei dem poetischen Versuch des pflichtgetreuen Priesters der frommen Schulen aufgehalten, um eine der gebräuchlichsten Formen der Schul-Comödien kritisch zu beleuchten. Ergänzen wir diese allgemeinen Winke durch eine Fachbemerkung: Die Programme von Schul-Comödien erschienen sehr oft deutsch; die Stücke selbst sind meistens ganz oder zum größten Theil in jener „gelehrten" Sprache geschrieben, die selbst ein Comenius für so unentbehrlich zur wahren Bildung hielt, daß er sie zur Universal-Sprache erhoben wissen wollte. Lateinisch wird demnach — höchst wahrscheinlich — unser Holofernes den Mond angerufen haben, „daß er ihm eine lange Nachts-Ruhe vergönne mit seiner geliebten Judith desto bequemer zu handeln und seiner Lieb-Neygung genug zu thun." War doch damals, außer dem gemeinen Leben, alles lateinisch; damals und noch viel später. Das ging so weit, daß z. B. am 3. September 1551 in Salzburg Judith und Holofernes sogar als „ein academisches Trauerspiel in lateinischer Musik" gegeben wurde!

III.

Mit gebundener Marschroute muß man auf der staubigen Heerstraße pilgern, in engen Schnürstiefeln läßt sich nicht gut tanzen; nur wer sich frei bewegt, vermag andere und sich selbst zu unterhalten. So ungefähr mag jener Cistercienser gedacht haben, dem der hochwürdige Robertus, der fünfundsechzigste Abt des Stiftes Heiligenkreuz, den Auftrag gab, die Schluß-Comödie für die Prämien-Vertheilung des Jahres 1734 zu entwerfen. Er war gewiß kein Veteran der Zelle, ahnte nicht im geringsten, daß es schon in den nächsten Jahren zwischen der „regelmäßigen Bühne" und den volksthümlichen Burlesken zum Kampfe kommen werde, und hatte noch vor kurzem, und mehr als einmal, über den biderben Hanns Wurst gelacht, der da nach Gryphius (und wohl auch seiner) Ansicht „das Spiel zieren muß wie die Wurst das Sauerkraut." Und so war denn Hanns Wurst, den der gallige Pastor Goetze in seiner Verachtung des Publicums 1770 noch für unentbehrlich erklärte, gleichsam ganz von selbst zum Helden seines Schulstückes geworden, an dem, o unerhörte Kühnheit, fast nichts lateinisch war als der Titel. Dieser aber lautete:

Actus scenicus. In quo Hanswurstius Tabellarius, Stefani Fadingeri filius, de electione melioris status anxius est et inde terminationis incapax.*)

Wie so der Verfasser auf den Gedanken verfiel, Hanns Wurst als Sohn des vor 108 Jahren verstorbenen Anführers des ober-österreichischen Bauernkrieges einzuführen, das wissen vielleicht die Götter der Laune und des Uebermuths. Hingegen liegt es ungleich näher, Hanns Wurst als Briefträger auftreten zu lassen; spielt doch der Bote, oder „Bott", schon in mehreren der ältesten Mysterien, in Fastnachtsspielen, ja in so manchem späteren ernsten Stücke eine komische Nebenrolle. In unserer regellosen Scenen-Folge, die fast an eine Posse aus dem Stegreif mahnt, ist er jedoch nicht nur die komische, sondern (nach dem damaligen Sprachgebrauch) auch die „erbärmliche" Haupt-Person.

Der arme Junge, er hätte sich in sein bescheidenes Loos gefügt, da muß ihn sein Vater, den er, wie billig, „schon langst gehenkt" vermuthete, finden und ihm durch seinen Größenwahn den Kopf verdrehen. Der „große Bauern-Generalissimus" kann nemlich nicht dulden, daß sein Sohn etwas anderes als ein großer Herr werde; er gibt ihm zweihundert Gulden und sendet ihn auf Reisen. Diese bilden bekanntlich immer, aber wie? Das nachstehende Bruchstück beweise es:

Scena quarta

Hanswurstius ex Provinciis redux mirificé mendax est et ventosus, quem pater Stephanus e domo ejicit.**)

Hannswurst, Steffl Fadinger, Crito, Spinetel.

H. W. Ah! mi sia ben trovato carissimo Signor mio padre! come sta? come si trova? oh, quanto contento, quanta consolatione io sento in rivederci una volta!***)

(sie schauen einand an.)

Ergo da mihi responsam, utquid aversum ergo me animum?†)

(widumb)

---

*) Ein Theater-Spiel, in welchem der Briefträger Hanns Wurst, der Sohn Stefan Fadinger's, sich eine schöne Stellung wünscht und zu keinem Entschluß gelangen kann.

**) Hanns Wurst kehrt von seinen Reisen als ein unglaublicher Lügner und Windbeutel zurück und wird von seinem Vater aus dem Hause gejagt.

***) Ah, willkommen, geliebtester Herr Vater! wie geht es Ihnen? wie befinden Sie sich? o wie freue ich mich, welchen Trost gewährt es mir, Sie wiederzusehen!

†) So antworten Sie mir doch, oder haben Sie etwas gegen mich?



Monsieur mon père, et monsieur mon cousin Crito! je ne sais pas pourquoi vous vous montrez ainsi alien envers moi? *)

Fad. Bist ä Narr Buj?

H. W. Sennor Padre! un hombre que ha passado tantas provincias, y ha emparado munchas artes, come puede ser loco? **)

Fad. Herstäs Crito? da Buj iß dä ä Naderlingä Narr. Ha Canaly! han j di mit zwe hunät guldnä destwögn ind' Landä gschückht, däst solst ä Narr wän?

H. W. Bin J dem Narr nickt.

Fad. No so rödt, rödt ä Mahl, so rödt.

H. W. Io non so parlare altra lingua che italiano, francese, espagnuola. ***)

Fad. Kast teusch ä!

H. W. Un pochissimo poco, glein Pfenig, pischl.

Fad. Ä Gebauri Deuschä! und ä wenj . . . ha Penheutä! warumb hast den Muedasprach vögässn? (Prügelt ihn.)

H. W. Jch will spreckhen, Vatter, ich will teusch spreckhen.

Fad. Vnd unnö nit ehenda?

H. W. Jch hatte halt besorget, man würde meine hohe Teusche Sprach nit fassen mögen.

Fad. Ä sarg di nä glei gar nit. Jözt väzöll mä die ganze Rayß, döst tha hast um dö zwe hunät guldnä; abä das sa i dä, loignä no kai Preßl nit.

H. W. Ne, ne, Vatter. Ne, die glatte Wahrheit. Nun dan ich bin vor beyläuffig drey der Jahren von hier abgelandet . . .

Fad. Vor drei Jahren? Des iß scho ä Lug und a patzäty! J mai, äß iß no kai Viertelstundt gwöhn, dast wög bist ganga.

H. W. Mein Herr Vater meint es nur. So habe ich mich denn alsogleich nachher Wälschlandt erhoben, alwo ich bei diesem Stump Körzlein die wälsche Sprach erlehrnet, ohne daß es gar ausgebrunnen wäre. Gelegenheit dessen hatte ich mich zur Kayserlichen Armada geschlagen, alwo bey würcklichen Treffen so viel Franzosen Köpff herumb-

*) Mein Herr Vater, und Sie mein Herr Vetter Crito! ich weiß wirklich nicht warum Sie mich so kalt aufnehmen?

**) Herr Vater! ein Mann, der so viele Länder durchreist und so viele Wissenschaften erlernt hat, wie könnte der ein Narr sein?

***) Ich kann nicht anders sprechen, als lateinisch, französisch oder spanisch.

geflogen, daß mir biß zwanzig in die Daschen gefahlen. (NB. Habe jezt keinen bey mir.)

Fad. An Öߡlskopff wirds gwößn sey, der wird dir in dein Schedl gfahln seyn. Das iß ä Lug!

H. W. Ne, ne Vater! Ne, ich liegen, ne! Unterdessen aber begabe ich mich auf hohe Künsten. Derfte nur die Finger empor schwingen, es wäre keine Wissenschaft, an welcher ich nicht sondern Antheil hätte.

Crito. Pravo, Pravo!

Fad. Wanß wahr iß, Crito, wanß wahr iß.

H. W. Von der Rhetorik anzufangen, o! da getrau ich mir stante pede*) den Priscianum Einem an's Ohr zu schmeißen, daß er viel Stund solte an seinen Hut zu suchen haben. Die Logic ist mir von Natur angebohren, deß augenblickliche Prob. Die Logic ist eine Kunst des Vernunffts; atqui der Vernunfft ist mir angebohren . . . Ergo! Ergo ist das rechte Wort auß der Logic; wer Ergo kann, hats wohlgetroffen. Die Physic, Mathematic, Astrologie etc. etc. seynd mir so bekannt, als immer einen blinden Leyrer die Griff seiner Leyern.

Crito. Pravo, Pravo.

Fad. Wanß wahr iß, Crito, wanß wahr iß.

H. W. Was soll ich von meinen Sprachen melden? Hebraisch Griechisch, Chaldäisch, Syrisch, Türkisch, Pöheimisch, Ungarisch . . kann ich zwar nicht . . .

Fad. J glaubs, i glaubs, nix lieba alß daß.

H. W. Doch die französische, spanische, italienische, lateinische Sprach versteh' ich ex asse**). Sie seyndt ja weiter so hart nicht. Man hört ja zu Paris die kleinesten Kinder schon französisch, zu Madrid spanisch, zu Florenz welisch reden, ja in Ungarn sogar die Schweinhalter lateinisch. Über das kann ich auch meiner Mutter Sprach, Vatter, Geschwister Sprach, Böttern Sprach, obwohlen in einer großen Vollkommenheit, denn meine Sprach ist ja so anmuthig, daß mir die Worte in dem Mund wie Filz zergehn.

Fad. (sibilat)***) Crito, pfeiff mit. O du Windhund!

H. W. Das bitt ich mir aus, man pfeiffe mir nicht über so glatte Wahrheit. Bevor ich nun meine Reisen anmörkte, nachdem ich den

*) Ohne weitere Vorbereitung.
**) Gründlich.
***) (Pfeift.)

16ten August von London auff Berlin gereißet, da kam mir zu Lissabon in Portugal eine falsche Staffetta zu Hand, mit Vermelden mein werthester Vatter wäre in einen Treffen gefangen und lebendig gespißt worden. Die silberhelle, die cristallne, durchsichtige, schöne, runde Tröpflein hingen mir bereits an den Äüglein, als wie der Morgenthau in einem Grasgarten, öfters runnen die köstlichen Perlwässerlein meines kindlichen Dauerns in den Corallenteich meines betrübten Mündleins — o Vatter! die Liebe gegen dich hat mir so tiefe Wunden in mein Hertz versetzet, daß eine Schweizerkuh daraus trinken kunnte.

Crito. Pravo, Pravo!

Fab. I glaubs nit Crito. A Kuj: Vädä, döß iß dälogä!

H. W. Ja, Vater. Du sollst meine Löber sehen, die ich so gegen dich entflammet, als wie ein Backoffen den man mit einem Wagen Holtz gewärmet hätte. Ja! sollte ich einen Wallfisch verschluckhen, ich wolte ihn mit meiner hitzigen Leber braten, daß man ihn essen konte, wie die gebackenen Grundeln die man ganz warm in der Donau gefunden als Phaeton alle Flüße auf Erden zu Aschen verbrennete, welches ich voriges Jahr mit diesen Augen gesehen, da ich in die Insel Creta, anheunt Candia benambset, abgereiset, alwo jene unvergleichliche Stadt Mentiris"*) ligt.

Fab. Mentiris? Ey Lug, daß dä s'Maul außköchelst! Crito! hör du anstatt meiner, I ka nimä . . .

Der große Steffel ist offenbar nicht gebildet genug, um an der Satyre auf die zeitgenössischen Verächter ihrer Muttersprache, an der Parodie des Lohenstein'schen Bombastes Vergnügen zu empfinden, denn er jagt seinen so wohlgerathenen allamodischen Sohn zum Hause hinaus. In seiner Hilflosigkeit ist der arme Bursche bereit, in den sauersten Apfel zu beißen, Hauslehrer zu werden; leider entdeckt der hochgelahrte Magister Claus nur zu rasch die Unzulänglichkeit seiner classischen Kenntnisse. Jetzt ist er trostlos, wehrlos; nun spielt ihm das Schicksal einen Schabernack nach dem andern, während er in seiner Noth nach allem haschen muß, um nichts zu erreichen. Es gelingt ihm als Jäger unterzukommen, er hütet den Wald wie seinen Augapfel, allein die Bauern finden ihn zu strenge, sie verklagen ihn bei Jupiter, und dieser, von jeher sehr gerecht, verwandelt den treuen Diener seines Herrn zur Strafe in einen

*) Lügenheim.

Hirsch. Als solcher hat er natürlich nichts Eiligeres zu thun, als ein Klagelied von 28 Strophen zu singen. Den Bitten des zufällig herbeikommenden Vaters gelingt es, Jupiter zu bewegen, den vierfüßigen Sänger wieder der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben. Der alte Fadinger ist demnach, möchte man glauben, doch noch immer ein Mann von Einfluß; wir erfahren jedoch schon in der nächsten Scene, daß er um sein ganzes gewaltthätiges Ansehen gekommen, nichts mehr gilt. Der wißbegierige Leser muß nämlich erfahren, daß eben damals „die weltberühmte Hauptstadt Grein in Oberösterreich" allnächtlich von abentheuerischen Zwergen so große „Beschwerden" zu erleiden hatte, daß sie eine ganze Commission nach Heiligenkreuz sandte, um von dort her einen Feldherrn zu erlangen. Für diese Stelle wird von einem der Stadträthe „der alte lang im Kriegswesen berümbte Stefan Fadinger" vorgeschlagen. Dagegen spricht jedoch der Judex: „Wenn mir erlaubt zu reden, so versichere bei hochstadtrichterlichen Ehren, daß Benannter gänzlich nicht capax wäre. Denn wan man von ganz Palästina das vor hundert Jahren gesponnene Garn bringen solte, wär der Stefan Fadinger gleichwohl großer Haspel genug dazu selbes abzuwinden." Ergo muß unser Held, der Sohn, herhalten. Er muß nolens volens den Commando-Stab annehmen, eine Schlacht liefern und . . . geflohen ist er zwar nicht, nur davongelaufen . . . beeilt sich, sich in ein Faß zurückzuziehen. Von seinen Soldaten entdeckt, hervorgezogen, ward er auf gut salzburgerisch begrüßt, hochdeutsch durchgeprügelt. Da erkennt endlich selbst der thörichte Vater, daß sein Sprößling zu nichts besserem als zu einem Boten tauge. So möge denn Hanns Wurst in Momus Namen nach Wien laufen, die Classification aus der Druckerei holen!

Hiemit endet das Spiel zum Ergötzen der Jungen und Alten im Herbste desselben Jahres 1734, in welchem Borosini und Sellier, welchen Prehauser's Zugkraft noch nicht genügte, den fruchtbarsten aller Burlesken-Dichter und Extemporirer, Weiskern, für das k. k. priv. Theater in Wien engagiren. Gewiß, wenn jemand auf den absonderlichen Gedanken käme, dieses Schulstück einer ernsten Kritik zu unterziehen, er wäre würdig sich Seiner Magnificenz des Magisters Gottsched Perrücke aufzusetzen! Wir wollen nur erinnern, daß der gute Geschmack, den, nach einer hannswurstischen Aeußerung aus etwas späteren Tagen, die Leute nur deßhalb so oft auf der Zunge führten, weil sie ihn nicht verdauen konnten, daß dieser gereinigte gute Geschmack noch gute Wege hatte,



ehe er zu Wort kommen, überzeugen, besseres darbieten konnte. Die Epoche der regelmäßigen Stücke des Wiener Theaters bricht erst mit dem Jahre 1757 an.

Bis zu dieser Zeit nahm unser Publicum Witz und Aberwitz, Sinn und Unsinn, unfläthige Zweideutigkeiten u. dgl. beifällig auf. Durfte doch 1732 in einer Posse: „Nero der Grausame" die angebetete Poppea ihn versichern, sie liebe ihn „wie ein Floh den Platz in einem alten Weiberrock", worauf ihr Kaiser Prehauser erwiderte: „Ich bin entzückt vor Liebe, wie eine welke Rübe!"

Das Heiligenkreuzer Theater mag sich immerhin dieses lustigen Gelegenheitsstückes berühmen; ich wenigstens habe diesen bisher unerwähnten actus scenicus vom Standpunkt der Literatur- und Cultur-Geschichte ungleich interessanter gefunden, als den „Antoninus oder der fromme Römische Kayser", der daselbst 1677, oder den „Coriolanus", der 1681 aufgeführt wurde. Der geneigte Leser entscheide: beide Stücke sind im letztgenannten Jahr Viennae Austriae Typis Christophori. Cosmerovii, Sac. Caes. Maj. Typogr. Aulici erschienen.

Eugène Obermayer.



Die Fortschritte unserer Zeit.

Betrachtungen von J. C. Ackermann, Herausgeber und Redacteur der illustr. Wiener Gewerbe-Zeitung.

Vorwärts in der Industrie und Kunst, im Gewerbe und Haushalt ist das Losungswort unserer Zeit. Wir wollen in Folgendem unseren verehrten Lesern zeigen, wie es jedermann drängt nach Vervollkommung und Verbesserung des Geschaffenen, sowie nach neuen nutzbringenden Erfindungen.

Betrachten wir zuerst die

Beleuchtung öffentlicher Straßen durch elektrisches Licht.

Bekanntlich wurde die Idee, elektrische Incandescenzlampen zur Beleuchtung der Straßen zu verwenden, bereits vor mehreren Monaten in Europa und zwar in London ausgeführt, man beleuchtete ganz High-Holborn mit Edison'schen Lampen, indem man in jeder Gaslaterne zwei solche Lampen anbrachte.

Obgleich die Nominalkraft der Lampen von 16 Kerzen verdoppelt wurde, erschien die Straße doch nicht heller beleuchtet als mit Gas; allerdings ist das Licht-Centrum und das Licht viel ruhiger und die Schatten weniger hervortretend, allein der Effect bleibt doch nur mittelmäßig und kann sich mit den Siemens'schen Gasbrennern, welche in der Nachbarschaft, in New-Oxford, verwendet werden, nicht messen. Der Versuch ist nichtsdestoweniger interessant; denn wenn man Lampen in der Stärke von 200 bis 250 Kerzen erzeugen kann, was heute nicht mehr mit so bedeutenden Schwierigkeiten verbunden ist, so werden sich ohne Zweifel mit dem Glühlicht die besten Resultate bei der Straßenbeleuchtung erzielen lassen.

Eine der bemerkenswerthesten elektrischen Beleuchtungs-Methoden ist diejenige, welche gegenwärtig mitten im Herzen von Paris in den Höfen des Louvre und des Carroussels eingeführt ist. Der Hof des Louvre ist

wie „La Nature" berichtet, durch vier Brush-Lampen mit continuirlichem Strom, und der Place du Carroussel durch 14 Lampen nach dem Wechselstrom-Systeme Mersanne beleuchtet.

Zwölf Lampen hievon sind an den Seiten des Platzes in der Höhe von sieben Metern auf gußeisernen Trägern aufgehängt, welche in ihrem oberen Theile etwas gewölbt sind, wodurch das Herabnehmen, Reinigen ꝛc. der Lampen erleichtert wird. In diesen Lampen sind die Kohlen horizontal angeordnet und ist der Lichtbogen dem Auge durch eine matte Kugel verborgen. Die Leuchtkraft einer jeden beträgt ungefähr 75 Carcelbrenner, das sind ungefähr 280 Kerzen.

In der Mitte des Platzes befindet sich auf einer sogen. Rettungsinsel ein T-förmiger Pfahl, welcher in der Höhe von 20 Metern zwei Lampen von bedeutend größerer Leuchtkraft, ungefähr 135 Carcelbrenner, trägt. Dank dieser Anordnung ist das Licht ziemlich gleichförmig vertheilt, so daß man ohne Mühe an irgend einem Punkte des Platzes die Zeitung lesen kann und sind die Vortheile gegenüber der Gasbeleuchtung so bedeutend, daß es unnöthig ist, dieselben noch besonders zu erwähnen.

Die Abbildung (siehe die Beilage im Anhange) zeigt den auf diese Weise beleuchteten Platz.

Man hat aber gegen diese Methode den Einwand erhoben, daß in Folge der Reflectoren der Lampen, welche den Zweck haben das ganze Licht auf den Boden zu werfen, die Architectur der Gebäude in ein beinahe vollständiges Dunkel versetzt wird; es ist klar, daß dieser Vorwurf sich nur von einem gewissen Gesichtspunkte einigermaßen rechtfertigen läßt, denn es wurde doch in erster Linie das Ziel verfolgt, den Platz entsprechend zu beleuchten, um die zahlreichen Gefahren einer belebten Verkehrsstelle, welchen die Fußgänger durch die bisherige unzulängliche Gasbeleuchtung ausgesetzt waren, zu beseitigen und dieses Ziel hat man erreicht zur Zufriedenheit aller jener Pariser, welche gezwungen sind, dieses bewegliche Labyrinth zu passiren.

Lampen von mittlerer Leuchtkraft sind vollkommen ausreichend für die Beleuchtung öffentlicher Verkehrsstraßen, was durch die in London und Paris gemachten Versuche bestätigt wurde; allein bei welcher Gränze ist es zweckentsprechend sich eines mächtigeren Lichtcentrums zu bedienen?

Das ist die Frage, die man sich heute stellen muß und worauf die neueren Experimente allein antworten können. Es dürfte wohl jedem einleuchten, daß das vor längerer Zeit aufgetauchte Project, eine

Stadt durch eine einzige elektrische Lichtquelle, von welcher Stärke immer zu beleuchten, in das Reich der Phantasie gehört. Allein zwischen dieser Phantasie und den Mersanne-Lampen am Place du Carroussel ist doch noch Platz für die Verwerthung des elektrischen Lichtes von stärkerer Leuchtkraft und in bedeutenderer Höhe, in Fällen, wo es sich um die Beleuchtung von ausgedehnten offenen Plätzen, wie Docks Schiffswerften Häfen 2c. handelt.

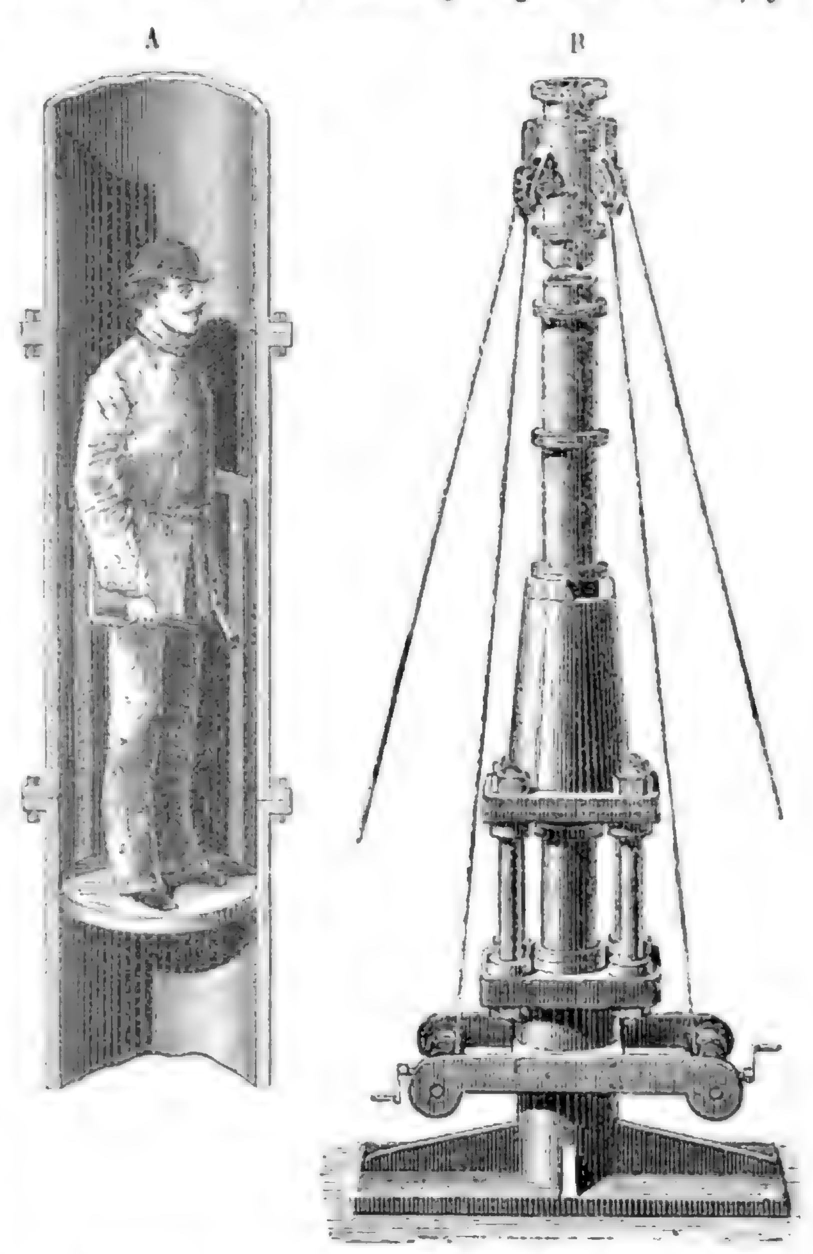
Ein Project, welches die Beleuchtung solcher umfangreicher Plätze zum Zwecke hat, ist nach dem „Scient. Americ." vor einiger Zeit in New-Orleans aufgetaucht. Zwei ernsthafte Hindernisse haben sich bisher, der elektrischen Beleuchtung von hohen Thürmen aus entgegengestellt. Die Thürme sind sehr kostspielig und nicht leicht zu errichten. Es sind ferner schwer zu handhabende Vorrichtungen nöthig die Lampen herabzulassen, um sie jeden Tag herzurichten und sie wieder auf ihren Platz zu schaffen. Um diese Schwierigkeiten so viel als möglich zu beseitigen, hat Mr. William Golding in New-Orleans (Nord-Amerika) den in nebenstehenden Abbildungen im Detail dargestellten Leuchtthurm construirt.

Schon seit undenklichen Zeiten galt es als ein Muster der Verkehrtheit und Unausführbarkeit, wenn jemand den Bau eines Hauses, beim Dache beginnen wollte. Mit der Kühnheit des wahren Erfinders hat Mr. Golding es unternommen nicht nur diese sprichwörtlich verhöhnte Aufgabe auszuführen, sondern er zeigt uns auch den Weg, den man nehmen muß, um dabei auf keinerlei Hindernisse zu stoßen.

Golding verwirft vor allem die theueren Gerüstbauten und alle beim Thurmbau gewöhnlich angewendeten Vorrichtungen und erhebt seinen Thurm mit der Spitze zuerst in die Luft, indem er am Boden Stück für Stück hinzufügt. Der Thurm bildet nämlich einen gußeisernen Cylinder, der, aus vielen kurzen Stücken zusammengesetzt, eine Höhe von circa 120 Metern besitzt und während des Baues durch Seile in verticaler Stellung erhalten wird. Die Spitze des Thurmes, an welcher die elektrischen Lampen dauernd befestigt werden, wird zuerst hergestellt und dann vermittelst einer gewöhnlichen Aufzugsmaschine vertical über eine hydraulische Presse gestellt, welch' letztere gleichzeitig das Fundament des Thurmes bildet. Die hydraulische Presse hebt nun den oberen Theil des Thurmes so hoch, daß das daran passende Stück resp. ein vier Fuß langer Cylinder darunter geschoben und befestigt werden kann. Während der Kolben der hydraulischen Presse wieder zurückgeht, um ein zweites



Stück aufzunehmen, wird der bereits gehobene Theil durch eine Art Klammer in der richtigen Höhe und durch die straff gespannten Seile in senkrechter Stellung erhalten. Ist der hinzugefügte Cylinder fest an dem oberen Theile befestigt worden, so wird das Ganze wieder um eine Cylinderhöhe gehoben und somit durch allmäliges Heben und Ansetzen der Cylinder der Thurm von unten aufgebaut bis er endlich die gewünschte Höhe erreicht hat.



Golding's Project der elektrischen Hafen-Beleuchtung.

Bei der bedeutenden Höhe eines derart aufgeführten Thurmes ist natürlich nicht daran zu denken, die Lampen behufs Reinigung an Stricken oder Seilen herabzulassen und aufzuziehen, denn durch den geringsten Wind würden die Lampen an dem eisernen Thurm zerschellen. Nachdem also die Lampe nicht herunterkommen kann, muß man zu ihr hinaufkommen. Zu diesem Zwecke ist jeder Cylinder vollkommen glatt ausgedreht und von einem Durchmesser, welcher die freie Passage einer kreisrunden Plattform gestattet. Auf derselben steht der Lampenputzer, welcher durch comprimirte Luft in die Höhe zu den Lampen befördert wird. Die Kosten eines solchen 120 Meter hohen Thurmes (ohne Lampen) schätzt man auf ungefähr 30.000 Dollars. Mr. G o l d i n g schlägt vor zur

Beleuchtung der Docks auf dem Mississippi in New-Orleans einen 500 Fuß hohen Thurm zu bauen, der ein elektrisches Licht in der Stärke von 40.000 Kerzen tragen soll. Ein Licht von solcher Stärke richtig angebracht, würde ohne Zweifel sowohl den ganzen Hafen als auch das gegenüberliegende Ufer des Flusses genügend hell beleuchten, so daß die Hafenarbeiten auch zur Nachtzeit ungehindert stattfinden können. Der Erfinder ist der Ansicht, daß der Thurm auch als Feuerbeobachtungsposten und als Centrum der Telegraphen-Drähte, welche über die höchsten Masten der Schiffe bis zum anderen Ufer gespannt sein können, Anwendung finden kann.

Ersatz des elektrischen Glühlichtes.

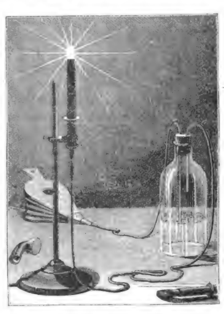
Ein höchst interessantes Experiment, welches geeignet ist die praktische Nutzanwendung der Wissenschaft zu illustriren, wurde kürzlich von Dr. Regnard in Paris ausgeführt. Es handelte sich nämlich darum, wie die Zeitschrift „La Nature" berichtet, ein Verfahren zu entdecken, mittelst dessen das für das Projections-Zeichnen nothwendige helle Licht auf einfache Weise hergestellt werden kann. An Orten, wo elektrisches Licht zur Verfügung steht, ist die Sache wohl sehr einfach, ebenso dort, wo Gas vorhanden; im letzteren Fall jedoch ist die Zuführung von Sauerstoff erforderlich und ein solcher Apparat daher nur schwer zu arrangiren und fortzubewegen. In Localitäten, wo aber selbst Gas nicht existirt, wird man sich nunmehr mit einer Methode bekannt machen müßen, welche in anerkannt vortrefflicher Weise ihren Zweck erfüllt.

Erst vor kurzem beschäftigte sich über Auftrag des Ministers für öffentlichen Unterricht eine Special-Commission mit dem Entwurfe eines Apparates, der sich leicht beim Projections-Zeichnen in den Elementar-Schulen verwenden läßt. Das Resultat der Untersuchungen dieser Commission war, daß es wohl an solchen einfachen Apparaten nicht mangelt, daß uns aber bis jetzt noch kein genügend intensives Licht-Centrum zur Verfügung steht, um einigermaßen vergrößerte Bilder zu erzielen.

Dr. Regnard kam nun auf die Idee, ein helles starkes Licht dadurch zu erhalten, daß er eine Mischung von Luft und Petroleumdämpfen über einem Platin-Drahtgewebe verbrennen läßt. Die dadurch hervorgerufene intensive Hitze setzt das Platin-Drahtnetz in Weißgluth und bringt auf diese Art ein Glühlicht hervor, welches ungefähr halb so stark



ist als das bekannte Hydrooxygen-Licht. Der sehr einfache Apparat, welcher in nebenstehender Abbildung dargestellt ist, besteht aus einem gewöhnlichen Bunsenbrenner, der in einer kleinen Kappe aus Platin-Draht endet. Diesem Brenner wird jedoch statt Gas eine Mischung von Luft und Petroleum-Benzin-Dampf unter entsprechendem Druck zugeführt und genügt ein einfacher Küchenblasbalg zur Erzeugung des nöthigen Luftstromes. Um nun das Licht nur auf einen bestimmten Punkt zu werfen, wird dem Bunsenbrenner ein anderes Rohr aufgesetzt, dessen erweiterte Mündung mit einem Netzwerk von Platin-Drähten genau verdeckt ist. Dieses knieförmig gestaltete Rohr ist in der linken unteren Ecke unserer Abbildung dargestellt. Will man das Licht je nach Bedarf bald schwächer bald stärker haben, so kann man den Zufluß der gasartigen Mischung durch den Ring am Brenner nach Belieben reguliren. Wenn man aber anstatt des Blasbalges eine pneumatische Maschine oder eine Gebläse-Vorrichtung zur Herstellung des Luftstromes verwendet, so ist man in der Lage ohneweiters eine Anzahl Lampen einschalten zu können, welche alle dieselbe Leuchtkraft wie die bekannten elektrischen Incandescenz- oder Glühlicht-Lampen besitzen und sich zur Beleuchtung von Zimmern, Fabriken zc. vortrefflich eignen.



Dr. Regnard's Incandescenz Lampe.

Dr. Regnard's Lampe ist anderen ähnlichen Apparaten dadurch überlegen, daß sie nicht der Anwendung des Leuchtgases bedarf und überdies noch den Vortheil besitzt, beinahe gar nichts zu kosten, da sich die Ausgaben bei einstündiger Brenndauer nur auf einige Kreuzer belaufen.

Die sogenannte Gas-Glühlicht-Lampe des Engländers James Lewis, welche gegenwärtig viel von sich reden macht, beruht, wie man sieht, auf demselben Principe; auch hier wird ein mit einer Platin-Drahtkappe versehener Bunsenbrenner angewendet, doch werden demselben durch zwei Rohre Leuchtgas und Luft zugeführt. Wird diese Mischung entzündet, so versetzt sie gleichfalls das Platin-Drahtgewebe in Weißgluth; die dadurch hervorgerufene intensive Hitze gestattet eine vollkommene Verbrennung und in Folge dessen ein besonders helles constantes Licht, welches sogar billiger ist als das aus reinem Gas und mittelst gewöhnlicher Brenner erzeugte.

Die weitaus einfachere Lampe Regnard's, die auch dem Arzte bei Untersuchungen des Kehlkopfes und des Gehörganges gute Dienste leisten wird, läßt sich ohne Zweifel so weit vervollkommnen, daß sie auch im Großen zur Verwendung kommen kann.

Um dem Apparate vor allem die erforderliche Beständigkeit zu verschaffen und ihn zur regelmäßigen Beleuchtung dienstbar zu machen, glauben wir, daß es nöthig sein wird, die Anlagekosten etwas zu erhöhen, indem man den Carburator, der hier in Form einer Flasche dargestellt ist, vergrößert, damit sich das Aussaugen des Benzins nicht zu schnell fühlbar macht. Man könnte dies dadurch erreichen, daß man die Luft zwingt in Blasenform durch große, 4—5 Liter Flüssigkeit fassende Destillir-Kolben, wie sie in den Apotheken verwendet werden, zu gehen. Ein solcher Destillir-Kolben kann entweder unter dem Tische, auf welchem der Apparat steht, oder in einiger Entfernung davon aufgestellt werden.

Um den Luftzug nicht durch Handbetrieb herstellen zu müßen, kann man unter dem Tische eine einfache Gebläsevorrichtung anbringen, welche aus einem mit Luft gefüllten und durch Gewichte beschwerten Kautschuk-Sack besteht. Ist der Sack entsprechend groß, so wird die Lampe durch mehrere Stunden ohne Bedienung ruhig fortbrennen und zwar mit einem Lichte, welches nicht nur dem angenehmen ruhigen elektrischen Glühlicht gleichkommt, sondern auch in Bezug auf Billigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Die Elektricität in ihrer alltäglichen Anwendung übertrifft alle die Kunststücke eines modernen Prestidigitateurs. Diese letzteren pflegen nunmehr mit allen Eifer die

elektrische Magie.

Die Beförderung von Licht, Wärme, Kraft, von Signalen und Reden auf größere Entfernungen durch einen einfachen Draht, die merkwürdigen Inductions-Erscheinungen, die Uebertragung der Metalle in der Elektro-Metallurgie und die vielen anderen Anwendungen der Elektricität in den Künsten, sie alle sind wahrhaft magisch und geheimnisvoll; ist es doch bisher unseren besten Gelehrten nicht gelungen das Wesen dieser subtilen Kraft zu ergründen.

Allerdings ist die Verwendung der Elektricität zu magischen Zwecken heute schon eine ziemlich allgemeine geworden, doch kann sie noch auf eine viel wirksamere Weise ausgedehnt werden.

Die in den nebenstehenden Abbildungen dargestellten Beispiele sind solche, welche sowohl zur Unterhaltung im Salon als auch zur Aneignung einer gewissen Praxis in der Anwendung von Elektricität dienen können.

Fig. I und II zeigen Insecten, die gleichsam Leben erhalten, wenn man sie beunruhigt oder reizt, und da sie in der Construction einander ganz gleich sind, so genügt es, nur eine hiervon zu beschreiben. Der Topf, welcher die Pflanzen mit den darauf montirten Insecten enthält, ist in der Abbildung theilweise im Durchschnitte gezeichnet und läßt die innere Einrichtung leicht erkennen. In Fig. I ist das Insect ebenfalls im Durchschnitt dargestellt und ist aus der Anordnung derselben sofort zu ersehen, daß das Ganze nichts anderes ist als ein vibrirender Selbstunterbrecher, der hier die Form einer sogenannten Wasserjungfer besitzt. Die Flügel derselben bestehen aus Glimmer und sind an der vibrirenden Feder befestigt und zur Nachahmung der Natur mit Asphalt-Firniß gestreift.

Der Körper dieser Fliege besteht aus einem Eisendraht, welcher von einem mit feiner Seide übersponnenen Draht

Fig. I.



Elektrische Fliegen.

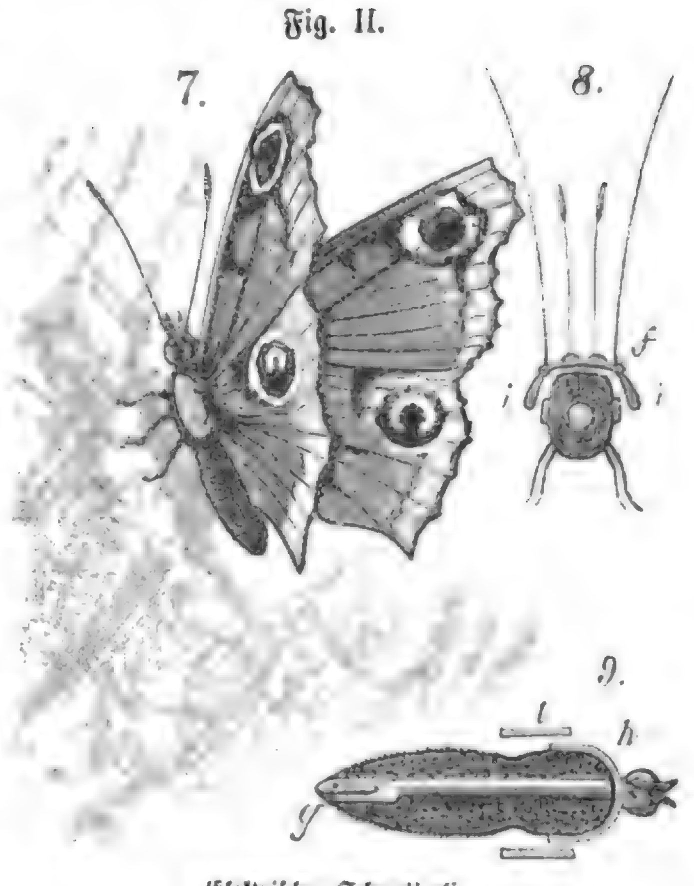
umgeben ist und bildet so einen kleinen Elektromagneten, dessen Armatur b mit der den Rücken des Insectes bildenden Feder verbunden ist. Letztere ist bei c vermittelst eines Drahtes und durch Kitt oder Siegellack an dem das Innere des Magneten bildenden Drahtes befestigt. Ein Ende des Drahtes geht vom Magneten durch eines der Beine der Fliege und ist hier mit einem Draht in Verbindung, der durch den Stängel der Pflanze bis zu dem Kohlenpole eines kleinen, im Topfe verborgenen Leclanché-Elementes läuft; das andere Ende dieses Drahtes ist bei c mit der vibrirenden Feder verbunden. Das freie Ende dieser Feder erstreckt sich von der Armatur b nach abwärts und besitzt eine Platin-Contact-Schraube d, welche die Contact-Feder e berührt. Die letztere ist in elektrischer Verbindung mit einem Knopf an der unteren Seite der Blumentopfdecke, welche von einer an der Seitenwand des Topfes befestigten Feder berührt wird. Diese letztgenannte Feder hängt mit einem abwärts gehenden Draht zusammen, der an verschiedenen mit dem Boden des Blumentopfes concentrischen Drahtringen endet. Der Zinkpol des Elementes ist gleichfalls mit einem Leitungsdrahte versehen, dessen Enden in alternirender Reihenfolge mit den vorher erwähnten Drahtringen angeordnet sind. Der Boden des Topfes ist etwas concav und enthält eine Quantität Quecksilber, welches in Folge seiner großen Beweglichkeit den elektrischen Strom zwischen mehreren Drahtenden bald herstellt und bald wieder unterbricht, sobald der Topf in die Hand genommen und hierbei ganz unbedeutend erschüttert wird.

Das Element ist von geringem Umfang und besteht das Gefäß aus einem gewöhnlichen Glasbecher. Nimmt man den Topf in die Hand, so beginnen die Flügel, welche an dem Vibrator angebracht sind, ganz nach Art der lebenden Insecten in ein nervöses Zittern und Summen zu verfallen und wenn die Pflanzen und die Insecten solid gemacht sind, so können sie zur Untersuchung ohneweiters in die Hand genommen werden, ohne daß man dabei die eigentliche Triebkraft wird entdecken können.

Der Schmetterling, welcher in Figur II in der Perspective und im Quer- und Längenschnitt dargestellt ist, hat die Bestimmung, entweder auf Spitzenvorhängen oder auf Bilderrahmen angebracht zu werden. Der Körper besteht, wie bei der vorher beschriebenen Wasserjungfer, aus einem Elektromagneten, dessen Pol-Ende h zum magnetischen Draht zurückgeht. Der Rücken des Schmetterligs besteht aus einer eisernen Flügeldecke in der geeigneten Form und ist an dem schmäleren Ende des Magneten ver-



Fig. II.



Elektrischer Schmetterling.

mittelst einer Schraube g befestigt. An dieser Decke sind an zarten Stiften f zwei kleine Anker (Armaturen) i angebracht, welche nach abwärts bis zu den beiden Polen des Magnetes reichen. Diese Armaturen tragen die natürlichen Flügel eines Schmetterlings, welche, wenn der elektrische Strom durch den Magnet geht, in Vibrationen versetzt werden. Diese Schwingungen stimmen natürlich mit den Intervallen des geschlossenen und unterbrochenen Stromes überein und können entweder durch die Hand oder ein Uhrwerk oder auch durch den in Fig. III dargestellten elektrischen Pendel-Unterbrecher bewirkt werden. Der Strom, welcher von der Batterie n durch den Schmetterling geht, passirt auch den Magnet k und geht dann durch die Pendel-Stange l und durch die über den Behälter m hinausragende Quecksilber-Kuppe. Wird das Pendel vom Magneten angezogen, so wird der Strom unterbrochen, wird es aber wieder losgelassen, so schließt sich augenblicklich der Strom und das Pendel wird wieder angezogen. Die auf diese Weise hervorgebrachten elektrischen Pulsionen bewegen die Flügel des Schmetterlings mehr oder weniger schnell je nach der Länge des Pendels.

Fig. III.

k

10

n

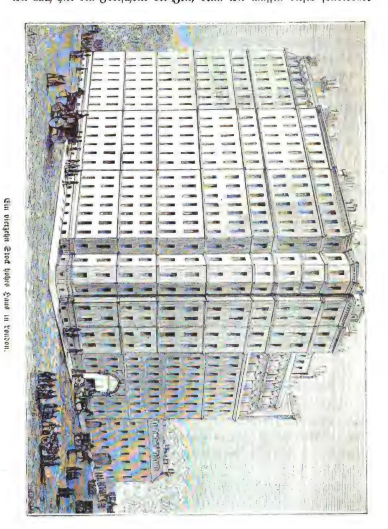
m

Strom-Unterbrecher.

Drei oder vier dieser Schmetterlinge können durch ein einziges Pendel in Bewegung gesetzt werden und bilden, auf einem Spitzenvorhang angebracht, eine sehr hübsche Verzierung.

Der feine, mit weißer Baumwolle übersponnene Leitungsdraht kann in einem Spitzenvorhang sehr leicht verborgen werden.

Begeben wir uns nun auf das Feld der Bauthätigkeit, so finden wir auch hier den Fortschritt der Zeit, denn wir müssen dieses sonderbare



Ein vierzehn Stock hohes Haus in London.

Bauwerk bewundern, welches in vorstehender Abbildung naturgetreu dargestellt ist, nämlich

ein bürgerliches Wohnhaus,

welches, wenn man die Souterrain-Localitäten und die Dachwohnungsräume mitgerechnet, 14 Stockwerke zählt und außerdem noch Kellerräume von der Tiefe zweier Stockwerke besitzt. Dieses wahrhaft monumentale Gebäude, dessen Anblick jedermann in Bewunderung versetzt, befindet sich in einem neuen Viertel Londons in der Nähe der Westminster-Abtei. Die Zahl der Fenster, einschließlich der in den ausgedehnten Höfen gehenden, übersteigt 500. Ein hydraulischer Aufzug ermöglicht die Beförderung der Bewohner und Besucher in die verschiedenen Stockwerke dieses colossalen Hauses und braucht man ungefähr zwei Minuten um die 13. Etage zu erreichen. Ist man oben angelangt, so genießt man ein herrliches Panorama, d. h. dann wenn die Luft klar ist; aber man weiß daß die Nebel in London sehr häufig sind, und es ereignet sich daher oft daß die Bewohner des dreizehnten Stockes wie die Luftschiffer ganz in Wolken eingehüllt sind.

In Genua existirt übrigens ein Gebäude von 11 Stockwerken; auch wurden früher in Paris 7—9 Stock hohe Häuser gebaut. Nord-Amerika hat ähnliche Gebäude aufzuweisen, die sich durch die Verwendung von Aufzügen als ganz prakticabel erwiesen haben.

Es ist natürlich, daß man bei so hohen Bauten des Personen-Aufzuges nicht entbehren kann. Wir machen hiemit unsere Leser mit einem

Neuen Aufzugs-System

bekannt.

Die Dienste, welche heutzutage die Aufzüge leisten, sind zu bekannt und geschätzt, als daß sie besonders hervorgehoben werden müßten. Der Aufzug in seiner gewöhnlichsten Form, wie er in zahlreichen Häusern in Paris eingeführt ist, besteht aus einem Kolben von entsprechender Länge, welcher die zur Aufnahme der Passagiere bestimmte Cabine trägt und durch Wasserdruck in alle Stockwerke getrieben wird. Außerdem sind Vorrichtungen vorhanden, welche ein Anhalten des Aufzuges in jedem beliebigen Stockwerk bewirken.

Trotz der Einfachheit und der vortrefflichen Dienste, welche die hydraulischen Aufzüge leisten, besitzen dieselben doch mehrere ernste Uebelstände. Vor allem ist die Einrichtung eine sehr kostspielige, denn es muß in erster Linie ein Brunnen vorhanden sein, dessen Tiefe der Höhe des Hauses gleich ist. Die Kosten der Speisung solcher Aufzüge sind gleichfalls nicht unbedeutend, denn die zu einer einmaligen Auffahrt

nöthige Wassermenge kostet beispielsweise in Paris 5—6 Centimes. Ein weiterer Uebelstand, welcher durch den Betrieb entsteht, ist der, daß er nur eine geringe Zahl von Personen in die verschiedenen Stockwerke transportiren kann, weil der höchstens vier Personen aufnehmende Aufzug in den meisten Fällen gerade in Bewegung ist, wenn man sich desselben bedienen will, oder es hat der Bewohner eines Stockwerkes aus Vergessenheit oder Nachlässigkeit denselben nicht herabgelassen. Man muß in solchen Fällen eine ziemlich lange Zeit warten, so daß man es vorzieht, lieber die Stiege zu benützen. Fügen wir noch hinzu, daß es viele Leute gibt, welche das In-Thätigkeit-setzen und Anhalten absolut nicht verstehen und daß z. B. in einem Großhandlungshaus mit zahlreichem Personal und noch zahlreicheren Kunden der Gebrauch des Aufzuges während der Geschäftsstunden geradezu illusorisch ist.

Ein Aufzug, welcher diese Uebelstände beseitigt und dem regen geschäftlichen Verkehr in großen Städten entspricht, ist der nachfolgend beschriebene und illustrirte „Continuirliche Aufzug" nach dem System Frédéric Hart.

Der immer steigende Preis des Bodens in London hat die Engländer zum Baue großer Häuser veranlaßt, welche man wirklich commercielle Bienenstöcke nennen kann. In einem solchen Bienenstock, im Herzen der City, nämlich den Mansion house chambres ist oben genanntes System bereits eingeführt worden.

Um sich eine Idee von dem einfachen und ingeniösen System Hart's zu verschaffen, denke man sich ein gewöhnliches Schöpf- oder Paternoster-Werk, nur daß hier die Dimensionen größer und die Schöpfeimer durch Kammern ersetzt sind, welche auf einer Seite offen und zur Aufnahme von zwei Personen dienen. Dieselben sind mit einer Kette ohne Ende in Verbindung und gehen links hinauf und rechts wieder hinab. Sind sie auf dem Gipfel ihres Laufes angelangt, so treten sie ihren Weg von neuem wieder an, daher der Name „Cyclic-Elevator", welchen der Erfinder dem Aufzug gegeben.

Ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen diesem Aufzuge und einem Schöpfwerk, mit dem wir ihn soeben verglichen haben, muß noch hervorgehoben werden. Bei einem Schöpfwerk stürzt sich bekanntlich der Eimer, wenn er am Ende seines Weges angekommen, bei der niedergehenden Bewegung um und gießt so das darin enthaltene Wasser in einen Sammelbehälter. Man begreift, daß eine solche Anordnung in

vorliegendem Falle nicht statthaben darf, sondern es muß die Kammer natürlich ihre horizontale Stellung beibehalten und sich sobald sie den höchsten Punkt erreicht hat, parallel von links nach rechts bewegen, um zur herabgehenden Seite zu gelangen. Dies geschieht durch einen ebenso einfachen als sinnreichen Führungs-Mechanismus, der aus der nebenstehenden Abbildung deutlich ersichtlich ist.

Die Manipulation beim Gebrauch des Aufzuges ist die denkbar einfachste. Man steigt nämlich, sobald eine Cabine das Niveau des betreffenden Stockwerkes, in dem man sich befindet, erreicht hat, in dieselbe hinein und tritt dann wieder heraus, wenn man in dem gewünschten Stockwerk angelangt ist, ohne daß der Aufzug in seiner Bewegung aufgehalten wird. Hat man vielleicht aus Zerstreutheit ein Stockwerk übersehen, so steigt man entweder im nächsten Stock aus oder man bleibt so lange in der Cabine, bis man bei der Abwärtsbewegung das gewünschte Stockwerk erreicht hat.

Wir bringen eine getreue Gesammt-Darstellung des Systems*), welche die verschiedensten Arten des Gebrauches zeigt, die sich alle fast gleichzeitig und durchaus unabhängig von einander vollziehen.

Im Erdgeschoß (Rez de Chaussée) und im zweiten Stock befinden sich zwei Personen, welche im Auffahren begriffen sind. Im ersten Stock ist ein Besucher gleichzeitig herabgefahren. Im dritten und vierten Stock warten bereits ein Herr und eine Dame, der erstere um hinaufzufahren, letztere wartet, bis der Boden der Cabine das Niveau ihres Stockes erreicht hat, um hinabzufahren.

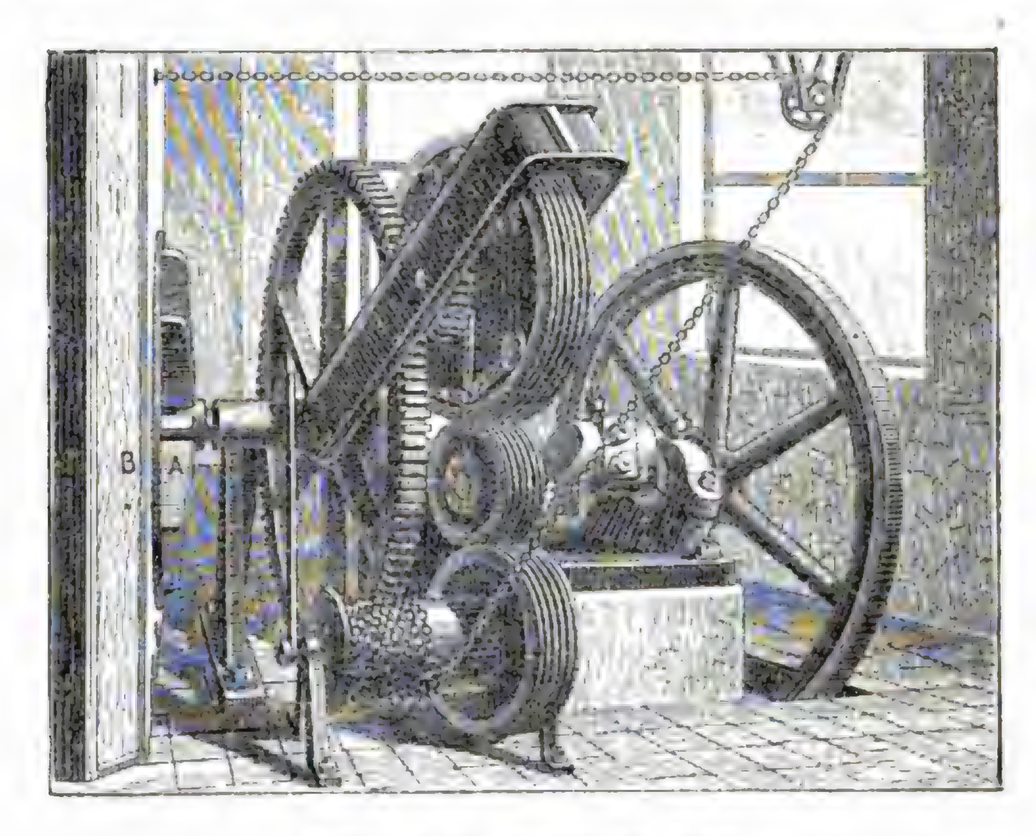
Sowohl die beweglichen Kammern als auch die festen Seitenwände des Aufzuges sind mit festen Griffen versehen, welche das Ein- und Aussteigen wesentlich erleichtern. Die Schnelligkeit mit der sich der Aufzug bewegt, beträgt ungefähr 20 Centimeter per Secunde. Man hat also circa zwei Secunden zum Ein- oder Aussteigen. Diese Zeit ist weitaus hinreichend, daß auch weniger leichtfüßige Personen und selbst Damen den Aufzug benützen können und erfordert es nur sehr wenig Geschicklichkeit in dem Momente mit horizontalem Fuß in die Cabine zu treten, als der Boden derselben mit dem des Stockwerkes eine Ebene bildet. Die Kanten des Absatzes als auch der Cabine sind mit Charnier-Trittbrettchen versehen. Es ist das eine sehr bemerkenswerthe Vorsichtsmaß-

*) Siehe die Beilagen im Anhange.



regel, denn wenn z. B. jemand aus Unachtsamkeit den Fuß aus dem Kasten hinausgleiten ließe, so könnte er zerquetscht oder wenigstens tüchtig verdreht werden, was durch diese Charnier-Brettchen, welche sich sofort aufheben, sobald sie auf ein Hindernis stoßen, vermieden wird. Durch diese Anordnung der Charnier-Brettchen sind also sowohl jene Personen vor Verletzungen geschützt, welche sich dem Aufzuge in unachtsamer Weise nähern, als auch jene, die sich im Aufzuge während der Action des Hinauffahrens befinden.

Zum Betriebe des beschriebenen Aufzuges dient der nebenstehend dargestellte horizontale Dampf-Motor von sechs Pferdekräften, welcher



Motor für den continuirlichen Aufzug.

hinreicht, den Aufzug bei noch so regem Verkehr in Bewegung zu erhalten. Wie aus der Abbildung ersichtlich, wird die Bewegung der Triebräder durch Zahnräder-Uebersetzung und Frictions-Räder auf das Rad übertragen, welches die Kette des Aufzuges in Thätigkeit setzt. Der Motor und der Dampfkessel befindet sich sonderbarer Weise am Boden des Hauses, was keineswegs von günstigem Einfluß auf das Gebäude sein kann. Zweckmäßiger ist es jedenfalls, den Motor im Keller aufzustellen und die Kraft durch Seil-Transmissionen hinaufzuleiten, wenn auch dadurch ein gewisses Quantum Kraft verloren geht.

Da dieser Aufzug nur von 8 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends functionirt, so müßen die Bewohner in der Zwischenzeit die Stiege benützen; in Anbetracht der vielen ausgezeichneten Dienste, welche der Aufzug während seiner Thätigkeit leistet, kann man aber doch sagen, daß er von keinem andern ersetzt wird. Die Einführung dieses continuirlichen Aufzuges in den Mansion House Chambers hat manche Consequenzen gehabt. Vor allem trat eine Umgestaltung der Miethpreise ein, je höher man wohnt, desto theurer ist die Miethe, denn in demselben Maße genießt man mehr Licht und Luft; ein Restaurant, welchen man zu ebener Erde wegen des Küchengeruches nicht dulden wollte, hat sich im letzten Stockwerk etablirt und macht wegen dieser außergewöhnlich günstigen Lage viel bessere Geschäfte als unten. Selbstverständlich ist der Besitzer desselben nunmehr ein warmer Anhänger und Vertheidiger des Hart'schen Aufzugs-Systemes geworden.

Wir haben durch ungefähr eine Viertelstunde die Verwendung dieses Aufzuges während der Mittagszeit beobachtet; man wird sich kaum einen Begriff machen können von der Anzahl der Personen jeden Alters und Geschlechtes, die sich des Aufzugs bedienen, während niemand daran denkt die Stiege zu benützen. Wir haben viele Versuche gemacht und können versichern, daß das Hineintreten in eine Cabine viel weniger schwierig oder gefährlich ist als das Einsteigen in einen im Schritt fahrenden Omnibus.

Es ist natürlich, daß die Anwendung des continuirlichen Aufzuges in einem gewöhnlichen Wohnhaus nicht jene großen Vortheile bietet, wie in den Mansion House Chambers, wo er zu zahlreichen Verrichtungen verwendet wird; aber in großen Industrie- und Bank-Häusern, großen Magazinen oder ganzen Gruppen von Wohngebäuden, beispielsweise in den Wiener Arcaden-Häusern, wäre er ohne Zweifel am Platze und würden sich die Kosten jedenfalls lohnen.

Die ewige Klage wegen fruchtloser Versuche die stets aufsteigende Feuchtigkeit in den Häusern zu besiegen, hat nun endlich befriedigende Resultate aufzuweisen.

Wir erweisen wohl Vielen einen großen Dienst, wenn wir dieses Mittel einer

Trockenlegung von Souterrain- und Parterre-Localitäten

hier mittheilen.

Alle bisher bekannten Methoden der Trockenlegung in Gebäuden beschränkten sich auf die Absicht, die Nässe feuchter Wände durch ein entsprechendes Mittel zu isoliren; gegen die Erdnässe und die schädlichen Ausdünstungen des Untergrundes wußte man sich nicht zu schützen und doch sind es einzig und allein nur diese Einwirkungen, welche Souterrain- und Parterre-Localitäten in allgemeinen Mißcredit brachten.

Die nachstehend beschriebene Methode eignet sich nun nicht nur als vorzügliches Isolirungs-Mittel für nasse Mauern, sondern auch ganz besonders als Abschluß für Erdnässe und für Erdausdünstungen. Eine derart geschützte Localität wird ebenso trocken als wie eine Wohnung im ersten Stockwerke, und auch sonst läßt sie in sanitärer Beziehung keinen Wunsch übrig.

Um nun eine derartige Localität auf solche Art zu schützen, wird der Fußboden entfernt, die Beschüttung 10 Centimeter hoch gleichmäßig abgehoben und das Terrain ganz gleich geebnet. Anderseits wird an der Mauer, falls sie trocken ist, 30 Cm. über dem Fußboden, und wenn sie naß ist, 30 Cm. über der Stelle der nassen Gränze mit Reißblei eine horizontale Linie gezogen und an derselben der Mörtel etwas breiter abgeschlagen als die Dicke einer gewöhnlichen Schindellatte beträgt; ist dies geschehen, so werden an diesen abgeschlagenen Stellen rings um das ganze Zimmer dünne Schindellatten dicht nebeneinander befestigt.

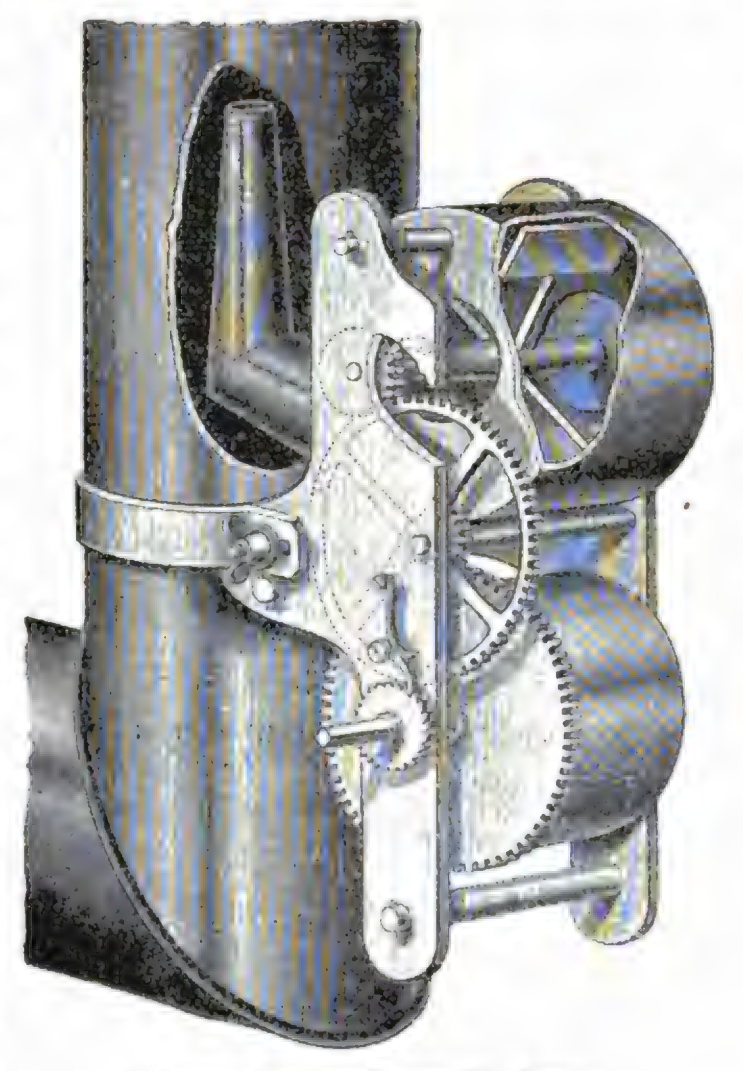
Nunmehr wird der ganze Boden des Locales mit Zinkblechtafeln belegt, diese reihenweise nach einander an den Enden zusammengelöthet und an den Wänden das Blech so weit aufwärts geschlagen, daß es noch um 1 Cm. höher steht als die Mauerleiste; an diese wird sodann das Blech angenagelt, der freistehende Umbug nach innen zu eingebogen und die noch sichtbaren Fugen mit Mörtel bestrichen. Sodann werden die Polsterhölzer auf dem Blechboden in der richtigen Entfernung gelegt, die Zwischenräume angeschüttet und die Fußtafeln daran befestigt. Hierauf wird die blecherne Mauerverschalung mit einer innigen Mischung von Gyps und Leinöl schwach gestrichen und nach dem vollständigen Trocknen mit Kalk getüncht.

Auf diese Art ist nun die Localität durch einen vollkommenen Blechkasten nach abwärts und, so weit es erforderlich ist, auch gegen die Seite gegen Nässe und Ausdünstungen isolirt und kann wie erwähnt als unbedingt trocken und sanitär gelten. Ich ließ vor einigen Jahren in meinem Hause das Souterrain auf diese Art trocken legen und ich bereue keinen Augenblick, es veranlaßt zu haben. Der Quadratmeter kommt hierbei auf einen Gulden zu stehen.

Als eine empfehlenswerthe Verbesserung möchten wir bezeichnen den

Neuen Luftzuführungs-Apparat für Heizungen.

Kaum dürfte es einen Haushalt geben, der nicht schon bittere Erfahrungen mit sogenannten schlecht ziehenden Kaminen gemacht hat und sind die daraus entstehenden Verdrießlichkeiten und Mühen wohl jedermann bekannt. Eine Vorrichtung, welche diese Uebelstände beseitigen soll, ist nebenstehend abgebildet und besteht dieselbe aus einem einfachen Ventilator, der durch ein Uhrwerk in Gang gesetzt wird und so den nöthigen Luftzug in Oefen, Kaminen, Rauchfängen, Kesselfeuerungen und überhaupt dort, wo ein stärkerer Zug nöthig ist, hervorbringt. Das Maschinchen, von Fr. Beaumont in Little Rock, Arkansas, erfunden, hat eine zweckentsprechende Größe, läßt sich wie eine Uhr aufziehen und kann beispielsweise durch einen Ring sehr leicht an eine Ofenröhre befestigt werden. Man macht in diesem Falle ein Loch in die Ofenröhre, schiebt das Blasrohr ein, so daß es nach aufwärts gerichtet ist, setzt schließlich das Gebläse in Bewegung und erzielt so einen so mächtigen Luftzug, daß erstens eine Bildung von Ruß vollständig verhindert wird und zweitens, daß man in jedem Ofen grünes oder nasses Holz verwenden kann, um trotzdem ein rasches tüchtiges Feuer zu erhalten, welches aber viel weniger Brenn-Material consumirt als ein träges Feuer. Selbstverständlich kann auch jede Gattung Kohle und Koks gebrannt werden. Große Vortheile gewährt der Apparat ferner beim Anzünden



Beaumont's Luftzug-Apparat für Kamine.

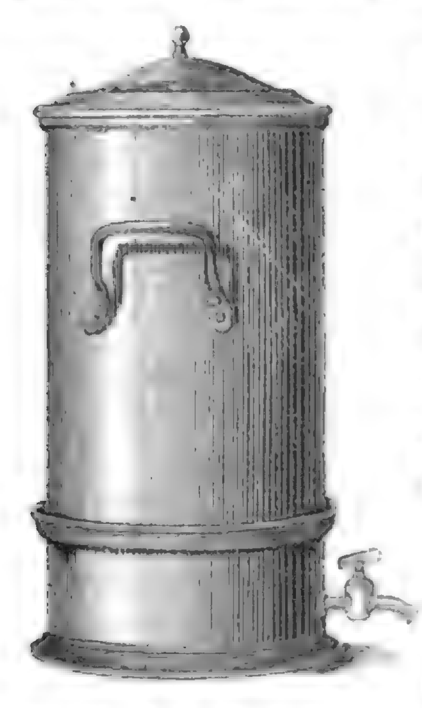
und dann, wenn es sich um schnelle Hervorbringung einer großen Hitze für gewisse Zwecke handelt. Wenn die Thätigkeit des Gebläses nicht länger mehr erforderlich ist, kann der ganze Apparat durch den außen angebrachten Sperrkegel-Mechanismus in Ruhe gebracht werden.

Zum Baden wie zum Trinken findet man nicht überall reines Wasser. Es wird daher der

Neue Filtrir-Apparat für Flußwasser

Vielen gewiß willkommen sein.

Die Firma Aug. Bartelmus & Witte in Brünn hat sich bemüht, einen Filtrir-Apparat zu construiren, welcher für Gegenden, die blos auf Flußwasser angewiesen sind, nicht nur klares Wasser liefert, sondern dieses Wasser auch in einer chemischen Zusammensetzung abgibt, welche einem gesunden guten Quellenwasser gleich kommt.



Die häufig gebrauchten Filtrir-Steine reinigen das Wasser nur mechanisch und das noch in einer sehr unvollkommenen Weise. Gute Filter von poröser Kohle sind beiweitem vorzuziehen, nur wurden diese bis jetzt meist in Zink- oder Thon-Gefäße eingesetzt. Erstere sind unbedingt zu verwerfen, da sie geradezu gesundheitsschädlich wirken; letztere sind wieder leicht gebrechlich. Bartelmus & Witte liefern die Filtrir-Gefäße von emaillirtem Eisenblech, dem einzigen dazu tauglichen Materiale, von unbegränzter Dauer.

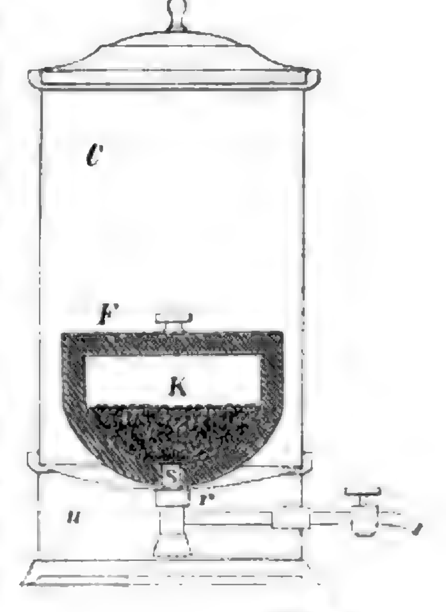
Um dem Flußwasser den Geschmack und die Härte eines guten Trinkwassers zu geben, genügt es aber nicht, dasselbe blos durch den Kohlen-Filter laufen zu lassen, sondern dasselbe muß noch eine weitere chemische Abänderung erfahren. Nach zahlreichen, an der Brünner technischen Hochschule angestellten Versuchen, hat man ein einfaches Verfahren gefunden, welches ermöglicht, das Flußwasser noch weiter zu reinigen, als es mit einem Kohlen-Filter blos geschehen kann und dem Wasser zugleich jenen Wohlgeschmack und jene Härte verleiht, wie wir solches bei einem guten Trinkwasser finden. Man setzt dem zu filtrirenden Wasser pro Liter

5cc. einer 10% Alaun-Lösung hinzu und läßt es durch einen Raum, der mit Marmor-Stückchen angefüllt ist, laufen. Durch Einwirkung der schwefelsauren Thonerde, des Alauns auf den kohlensauren Kalk des Marmors, wird Kohlensäure frei und es bildet sich schwefelsaurer Kalk und Thonerde-Hydrat. Die beiden ersteren, die Kohlensäure und schwefelsaurer Kalk werden vom Wasser gelöst, während die Thonerde in Form eines sehr fein vertheilten flockigen Niederschlages sich abschneidet, der in hohem Grade die Fähigkeit besitzt, organische Substanzen zu fixiren und auf die Flüssigkeiten klärend zu wirken. Durch die in Lösung gegangene Kohlensäure erhält das Wasser weiter die Eigenschaft, kohlensauren Kalk in Lösung zu überführen, wodurch der Gehalt an festen Bestandtheilen ein größerer und in weiterer Consequenz hievon sein Geschmack ein vollmundiger wird. Das Wasser verläßt den Filter in geklärtem Zustande, befreit von der größten Menge der in Lösung gewesenen organischen Stoffe und besitzt einen größeren Wohlgeschmack.

Durch einen größeren Zusatz von Alaun-Lösung hat man es in der Gewalt, einen beliebigen Härtegrad zu erzielen. Bei einem Zusatze von 10% Alaun-Lösung pro Liter destillirtem Wasser erzielt man schon einen Härtegrad von 19·07.

Dieser Kohlen-Filter ist nachfolgend beschaffen:

Ein Cylinder C ist bestimmt zur Aufnahme des zu filtrirenden Wassers und steht dieser auf dem Untersatze u. Am Boden des Cylinders befindet sich eine Oeffnung, durch welche die Schraube des Kohlen-Filters F gelangt und mit dem Ablaßrohr r verbunden wird. Zur Abdichtung sind beiderseits schwache Gummi-Ringe angebracht. Der hohle Kohlen-Filter wird etwa zur Hälfte mit erbsengroßen, von Bitumen freien Marmorstückchen K gefüllt und zum Abschlusse ein schwacher Schwamm-Filter s aufgesetzt. So vorbereitet ist der Filter zum Gebrauche fertig und kann der Cylinder C mit Wasser gefüllt werden.



Die Alaun-Lösung bereitet man sich, indem man in neun Gewichtstheilen Wasser ein Gewichtstheil Alaun auflöst, was am leichtesten durch warmes Wasser erzielt wird. Von dieser Lösung füllt man das jedem

Filter beigegebene Maß bis zum Striche und schüttet es in den Cylinder C, worauf man das Wasser mit einem Holze oder Glasstabe umrührt. Die chemische Reaction tritt sogleich ein; es erfolgt eine Trübung des Wassers unter Ausscheidung von Thonerde. In etwa zehn Minuten ist die Alaunlösung zersetzt und das zu filtrirende Wasser kann durch den Hahn abgelassen werden. Es ist nur noch nothwendig, daß der Filter an einem kühlen Orte stehe, damit das Wasser außer den erlangten guten Eigenschaften auch die nothwendig niedere Temperatur erlange.

Für Küche und Haushalt, wo weiches filtrirtes Wasser gewünscht wird, läßt man einfach die Alaun-Lösung, sowie die Marmorfüllung weg und filtrirt das Wasser blos durch den Kohlen-Filter.

Die Reinigung des Filters wird erst nothwendig, wenn seine Thätigkeit aufhört. Man nimmt dann den Kohlen-Filter aus dem Behälter, läßt das Wasser abfließen, nimmt die Marmorstückchen heraus und bläst den Filter durch die Schraube ordentlich durch. Mit einer Bürste entfernt man dann die etwa anhängende Thonerde und Schmutztheile. Hierauf läßt man den Kohlen-Filter entweder an der Sonne oder an sonst einem warmen Orte vollständig austrocknen, worauf er zum weiteren Gebrauche wieder geeignet ist. Es werden Kohlen-Filter von 20 Centimeter Durchmesser und Filtrir-Gefäße mit 15 Liter Inhalt erzeugt.

Ein completer Filtrir-Apparat von 15 Liter Inhalt, inwendig weiß emaillirt, außen blau oder stahlgrün, kostet 20 fl. ö. W.*)

Wer sich eines großen Besitzthumes erfreut, der wird gewiß eine gute Umzäunung seines Gebietes zu würdigen wissen. Die Amerikaner haben die billigste und beste Schutzvorrichtung erdacht, nämlich den

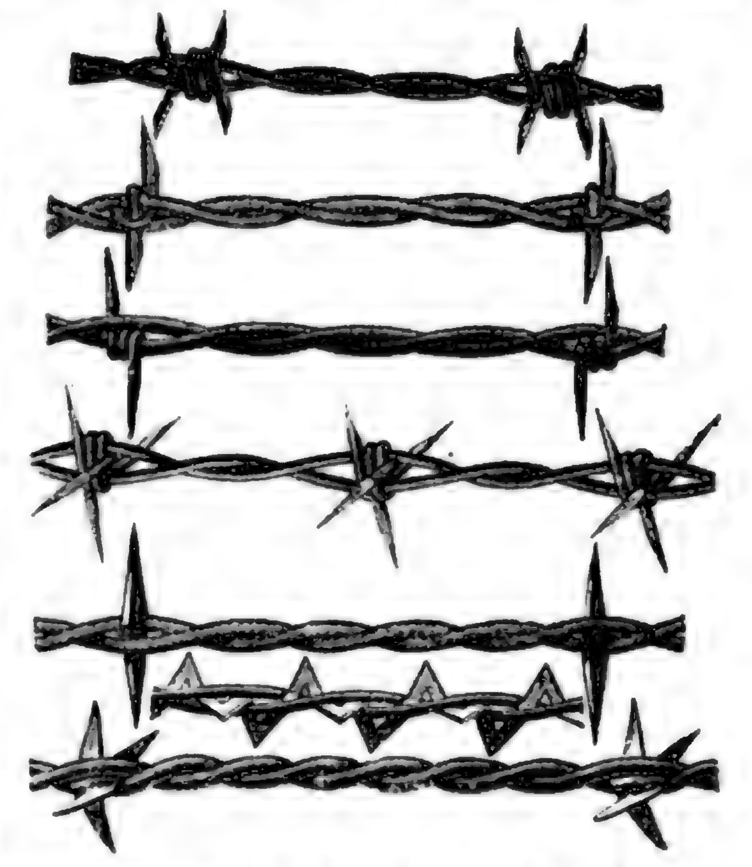
Stachelzaundraht.

Die Idee, den glatten, zu Einfriedungen verwendeten Draht mit Stacheln zu versehen, um den eingeschlossenen Raum gegen unberufene

*) Es gibt noch eine Filtrirung, die gar nichts kostet. Schneidet man die Endfläche eines lebensfrischen Tannenstammes im Winter mit dem Messer glatt und hält das Holz vertical, so erscheinen die obere und untere Schnittfläche trocken; bringt man aber auf den oberen Querschnitt vermittelst eines Pinsels eine dünne Wasserschicht, so sinkt diese sofort in das (bekanntlich gefäßlose) Holz ein und am unteren Ende sieht man eine ebenso große Wassermenge ausquellen und zwar aus dem Frühjahrsholze. Dreht man das Stück um, so wiederholt sich der Vorgang; der Versuch gelingt ebenso bei 10, als auch bei 100 Centimeter langen Stammstückchen der Tanne. Auch bei gesteigertem Druck ist die Geschwindigkeit der Wasser-Filtration eine sehr große.

Eindringlinge besser schützen zu können, hat sich als eine einfache und werthvolle erwiesen und den Versprechungen und Erwartungen des Erfinders vollkommen entsprochen. Unmittelbar nach Bekanntwerden dieser Idee entstanden zahlreiche Modificationen in der Form und in der Methode der Befestigung der Stachel an den Draht und kamen in Folge dessen viele neue sinnreiche Maschinerien zur Anwendung.

Nebenstehende Abbildung zeigt einige Gattungen des neuen Drahtes, der dem Landwirth wirklich viele Vortheile gewährt. Eine mit demselben ausgeführte Umzäunung ist nicht nur billiger und dauerhafter, sondern erfordert auch viel weniger Raum, verhindert daher nicht die Aussicht und ist beinahe gar keinen Reparaturen unterworfen, da sie allen Witterungs-Einflüssen Trotz bietet. Besondere Vortheile sind ferner die bequeme Transport-Fähigkeit und die leichte schnelle Herstellungsweise. Außerdem gewährt sie dem Ungeziefer keine Zufluchtsstätte und verhindert auf sehr wirkungsvolle Weise die Plünderung der Obstgärten 2c.



Bei dem ersten Versuche der Einführung des Stachelzaundrahtes entstand ein hartnäckiger Feldzug dagegen. Die Farmer der einzelnen Staaten bezeichneten die Anwendung desselben als eine Grausamkeit und richteten an die Legislaturen Petitionen, welche verlangten, es mögen Gesetze erlassen werden, welche die Anwendung des Stacheldrahtes verbieten, kurz es wurde der Einführung desselben jedes denkbare Hindernis in den Weg gelegt. Nachdem endlich doch das allgemeine Vorurtheil besiegt worden war und die neue Einzäunungs-Methode ihre praktische Verwendbarkeit gezeigt hatte, wurde sie bald populär und gerade jene, welche vorher am heftigsten dagegen ankämpften, wurden alsbald die eifrigsten Vertheidiger derselben. Die Farmer des

Westens waren die ersten, welche den Werth des Stachelzaundrahtes erkannten und wurden die bedeutendsten Abnehmer, lange bevor noch die mehr conservativen Farmer des Ostens sich herbeiließen, die so viel geschmähte Erfindung zu benützen. In kürzester Zeit darauf war der Stacheldraht in allen Theilen der Vereinigten Staaten angewendet und hatte sich überdies zu einem bedeutenden Export-Artikel emporgeschwungen. Bald nach Beendigung dieses Feldzuges entspann sich ein neuer heißer Kampf. Man ließ sich eine Unzahl von Patenten für die Fabrication von verschiedenen Arten des Drahtes und auf eigenthümliche Methoden der Befestigung des Dornes geben, wodurch die heftigsten Patentprocesse zwischen den Besitzern der Orginalpatente und den zahlreichen Nachahmern und Verbesserern veranlaßt wurden.

Dieser Rechtshandel, der schließlich zu Gunsten der Ersteren entschieden wurde, kostete den streitenden Parteien wahrhaft enorme Opfer an Geld, Zeit, Mühe und Sorgen. Obwohl nun die Priorität der Erfindung festgestellt war, erfolgte wieder ein neuer Angriff und zwar von Seite einer Vereinigung von Farmern aus Iowa und gewissen speculativen Individuen, welche eine Gesellschaft zur Fabrication des Drahtes bilden wollten, ohne die Bewilligung hiezu oder den Schutz eines rechtskräftigen Patentes zu besitzen. Man veranstaltete öffentliche Meetings, in welchen die berechtigten Fabrikanten des sogenannten Barbed Fence Wire angeklagt wurden, und rief auf künstlichem Wege eine Feindseligkeit gegen die Patent-Inhaber im Besonderen und gegen die Patent-Gesetze im allgemeinen hervor. Das Resultat dieser Bewegung war eine thörichte Resolution, wodurch die Legislatur aufgefordert wurde, die Annulirung der Patente zu erwirken. Die Farmer-Vereinigung wurde aufgelöst und nunmehr ist der wüste Lärm verstummt. Es ist zu hoffen, daß dieser dritte Angriff auf die Rechte der Patent-Besitzer auch der letzte sein werde.

Während dieser Jahre erbitterten Kampfes und Streites um den Werth einer Erfindung und ihrer Rechte hat die Fabrication und der Absatz des Stachelzaundrahtes mit einer solchen Schnelligkeit zugenommen, welche sowohl die Fabrikanten als auch das Publicum in Staunen versetzte. Nachfrage und Verbrauch haben eine geradezu fabelhafte Höhe erreicht, da sich dieselben nun nicht mehr auf einzelne Gebiete beschränken, sondern die ganze Union umfassen.

Die Erfindung des Stacheldrahtes ist für das Land von unberechenbarem Nutzen; sie hat sowohl den Farmern als auch den Eisen-

bahnen Millionen Dollars erspart und einst wird der Tag kommen, schreibt „The Industrial World“, an welchem zu Ehren der ersten Erfinder Monumente errichtet und die Namen derselben neben Arkwright, Watt und Bessemer genannt werden!!!

Treten wir in das Innere eines Hauses, wo man dem Fortschritte der Zeit huldigt, was sehen wir da?

Mißfarbig gewordene Möbel-Ueberzüge.

Diese können nun auf eigenthümliche Art neu gemacht werden Wie der Prophet Jeremias mag so manche Hausfrau klagend vor ihrer vom Lichte und von der Luft verblaßten Möbelgarnitur stehen, ohne daß sie sich Raths erholen könnte, namentlich dann, wenn der Stoff sonst noch gut und nur die Farbe geschwunden ist. Trennt man den Stoff ab und läßt ihn beim Färber neu auffärben, so bedingt dies verhältnißmäßig große Kosten und riskirt man dabei noch, daß die Ueberzüge im heißen Farbenbade dermaßen eingehen, daß sie nicht wieder aufgespannt werden können.

Besitzt man z. B. eine Garnitur, bestehend aus einem Sopha, sechs Sesseln und zwei Fauteuils, so kaufe man sich 2½ Deka wasserlösliche Anilin-Farbe von jenem Tone, welcher der ursprünglichen Färbung der Möbel-Ueberzüge entspricht, löse selbe nebst 15 Deka arabischem Gummi in 3½ Liter Wasser vollständig und trage dann diese Lösung mittelst einer Bürste auf die Möbel-Ueberzüge einmal, aber sehr reichlich auf. Für Falten und sonstige Vertiefungen im Stoffe verwende man einen kleinen Borstenpinsel, wie ihn die Zimmermaler zum Liniren brauchen, stelle sodann die gefärbten Möbel in ein luftiges Zimmer zum Trocknen und nehme sie erst dann wieder in Gebrauch, wenn die aufgetragene Farbe gänzlich eingetrocknet ist. Der beigegebene Gummi dient nicht nur zum Fixiren der Anilin-Farbe, sondern auch dazu, dem Stoff eine gewisse Appretur, nämlich einen Mattglanz und eine Art Festigkeit zu verleihen.

Nach dem Trocknen hat der Möbel-Ueberzug nicht nur ein sehr frisches und natürliches Colorit erlangt, sondern er hat sich durch die nasse Behandlung auch gespannt, das vorige schlappe Aussehen ist verschwunden und die Garnitur macht den Eindruck als ob sie erst vom Tapezierer neu überspannt worden wäre. Abgesehen von der geringen

Mühe des Auftragens der Farbenlösung, kosten die erwähnten Ingredienzien summa summarum nur einen halben Gulden, fürwahr ein Spottpreis für das Vergnügen, wieder eine salonfähige Garnitur zu besitzen. — So stirbt das Alte und neues Leben blüht aus den Ruinen.

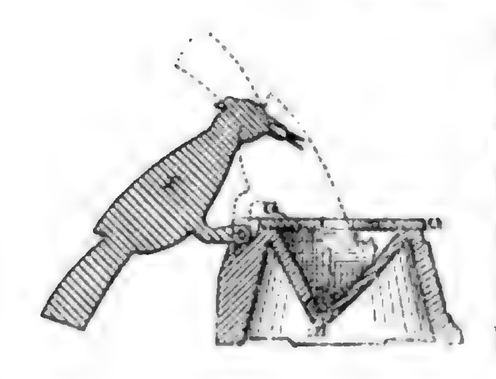
Ein Blick auf das Fenster und man ärgert sich über die Schlamperei und Ungeschicklichkeit derjenigen, die nicht einmal eine Jalousie, eine Rouleaux ordentlich aufziehen und zu befestigen im Stande sind. Gar nicht genug können wir daher empfehlen den

Neuen Rouleaux-Steller.

Das ist eine ebenso einfache als zweckmäßige Vorrichtung zum Festhalten der Rouleaux-Schnüre wie die nebenstehende Abbildung zeigt. Schlingt man die Schnur nur einmal um den Hals des Knopfes, so sitzt dieselbe so fest, daß sie eher reißt, als daß das Rouleaux herunterfällt; ein Zerfasern der Schnur wie bei ähnlichen Vorrichtungen kann nicht vorkommen, weil kein Klemmen gegen eine scharfe Kante stattfindet. Ungefähr achtzig Rouleaux-Steller, Vorhanghalter und Schnurklemmer 2c. wurden bereits patentirt, aber keiner kann sich in Bezug auf Einfachheit, Verwendbarkeit mit diesem Rouleaux-Steller messen, der aber nicht patentirt und folglich nicht durch Patentkosten vertheuert ist. Diese Knöpfe werden von der Firma: Schmidt, Timm & Co. in Iserlohn per Dutzend für 1 M. 80 Pf. geliefert, selbe sollten in Oesterreich nachgemacht werden und an jedem Fenster angebracht sein.

Minder wichtig, aber doch nützlich und praktisch ist der

originelle Zündhölzchenbehälter,



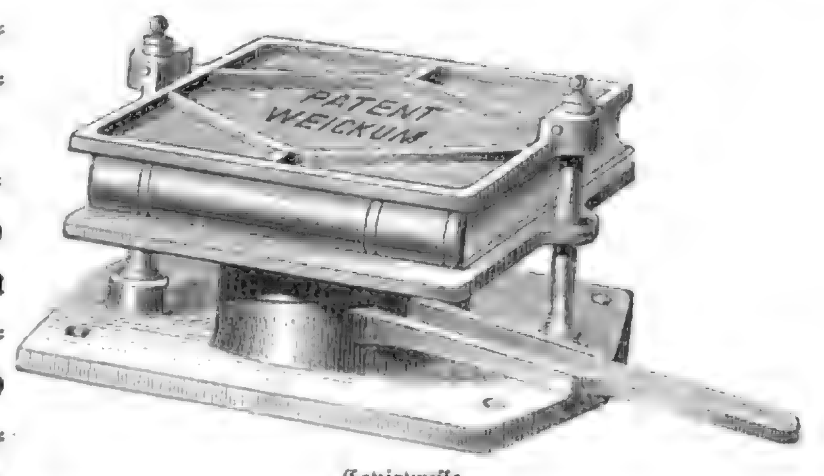
welcher kürzlich einem Amerikaner Namens Georg Franke in Baltimore patentirt wurde; derselbe ist in der nachstehenden Abbildung dargestellt und derart eingerichtet, daß immer nur ein Zündhölzchen demselben entnommen werden kann. Obwohl bereits zahlreiche Vorrichtungen zur Er-

reichung dieses Zieles erfunden wurden, so ist doch die vorliegende Idee zu den gelungensten zu zählen.

Die Hölzchen liegen der Länge nach in der Rinne B, welche durch einen Deckel G verschlossen ist; der letztere besitzt einen länglichen Schlitz von der Breite, daß mit den Fingern kein Zündhölzchen herausgenommen werden kann, sondern wird dies nur durch den am Rande in Charnieren beweglichen Vogel F ermöglicht, den man mit seinem Kopfe durch den Schlitz in das Innere des Kästchens tauchen läßt, wo er mit seinem halbgeöffneten spitzen Schnabel ein Zündhölzchen aufpickt und durch das eigene Gewicht von selbst herausholt.

Weykum's Copirpresse.

Die oft sehr fühlbaren Mängel, welchen die Schraube mit der Mutter unterworfen ist, haben den Erfinder *) veranlaßt, eine Schrauben-Combination zu schaffen, durch welche die jetzt übliche Schraube mit Mutter ersetzt wird. Diese Schrauben-Combination, welche seit der kurzen Zeit ihres Bestehens an den verschiedensten Apparaten, als: Bremsen für Tramway-Waggons und Eisenbahnfahrzeuge, Copirpressen, sowie Weintraubenpressen angebracht wurde, soll im Folgenden näher beschrieben werden.



Copirpresse.

Weickum's Copirpresse zeigt eine einfache Schraubenfläche, welche an der Fußplatte einerseits und an dem zu bewegenden Hebel andererseits angebracht ist. Sobald eine Drehung des letzteren stattfindet, wird die lose, auf dem Mittelstück ruhende Platte gehoben und dadurch ohne besondere Kraftanstrengung das eingelegte Copir-Buch gleichmäßig gepreßt. Die Construction dieses Apparates gestattet nicht blos ein ruhiges und gleichmäßiges Pressen der Copir-Bücher, sondern auch die reinere Her-

*) Ingenieur G. Weickum, Wien, IV., Favoritenstraße 36.

stellung der Copien; außerdem sind die Anschaffungskosten niedriger als bei allen bisherigen Copirpressen.

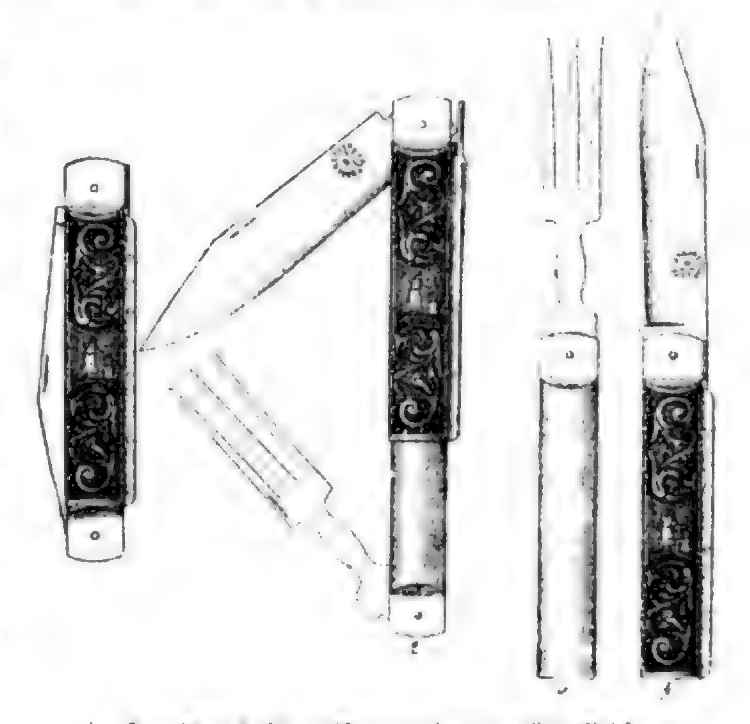
Auch auf Weintraubenpressen wurde die Differential-Schraube mit dem günstigsten Erfolge angewendet. Dieses neue Schrauben-System, welches auf der Triester Ausstellung mit der goldenen Medaille prämiirt wurde, ist wegen seiner vielfachen Anwendbarkeit im Maschinenfache von nicht unbedeutender Tragweite.

Die praktische Verwendung eines Taschenmessers zeigt sich in dem neuen

Touristen-Taschen-Eßbesteck.

Nicht jedermann ist es möglich, ein Reiseservice bei sich zu führen, auch hat nicht jeder Lust, selbst Messer und Gabel zu putzen, die an manchen Orten in unappetitlichem Zustande präsentirt werden.

Da ist dann das in der Messerwaarenfabrik von Jos. Straßer's Ww. in Sierninghofen, Ober-Oesterreich, erzeugte Besteck, bestehend aus einem ordentlichen Brodmesser in dessen Griff, wie unsere Abbildung zeigt, eine zusammenlegbare Gabel steckt, von besonderer Annehmlichkeit.



Touristen-Taschen-Eßbestecke in $^1/_3$ natürl. Größe.

Nr. 1 zeigt dieses Messer in zusammengelegtem, Nr. 2 in halb offenem Zustande und Nr. 3 und 4 getrennt als Gabel und Messer.

Wir bringen das Ganze in $^1/_3$ der natürlichen Größe, der Preis ist für Grossisten ein so erstaunlich billiger, daß es wahrlich des Patentschutzes nicht bedurft hätte, um dieses Besteck vor Nachahmung zu schützen, was wir auch in Bezug auf die vortreffliche Qualität des Stahles hervorheben müßen.

Noch nie haben wir einen guten luftdichten und doch so leicht zu öffnenden Verschluß gesehen, als den

Neuen Flaschenverschluß aus Hartkautschuk.

Vor Kurzem wurden wir mit einer neuen Methode des Flaschenverschlusses bekannt, welche aus London stammt, patentirt ist und sich vor vielen anderen ähnlichen Vorschlägen dadurch auszeichnet, daß sich dieselbe thatsächlich heute schon einer Verbreitung erfreut, während man dies von anderen Kork-Surrogaten nicht sagen kann. In erster Linie ist der Verschluß für Bier und Mineralwässer angewandt worden, doch dürfte sich derselbe auch in vielen Fällen für Wein eignen. Ueber Verbreitung, Beschaffenheit, Preis rc. theilte uns die österr. Glashütten-Gesellschaft in Aussig an der Elbe, welche die Erzeugung dieser Flaschen übernommen, folgende Daten mit.

Dieser Verschluß hat in England rasch Eingang gefunden und spricht für seine Brauchbarkeit auch der Umstand, daß in den wenigen Wochen, während welcher die Fabrik diese Flaschen liefert, für Oesterreich-Ungarn über 50.000 Flaschen bestellt und versendet wurden. Auch sind größere Bestellungen von Berlin und Brüssel in jüngster Zeit dortselbst eingelangt. Das Princip des Verschlusses wird aus der Abbildung ersichtlich. Es sind hiezu allerdings eigene Flaschen erforderlich, deren innere Halsfläche bei der Erzeugung in der Glashütte eine Schraubenwindung erhält. In diese Windung paßt der aus Hartkautschuk mit gleichem Gewinde versehene Stöpsel hinein und wenn man denselben entsprechend drehend bewegt, so wird hiedurch ein auf der unteren Fläche des geränderten Kopfes befindlicher Kautschuk-Ring an den Flaschenrand so gepreßt, daß ein vollkommen gasdichter Verschluß bewirkt wird. Die Flaschen sind per 100 Stück um 1 fl. theurer als gewöhnliche. Die Stöpsel kosten per 100 Stück zwischen 5—6 fl. und sind ein- für allemal zu benützen. Um das unberechtigte Oeffnen der Flasche zu erschweren, pflegt man Papierbänder über



den Verschluß zu kleben. In Oesterreich ist deren Anwendung auch bezüglich der Aichgesetze zu empfehlen, weil festverschlossene (versiegelte, verkapselte, festverkorkte) Flaschen nicht geaicht werden müßen.

Als Vorzüge werden betrachtet die schnelle Arbeit beim Verkorken, da sich diese Patent-Flaschen mit einem Handumdrehen schneller und sicherer verschließen lassen, als es bei Korkstöpseln selbst geübten Arbeitern mit der Maschine möglich ist.

Der Consument erhält eine gefällige, leicht zu öffnende Flasche, bei der er sich nicht über zerbrochene Pfropfen zu ärgern braucht und für die er überhaupt keinen Korkzieher nöthig hat. Ein weiterer großer Vortheil liegt noch darin, daß die Flasche beim Oeffnen nicht geschüttelt wird und daß man sie ganz oder theilweise leeren kann, ohne etwa am Boden befindliche Hefe aufzurühren. Ein weiterer Vortheil beruht im Wegfall der Kosten für Korke. Wie wir hören, hat der österr.-ungar. Lloyd für die Verabreichung der Getränke auf seinen Postdampfern dieses System acceptirt.

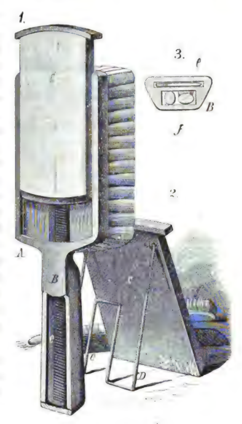
Wir haben nicht verfehlt selbst eingehende Versuche damit anzustellen. Der luftdichte sichere Verschluß ist wohl zum größten Theile dem Kautschuk-Reifen, aber auch den Papierbändern zu danken, welche ein Sichbewegen des Stöpsels nach rückwärts verhindern. Wir möchten dieses Gewind-System auch auf Einsiedegläser angewendet sehen, was, wie uns versichert wird, bei dem heutigen Stande der Preßglas-Fabrication keinen Schwierigkeiten mehr unterliegt.

Die originellste Art der Oeffnung zusammengelötheten Deckels bietet der

Neue Blechbüchsen-Verschluß.

Die bisherige Methode Blechbüchsen luftdicht zu verschließen hat schon zu vielen Versuchen geführt, die nicht ganz gefahrlose Procedur des Oeffnens sowie das Zerstören des Gefäßes zu beseitigen. Die Anwendung von Verschraubungen erwies sich als zu kostspielig und der Verschluß mittelst Kautschuk-Ring als nicht sicher genug. Eine wirklich mit dem Ei des Columbus zu vergleichende Lösung dieser Aufgabe, liegt uns in dem neuesten Verschlusse des Engländers J. Featherstone Griffin vor. Es ist dies eine gewöhnliche Blechbüchse, deren oberer Rand ein-

gebogen und weiter unten etwas ausgebaucht ist. Der Deckel besitzt einen schmalen Rand, welcher genau auf die Büchse paßt und welche auf gewöhnliche Weise verlöthet wird. Das Oeffnen geschieht auf die einfachste Weise, indem man mit einem Hammer den Deckel am Rande tiefer hinunterschlägt; da nun die Wand der Büchse oben etwas ausgebaucht ist, so erweitert sich durch das Hämmern der Deckelrand und befreit sich von der Löthung, so daß er leicht mit der Hand entfernt werden kann. Es ist woh das erstemal, daß man ein Gefäß durch Zuhämmern des Deckels öffnen kann.



Die neue Combinations-Bürste

ist auch so übel nicht. Sie kommt aus Amerika, welches bekanntlich auch in der Production von sogenannten Reise- und Toilette-Gegenständen allen andern Ländern voraus ist. Wie die vorstehende Abbildung zeigt, vereinigt dieselbe außer der gewöhnlichen Haarbürste noch eine Zahnbürste, Spiegel und einen Behälter für verschiedene andere Toilette-Artikel in sich.

Der Rücken der Bürste A ist ausgeschnitten und besitzt einen hohlen Handgriff B zur Aufnahme einer Zahnbürste f und eines Kammes e. Die ausgeschnittene Höhlung des Bürstenrückens wird verschlossen durch einen gleitenden Deckel C, bestehend aus einem Spiegel mit abgeschrägten

Kanten. Der letztere besitzt an der Rückseite ein Drahtgestelle D, welches sich eng an den Spiegel anlegt und demselben als Stütze dient, wie aus Fig. 2 ersichtlich.

Der Bürstengriff und Rückendeckel ist überdies im Stande, außer einem Kamme und einer Zahnbürste noch verschiedene andere nothwendige Kleinigkeiten, als Nadeln, Haarnadeln, Handschuhknöpfler rc. aufzunehmen.

In Bezug auf die Beleuchtungsfrage für das Haus wird stets die Frage angeregt, welches Lampen-System ist das beste, denn die Systeme der Petroleumlampen-Brenner vermehren sich von Jahr zu Jahr

Die neueren Petroleumlampen-Brenner

zeigen alle möglichen Combinationen. Es ist nun natürlich, daß das Publicum über die fieberhaften Fortschritts-Bestrebungen unserer Beleuchtungstechniker etwas stutzig geworden, nicht weiß, woran es ist, ob es die Brenner älterer Art cassiren und sich neue anschaffen soll und welches von den vielen angepriesenen Systemen sich zum Ankaufe wohl am besten eignet.

Von den erwähnten neueren Brennern sind es besonders die Mitrailleusen-Brenner, der Sonnenbrenner, der Duplex-Brenner, der Kronenbrenner und der Spiral-Brenner, welche dem Publicum täglich durch Inserate empfohlen werden.

Der Mitrailleusen-Brenner, wohl der umständlichste in der Behandlung spendet ein enorm ausgiebiges Licht, welches jedoch im Hinblick auf den verhältnißmäßig großen Petroleumconsum, im Hinblick auf die suponirte Flachbrenner-Normalflamme am theuersten zu stehen kommt. Bei diesem System unterliegt die Flamme außerdem noch sehr leicht der Rauchbildung und die aufsteigende Hitze ist so intensiv, daß bei Hängelampen die Metallverbindungen an der Rauchschale bald ausgebrannt werden und die Porzellanschalen mitunter bersten; auch sind bei diesem System die weiten Lampen-Cylinder dem Springen verhältnißmäßig am meisten ausgesetzt. Hierbei entstehen nicht auch vorher Sprünge, sondern der Cylinder spaltet sich in seiner ganzen Länge durch und die herabfallenden heißen Glasscherben können unter Umständen großes Unheil anrichten.

Der Sonnenbrenner, ein Rundbrenner, welcher mit einem Flammentheiler versehen ist, gibt eine schöne Flamme von einer hübschen cylin-

drischen Form, im Gegensatz zum gewöhnlichen Rundbrenner, wo die Flamme immer gequetscht aussieht und nach oben in die Spitzen gedrängt erscheint. Der Petroleumconsum ist hierbei dem älteren Rundbrenner aequivalent.

Der Duplex-Brenner könnte füglich auch Castor- und Pollux-Brenner heißen, denn er enthält in Gegenüberstellung zwei Flachdochte unter zwei Brenner-Capseln, welche durch ein und dasselbe Getriebe auf und abwärts bewegt werden. Dieser besonders für Hängelampen geeignete Brenner ist leicht zu behandeln und der Oelconsum im Verhältniß zur Lichtstärke dem Sonnenbrenner gleich.

Der Kronenbrenner enthält in Radial-Stellung sechs Flachdochte, welche ebenfalls durch ein Getriebe gleichmäßig auf- und abwärts bewegt werden. Dieser Brenner gibt zufolge der zahlreichen Dochte ein sehr intensives Licht, bedingt jedoch einen entsprechend größeren Petroleumconsum als die beiden vorher erwähnten Arten, auch erfordert das Entkohlen der sechs Dochte mehr Zeit und Aufmerksamkeit, als dies bei den beiden früher erwähnten Arten der Fall ist.

Der Spiral-Brenner endlich unterscheidet sich von einem gewöhnlichen Rundbrenner älteren Systems durch nichts in den gebotenen Vortheilen, als durch seinen Namen.

Nach den mit diesen Brennern vorgenommenen Versuchen mit Rücksicht auf die öconomische Ausnützung des Beleuchtungsstoffes drängte sich uns unwillkürlich die Frage nach den Ursachen auf, warum eine gewisse Menge Petroleum von gleicher Beschaffenheit bei dem einen Brenner zu einer größeren Lichtentwickelung gelangt als bei dem andern. Weiters hierüber angestellte Versuche gaben uns schließlich einen klaren Einblick in die Sache und wir glauben denselben unseren verehrten Lesern nicht vorenthalten zu sollen.

Wir gelangten zur vollen Ueberzeugung, daß sich das aufgewandte Petroleum bei der Schmetterlingsflamme des Flachbrenners am vollständigsten ausnützt, und zwar aus dem Grunde, weil die beiden Leuchtflächen der Flamme in der Ausstrahlung keinem Hindernisse begegnen.

Bei sich gegenüberstehenden Flammen oder bei Rundbrennerflammen gestaltet sich die Sache schon anders, indem die inneren Leuchtflächen der Flamme nicht vollständig zur Ausstrahlung gelangen können, weil das Licht dieser inneren Flächen die gegenüberstehende Flamme aus dem Grunde nicht vollständig passiren kann, weil die brennenden Kohlen-



Partikel dieser Flamme nicht durchsichtig genug sind, um die auffallenden Strahlen gänzlich durchlassen zu können. Auf diese Art geht unbedingt ein gewisses Licht-Quantum der Ausnützung gänzlich verloren. Dieser Verlust steigert sich bei dem Mitrailleusen-Brenner noch aus der Ursache, weil dessen Schnurdochte sogenannte dicke Flammen erzeugen, welche an ihrer Basis trotz des angebrachten Flammentheilers noch eine solche Dichtigkeit besitzen, daß die stark geschichteten glühenden Rußtheilchen ein sehr großes Hinderniß für das Durchdringen der Strahlen der gegenüberstehenden Flammen bilden; dieselben Gründe gelten wohl in geringerem Maße, über das bei dem Kronenbrenner Gesagte, wo die Strahlen der im Radius gestellten Dochte sich bei der Ausstrahlung zum Theile gegenseitig hemmen.

Den Concurrenz-Bestrebungen mag es zuzuschreiben sein, daß sich derlei Brenner in den nächsten Jahren vermehren werden, wie der Sand am Meere. Wir sind gewiß die ersten, die jeden wirklichen Fortschritt der Beleuchtungs-Technik mit wahrer Freude begrüßen. Entschieden bedauern müßten wir es aber, wenn die Sucht Neues zu schaffen, sich nur des Scheines bemächtigen würde, um das Publicum irre zu führen. Die veränderte Form macht die Sache nicht besser, wohl aber artet dieselbe endlich in eine zwecklose Spielerei aus, und der Glaube und das Vertrauen der Consumenten hat auch eine gewisse Gränze, die ohne Discreditirung eines ganzen Industrie-Zweiges nicht überschritten werden darf. Wir sagen auch in dieser Hinsicht mit Schiller:

„Nun laßt es genug sein des grausamen Spieles".



Vereins-Mittheilungen.

Rechenschafts-Bericht

der

XXXV. General-Versammlung des österr. Volksschriften-Vereines,

abgehalten am 18. April 1882.

Unter dem Vorsitze des Herrn Vereins-Präsidenten Seiner Excellenz Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert versammelten sich am 18. April 1882 die Mitglieder des Vereines im grünen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, um den Rechenschaftsbericht der Vereins-Direction über die Leistungen und die Gebahrung mit den Vereinsmitteln im abgelaufenen Jahre entgegen zu nehmen, welcher nach Mittheilung der Tagesordnung durch den vom Präsidenten ersuchten ersten Herrn Vice-Präsidenten Johann Nep. Waldschütz, wie folgt, vorgetragen wurde:

Hochgeehrte General-Versammlung!

Nachdem ich auf allseitigen Wunsch der bei unserer letzten Ausschuß-Versammlung gegenwärtig gewesenen Vereins-Angehörigen mit der ehrenden Aufgabe betraut worden bin, Ihnen, Hochgeehrte, über die Leistungen und Erfolge des „Oesterreichischen Volksschriften-Vereines" im Jahre 1881 Bericht zu erstatten, will ich es versuchen, diesem Auftrage, meinen schwachen Kräften entsprechend, gerecht zu werden. Verlangen Sie von mir keine oratorische Leistung, keine bilderreiche Ausschmückung des Geschehenen, diesen Forderungen könnte ich nicht entsprechen; wenn Sie mir aber eine Viertelstunde lang Zeit schenken, um das Leben und Streben unseres patriotisch-humanitären Vereines im dreiunddreißigsten Jahre seines Bestandes an Ihrem Geiste vorüberziehen zu lassen, so dürften Sie, Hochgeehrte Anwesende, am Schlusse zu der Ueberzeugung kommen, daß Sie Ihre hochschätzbare Theilnahme und Unterstützung keinem unwürdigen Gliede in dem reichen Kranze von Vereinen aller Art gewidmet haben, der in unserem herrlichen Wien sich entfaltet hat.

Dem Ausspruche unseres vielgeliebten Kaisers und Herrn Franz Josef I. Folge leistend, fand sich eine Anzahl von Vaterlandsfreunden zusammen, die bestrebt gewesen sind, unter der Aegide des erhabenen Wortes viribus unitis einen beseligenden Strahl von Bildung in jene Kreise zu entsenden, welchen es die Sorge um das tägliche Brod nicht ermöglichte, ihrem Geiste jene nährende Kost zuzuführen, deren er bedarf, um die Errungenschaften der Wissenschaft in sich aufzunehmen und der allmäligen Entwickelung fortschreitender Bildung Schritt für Schritt folgen zu können. Diese edle Tendenz hielt unser Verein seit mehr als einem Menschenalter unentwegt im Auge und war bemüht sowohl in den von ihm herausgegebenen Schriften, als auch in den an vielen Orten des Kaiserstaates in's Leben gerufenen Lesezirkeln die Achtung vor den bestehenden Gesetzen, die Liebe zum Regentenhause wie zum Vaterlande stets wach zu erhalten und den heiligen Strahl humanitärer Bildung und Gesittung in immer weiteren Kreisen zu verbreiten. Wohl sehen wir Alle, die wir an diesem ideellen Streben uns betheiligen, von manchen Seiten ganz hübsche und lohnende Früchte erblühen, im Großen und Ganzen aber bleibt unser unablässiges Mühen und Sorgen ohne den wünschenswerthen Erfolg nach Außen, sonst möchte die Mitgliedschaft eines Vereines, der ohne selbstsüchtige Zwecke ein so erhabenes Ziel vor Augen hat wie dieser, nach so vielen Tausenden zählen, wie sie jetzt Hunderte umfaßt. Nichts desto weniger bleibt unser Wirken ein humanes und echt patriotisches und vielleicht sind unsere Enkel so glücklich sich einst an dem schattenspendenden Baume erlaben zu können, dessen Reis wir als sorgsame Gärtner dem fruchtbaren Schooß der Erde anvertraut haben.

Zu den Geschäften und Beschlüssen Ihrer Vereins-Direction im Jahre 1881 mich wendend, habe ich die Ehre, bekannt zu geben, daß unterm 8. Mai v. J. die in Folge eines Ausschuß-Beschlusses angefertige Ergebenheits-Adresse aus Anlaß der Vermälung Seiner kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen Erzherzog Rudolf mit Frau Prinzessin Stefanie durch Seine Excellenz unseren Herrn Vereins-Präsidenten und meine Wenigkeit dem Herrn Statthalter Baron Possinger überreicht worden ist.

In geschäftlicher Beziehung richtete sich die Aufmerksamkeit Ihrer Vereinsleitung in drei abgehaltenen Ausschuß- und vier Directions-Sitzungen vor Allem auf jene Mittel und Wege, die geeignet erscheinen, dem Wirken dieses Vereines eine immer größere Verbreitung zu verschaffen. In dieser Richtung schien es in erster Linie geboten, die Zahl unserer Vereins-Angehörigen durch rastlose Werbung neuer Mitglieder zu vermehren, und in dieser Hinsicht hat sich nebst mehreren hochachtbaren Freunden unseres Vereines namentlich das Ausschuß-Mitglied Herr Schätzmeister und Fabrikant Jacques Pollak durch den rastlosen Eifer, mit dem er hervorragende Per-



sönlichkeiten aus allen Schichten der Gesellschaft unserem Vereine zu gewinnen wußte, große Verdienste um denselben erworben.

Eine zweite Sorge bereitete Ihrer Direction die Herausgabe des österr. Jahrbuches, für welches ein reichhaltigerer und abwechselnder Inhalt beliebt wurde. Durch die Energie unseres verehrten Herrn Vereins-Präsidenten, sowie durch freundliches Entgegenkommen des Herrn Hofrathes v. Falke, endlich durch das gütige Anerbieten des Directions-Mitgliedes Herrn Hermann Manz, unserem Vereine den Aufsatz „Neueste Erfindungen“ sammt Cliché's zu überlassen, waren wir in der angenehmen Lage dem uns vorgesteckten Ziele näher zu rücken.

Den Inhalt des sechsten Jahrganges des unter der Redaction unseres Herrn Vereins-Präsidenten herausgegebenen Oesterreichischen Jahrbuches bilden nachstehende Aufsätze.

Die Orientfahrten der Habsburger, eine Skizze von P. v. Radics, höchst interessant zusammengestellte Bilder von Reisen nach dem Oriente, angefangen von den Ritterfahrten im Mittelalter bis zur Reise des Kronprinzen Erzherzog Rudolf im vorigen Jahre.

Ueber mittelalterliche Grabdenkmale, eine Studie von Dr. Karl Lind. Den Freunden unseres Vereines ist die lebhafte Art der Darstellung sowie die Reichhaltigkeit der abgebildeten Grabdenkmäler wohl noch aus dem fünften Jahrgange dieses Buches in guter Erinnerung und ohne Zweifel sieht jeder Freund der älteren Kunst der versprochenen Besprechung von Grabmalen aus dem sechzehnten Jahrhundert mit Spannung entgegen.

Sowohl dem Umfange als dem Inhalte nach den werthvollsten Beitrag des neuesten Jahrbuches bildet die Abhandlung „Die confessionale Frage in Oesterreich 1848. Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit. Von Freiherrn von Helfert. Waren in jenem merkwürdigen Jahre, welches wir Aeltere selbst erlebt haben, die politischen Umwandlungen interessant genug, um derselben nie zu vergessen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß auch die Strebungen auf religiösem Gebiete unsere volle Aufmerksamkeit beanspruchen, und wenn die Darstellung jener Erscheinungen in so lichtvoller und geistreicher Weise erfolgt, wie in der eben genannten literarischen Arbeit, wenn durch Hinweisung auf das allmälige Hereinbrechen des gewaltigen Kampfes dem widerstrebenden Elemente auf confessionalem Gebiete die mancherlei Erscheinungen in jenen Tagen allgemeiner Erhebung erklärt und erläutert werden, so ist es nicht zu verwundern, daß nicht nur die ältere Generation solch eine Leistung mit Jubel begrüßt, sondern wenn auch die jungen Männer, welche damals entweder noch nicht geboren waren oder die Kinderschuhe kaum ausgetreten hatten, mit

regem Interesse solch eine Abhandlung entgegennehmen. Die beigegebenen Muster aus der Tagesliteratur des Jahres 1848 gewähren einen tiefen Einblick in die maßlosen Anforderungen in den Jugendtagen der Preßfreiheit. Daß man der von Seite des Herrn Verfassers gemachten freundlichen Zusage einer Fortsetzung mit Vergnügen allerseits entgegensieht, ist wohl selbstverständlich.

Nach dieser ernsten und umfassenden Arbeit schlingt sich die Erzählung Incognito, ein Abenteuer in den serbischen Hochwäldern, von Dr. Isidor Proschko, gleich einem duftig-grünen Epheu um den gewaltigen Stamm eines Eichenbaumes und der Leser wird dadurch in die wonnigen Gefühle einer poetischen Stimmung versetzt. Das hier so schön erzählte Abenteuer stieß dem Herzoge Franz von Lothringen, dem Gemahl der großen Kaiserin Maria Theresia zu, und abgesehen von der gediegenen Sprache des Verfassers, ist schon dieser Umstand geeignet, das Gemüth des österreichischen Lesers in eine angenehme Stimmung zu versetzen.

Außer den kleineren Aufsätzen unseres „Jahrbuches" beanspruchen sieben kleine Gedichte von Adalbert Stifter aus dem Jahre 1836 das Interesse des Lesers. „Bausteine", Fragmentisches von Cajetan Cerri sind sehr geistreiche Aphorismen; der Beitrag: Ueber eine historische Volkssage in Bosnien von Dr. Moriz Hoernes, entrollt einen reichen Schatz von Sagen, welche in der Geschichte des bosnischen Volkes fußen und den Kampf des alten Glaubens mit dem Islam poetisch darstellen. Unter dem Titel: „Auf Wanderung", schließen sich einige Gedichte von Karl Domanig an, und den Schluß des Buches bildet eine werthvolle Arbeit: „Die Wirthschaft im Zimmer, in der Küche und im Keller", besprochen von G. E. Ackermann, enthaltend eine durch viele Illustrationen gezierte Beschreibung der neuesten Erfindungen und Verbesserungen im Gebiete des Hauswesens.

Nach dieser Darlegung reiht sich der sechste Jahrgang dieser unserer Vereins-Publikation unter Festhaltung des österreichischen Staatsgedankens seinen Vorgängern in Form und Inhalt würdig an. Für reiche Abwechslung des hier Gebotenen ist Sorge getragen und mir bliebe nur der eine Wunsch, daß das „Jahrbuch" unseres Vereines von allen Seiten jene Anerkennung finden möge, deren es mir so werth erscheint.

Mit wahrer Befriedigung erfüllt mein Inneres der Umstand, daß wir den Schluß der von unserem Vereine herausgegebenen „österr. Geschichte für das Volk" in kürzester Frist erleben werden, indem die erste Abtheilung des VIII. Bandes aus der bewährten Feder des berühmten Historikers Herrn Professors Gindely bereits die Presse verlassen hat. Dieser bei dem Buchdrucker Temský in Prag erscheinende Band behandelt



die Geschichte des dreißigjährigen Krieges von 1618 bis 1648 und sobald die zwei letzten Abtheilungen vollendet sind, was in der nächsten Zeit sicher zu erwarten ist, so sind die Abonnenten unseres zweiten großen literarischen Unternehmens im Besitze eines wahrhaften National-Werkes, und der „Volksschriften-Verein" kann die sich selbst gestellte Aufgabe als gelöst betrachten.

Nach Außen wirkt unser Verein auf seine Freunde und Theilnehmer ganz besonders durch die an vielen Orten der Monarchie errichteten Lesezirkel, welche von Seite der Vereins-Direction mit Büchern betheilt werden, die entweder zum Vorlesen oder Ausleihen bestimmt sind. Nachdem unter unseren Lesezirkeln mehrere sich an Orten befanden, wo der Verein gar keine Mitglieder hatte, andere wieder ohne sichtbaren Erfolg nur fortvegetirten, so nahm sich unser Herr Vereins-Secretär Georg Fischer im Laufe des vorigen Sommers die Zeit, nebst eifriger Besorgung der laufenden Vereinsgeschäfte eine Lustrirung der bestehenden Lesezirkel vorzunehmen und nachdem die abverlangten Aeußerungen von vielen Orten eingetroffen waren, wurden mit Directionsbeschluß die zu sehr beschädigten und im Laufe der Jahre abgenützten Bücher unentgeltlich, dort aber, wo ein größerer Vorrath von brauchbaren Büchern ausgewiesen worden war, gegen eine vereinbarte geringe Geldentschädigung an Schul- und Gemeinde-Bibliotheken überlassen. Durch diesen Vorgang wurde die Anzahl unserer Lesezirkel auf 25 restringirt und der Verein hat durch diese Herabminderung derselben durchaus keinen Nachtheil, indem wir nur unfruchtbare Zweige entfernt haben. Alle jene Lesezirkel, welche sich in öffentlichen Anstalten befinden und unentgeltlich mit Büchern dotirt werden, sind selbstverständlich aufrecht erhalten worden, und gerade diese sind es, welche dem eigentlichen Zweck unseres Vereines am meisten entsprechen. In Spitälern und Gefangenhäusern wird eifrig gelesen, wie aus dem neuesten Berichte des Vereins-Ausschußmitgliedes, Herrn Communallehrers August Rosiwal zu entnehmen ist, da sich in dem seiner Leitung unterstehenden Lesezirkel in der städtischen freiwilligen Arbeitsanstalt jährlich 4- bis 500 und an jenem des k. k. Bezirksgerichtes in der Leopoldstadt 3- bis 400 Leser betheiligen. Gleich günstige Resultate langen auch von Zeit zu Zeit aus anderen Lesezirkeln ein. An die noch bestehenden Lesevereine wurden im Laufe des Vorjahres 210 Bände abgegeben.

Außerdem erhielt von unserem Büchervorrathe die Frau Fürstin Wilhelmine Auersperg 76 Bände und Hefte unentgeltlich zur Benützung für Studenten in der Pfarre Nieder-Fladnitz und dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht wurden 455 Exemplare der zweiten Abtheilung des X. Bandes der „österr. Geschichte für das Volk" gegen Bezahlung übermittelt.

Zum Schlusse meines Rechenschaftberiches erfordert es die Pflicht, daß ich derjenigen Vereinsangehörigen mit dem Gefühle der Pietät gedenke, welche seit unserer letzten General Versammlung aus den Reihen der Lebenden abberufen wurden. Es sind dies unser Ehrenmitglied Se. Excellenz Herr Jakob Duca de Nerli, Obersthofmeister Seiner kaiserl. Hoheit unseres erhabenen Vereins-Protectors Ferdinand Großherzogs von Toscana in Salzburg, und in Wien das Vereins-Directions-Mitglied Herr kaiserl. Rath Ludwig Bowitsch, das Ausschußmitglied Seine Hochwürden Don Jakob Bach, Procurator des Barnabiten-Collegiums bei St. Michael, endlich die Vereinsmitglieder Ihre Excellenz die geheime Raths-Gattin Frau Margaretha Freiin von Ransonnet-Villez, die hochwürdigen Herren Pfarrer in Lichtenthal Karl Puchhammer, und Pfarrer in Margarethen Johann Georg Zeinlhofer, die k. k. Ministerialräthe Dr. Richard Höchsmann und Rudolf Freiherr von Friedenfels, Doctor der Medizin und Chirurgie Karl Edler von Fuchs, Instituts-Inhaber Peter Bilka, k. k. Beamter Ludwig Krätzer, Civil-Ingenieur M. Schönerer und Fabriks-Inhaber Ferdinand Reder.

Eine stattliche Anzahl von Gönnern und langjährigen Mitgliedern, welche mit Liebe am Volksschriften-Vereine festhielten und dessen humane Zwecke nach besten Kräften gefördert haben, ist uns entrissen worden und an uns tritt die Forderung heran, ihrer in Wehmuth und Liebe zu gedenken. Ich erlaube mir daher die ergebene Bitte: Die hochverehrten Anwesenden wollen durch Erheben von den Sitzen ihrer Theilnahme und Hochachtung beredten Ausdruck verleihen!

Indem ich mir nunmehr die Verzeihung der hohen General-Versammlung erbitte, daß ich Ihre kostbare Zeit etwas länger in Anspruch genommen habe, eile ich dem Ende der mir gestellten Aufgabe entgegen, und indem ich die ziffermäßige Darstellung über Einnahmen und Ausgaben unseres Vereines dem Herrn Oberrechnungsrathe Dohnel überlasse, erübrigt mir nur noch im Namen der Vereins-Direction sowohl Seiner Majestät dem Kaiser, wie allen erlauchten Mitgliedern des Kaiserhauses, dann unserem erhabenen Herrn Vereins-Protector und allen hohen Gönnern und Schützern dieses Vereines den innigsten Dank auszusprechen für die reichliche Unterstützung, durch welche dieselben auch im Jahre 1881 die von uns verfolgten patriotischen Tendenzen zu fördern die Gnade hatten. Den hohen Behörden danke ich gerührten Herzens für ihr allseitig erwiesenes freundliches Entgegenkommen, der kaiserl. Akademie der Wissenschaften für gütige Ueberlassung dieses Saales zur Abhaltung unserer General-Versammlung, und indem ich hiemit an die gesammte verehrliche Journalistik das Ersuchen stelle, sie wolle die Publicationen dieses Vereines mit Liebe entgegen nehmen und in den weitesten Kreisen Eingang verschaffen, bleibt mir an



alle hochgeehrte Anwesende nur noch die ergebene Bitte übrig: daß sie durch unausgesetzte Werbung von Mitgliedern in allen Schichten der Bevölkerung dazu beizutragen die Gewogenheit haben möchten, daß durch Vermittlung des Volksschriften-Vereines in unserem herrlichen, von Gott gesegneten Vaterlande die Verehrung des angestammten Regentenhauses, die Liebe zur Heimath und die Achtung der gesetzlichen Einrichtungen stets fester begründet werden, so daß wir mit wahrem Stolz sagen können, wir sind mit Leib und Seele Oesterreicher, nach dem Ausspruche Schillers:

Der Oesterreicher hat ein Vaterland und liebt's und hat auch Ursach' es zu lieben.

Hierauf wurde über Ersuchen des Präsidenten durch den Vereinsbuchführer Herrn k. k. Militär-Oberrechnungsrath Franz Dohnel jener Theil des Rechenschaftsberichtes über die Gebahrung der Vereinsmittel vorgetragen, wie folgt:

Im Nachhange zu dem soeben vernommenen Rechenschaftsberichte beehre ich mich unter Bezugnahme auf den bereits in Ihre Hände gelangten Rechnungsabschluß für das Solarjahr 1881 noch einige statistische Angaben über den Stand der Vereinsmitglieder, die Gebahrung mit den Vereinsmitteln und die außerordentlichen Beiträge pro 1881/1882 hier anzuführen.

Der Mitgliederstand betrug zu Ende des

Jahres 1880	313
zugewachsen sind im Jahre 1881	21
daher zusammen	334
abgefallen sind im Jahre 1881	8
demnach verbleiben mit Schluß dieses Jahres	326

ordentliche Mitglieder.

Die reinen Baar-Einnahmen vom

Jahre 1881 per	2490 fl. 79 kr.
gegen jene vom Jahre 1880 per	2744 „ 30 „
ergeben eine Minder-Einnahme von	253 fl. 51 kr.

welche hauptsächlich in dem Entgange von Mitgliedern und außerordentlichen Beiträgen ihre Erklärung findet.

Hingegen zeigen die baaren Ausgaben

für das Jahr 1881 per	2389 fl. 74 kr.
im Vergleiche zu jenem des Jahres 1880 per	2375 „ 95 „
eine Mehr-Ausgabe von	13 fl. 79 kr

welche dadurch entstanden ist, daß ein kleiner Baarbetrag in die Sparcasse eingelegt wurde, der übrigens unter den Werth-Effecten als Activum wieder in Zuwachs gekommen ist.

Zufolge der Vermögens-Bilanz für das Jahr 1881 stellt sich das reine Activ-Vermögen mit Inbegriff des Werthes der vorräthigen Bücher per 2860 fl. und des schließlichen Cassarestes per 101 fl. 5 kr., jedoch abzüglich der als Druckkosten verbliebenen Passiva und zwar an die k. k. Hof- und Staats-Druckerei für die Geschichte Oesterreichs per 1116 fl. 31 kr., dann an die L. Mayer'sche Buchdruckerei für das Jahrbuch 1882 per 619 fl. — kr., am Schlusse des Jahres 1881 mit . . . . 4966 fl. 50 kr. heraus; bei Entgegenhaltung des reinen Activ-Vermögens vom Jahre 1880 per . . . . 5557 „ 39 „ ergibt sich eine Verminderung des Vermögensstandes von . 590 „ 89 „ welche theils in dem oben erwähnten Entgange von Mitgliedern und außerordentlichen Beiträgen, theils darin ihre Begründung findet, daß in diesem Jahre nach einem Beschluß des Vereins-Ausschusses der Werth des Büchervorrathes das erste Mal mit fünf Percent niedriger angeschlagen wurde als in den früheren Jahren.

Die Rechnung für das Jahr 1881 wie auch die Casse des Vereines wurden durch das in der letzten General-Versammlung gewählte Revisoren-Comité, nämlich durch die Herren Eduard Ritter v. Escherich, k. k. Ober-Finanzrath und Ferdinand Karl Edlen v. Manussi, kaiserlicher Rath, einer sorgfältigen Prüfung, beziehungsweise Scontrirung, unterzogen und laut des von diesen Herren der Vereins-Rechnung beigefügten Revisions-Befundes ddto. 8. März 1882, die erstere auf Grund der dazu gehörigen Rechnungs-Belege vollkommen richtig und die letztere sowohl hinsichtlich des Baarbestandes als auch der vorhandenen Werth-Effecten sammt deren Coupons in bester Ordnung befunden.

An außerordentlichen Beiträgen von höchsten und hohen Herrschaften und Behörden oder sonstigen Wohlthätern sind dem Vereine 826 fl. in den nachstehenden Theilbeträgen baar zugegangen, als:

Von Sr. k. k. apost. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I.	fl.	100.—
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth	„	30.—
„ „ „ „ „ Maria Anna in Prag .	„	15.—
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl Ludwig .	„	15.—
„ „ „ „ „ „ „ Ludwig Victor	„	20.—
„ „ „ „ „ „ „ Albrecht . . .	„	15.—
„ „ „ „ „ „ „ Wilhelm . . .	„	15.—
„ „ „ „ „ „ „ Sigismund . .	„	10.—
„ „ „ „ „ „ „ Rainer	„	10.—
„ Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie . . .	„	10.—
„ „ „ „ „ „ „ Elisabeth .	„	5.—
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich . . .	„	15.—

Von Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ferdinand, Groß-herzog v. Toscana, unserem erhabenen Vereins-Protector . . . fl. 50.—
„ Sr. königl. Hoheit dem Herrn Philipp Herzog von Württemberg . . . . „ 5.—
„ Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten Johann Adolf von Schwarzenberg . . . . „ 10.—
„ Sr. Durchl. dem Herrn Fürsten von und zu Liechtenstein „ 200.—
„ Sr. Exc. dem Herrn Grafen Folliot de Crenneville „ 10.—
„ „ „ „ „ „ Karl von Grünne . . . „ 10.—
„ „ „ „ „ „ Franz von Nadasdy . . . „ 20.—
„ „ „ „ „ Baron von Hofmann . . . . . „ 10.—
„ Herrn Grafen von Herberstein . . . . „ 5.—
„ Sr. Gnaden Herrn Berthold Fröschl, Abt des Chorherrn-stiftes zu Klosterneuburg . . . . „ 11.—
„ dem k. k. Ministerium des Aeußern . . . . „ 100.—
„ dem k. k. Ministerraths-Präsidium . . . . „ 100.—
„ der k. k. nieder-österr. Statthalterei . . . . „ 200.—
„ Herrn Hofrath Freiherrn von Columbus . . . . . „ 5.—
„ „ „ „ „ Geringer . . . . . „ 5.—
„ „ Industriellen V. E. Weitmann . . . . . . „ 25.—

In Hinblick auf die obige ziffermäßige Darstellung, was insbesondere die Abnahme der Mitgliederzahl des Vereines und demzufolge die Verminderung der materiellen Mittel betrifft, erlaube ich mir die Bitte beizufügen, es mögen sich die geehrten Vereinsgenossen die Gewinnung von neuen Mitgliedern angelegen sein lassen, um dem humanen, gemeinnützigen Wirken und Streben, welches sich der Verein zur Aufgabe gestellt hat, eine größere Ausdehnung zu ermöglichen.

Nachdem die General-Versammlung den vernommenen Rechenschafts-bericht genehmigt hatte, wurde die statutenmäßige Wahl von 10 Ausschuß-Mitgliedern an Stelle der alljährlich Ausscheidenden vorgenommen, welche folgendes Ergebniß hatte:

Es wurden die Herren:

Ferdinand Karl Edler von Manussi,
Hermann Manz,
Don Hieronymus Markus,
Hochw. Johann Panholzer,
Franz Ströbl,
V. E. Weitmann,
Karl Höflmayr,
Dr. Alexander Lerch jun.,

Franz Seidl,
Josef Tandler Ritter von Tanningen
als Ausschüsse gewählt.

Während des Wahl-Scrutiniums wurde vom Herrn kaiserlichen Rath Dr. Isidor Proschko ein von der General-Versammlung mit großem Beifall aufgenommener Vortrag aus der vaterländischen Geschichte gehalten und am Schlusse dieses Vortrages ein dreimaliges Hoch auf Seine Majestät dem Kaiser und das allerhöchste Kaiserhaus ausgebracht, in welches die General-Versammlung unter Erheben von den Sitzen einstimmte.

Die Vereins-Direction bringt hiemit zur Kenntniß, daß das vom Vereine herausgegebene Werk: „österreichische Geschichte für das Volk" abgeschlossen und nunmehr vollständig erschienen ist.

Diejenigen geehrten Mitglieder, welche das Werk entweder nur zum Theil bezogen haben oder welche das ganze Werk, bestehend aus 17 respective mit vermehrten dazu gehörigen Abtheilungen aus 22 Bänden, zu erhalten wünschen, wollen sich an die Vereinskanzlei I. Salvatorgasse Nr. 12 wenden; hiezu wird noch bemerkt, dass für Vereins-Mitglieder der ermäßigte Preis mit 30 kr. per Band fortbesteht.

Nach der kundgemachten vorstehenden Ergänzungswahl besteht der Vereins-Ausschuß aus nachstehend verzeichneten Mitgliedern:

Herr Brzezowsky Rudolf, Buchdruckerei-Besitzer,
„ Schwarz-Senborn Wilhelm, Freiherr, k. k. geh. Rath,
„ Böhm Anton, Magistratsrath,
„ Dohnel Franz, k. k. Ober-Rechnungsrath,
„ Kraus Johann, k. k. Regierungsrath,
„ Dr. Proschko, kais. Rath und k. k. Polizeirath,
„ Böhm Joseph, Volksschul-Dirigent,
„ Rosiwal August, städtischer Lehrer,
„ Hummel Ferdinand, Buchdruckerei-Besitzer,
„ Amon Ritter von Treuenfest Gustav, k. k. Arcièren-Leibgarde-Rittmeister,
„ Drahtschmidt Friedrich Edler von, k. k. General-Auditor,
„ Don Zudrung Gregor, Pfarrer in Mariahilf,
„ Waldschütz Johann Nep., k. k. Beamter und Hausbesitzer,
„ Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister und Fabrikant,
„ P. Pfeifer Egydius, Cooperator,
„ Escherich Eduard Ritter von, k. k. Hofrath,
„ Dr. Pichler Franz, k. k. Regierungsrath,
„ Riefler Alois, k. k. Beamter,
„ Simony Friedrich, k. k. Universitäts-Professor,

Herr Manussi Ferdinand Karl Edler von, kais. Rath,
" Manz Hermann, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
" Don Markus Hieronymus, Procurator des Barnabiten-Collegiums,
" Ströbl Franz, Fabriksbesitzer,
" Weitmann B. E., Industrieller,
" Höflmayr Karl, Privat,
" Seidl Franz, kais. Rath,
" Panholzer Johann, Cooperator,
" Riefler Franz, Doctor der Medizin.

Verzeichniß
der im Jahre 1882 dem Vereine beigetretenen Mitglieder.

Herr Janowetz Wenzel, geistl. Rector des allgem. Krankenhauses in Wien.
" Elser Jan Paul, Fabrikant in Wien.
" Gutmann Albert, Musikalien-Verleger in Wien.
" Maschek Karl, k. k. Rechnungsrath in Wien.
" Riefler Franz, Doctor der Medizin in Wien.
" Pollak Augustin, Cooperator in Wien.
" Fieber Friedrich, Doctor der Medizin in Wien.
" Mayer Ludwig jun., Buchhändler in Wien.
" Bambula Johann, Fabrikant in Wien.
" Sigmann A., Doctor der Medizin in Wien.
" Don Markus Hieronymus, Procurator des Barnabiten-Collegiums in Wien.
" Höflmayr Karl, Privat in Wien.
" Hummelberger Joseph, Bankbeamter in Wien.
" Markus Leopold, Restaurateur in Wien.
" Köllner Konrad, Cooperator in Wien.
" Don Diwald Clemens, Sacristei-Director bei St. Michael in Wien.
" Wiener Joseph, Hausbesitzer und Fleischhauer in Wien.
" Don Zanetti Bernard, Curat und Prediger bei St. Michael in Wien.
" Hierath Felix, Fleischselcher in Wien.
" Skriwanek Franz, Mechaniker in Wien.
" Markovits Nikolaus, Civil-Ingenieur in Wien.
" Balmagini Joseph von, Privat in Wien.
" Jurié Adolf, Doctor der Medizin und Chirurgie und k. k. Polizeiarzt in Wien.
" Ferlès Adolf, k. k. Beamter in Wien.

Herr König W. A., Doctor der Medizin in Wien.
„ Geschaba F., Assekuranzbeamter in Wien.
„ Preynößl Leopold, k. k. Hoffeuerungs-Maschinist in Wien.
„ Hafner Joseph, Kaufmann in Wien.
„ Böhm Anton, Oberſthofmeisteramts-Registratur-Director in Wien.
„ Harhammer Anton, Cafetier in Wien.
„ Kobler Ignaz, Cooperator in Wien.
„ Schügerl Franz, Theologe und Studienpräfect in Wien.
„ Pleßl Franz, Theologe in Wien.
„ Weinke Franz Eduard, Dr. der Med. in Wien.
„ Eder Johann, Oberlehrer in Wien.
„ Loosy Franz, k. k. Ingenieur in Wien.
„ Kißling Ferri, Buchhalter in Wien.
„ Dr. Tauschinsky Hippolyt, Schriftsteller in Wien.
„ Bürbaum Georg, Weingroßhändler in Groß-Enzersdorf.
„ Bürbaum C., Weinhändler in Gaudenzdorf.
„ Eckelhard Leopold, Großgrundbesitzer in Groß-Inzersdorf.
„ Kupetz Franz, Fabrikant in Ottakring.
„ Don Reidinger Salesius, Catechet in Margarethen am Moos.
„ Wetzer Leander, k. k. Major des Generalstabs in Znaim.
„ Bayer Berthold L., Capitular-Diakon des Schotten-Stiftes in Wien.
„ Ratz Tobias, Bäckermeister, IV. Favoritenstraße 38.

Auszug aus den Statuten des österreichischen Volksschriften-Vereines.

§. 1. Name und Sitz: Der im Jahre 1849 unter dem Titel: „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung“ gegründete Verein führt von nun an den kürzeren Namen: „Oesterreichischer Volksschriften-Verein“ und hat seinen Sitz in Wien.

§. 2. Zweck: Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche strengwissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben konnten, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch dem häuslichen und Familienkreise eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen.

§. 3. Dem Vereinszwecke gemäß werden daher insbesondere Werke und Aufsätze verbreitet, welche geeignet sind:

a) das religiöse und sittliche Gefühl auszubilden;
b) den Sinn für ein reines einträchtiges Familienleben zu beleben;

c) die Vaterlandsliebe zu wahren und zu fördern, daher insbesondere ein österreichisches Bewußtsein zu wecken und zu nähren;
d) die Anhänglichkeit an Thron und Dynastie, sowie die Achtung vor den Gesetzen und Institutionen des Staates zu kräftigen;
e) überhaupt gemeinnützige Kenntnisse aller Art, insbesondere auf den Gebieten der Geschichte und der Naturwissenschaften, der Völker- und Länderkunde, der Haus-, Feld- und Gewerbewirthschaft zu fördern.

§. 4. Mittel zur Erreichung des Zweckes. Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckter Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
e) die Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) der Verkehr mit anderen, ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht.

§. 5. Der Verein gibt seinem Wirken die größtmögliche Oeffentlichkeit.

§. 6. Bildung des Vereines. Der Verein besteht aus Menschenfreunden, welche demselben in einer der nachfolgenden Kategorien als Mitglieder beitreten und seine Zwecke mit Geld- oder anderen Leistungen fördern.

§. 7. Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche oder b) correspondirende oder c) Ehren-Mitglieder.

§. 8. Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden ö. W.

§. 11. Kein Vereinsmitglied hat Anspruch auf Entlohnung für seine dem Verein gewidmeten Leistungen, es wäre denn, daß selbe vorher zwischen dem Leistenden und dem competenten Vereins-Organe bedungen worden wäre.

§. 12. Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im Vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten.

§. 16. Lesezirkel. Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder,

sondern alle zwölf oder mehr miteinander das besondere Recht von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen aus den Mitteln des Vereines, lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen, die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher mit der Verpflichtung dieselben als Eigenthum des Volksschriften-Vereines in Evidenz zu halten und bei etwaiger Auflösung des Lesezirkels auf eigene Kosten an die Vereins-Direction zurückzustellen.

Verzeichniß der Mitglieder

des

österreichischen Volksschriften-Vereines 1882.

Protector.

Seine kaiser. Hoheit der durchlauchtigste Prinz und Herr Ferdinand IV. Salvator Maria Joseph Johann Bapt. Franz Ludwig Gonzaga Rafael Rainer Januarius, kaiserl. Prinz und Erzherzog von Oesterreich rc. rc., Großherzog von Toscana, Ritter des goldenen Vließes, Großmeister des toscanischen St. Stephans-, des St. Josephs- und des Civil- und Militär-Verdienst-Ordens, Besitzer der Kriegs-Medaille, k. k. General-Major und Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 66 rc. rc. rc. in Salzburg.

Präsident.

Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Ritter des Ordens der eisernen Krone II. Classe, Präsident der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst und historischen Denkmale, Seiner k. k. Apostolischen Majestät wirklicher geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsrathes, Vice-Präsident der geographischen Gesellschaft, corresp. Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften, der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften rc. rc. Wurde bei der General-Versammlung am 15. Mai 1860 auf die statutenmäßige Dauer von drei Jahren gewählt und seither alle drei Jahre wieder gewählt.

Vice-Präsident.

I. Herr Waldschütz Johann Nep., pens. k. k. Beamter und Hausbesitzer.
II. Herr Dr. Proschko Isidor, kaiserl. Rath und k. k. Polizeirath.

Ehrenmitglieder.

Frau Everilde von Pütz, k. k. Bezirkshauptmanns-Witwe in München (laut Beschlusses der General-Versammlung vom 17. Mai 1876 auf Grund des dem Vereine gewidmeten uneigennützigen literarischen Wirkens ernannt).

Herr Dr. Dominik Kolbe, Hof- und Gerichts-Advokat in Wien (laut Beschlusses der General-Versammlung vom 14. Mai 1875 in Anerkennung des dem Vereine in Rechtsangelegenheiten wiederholt gewidmeten erfolgreichen und uneigennützigen Wirkens ernannt).

Herr Albin Freiherr Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg, k. k. Oberst im Generalstabs-Corps und Erzieher der Söhne Seiner kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand IV., Großherzogs von Toscana in Salzburg (laut Beschlusses der General-Versammlung vom 30. März 1880 in Anerkennung der dankenswerthen Vermittlung in Vereinsangelegenheiten).

Mitglieder.

Herr Philipp Florian, gewesener jubilirter Senatspräsident des k. k. Wiener Landesgerichtes, auf Grund seines Testamentes vom 16. September 1858, womit er dem Vereine 100 fl. in einer 5% Staatsschuldverschreibung als Fondsbeitrag in der Absicht legirte, hiemit fortwährend den Jahresbeitrag eines Vereinsmitgliedes zu leisten.

Herr Kratky Karl Ritter von, gewesener k. k. Hofrath und Präsident des Volksschriften-Vereines, gest. am 7. März 1862, wird laut Beschluß der General-Versammlung vom 11. März 1862 fortwährend als Mitglied aufgeführt.

Frau Kunz Cäcilia, gewesene Hauseigenthümerin in Wien, auf Grund ihres Testamentes vom 4. März 1847 worin sie dem Vereine 100 fl. in einer 5% Staatsschuldverschreibung als Fondsbeitrag in der Absicht legirte, fortwährend den Jahresbeitrag eines Mitgliedes zu leisten.

Herr Amon, Ritter von Treuenfest Gustav, Rittmeister der k. k. Arcieren-Leibgarde, III. Rennweg Nr. 2.

„ Amort Johann, Eisenhändler in Steyr, Ober-Oesterreich.

„ Apfaltern Ernst Freiherr, Pfarrer zu Pischnig, V. O. M. B.

„ Arenstein Joseph, Dr., Professor zu Stuppach, V. U. W. W.

„ Arneth Alfred, Ritter von, k. k. Hofrath, I. Giselastraße 7.

„ Aschbach J., Dr., k. k. Universitätsprofessor, III. Lagergasse 1.

Frau Auersperg-Colloredo-Mansfeld Wilhelmine, Fürstin, Sternkreuzordens- und Palastdame ꝛc., VIII. Auerspergstraße Nr. 1.

Herr Augusta Joseph, k. k. pens. Landesgerichts-Präsident in Salzburg.
" Auspitz J., k. k. priv. Großhändler, I. Schwarzenberggasse 3.
" Babo Theodor, k. k. Bezirks-Inspector der Sicherheitswache, I. Schottenring Nr. 11.
" Bach Alexander, Dr. Freiherr, k. k. geheimer Rath, II. Praterstraße 55.
" Bach Eduard, Freiherr k. k. geheimer Rath, I. Schönlaterngasse 5.
" Bader Rudolf, Fabriksbesitzer, VII. Westbahnstraße 32.
" Bambula Joh., k k. priv. Metallwaaren-Fabrikant, VII. Hermanngasse 2.
" Baudisch Anton, Oberlehrer in Dönis in Böhmen.
" Bayer Berhold L., Capitular-Diacon des Stiftes Schotten in Wien.
" Bellegarde Franz, Graf, k. k. Kämmerer rc., II. Praterstraße 17.
" Berger Franz, städtischer Ober-Ingenieur, I. am Hof 9.
" Bernhart Ferdinand, Dr. der Med., I. Singerstraße 8.
" Le Bibart Johann, Vicomte, k. k. pens. Finanzrath, III. Beatrixgasse 4.
" Blobig Hermann, Dr., k. k. Professor, IV. Louisengasse 21.
" Böhm Anton, Magistratsrath, VII. Neubaugasse 54.
" Böhm Anton, Registratur-Director im k. k. Obersthofmeisteramt, VIII. Mariatreugasse 2.
" Böhm Franz, Lederhändler und Hauseigenthümer, VII. Bandgasse 18.
" Böhm Joseph, Oberlehrer, VII. Burggasse 20.
" Brachelli Hugo, Dr., k. k. Hofrath, IV. Wohllebengasse 14.
" Brager Ignaz, Pfarrer zu Freischling, V. O. M. B.
" Brzezowsky Rudolf, Buchdruckereibesitzer, IV. Hauptstraße 11.
" Bsteh Rudolf, k. k. Bezirkshauptmann in Korneuburg
" Bürbaum C., Weinhändler in Gaudenzdorf, Feldgasse 2.
" Bürbaum Georg, Weingroßhändler in Groß-Inzersdorf, V. U. M. B.
" Bürgerschule zu Eger in Böhmen.
" Chimani Ernst, Dr., k. k. Staabsarzt, III. Rennweg 37.
" Chimani Karl, kais. Rath, IV. Schleifmühlgasse 21.
" Columbus Christoph, Freiherr, k. k. Hofrath, I. Stefansplatz 6.
" Cranz August Alwin, Kunst- und Musikalienhändler, VII. Siebensterngasse 32/34.
" Czermak Karl, Privat, I. Brandstätte 1.
" Czernin Jaromir, Graf, k. k. Kämmerer rc., VIII. Paradeplatz 9.
" Diwald Clemens Don, Sakristeidirector bei St. Michael, I. Habsburgergasse 12.
" Dobner Joseph, Dechant in Karlsbad in Böhmen.
" Dohnel Franz, k. k. pens. Oberrechnungsrath, I. Reichsrathsstraße 3.
" Döll Eduard, Director der Oberrealschule der innern Stadt Wien, I. Ballgasse 6.

Herr Dratschmidt Edler von Mährentheim Friedrich, k. k. General-Auditor I. Freiung Nr. 6.
" Dutschka Vincenz, Ritter von, Vice-Präsident der Wiener Börse-kammer und Großhändler, I. Mölkerbastei 5.
" Eckelhard Leopold, Großgrundbesitzer in Groß-Inzersdorf, V. U. M. B.
" Eder Johann, Oberlehrer an der Volksschule bei den Schotten, I. Freiung 6.
" Egger Alois, Director am k. k. Theresianum, IV. Favoritenstraße 15.
" Elser Jan Paul, Fabrikant, VI. Stiegengasse 9.
" Elsinger Matthäus, bürgl. Handelsmann und Hausinhaber, VI. Mariahilferstraße 60.
" Engelbrecht August, Hausinhaber, IV. Belvederegasse 12.
" Escherich Eduard, Ritter von, k. k. Hofrath, III. Erdbergerstraße 3.
" Felkl Karl, k. k. Oberfinanzrath, IX. Währingerstraße 52.
" Feltl Peter, Pfarrer in Poisdorf, V. U. M. B.
" Ferlés Adolf, k. k. Beamter 2c., VII. Stiftgasse 4.
" Fieber Friedrich, Dr. der Med., I. Dorotheergasse 5.
" Fischer Anton, Ritter von Ankern, Realitätenbesitzer, I. Elisabeth-straße 12.
" Fischer Karl, Dr., k. k. pens. Landesgerichtsrath, I. Bäckerstraße 26.
" Fleischmann Wilhelm, Dr. der Med., I. Bauernmarkt 13.
" Fliedl J. E., Realschulprofessor, VI. Mariahilferstraße 43.
" Fohleutner Laurenz, k. k. Notar, IV. Hauptstraße 36.
" Freudhofmair Al., Kirchendirector im Salesianerkloster, III. Renn-weg 10.
" Freund Philipp, Realitätenbesitzer, I. Kärntnerstraße 40.
" Fried Jakob, Eisenhändler, II. Nordbahnstraße 4.
" Friedmann Max, Seidenzeugfabrikant, VI. Mariahilferstraße 101.
" Fromme Karl, k. k. Hofbuchdrucker, II. Glockengasse 2.
" Fuchs Joseph, bürgl. Apotheker, III. Hauptstraße 67.
" Fürst Ignaz, Pfarrer, in Favoriten in Wien.
" Fürth Bernhard, Zündrequisiten-Fabrikant in Schüttenhofen in Böh-men, Niederlage in Wien, I. Annagasse 6.
" Gabely Emerich, Kapitularpriester und Professor am Schotten-Gymnasium, I. Freiung 6.
" Ganglbauer Cölestin Joseph, Dr., Fürsterzbischof von Wien.
" Ganzwohl F., Dr., Hof und Gerichts-Advokat, I. Bauermarkt 12.
" Gartner Ferdinand, städtischer Lehrer, VII. Burggasse 20.
" Gemeinde Dornbach, V. U. W. W.

Herr Gerl Peter Rudolf, Architekt und Realitätenbesitzer, III. Jacquingasse 9.
„ Geschaba F., Assekuranzbeamter IV. Karolinengasse 30.
„ Glossy Karl, Dr., Magistratssecretär, VI. Kaunitzgasse 1.
„ Goldschmied Moriz, Prokuraführer, I. Renngasse 3.
„ Gottwald Augustin, k. k. Grundbuchführer, VIII. Lederergasse 23.
„ Groner Leopold, k. k. Hofbuchbinder, I. Wildpretmarkt 3.
„ Großmann Dominik, Kapuzinerpriester bei St. Egyd in Prag.
„ Gruber Anton, Oberlehrer, IX. Viriotgasse 8.
„ Grünne Karl, Graf, k. k. geheimer Rath, General der Cavallerie, I. Herrngasse 10.
„ Gsell Benedict, Dr., Stiftshofmeister, I. Schönlaterngasse 5.
„ Gusenbauer Rudolf, Abt des Stiftes Göttweig, V. O. W. W.
„ Gutmann Albert, Musikalienverleger, I. Operngasse.
„ Haberkorn Franz, städtischer Oberingenieur, III. Hauptstraße 10.
„ Hafner Joseph, Hausbesitzer in Pulkau, V. U. M. B.
„ Hafner Joseph, Kaufmann, I. Stefansplatz 3.
„ Halbhuber von Festwill Anton Freiherr, k. k. geheimer Rath, ꝛc., I. Herrengasse 13.
„ Handl Johann, Benefiziat zu Niederhollabrunn, V. U. M. B.
„ Hardt Anton, Hausinhaber, I. Freisingergasse 1.
„ Harhammer Anton, Cafetier, I. Teinfaltstraße 8.
„ Hartl Georg, Hausinhaber, IX. Porzellangasse 12.
„ Hasslwanter Anton, Dr. Hof- und Gerichts-Advokat, I. Habsburgergasse 5.
„ Hauser Felix, Pfarrer in Enzersfeld, V. U. M. B.
„ Hayder Franz, Pfarrer zu St. Margarethen, V. O. W. W.
„ Helfert Joseph Alexander Dr. Freiherr, k. k. geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses, ꝛc., III. Rennweg 3.
„ Herlth Anton, k. k. Hofrath in Brünn in Mähren.
„ Hierath Felix, Fleischselcher, I. Domgasse 1.
„ Hittel Joseph, Pfarrer in Grottau in Böhmen.
„ Hlubek J., k. k. Professor an der Lehrerbildungsanstalt, III. Geusaugasse 4.
Frau Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin, I. Wollzeile 31.
Herr Hofmannsthal Sigmund Edler von, Dr. der Med. I. Parkring 20.
„ Höflmayr Anton, k. k. pens. Beamter, I. Landskrongasse 3.
„ Höflmayr Karl, Privat, I. Landskrongasse 3.
„ Hofzinser Leop., Bureauchef der anglo-österr. Bank, I. Strauchgasse 1.
„ Hollenbach D., Hausbesitzer, VIII. Josefstädterstraße 44.
„ Hopfen Franz, Freiherr von Gutsbesitzer ꝛc. I. Herrngasse 8.

Herr Hoppe Theodor, Architekt und Baumeister, III. Barichgasse 7.
„ Hoyer Johann, Pfarrer zu Hadersdorf am Kamp V. O. M. B.
„ Huber Johann, Dr. der Med. und Chirurgie, VI. Kopernikusgasse 13.
„ Hummel Ferdinand, Buchdruckereibesitzer, VII. Kaiserstraße 10.
„ Hummelberger Joseph, Bankbeamter, VII. Mondscheingasse 16.
„ Hye von Glunek Anton, Freiherr von, k. k. geheimer Rath ꝛc., I. Rothenthurmstraße 15.
„ Jacobovics Maxmilian, Dr. der Med., I. Wollzeile 27.
„ Janowetz Wenzl, geistlicher Rector im allgemeinen Krankenhaus, IX. Alserstraße 4.
„ Jellinek Franz, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Neuhofen, Ob.-Oest.
„ Jurié Adolf, Med. & Chir. Dr., k. k. Polizei-Arzt, VII. Neubaugasse 80.
„ Kästner Aadlbert, Oberamtsverwalter und Vorstand des k. k. Hoftelegrafenamtes in Wien.
„ Kellermann Georg, Realitätenbesitzer, VIII. Landesgerichtsstraße 3.
„ Kichler Karl, k. k. Landesgerichtsrath und Vorstand des Bezirksgerichtes Neubau, VII. Hermanngasse 38.
„ Kielmansegg Karl, Freiherr von, Gutsbesitzer in Heinstetten V. O. W. W.
„ Kietaibl Franz, bürgl. Handelsmann, I. Habsburgergasse 10.
„ Kinsky Ferdinand, Fürst, k. k. Kämmerer und Mitglied des Herrenhauses ꝛc., I. Freiung 4.
„ Kißling Ferri, Buchhalter, V. Matzleinstorferstraße 5.
„ Kleindl Joseph, k. k. Hofrath, I. Freiung 6.
„ Klemm Joseph, Buchhändler I. Hohen Markt 1.
„ Knopf Oskar, Kunst- und Handelsgärtner in Wien.
„ Kobler Ignaz, Cooperator an der Piaristenpfarre, VIII. Piaristengasse 43.
„ Kohn Robert, Banquier in Wien.
„ Köllner Conrad, Cooperator an der Piaristenpfarre, VIII. Piaristengasse 43.
„ König Jakob, Privat in Pulkau, V. U. M. B.
„ König W. A., Dr. der Med., IV. Favoritenstraße 18
„ Königsberger Friedrich, Abt des Stiftes zu Michaelbeuern, im Salzburgischen.
„ Königswarter J., Freiherr von, Großhändler, I. Kärntnerring 4.
„ Konstantinowicz Johann, k. k. Sectionsrath, VIII. Piaristengasse 16.
„ Korbina Joseph, k. k. Saalthürhüter, VI. Kirchengasse 29.
„ Kosak Wenzl, bürgl. Schneidermeister, I. Tuchlauben 18.

Herr Kostersitz Ubald, Abt des regul. Chorherren-Stiftes Klosterneuburg.
„ Krämer Johann Nep., Pfarrer in Versegh in Ungarn.
„ Kraus Johann, k. k. Regierungsrath, III. Hauptstraße 67.
„ Kren Joseph, Wirthschaftsbesitzer zu Pulkau, V. U. M. B.
„ Kubetz Franz, Fabrikant, Ottakring, Lachgasse 1.
„ Kunert Anton, Pfarrer in Wildstein, in Schlesien.
„ Kurz Joseph, Pfarrer am Hof, in Wien.
„ Kyrle Bruno, Pfarrer in Neuhofen, Ober-Oesterreich.
„ Lambrecht Rudolf, Cooperator in Baden, V. U. W. W.
„ Lechner Karl, Dechant und Pfarrer zu Pottenbrunn, V. O. W. W.
„ Lederer-Trattnern, Freiherr, Ministerial-Sekretär, I. Graben 29.
„ Leidl Placidus, Abt des Stiftes Altenburg, V. O. M. B.
„ Leitner von Leitenau Franz, k. k. Ministerial-Rath, I. Wollzeile 32.
„ Lerch Alexander jun., Dr. der Med. und Chirurgie ꝛc., II. Carmelitergasse 12.
„ Leseverein zu Milleschitz, in Mähren.
„ Liechtenstein Johann, regierender Fürst, von und zu, I. Bankgasse 9.
„ Lipold Markus, k. k. Hofrath, zu Idria in Krain.
„ Lorenz Franz, Ritter von, Privat, Wiener-Neustadt.
„ Lorenz M., bürgl. Handelsmann, I. Bauermarkt 18.
„ Loosy Franz, k. k. Ingenieur in Pension, VI. Mittelgasse 7.
„ Manussi Ferdinand Karl, Edler von, kaiserl. Rath ꝛc. I. Renngasse 8.
„ Manz Hermann, k. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhändler, I. Kohlmarkt 7.
„ Marherr Elise, I. Hoher Markt.
„ Markovits Nikolaus, Civil-Ingenieur, VII. Zieglergasse 1.
„ Markus Hieronymus Don, Prokurator des Banabiten-Collegiums, bei St. Michael, I. Habsburgergasse 12.
„ Markus Leopold, Restaurateur, I. Schenkenstraße 7.
„ Marschalek Bernhard, Cooperator an der Pfarre Roßau, in Wien.
„ Maschek Karl, k. k. Rechnungsrath, I. Johannesgasse 15.
„ Mauthner A. J., Braumeister zu St. Marx, in Wien.
„ Mauthner Ritter von Mauthstein Wilhelm, Dr., I. Wallfischgasse 1.
„ Mayböck Johann, Dr., Cooperator zu Eggenburg V. O. M. B.
„ Mayer Anton, Dr., k. k. Notar, III. Hauptstraße 28.
„ Mayer Ludwig sen., Buchhändler, I. Singerstraße 7.
„ Mayer Ludwig, jun., Buchhändler, I. Singerstraße 7.
„ Mayer von Festenwald Wenzelslaus, k. k Oberlieutenant a. D. VI. Windmühlgasse 4.

Herr Mayerhofer Stefan, Hausbesitzer, II. Praterstraße 39.
„ Mayersberg Heinrich, Dr. der Med., IV. Mayerhofgasse 8.
„ Mayer Freiherr von Melnhof Franz, Eisenwerksbesitzer zu Leoben in Steiermark.
„ Mayr Georg, Religionslehrer an der k. k. Staats-Oberrealschule in Steyr, Ober-Oesterreich.
„ Mayrhofer Franz X., bürgl. Lederermeister zu Gmunden, Ob.-Oest.
„ Metternich-Winneburg Richard, Fürst, k. k. geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses rc., III. Rennweg 25.
„ Micheler Ferdinand, Volksschullehrer, VII. Hermannsgasse 2.
„ Mink Joseph, städt. Steueramts-Commissär, II. Wallensteinstraße 9.
„ Moser J., Göttweiger Stiftshofmeister I. Spiegelgasse 9.
„ Mosmeyer Otto, Pfarrer in Pulkau, V. U. M. B.
„ Mühler Johann, Pfarrer in Gföhl, V. O. M. B.
„ Nadasdy Franz, Graf, k. k. geheimer Rath rc., I. Liebenberggasse 7.
„ Nekola Johann, kais. Rath und Ministerialsekretär, I. Spiegelgasse 15.
„ Nestler Melchior, Caplan zu Staab in Böhmen.
„ Neustädter Karl von, Pfarrer in Bruck a. d. Leitha, V. O. W. W.
„ Neuwirth Martin, Pfarrer bei den Paulanern, IV. Hauptstraße 33.
„ Niedereder Georg, Cooperator in Geboldskirchen in Ober-Oesterreich.
„ Nyary Franz, Controlor des Bürgerversorgungshauses, IX. Währingerstraße 35.
„ Oberleitner Karl, im Stifte Melk, V. O. W. W.
„ P. Obernhumer Makarius, Capuzinerordenspriester in Wien.
Frau Offner Anna, Hausbesitzerin, I. Kumpfgasse 9.
Herr Okatsch Bertrand, Pfarrer zu Reinprechtspölla, V. O. M. B.
„ Ott Joseph, Pfarrmeßner bei St. Leopold, II. große Pfarrgasse.
„ Otto Karl Ritter von, k. k. Professor, VIII. Schlösselgasse 14.
„ Pachler Faust, Custos der k. k. Hofbibliothek, I. Wallfischgasse 14.
„ Panholzer Johann, Cooperator an der Pfarre bei St. Peter in Wien, I. Petersplatz.
„ Pfeifer Egydius, Cooperator an der Pfarre am Schottenfeld in Wien.
„ Pfundheller Joseph, k. k. pens. Beamter in Währing, Herrngasse 11.
„ Pichler Alfons, k. k. Rechnungs-Offizial, Währing, Schulgasse 11.
„ Pichler Franz S., Dr. k. k. Regierungsrath, Währing, Schulgasse 11.
„ Pittner Adolf, k. k. Statthaltereirath in Wien.
„ Plenker Georg, Ritter von, k. k. Ministerialrath, I. Seilerstätte 1.
„ Plessl Franz, Theologe, VIII. Piaristengasse 45.
„ Pollak Augustin, Pfarrprovisor am Schottenfeld in Wien.
„ Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister u. Fabrikant, VII. Mariahilferstr. 110.

Herr Popp Berthold, Cooperator in Linz, Ober-Oesterreich.
" Pottendorfer, Baumwoll-Spinnerei-Direction, I. Hohen Markt 9.
" Prediger-Ordens-Convent, zum heil. Kreuz in Znaim in Mähren.
" Prellog Adolf, bürgl. Handelsmann und k. k. Börsenrath, I. Rothenthurmstraße 20.
" Preising Karl, Realitätenbesitzer, Banquier, I. Goldschmiedgasse 2.
" Preiß Georg, Dr. und Medizinalrath, III. Salesianergasse 8.
" Preynößl Leopold, k. k. Hof-Feuerungs-Maschinist, I. Teinfaltstraße 6.
" Proschko Isidor, Dr., kais. Rath und k. k. Polizeirath, VII. Neubaustraße 25.
" Prunner Max, Pfarrer, zu Großenried in Bayern.
" Przibram Gustav, Fabriksbesitzer, I. Parkring 18.
" Raindl Laurentius, Novizenmeister im Ordenshause des ritterlichen Kreuzherrenordens in Prag.
" Ransonnet-Villez Karl, Freiherr, k. k. geheimer Rath rc. I. Singerstraße 30.
" Rauch Egyd, Hausinhaber, IV. Hauptstraße 68.
" Reichelt P. W. J., Bürgerschul-Director, in Eger in Böhmen.
" Reidinger Salesius Don, Katechet zu Margarethen am Moos, V. U. W. W.
" Ricker Anselm, Dr., k. k. Universitäts-Professor, I. Freiung 6.
" Riesel Franz, Freiherr, k. k. Sectionsrath, I. Annagasse 8.
" Riedl Robert, Professor am k. k. Theresianum in Wien.
" Riefler Alois, k. k. Beamter im Ministerium des Innern, I. Tuchlauben 7.
" Riefler Franz, Dr. der Med., I. Tuchlauben 7.
" Riemerschmied Ant., Fabriks- und Realitätenbesitzer, IV. Weyringergasse 7.
" Rizy Karl, k. k. Bezirksrichter zu Neuhofen in Ober-Oesterreich.
" Rosenkranz Rudolf, Pfarrer zu Pfarrkirchen, in Ober-Oesterreich.
" Rosiwal August, Communallehrer, II. untere Augartenstraße 39.
" Rotter Emanuel, Conscriptionsamts-Director in Wien.
" Ruprich Franz, k. k. pens. Grundbuchs-Director, I. Johannesgasse 2.
" Sachse von Rottenburg Friedrich, k. k. Ministerialrath II. Mayergasse 3.
" Savinschegg Joseph von, k. k. Rittmeister, Gutsbesitzer und Landtags-Abgeordneter rc., I. Sonnenfelsgasse 7.
" Schaupp Joseph, Schulinspector, zu Ottenthal V. U. M. B.
" Schmilauer Heinrich, Instituts-Inhaber, III. Erdbergerstraße 9.

Herr Schönwald Joseph, k. k. Hofrath, I. Annagasse 5.
„ Schrader Karl, Fabriksbesitzer, II. Odeongasse 9.
„ Schreiber Friedrich, Realitätenbesitzer, in Wien.
„ Schroff Karl, Dr., k. k. Hofrath, in Grätz.
„ Schrott Joseph, Dr., k. k. Bezirksrichter, Waitzenkirchen in Ob.-Oest.
„ Schügerl Franz, Theologe und Studienpräfect, am gräflich Löwenburg'schen Convict, VIII. Piaristengasse 45.
„ Schütz Ludwig, Pfarrer, zu Gumpendorf in Wien.
„ Schwaiger Franz, k. k. Landesgerichts-Präsident I. Dorotheergasse 7.
„ Schwarz Heinrich, Conventual des Stiftes Michaelbeuern in Ober-Oesterreich.
„ Schwarz-Senborn Wilhelm, Freiherr von, k. k. geheimer Rath &c. IX. Wasagasse 13.
„ Schwind August, Ritter von, k. k. geheimer Rath und Staatsrath, III. Ungargasse 3.
„ Seback Vincenz, Dr., k. k. Universitäts-Professor, I. Renngasse 10.
„ Seidel L. W., Buchhändler, I. Graben 13.
„ Seidl Karl, Kaufmann in Pulkau, V. U. M. B.
„ Seidl Franz, kais. Rath, VIII. Lerchenfelderstraße 30.
„ Seiler Johann, Caspar, Dr., Freiherr, I. Dorotheergasse 7.
„ Sigmann A., Dr der Med., IV. Heumühlgasse 3.
„ Simony Friedrich, k. k. Universitäts-Professor, III. Salesianergasse 13.
„ Simm Franz, Dechant, zu Reichenberg in Böhmen.
„ Skene Alfred, Fabriksbesitzer und Reichraths-Abgeordn. I. Kolowratring 8.
„ Skene August, Ritter von, Fabriksbesitzer, I. Schellinggasse 3.
„ Skriwanek Franz, Mechaniker, VII. Breitegasse 21.
„ Sliwa Franz, Dr. der Med., VII. Westbahnstraße 28.
„ Sommer Joseph, k. k. pens. Ministerialrath, zu Ofen in Ungarn.
„ Spina Karl, Realitätenbesitzer, VII. Siebensterngasse 32.
„ Spohn Philibert, Pfarrer, zu Lassee, V. U. M. B.
„ Spörlin & Zimmermann, k. k. priv. Tappeten- und Buntpapier-Fabrikanten, VI. Gumpendorferstraße 88.
„ Sporn F., Kaufmann, VII. Dreilaufergasse 8.
„ Steiner Freiherr, von Pfungen Ed., k. k. Ministeralrath, I. Grünangergasse 2.
„ Steinmüller Georg, Professor der dramatischen Kunst, IV. Taubstummengasse 3.
„ Sternbach Otto Freiherr von, k. k. Major, in Kremsier in Mähren.
„ Stift Lilienfeld V. O. W. W.

Herr Stoeger August, k. k. Landesgerichtsrath und Vorsteher des Bezirksgerichtes Mariahilf VII. Hermannsgasse 38.
„ Strafhaus-Direction, in Karthaus in Böhmen.
„ Strauß Eduard, k. k. Hofball-Musik-Direktor, II. Taborstraße 17.
„ Ströbl Franz, Hausbesitzer und Fabrikant, VII. Westbahnstraße 42.
„ Suttner Karl Gundacker Ritter von, Gutsbesitzer in Harmannsdorf V. O. M. B.
„ Tagleicht Karl, k. k. Hof und Maschinenschlosser, II. Czerningasse 6.
„ Tandler Ritter von Tanninger Joseph, k. k. Ministerialrath, III. Ungargasse 27.
„ Tauschinski Hippolyt, Schriftsteller in Wien, VII. Stiftgasse 3.
„ Temple de Anton, Frischmeister zu Klein-Mohrau, in Schlesien.
„ Teplarek Joseph, Buchbinder, in Pulkau V. U. M. B.
„ Thun Leo Graf, k. k. geheimer Rath und Reichsrath, 2c., I. Riemergasse 6.
„ Tischler Adolf, k. k. Hof- und bürgl. Anstreicher, II. Glockengasse 29.
„ Tobiaschek Wilhelm Adolf, Ober-Ingenieur, VII. Hofstallstraße 5.
Frau Trautmann Therese, Privat, zu Steyr in Ober-Oesterreich.
Herr Trenk-Tonder Heinrich, Freiherr von, I. Seilerstätte 5.
„ Tursky Robert, Cooperator zu Pulkau, V. U. M. B.
„ Uffenheimer Eduard, k. k. Ministerial-Secretär, I. Hoher Markt 9.
„ Valmagini Joseph von, IX. Grünethorgasse 14.
„ Veith J. E., Dr. der Med. und Professor, I. Neuen Markt 7.
„ Wache J., Dr., Domkapitular in Olmütz, in Mähren.
„ Wache Joseph, Dr. der Med. zu Mannersdorf, V. U. W. W.
„ Wagner Eduard, Magistratsrath, VIII. Reitergasse 16.
„ Wahlberg Wilhelm, Dr. k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, I. Weihburggasse 32.
„ Waldschütz Johann Nep., k. k. Beamter und Hausbesitzer, VII. Burggasse 31.
„ Wally Johann, Leinwandhändler in Pulkau, V. U. M. B.
„ Weinke Franz Eduard, Dr. der Med., I. Tuchlauben 7.
„ Welleba Columban Professor am Schottengymnasium, I. Freiung 6.
„ Wenisch Ed., Professor a. d. Bürgerschule zu Joachimsthal in Böhmen.
„ Weißfisch Ignaz, Handelsmann, III. Hauptstraße 28.
„ Weitmann V. E. Industrieller, IV. Favoritenstraße 25.
„ Wenusch Ambros, Stiftsdechant zu Herzogenburg, V. O. W. W.
„ Wetzelsteiner Franz, X., stiftlicher Güter-Direktor zu Sur in Ungarn.
„ Wetzer Leander, k. k. Major des Generalstabs.

Herr Widmann Adalbert, Freiherr von, Gutsbesitzer in Brünn, in Mähren.
„ Wiener Eduard, Ritter von Welten, Großhändler und Realitätenbesitzer I. Schwarzenbergplatz 2.
„ Wiener Joseph, Hausbesitzer und Fleischhauer, in Fünfhaus, Fünfhausergasse 8.
„ Wierzbicki Johann, k. k. Senatspräsident am Obersten Gerichtshof, VIII. Tulpengasse 6.
„ Willim Joseph, Dechant und Pfarrer bei St. Peter in Wien.
Frau Wimberg Elise, Privat, II. obere Donaustraße 29.
Herr Windisch-Grätz Fürst, Dr. der Rechte, Mitglied des Herrenhauses ꝛc. ꝛc. I. Renngasse 12.
Frau Windisch-Grätz Valerie, Prinzessin, F. M. L.-Gattin in Krakau.
Herr Winkler Rudolf, städtischer Ingenieur, V. Pilgramgasse 3.
„ Wintzingerode Julius, Freiherr von, k. k. Hauptmann in Krems V. O. M. B.
„ Wirl Joseph Andr., k. k. Bezirkshauptmann in Ischl, in Ob.-Oesterreich.
Löbl. Wirthschaftsamt, bürgerliches in Leoben in Steiermark.
Herr Wittmann Moriz, Freiherr von, k. k. Senatspräsident am Obersten Gerichtshof, VII. Sigmundsgasse 12.
„ Wurm Franz Joseph, k. k. Ministerial-Sekretär, in Ottakring, Hauptstraße 36.
„ Zanabe Joseph, Dr. der Rechte und Realitätenbesitzer, VII. Albertplatz 5.
„ Zanetti Don Bernard, Curat und Prediger bei St. Michael, I. Habsburgergasse 12.
„ Zauner Mathias, Cafetier, III. Heumarkt 9.
„ Zöhrer Eduard, Pfarrer zu St. Lambrechten, in Ober-Oesterreich.
„ Zubrung Don Gregor, Propst und Pfarrer, in Mariahilf in Wien.
Zweiglehrer-Verein, zu Mattighofen, in Ober-Oesterreich.



Die bisher erschienenen sechs Jahrgänge des österreichischen Jahrbuches enthalten unter andern:

Beck-Widmannstetter. Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege; 1881, S. 148 bis 176.

Becker M. A. Schottwien und Umgebung; 1877, S. 105 bis 163.

" " " Gloggnitz in Nied. Oest. mit historischen Streiflichtern; 1879 S. 97, bis 147.

Bowitsch L. Die Gräber von vier Hochmeistern der Tonkunst in Wien; 1878 S. 179 bis 196.

Helfert Dr. Freiherr. Die Wiener Freiwilligen im Jahre 1848; 1877 S. 67 bis 104.

" " Erzherzog Franz Karl, ein Lebens- und Characterbild; 1879 S. III. bis XLVIII.

" " Johann B. Ritter von Hoffinger; 1881, S. 50 bis 147.

Hoernes M. Dr. Cultur-Skizzen aus der Herzegovina; 1881, S. 23 bis 49.

Hoffinger Dr. J. B. v. Haus Oesterreich; 1877, S. 1 bis 9.

Janko Wilhelm v. Die Degen Oesterreichs; 1877, S. 10 bis 66; — 1878 S. 61 bis 162; — 1879 S. 25 bis 96.

" " Aus dem Leben des Feldzeugmeisters Karl Friedrich, Freiherr v. Lindenau; 1880, S. 121 bis 132.

Ilg A. Dr. Die Brautfahrt Maximilians um Maria v. Burgund; 1878, S. 8 bis 30.

" " " Ein Sammler; 1879, S. 148 bis 168.

" " " Die österr. Malerei im Mittelalter; 1880, S. 84 bis 120.

Kaltenbrunner C. A. Der Kleinhäusler; 1880, S. 173 bis 284.

Kanitz F. Im bulgarischen Nürnberg; 1877, S. 164 bis 172.

Pachler Dr. F. Jugend und Lehrjahre des Dichters Friedrich Halm; 1877, S. 182 bis 251.

Pfundheller J. Die Angelfischerei um Wien; 1878, S. 206 bis 272.

" " Aus den Octobertagen des Jahres 1848; 1879 S. 169 bis 241.

Proschko J. Dr. Johannes Keppler in Ober-Oesterreich; 1878 S. 163 bis 178.

" " Ein Wiener in Ostindien während der indo-britischen Revolution; 1880, S. 133 bis 172.

" " Incognito, Historische Erzählung; 1882, S. 199 bis 229.

Pütz E. v. Aus dem kleinen Walserthale; 1881, S. 228 bis 241.

Stamm F. Dr. Die Hochgebornen Erzgebirgsbewohner; 1879, S. 173 bis 181.

" " Oesterreich der Kern der Donauländer; 1878, S. 31 bis 60.

" " Allerlei Wohnungen im Hause Oesterreich; 1880 S. 36 bis 70.

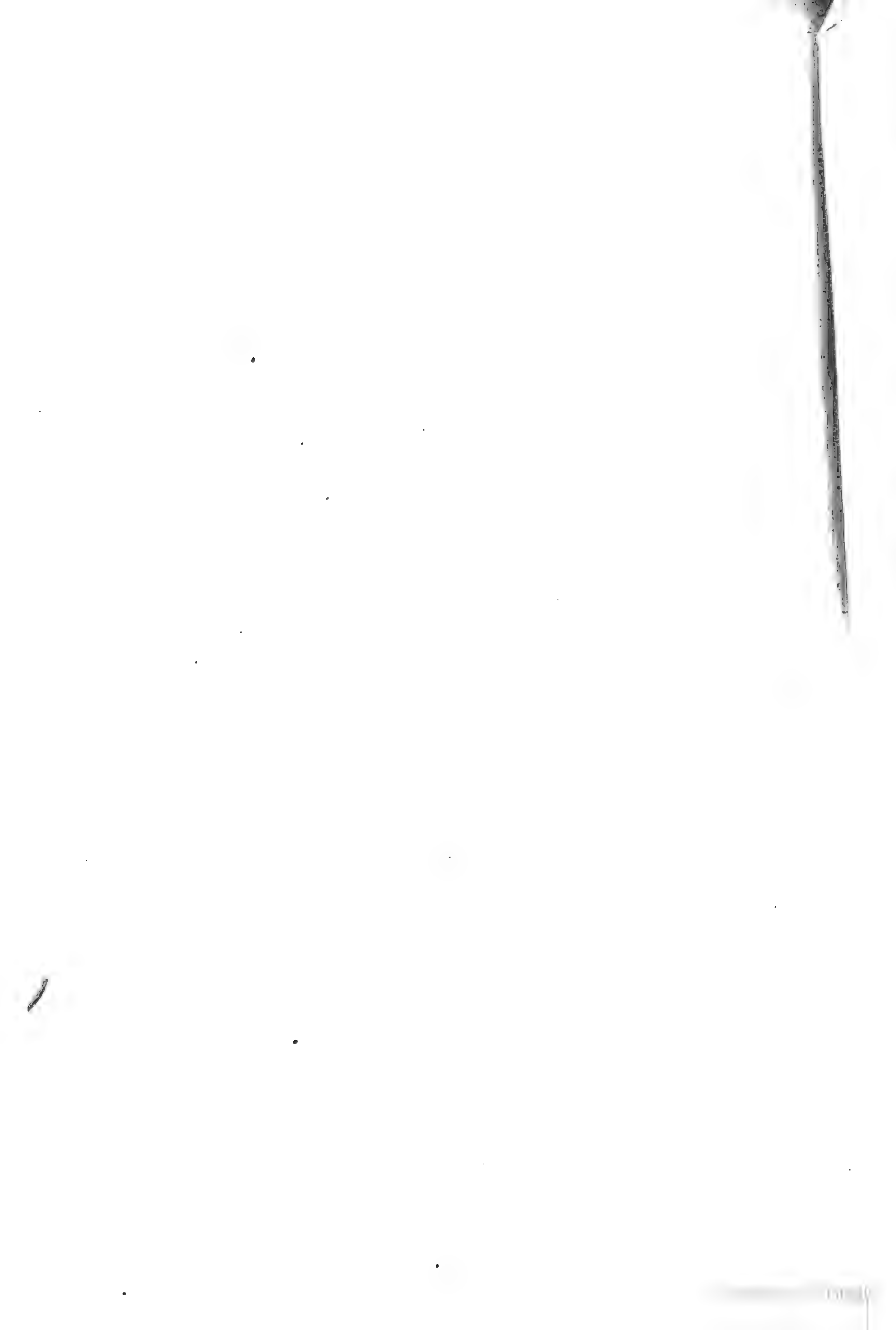
Steinebach F. Funken unter der Asche; 1879, S. 224 bis 304.

Stifter A. Gedichte; 1882, S. 17 bis 26.

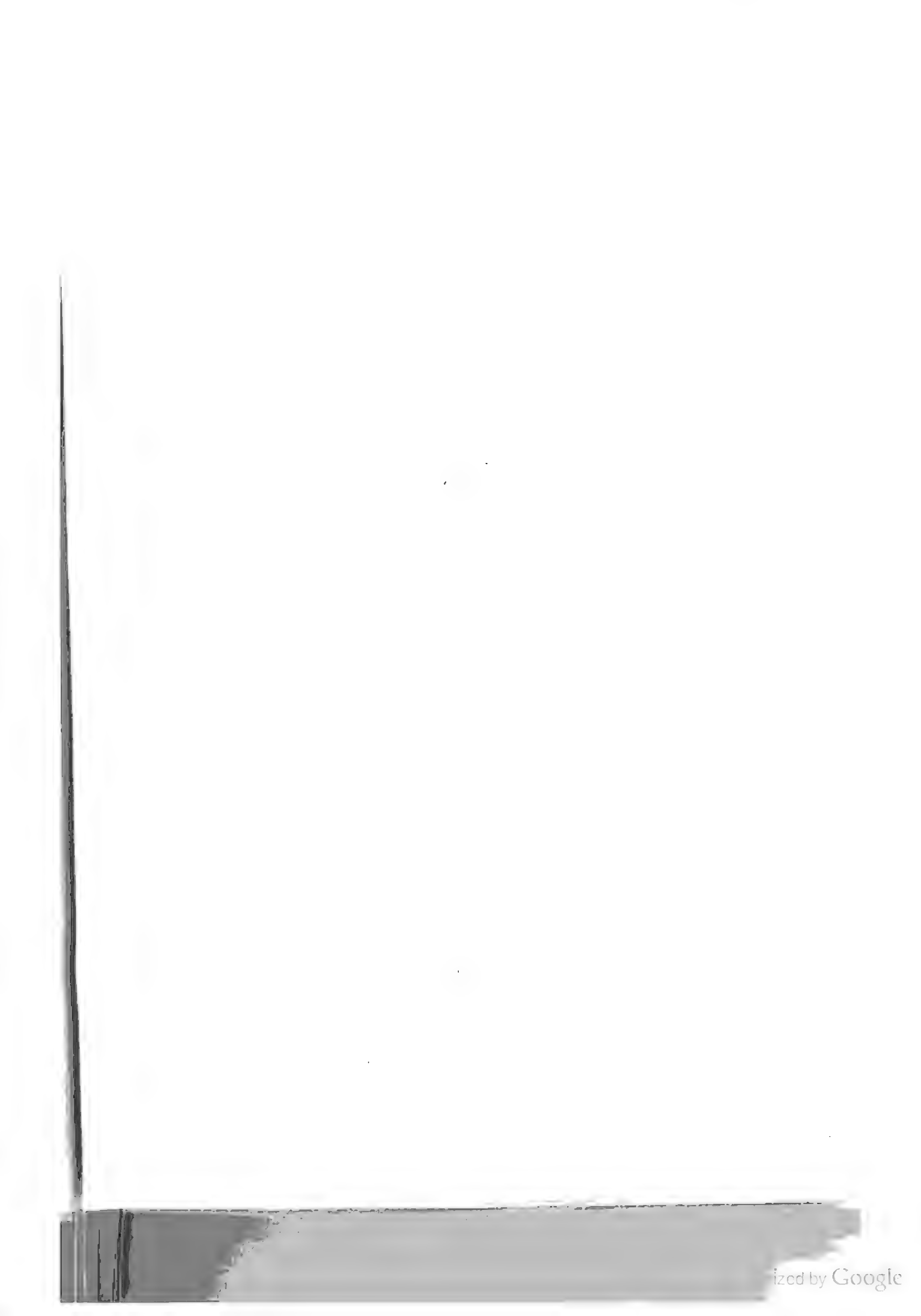


Inhalt.

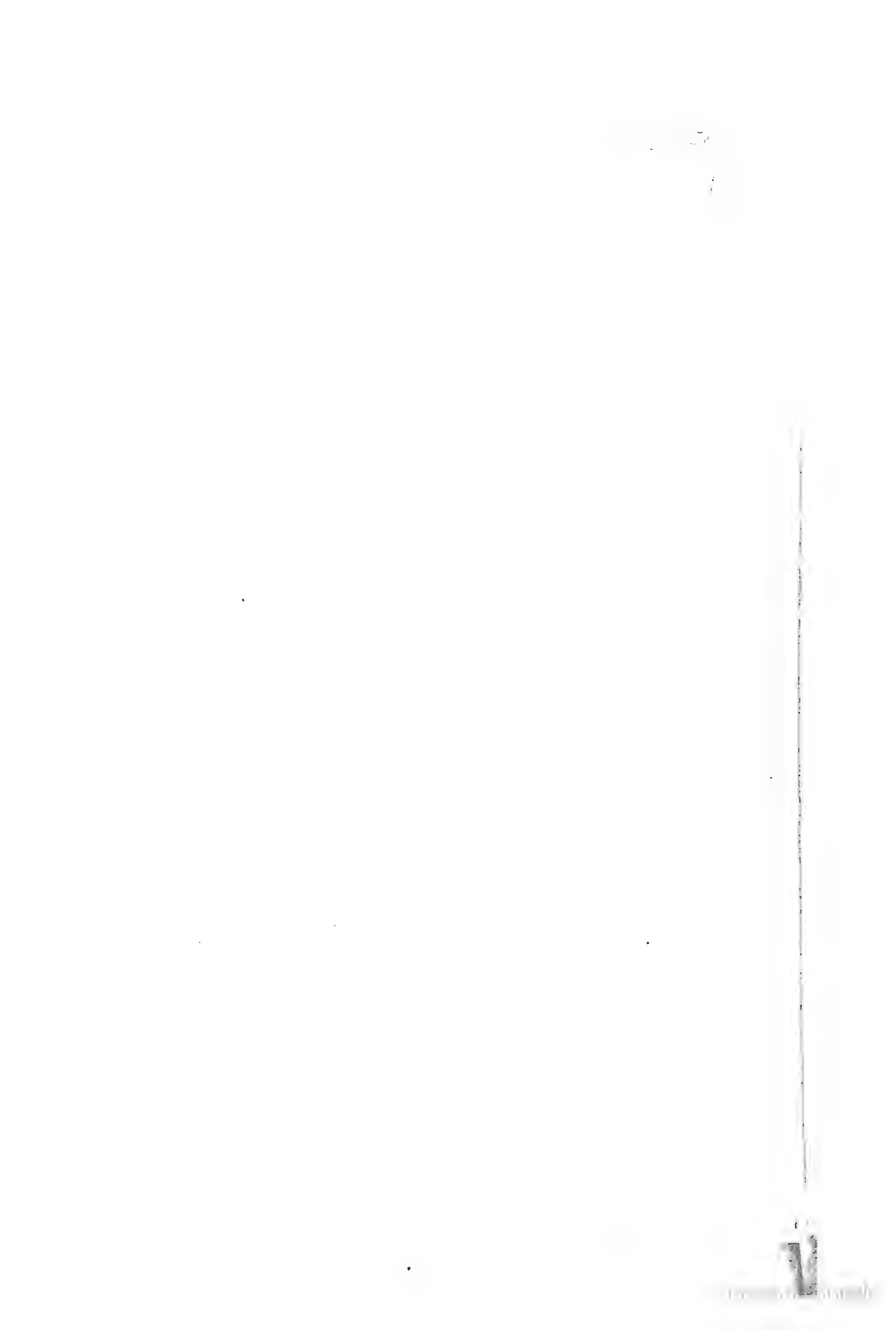
Druck von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky) in Wien.



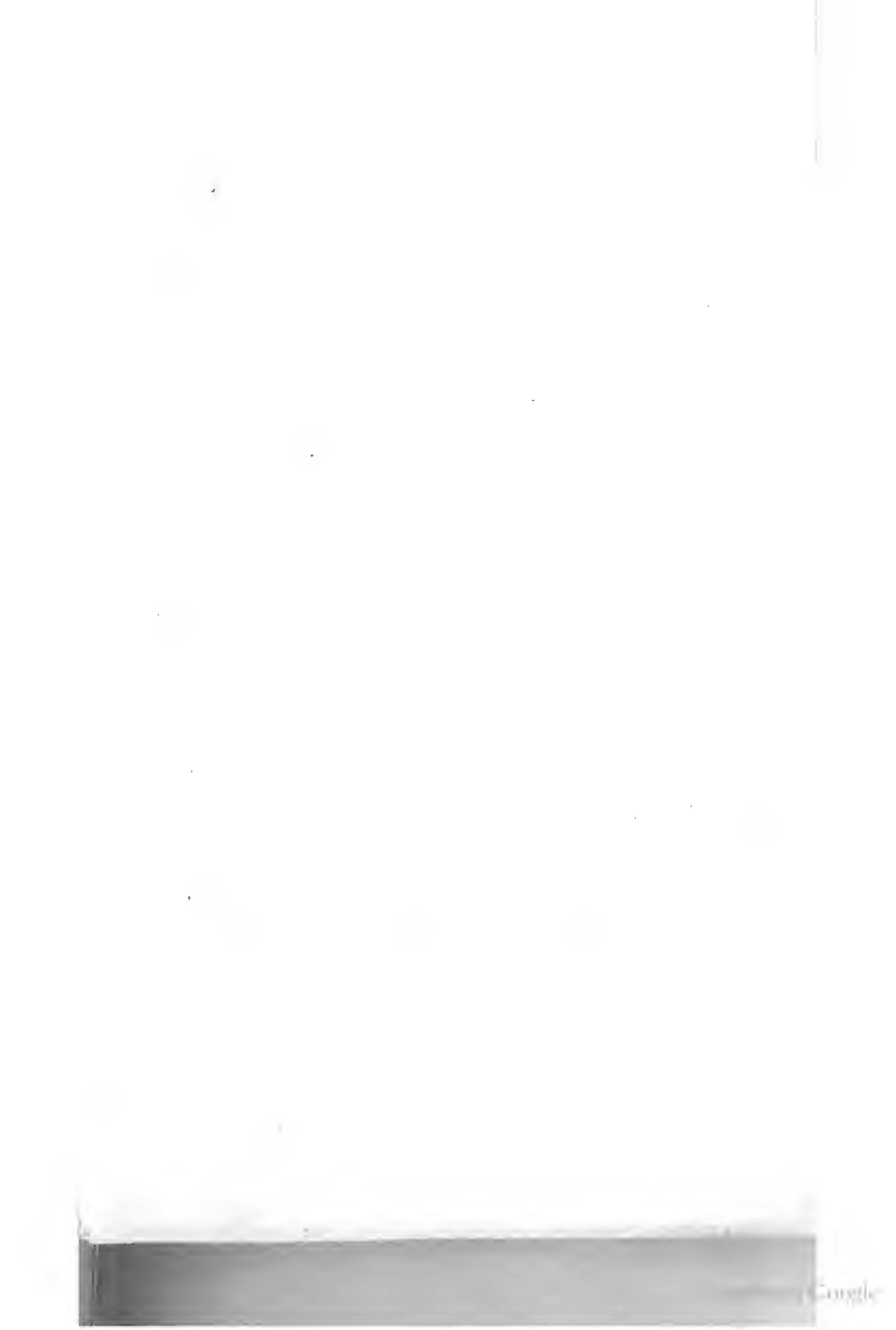




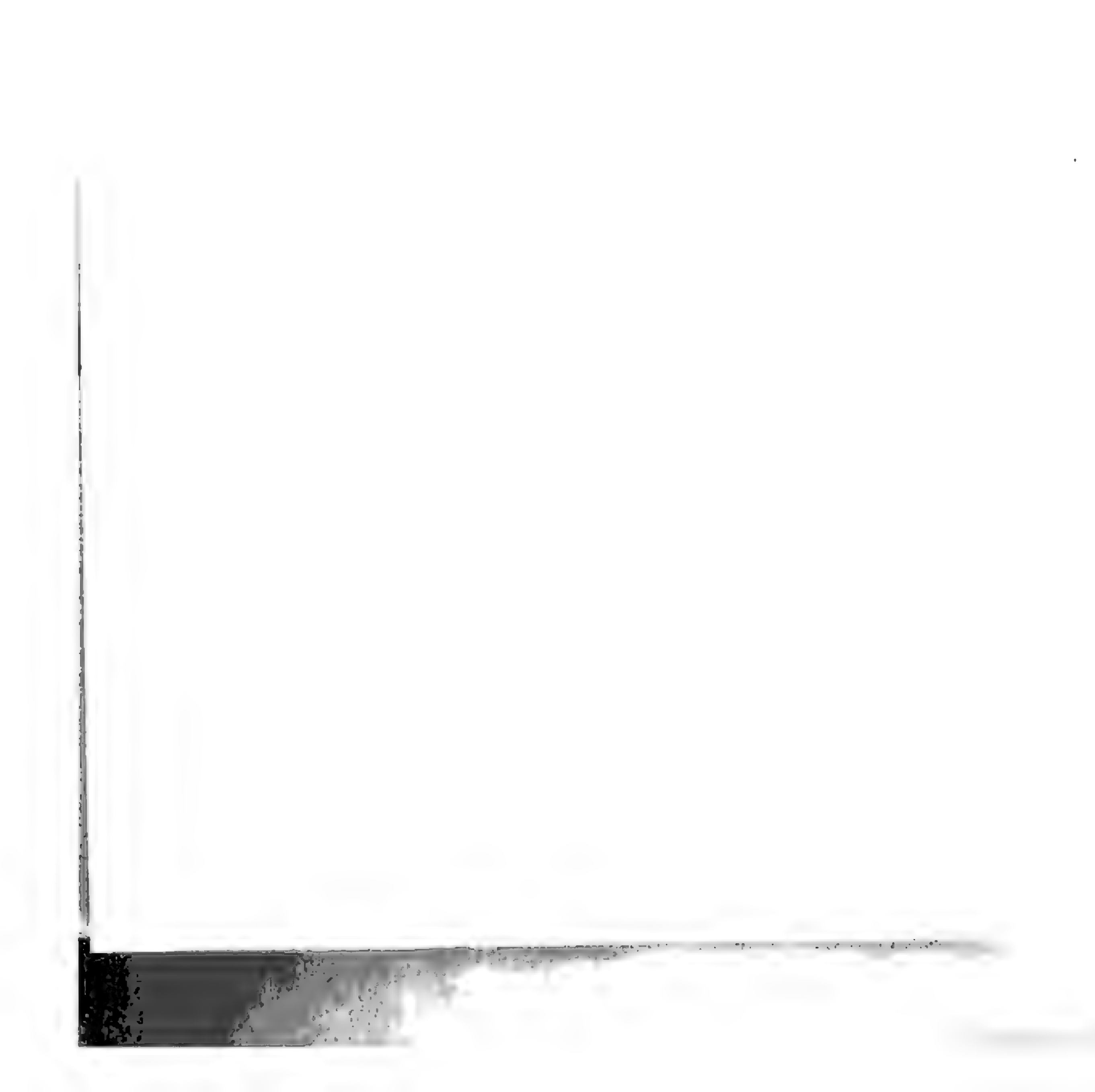


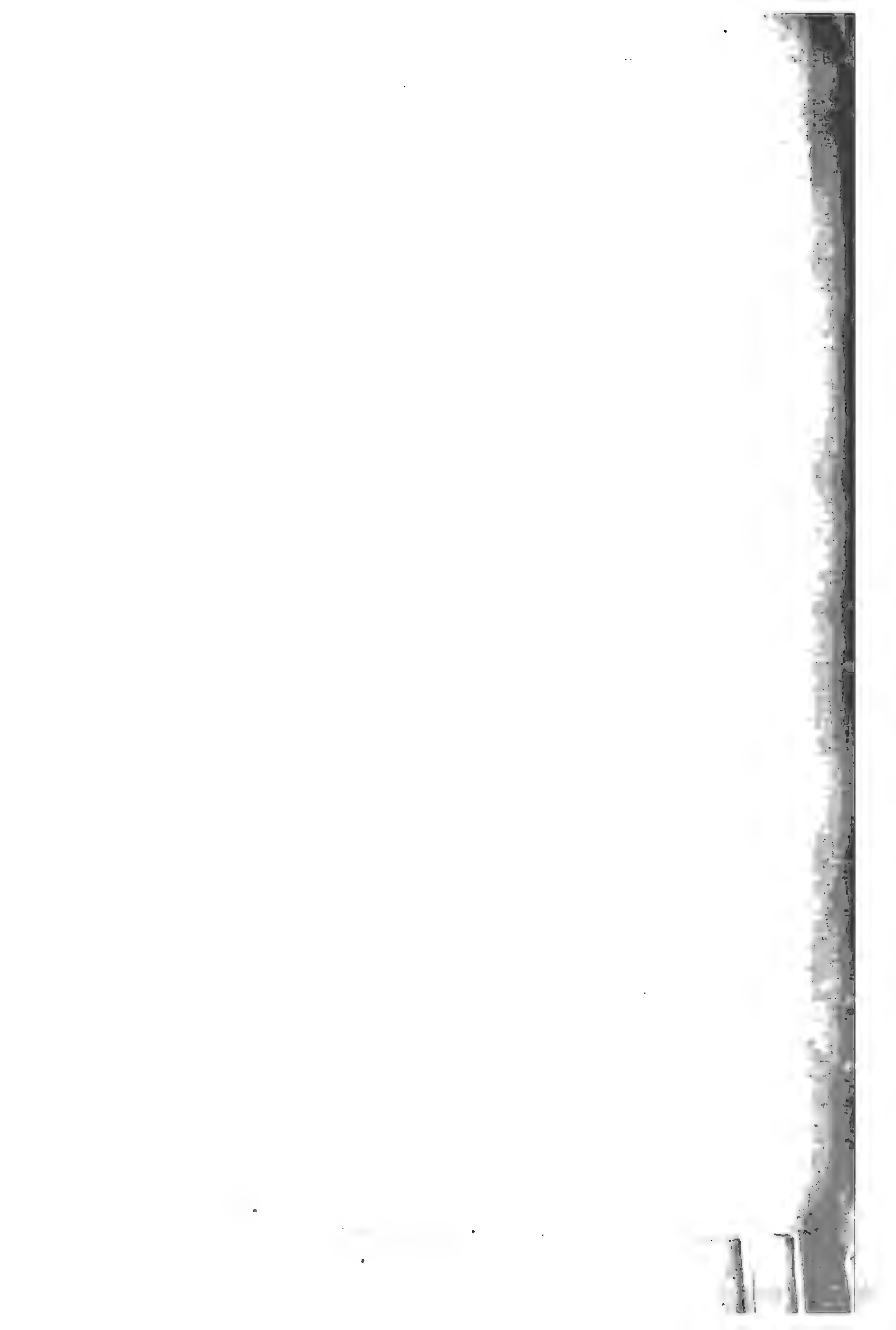


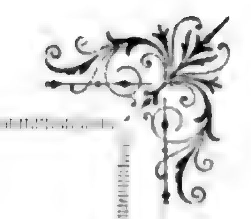










Oesterreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

geleitet und herausgegeben

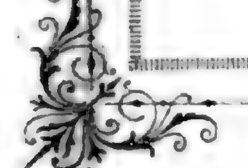
von

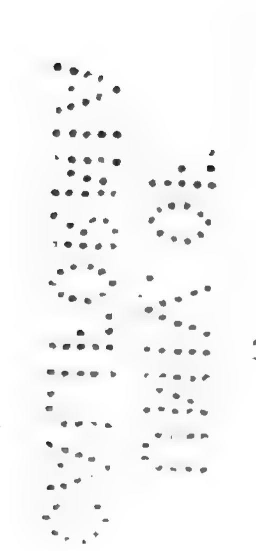
Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me
alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Achter Jahrgang.

Wien, 1884.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.







Bronze - Helm

aus dem Passe Lueg bei Salzburg (Seite 98).

Oesterreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

geleitet und herausgegeben

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me
alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Achter Jahrgang.

Wien, 1884.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.

Nachruf

an weiland

Ihre k. und k. Hoheit die durchlauchtigste Erzherzogin-Aebtissin

Maria Antoinette,

Prinzessin von Toscana.

So ist es wahr und müßen wir es glauben?
Der holde Gott, der sonst nur Blumen bringt,
Er kam, um uns die lieblichste zu rauben?!
Der sonst des Lebens junge Kränze schlingt,
Dich nahm er hin in Deines Lebens Blüthe,
Die selbst ein Frühling Du an Lieb' und Güte!

Ob er vielleicht von Deinem Blumenleben
Ein duftig Theil zu seinem Werk gebraucht?
Ob Deine Seele nun in Waldesweben,
Im Veilchendufte uns entgegenhaucht?
Wo auch Dein Geist sich sonnt — Dein kindlich Lieben,
Dein Herz, gewiß, es ist bei uns geblieben.

Ein doppelt Sehnen füllte all' Dein Wesen;
An Deiner Erdenheimat hing Dein Herz,
Für diese Heimat wolltest Du genesen,
Doch Deine Seele strebte himmelwärts.
O herbes Weh, wenn sich, was Eins war, trennet!
O bitt'rer Kampf, den man das Sterben nennet!

Du schiedest schwer, nicht um der Erde Flitter —
Den lernte früh Dein heil'ger Sinn verschmäh'n —
O Engelsherz, Dir war das Scheiden bitter,
Weil noch so viel des Guten ungescheh'n,
Weil Du so treu, so heiß geliebt die Deinen,
Daß Du sie leiden sahst, das hieß Dich weinen.

Und noch der Heimat mochtest Du gedenken,
Der schönen Berge, die Du so geliebt,
Der Dunkelröslein, die zum See sich senken,
Des Silberschaums, der von dem Felsen stiebt —
Und dort die Stadt am grünen Alpenstrome,
Mit Fels und Burg und hohem Kuppeldome!

So kommst Du wieder! Ach, mit Frühlingskränzen,
Bedecken wir Dein bleiches Erdenbild!
Dich aber sieht des Geistes Aug' erglänzen
Als schönen Engel dort im Lichtgefild,
Und sieht, wie Du die Hände betend faltest,
An Gottes Thron als unser Schutzgeist waltest.

Adolph Bekk.

Zur Heiraths-Politik der Dynastie Habsburg-Lothringen.

Von Karl Peez.

Weltbekannt geworden ist der Spruch: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube!“ Ein Gemeinplatz mancher Gymnasien ist ferner die Aufzählung der drei vor allen anderen glückbringenden Ehen, welche zum Beginne der Neuzeit in drei aufeinander folgenden Generationen des Erzhauses geschlossen wurden: die burgundisch-niederländische des Erzherzogs Maximilian, die aragonisch-castilische des Erzherzogs Philipp und die böhmisch-ungarische des Erzherzogs Ferdinand. Weniger hält man sich aber gewöhnlich die Thatsache vor Augen, daß diese drei Ehen, wenn sie auch den gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts arg bedrohten Bestand der Dynastie sichern halfen, ja sogar wesentlich zur Großmachtstellung beitrugen, die dem Hause Habsburg seitdem geblieben ist, doch nur Glieder einer sorgfältig angelegten Kette von Heirathen waren, die zum mindesten ebensoviel Einfluß auf die Entwicklung der Monarchie gehabt haben, wie Friedensschlüsse oder Verträge. Das Haus Habsburg und nach ihm das der Lothringer haben es von jeher verstanden, durch klug ausgedachte und abgeschlossene Ehebündnisse dem Staatswesen wichtige Vorrechte, Länder-Vereinigungen und Angliederungen zu verschaffen. Recht deutlich tritt dieses Bestreben seit der, wenn auch nicht definitiven, so doch continuirlichen, Berufung des Hauses zum deutschen Kaiserthrone hervor.

Die Heirathen, welche in diese Zeit fallen, sind daher von erhöhter politischer Bedeutung und verdienen wohl einen kurzen Ueberblick. Von der Generation der beiden Kaiser Albrecht II. und Friedrich III. (resp. IV.), also vom Beginne des 15. Jahrhunderts

bis zum Jahre 1806, in welchem Kaiser Franz II. auf die deutsche Krone verzichtete, sind 97 Ehen von Mitgliedern der Dynastie abgeschlossen worden. Wie zu erwarten, entfällt das Haupt-Contingent der Auserwählten (34 Personen) auf deutsche Fürstenhäuser; die italienischen Fürstenhäuser weisen 22 Verbindungen auf, dann folgt Spanien mit 10, Frankreich und Polen mit je 8, Portugal mit 7, Böhmen-Ungarn mit 3, Schottland, England, Burgund, Dänemark, Rußland, Siebenbürgen mit je einer Heirath. Durchwandeln wir diese Ländergebiete ihrer geographischen Reihenfolge nach und betrachten wir an der Hand der Geschichte ihre dynastischen und politischen Beziehungen zum Wiener Hofe.

Wir beginnen mit dem Südwesten Europa's, mit Portugal, das 7 Prinzen und Prinzessinen mit dem Erzhause verschwägert hat[1]). Diese Heirathen beginnen mit der Ehe des Kaisers Friedrichs III. (resp. IV.) und der Prinzessin Eleonora, und schließen 1708 mit der Hochzeit der Erzherzogin Maria Josepha, Tochter Kaiser Leopold I. mit König Johannes V. Sehr nahe liegt die Frage, warum Friedrich IV., dessen diplomatisches Talent in unseren Tagen immer mehr Würdigung erfährt, gerade aus Portugal seine Gemahlin nahm? Ein Blick auf die Geschichte des Landes zeigt uns, daß damals gerade das „Heroen-Zeitalter Lusitaniens" angebrochen war. Portugal, begünstigt durch seine vorgeschobene Lage am atlantischen Weltmeere, Erbe der hochentwickelten maurischen Cultur und geleitet von einer begabten Herrscherfamilie, begann damals seine Entdeckungen und Eroberungen. Im Jahre 1452, als Kaiser Friedrich die Prinzessin Eleonora, Tochter König Eduard's (1433—1438) und Nichte des bekannten Prinzen Heinrich „des Seefahrers", heimführte, waren die Portugiesen bereits bis Guinea vorgedrungen; bald hatten sie ganz Afrika umsponnen, große Schätze flossen in Lissabon zusammen, der portugiesische Hof war einer der reichsten und glänzendsten in Europa. Sollte einstmals die einheimische Herrscherfamilie erlöschen,

---

[1]) 1452 Kaiser Friedrich IV. und Prinzessin Eleonora,
1519 Erzherzogin Eleonora und König Emanuel,
1525 Erzherzogin Katharina und König Johann III.,
1526 Kaiser Karl V. und Prinzessin Isabella,
1543 König Philipp II. und Prinzessin Maria,
1553 Erzherzogin Johanna, Infantin von Spanien und Prinz Johann,
1708 Erzherzogin Maria Josepha und König Johann V.

so war das Erbe ein unermeßliches. Es ist also durchaus nicht zu verwundern, daß diejenigen Höfe, welche eine geschickte Diplomatie besaßen, Familienverbindungen mit Portugal suchten. Es ist bekannt, daß die burgundische Dynastie in Portugal wirklich im Jahre 1580 ihr Ende fand und die spanische Linie des Erzhauses Universal-Erbin ward. Vorhergegangen waren sechs Heirathen mit dem Hause Habsburg. Außer demselben glaubten erbberechtigt zu sein die Häuser (Farnese) Parma und Savoyen. Sechzig Jahre (1580—1640) war Portugal in spanisch-habsburgischen Händen, dann rang es sich unter der Familie Braganza los; nach weiteren sechzig Jahren (1700) starb die Familie seiner früheren Herrscher in Spanien aus, weder die österreichische noch die spanische Linie des Hauses Habsburg hatten, getreu der Familien-Allianz, während dieser Zeit, d. i. während der Jahre 1640 bis 1700, eine Verbindung mit der neuen Dynastie geschlossen. Erst nach dem Aussterben der spanischen Linie, als das Testament Karl II. den Bourbonen Philipp von Anjou auf den spanischen Thron berufen und lange Feindseligkeiten mit demselben in Aussicht standen, gab Kaiser Leopold I. seine Tochter Maria Josepha dem Könige Johann V. Seit dieser Zeit ist bis 1806 keine weitere directe Verbindung der beiden Dynastien vorgekommen.

Das nächste Land im Südwesten Europa's wäre Spanien, das in dem erwähnten Zeitraume durch zehn Heirathen[1]) an Oesterreich geknüpft wurde. Sie beginnen 1496 mit der bekannten, für Oesterreich so viel Glück und so viel Verwickelungen bringenden Ehe Erzherzog Philipp's „des Schönen" mit Johanna „der Schwermüthigen", Erbtochter von Castilien und Leon, Aragonien und Navarra, der beiden Sicilien, von Sardinien und Mallorca. Kurze Zeit vor dieser Ehe hatten sich den spanischen Seefahrern die Pforten des neuen Continentes im Westen aufgethan, kurze Zeit nach derselben liegen ihnen große unbekannte Welten, mächtige starkbevölkerte

[1]) 1496 Erzherzog Philipp „der Schöne" mit Johanna, Infantin von Spanien,
1497 Erzherzogin Margaretha I. mit Johann, Infant von Spanien,
1548 Kaiser Max II. mit Maria, Infantin von Spanien,
1570 Erzherzogin Anna mit König Philipp II. von Spanien,
1599 Erzherzog Albrecht mit Isabella, Infantin von Spanien,
1599 Erzherzogin Margaretha mit König Philipp III.,
1631 Kaiser Ferdinand III. mit Maria Anna, Infantin von Spanien,
1649 Erzherzogin Maria Anna mit König Philipp IV.,
1666 Kaiser Leopold I. mit Margaretha, Infantin von Spanien,
1764 Kaiser Leopold II. mit Maria Luisa, Infantin von Spanien.

Staaten zu Füßen. Der älteste Sohn dieser Ehe, Karl, ist mit sechzehn Jahren bereits (der erste) König von Spanien, König beider Sicilien, und wird in der Folge Kaiser von Deutschland und „Herr der beiden Indien"; der jüngere, Ferdinand, erhält die österreichischen Lande seines Großvaters Maximilian und ist berufen, durch seine Ehe der Gründer der jetzigen österreichischen Monarchie zu werden. Beiden Brüdern entsprossen Aeste; in den Nachkommen Karl's vererbten sich die spanischen, burgundischen und italienischen Lande, sowie die immense Colonial-Macht; die Nachkommen Ferdinand's vereinigten mit ihren österreichischen Besitzungen die Kronen von Deutschland, Böhmen und Ungarn. Im 16. Jahrhunderte besaß die ältere spanische Linie das an Kriegsmacht, Reichthum und politischem Einflusse erste Staatswesen der Christenheit. „Wenn Spanien sich bewegt, zittert die Erde", hieß es damals. Es war daher für den Wiener Hof ein unberechenbarer Vortheil, daß beide Aeste eine Familien-Allianz geschlossen hatten und fest an ihr hielten. So konnten beispielsweise die am österreichischen Lebensmarke zehrenden Türkenkriege wesentlich mit spanischem Gelde bestritten werden. Die beiden Aeste scheinen sich aber nicht nur das Versprechen gegenseitiger Unterstützung, wie sie auch in allen Kriegen bis zum 18. Jahrhunderte geleistet wurde, sondern auch gegenseitiger Erbfolge gegeben zu haben. Bis in das 17. Jahrhundert führten die österreichischen Agnaten den spanischen Infantentitel, während sich die spanischen Könige als Erzherzoge von Oesterreich bezeichneten. Wir sehen daher auch in vier Generationen (den letzten des spanischen Astes) sieben Heirathen innerhalb des Hauses. Doch drängt sich seit dem Ministerium Richelieu auch Frankreich, dessen Lage inmitten der beiden verbrüderten Mächte keineswegs beneidenswerth war, in Spanien ein und bringt es in den zwei letzten Generationen der spanischen Linie auf vier Familien-Verbindungen.

Bekanntlich wurde die gewaltige Erbschaft: Spanien, Belgien, Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien, die Hälfte Amerikas und zahlreiche Colonien in Asien und Afrika, getheilt zwischen der französischen Seiten-Linie Anjou und dem Hause Habsburg. Letzteres bekam die europäischen Nebenlande. Sonstige Prätendenten waren Bayern und (abermals) Savoyen. Die Theilung war durchgeführt, aber die einander gegenüberstehenden Dynastien Habsburg und Anjou waren durch den Frieden nicht versöhnt. Dieser war auch kein naturgemäßer praktischer Austrag, d. h. er war nur praktisch, soweit er die Angelegenheiten Englands betraf;

und es war von vornherein zu erkennen, daß diesem großen Kampfe noch eine Reihe von kleineren Kämpfen folgen würden. Zudem gravitirte Spanien damals entschieden nach Frankreich. Demgemäß ließ sich auch erwarten, daß die beiden Höfe zu Wien und Madrid sich ziemlich fern stehen werden, und wirklich ist während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts keine spanisch-österreichische Ehe zu verzeichnen. Erst 1764 verehelichte sich der Erzherzog Leopold, der spätere Kaiser, mit der Infantin Maria Luisa, nachdem Spanien drei Jahre vorher, 1761, an die Seite des Erzhauses und Frankreichs in den Krieg gegen Preußen und England eingetreten war. Seit dieser Zeit ist bis 1806 keine Verbindung zwischen beiden Häusern vorgekommen.

Wesentlich anders als das Verhältnis des Erzhauses Spanien gegenüber stellt sich uns jenes zu *Frankreich*[1] bei näherer Betrachtung dar. Es ließ sich nicht anders erwarten, als daß das französische Königshaus, der alte Rivale des Erzhauses, demselben auch verwandtschaftlich fern bleiben werde. Als aber Spanien und die burgundischen Lande in habsburgischen Besitz übergingen, traten beide Dynastien in ein Verhältnis der Nachbarschaft, welches verwandtschaftliche Beziehungen nicht gut umgehen ließ. Politisch ziemlich gleichgiltig erscheinen zwar die französischen Ehen des österreichischen Astes; zu desto größeren Ereignissen aber gaben Anlaß die der spanischen Linie. König Philipp II. von Spanien hatte sich 1559 mit Prinzessin Isabella, der ältesten Tochter König Heinrich II. und der Catterina dei Medici, verbunden. Ihre Brüder, die Könige Franz II. Karl IX. und Heinrich III., starben binnen kurzem ohne legitime Nachfolge; bevor sie noch aus dem Leben geschieden, gewahren wir bereits Versuche König Philipp's, das Erbrecht seiner Gemahlin geltend zu machen und seine älteste Tochter aus dieser Ehe, die Infantin Isabella Clara Eugenia, Gemahlin des mit den Niederlanden und Burgund begabten Erzherzogs Albrecht, mit Hilfe der strengkatholischen Partei für

---

[1]) 1530 Erzherzogin Infantin Eleonora mit König Franz I. von Frankreich,
1559 König Philipp II. von Spanien mit Prinzessin Isabella von Frankreich,
1570 Erzh. Elisabeth m. König Karl IX. v. Frankreich,
1615 Inf. Anna Maria v. Spanien m. König Ludwig XIII. v. Frankreich,
1621 König Philipp IV. v. Spanien m. Prinzessin Isabella v. Frankreich,
1660 Inf. Maria Theresia v. Spanien m. König Ludwig XIV. v. Frankreich,
1679 König Karl II. mit Prinzessin Marie Louise von Orleans.
1770 Erzh. Marie Antoinette m. König Ludwig XVI. v. Frankreich.



den französischen Thron zu candidiren [1]. Es ist begreiflich, daß die Plane Philipp's nicht nach dem Geschmacke der französischen Politiker waren, da dann ihr Land vollständig in das Schlepptau der habsburgischen Welt-Monarchie genommen worden wäre. Daher ward der Standpunkt des salischen Gesetzes nach dem Tode Heinrich III. doppelt gern geltend gemacht und König Heinrich von Navarra, der älteste Sprosse der ältesten Seitenlinie des Hauses Capet-Valois doppelt gern als König aufgenommen. Nach langem Kampfe mit der in Paris herrschenden spanisch-guisischen Partei gelang es Heinrich IV. schließlich doch, sein Erbe anzutreten.

Sehen wir so die Erbschaftsplane des spanischen Hauses Habsburg in Frankreich scheitern, so gewahren wir andererseits die Plane des Hauses Bourbon auf den spanischen Thron von Erfolg begleitet. Besonders in den letzten zwei Generationen der spanischen Linie dominirt unbedingt der Einfluß Frankreichs. Wir können demgemäß auch in derselben Zeit vier französische Heirathen der spanischen Habsburger constatiren. Darauf folgte die Theilung der großen spanischen Monarchie, in welcher — Dank der Politik Englands — die Wünsche Frankreichs mehr Berücksichtigung fanden, als die des Erzhauses. Frankreich gegenüber ist also die Familienpolitik des Hauses Habsburg entschieden im Nachtheile geblieben.

* * *

Wir wenden uns nun nach England und betrachten die Verhältnisse, welche 1554 zur Ehe Philipp II. und der Königin Maria führten. Ein Jahr vorher war Maria's Bruder Eduard VI. gestorben,

---

[1]) Wir machen uns am besten eine Vorstellung von der imponirenden Größe dieses Entwurfes, wenn wir uns erinnern, daß die Hauptlinie des Erzhauses damals die erste Macht der Christenheit und Herrscherin in Amerika, Spanien und Italien war, daß die zweite Linie des Hauses die Kronen von Deutschland, Böhmen und Ungarn bereits mit den österreichischen Besitzungen vereinigt hatte, daß in Belgien und Ost-Frankreich ein dritter Habsburger herrschte und daß eben damals das Erzhaus die größten Anstrengungen machte, sich in den dauernden Besitz von Polen und England zu setzen. Wäre es ihm gelungen, auch noch Frankreich zu erobern, so wäre damit die gebildete Welt um die Lösung eines der anscheinend schwierigsten Probleme reicher geworden, um die Lösung des Problems die Völker Europas zu einigen. Aber ebenso wie es 2½ Jahrhunderte später dem genialen Corsen geschah, nahe der Vollendung entschlüpfte das Werk den Händen des Meisters und zerbrach.

ein weiterer männlicher Sprößling des Hauses Tudor war nicht da, die älteste Schwester Maria also unbestritten die Erbin der Krone; die Königin, eine eifrige Katholikin, wollte ihrem Glauben in England wieder das Uebergewicht über die Neuerer geben. Dies konnte sie am besten durch eine Verbindung mit dem mächtigsten katholischen Hause der Erde, dem Hause Habsburg; 1554 reichte sie dem Könige beider Sicilien und Herzoge von Mailand, Don Felipe, ihre Hand. Ein Verhängnis wollte aber, daß die Königin schon nach vier Jahren kinderlos starb. Wäre ein Sohn aus dieser Ehe hervorgegangen, so hätte er voraussichtlich England geerbt; schwerlich wäre die Erhebung der Niederlande geglückt, schwerlich hätte sich dann auch nach dem Aussterben der Valois Frankreich der spanischen Politik erwehren können. — Das Project der Ehe Erzherzog Karl's mit der Königin Elisabeth mag wohl gleichfalls dem Gedankengange von Seite des Erzhauses entsprungen sein, auf diese Weise im Inselreiche Einfluß zu gewinnen, doch hat es gleichfalls keine weitgehenden politischen Folgen gehabt.

Welche die Gründe gewesen sind, die 1448 den Erzherzog Sigismund von Tyrol zur Ehe mit der Prinzessin Eleonora von Schottland bewogen, ist schwer zu erkennen. Vielleicht lagen derselben gar keine politischen Absichten zu Grunde. Dagegen hochpolitisch wäre die Verbindung der verwitweten Königin Maria Stuart mit dem Erzherzoge Karl, oder mit dem unglücklichen Infanten Don Carlos geworden, wenn eines der beiden Projecte Leben gewonnen hätte. Maria, deren Mutter der Familie der Guisen entstammte, war durch ihren langen Aufenthalt in Frankreich, dessen König sie geheirathet, ihrem inzwischen presbyterianisch gewordenen Lande entfremdet worden, und fühlte sich, nach Schottland zurückgekehrt, inmitten des Getriebes der religiösen Parteien in höchst unsicherer Stellung. Eine Verbindung mit der einflußreichsten Dynastie der damaligen Zeit, dem Hause Habsburg, schien ihr daher vortheilhaft. Es entspannen sich lange Unterhandlungen, welche aber von Frankreich und England hintertrieben wurden, die den Herzog von Alençon, den Grafen Leicester und schließlich den Grafen Darnley candidirten. Der Letztere ward denn auch Gemahl der Königin.

Der hohen Politik gehört weiters die im Jahre 1477 abgeschlossene Heirath des Erzherzogs und späteren Kaisers Maximilian mit der Prinzessin Maria von Burgund an. Schon Rudolf von Habsburg, der Gründer der Dynastie, hatte bereits hoch in Jahren eine burgundische Prinzessin

geehelicht und damit gezeigt, welchen Werth er auf eine nähere Verbindung mit diesem Lande legte. Der gekrönte Alterthümler Friedrich III. folgte dem von seinem Ahnherrn gegebenen Winke und verheirathete seinen Sohn Max mit der Prinzessin Maria. Dieselbe war die einzige Tochter des im gleichen Jahre gefallenen Herzogs Karl des Kühnen, welcher Besitzer des größten Theiles der heutigen Königreiche Niederlande und Belgien, sowie weiter Länderstrecken im heutigen Frankreich und Deutschland gewesen war. Diese Ländermasse stand unter der Oberhoheit der beiden Reiche, welche demnach das Recht hatten, sie als verfallene Reichslehen einzuziehen, was Frankreich auch mit dem Herzogthume Bourgogne und der Grafschaft Artois that. Der Kaiser zog es aber vor, mit den auf deutscher Seite befindlichen Territorien seine Kinder als Erben des gefallenen Herzogs zu belehnen. Auf diese Weise kamen die reichsten gewerbefleißigsten und ergiebigsten Länder des damaligen Europa an das Haus Habsburg, um demselben Jahrhunderte lang anzugehören. Am längsten stand Belgien unter dem Erzhause, bis zum Jahre 1797. Als ein kleines Beweismittel für die Wichtigkeit dieses Ehebündnisses diene der Umstand, daß man um die Neige des 15. Jahrhunderts in den Niederlanden allein 350 Städte zählte.

Betrachten wir die eventuelle Veranlassung zur einzigen d ä n i s c h e n Heirath des Erzhauses, nämlich jener der Erzherzogin Isabella, Schwester Karls V., mit König Christian II. von Dänemark, Norwegen und Schweden im Jahre 1514, so dürfte wohl das Hauptgewicht auf die beiderseitige Absicht zu legen sein, sich die mächtige Nachbar-Dynastie zu verbinden. Besondere Folgen erwuchsen dieser Ehe nicht wegen der ungünstigen Zeitläufte — der König Christian wurde 1523 vertrieben, ohne daß Karl V. ihm helfen konnte — und wegen des frühzeitigen Todes der Erzherzogin (1526) sowie ihres Sohnes (1532).

Wenig Folgen hatte ferner wegen frühen Todes die kinderlose Ehe des Erzherzogs Joseph Anton, Bruders des Kaisers Franz II. mit der r u s s i s c h e n Großfürstin Alexandra Paulowna, Tochter des Zaren Paul. Sie war ein Ausdruck der freundschaftlichen Beziehungen, in welchem zum Beginne unseres Jahrhunderts beide Vormächte des Ostens standen.

Ebenso wenig bildete die 1595 abgeschlossene Heirath der Erzherzogin Maria Christine, Schwester Kaiser Ferdinand II., und des Großfürsten Sigismund Bathory von S i e b e n b ü r g e n einen Ausgangspunkt für große politische Combinationen. Siebenbürgen ward zwar drei Jahre

darauf an den Kaiser Rudolph abgetreten, erhob sich aber noch im selben Jahre, um unter türkischer Oberherrschaft sein halb unabhängiges Dasein noch weitere hundert Jahre zu fristen. Seit dieser Zeit ist kein ehelicher Bund zwischen den Dynastien beider Staaten zu verzeichnen.

Ganz anders hingegen gestaltete sich das Verhältnis Oesterreichs zu Polen[1]). Dasselbe war fast beständig ein freundliches, da die Machtsphäre der beiden Staaten verschieden, die Interessen aber beinahe stets gleich waren. Demgemäß begegnen wir auch acht polnisch-österreichischen Familien-Verbindungen. Die erste derselben ist die Heirath Kasimir III. mit der Erzherzogin Elisabeth, Tochter Kaiser Albrecht II., im Jahre 1454. Diese Ehe hat wahrscheinlich ihren Grund in der Erwartung des Königs Kasimir gehabt, daß nach dem eventuellen kinderlosen Tode seines Schwagers Ladislaus des Nachgebornen die Erbschaft an ihn oder an seine Nachkommen fallen werde. So kam es denn auch, freilich nicht unmittelbar; denn erst nach dem Tode der Nachfolger Ladislaus', Georg's von Podiebrad und Mathias' des Corvinen, wurde Kasimir's Sohn Wladislaw zum Könige der beiden Reiche Böhmen und Ungarn gewählt. Kasimir's Enkel Sigismund II. August heirathete nach einander zwei Töchter Ferdinand I. Selbst nach dem Eintreten des Wahlkönigthums hören diese Verbindungen nicht auf. Sigismund III. Wasa heirathet nach einander zwei Schwestern Ferdinand II.; dessen Sohn Wladislaw IV. eine Schwester Ferdinand III.; Michael Wisniowiecki freit eine Tochter Ferdinand III., August III. von Sachsen-Polen eine Tochter Joseph I. Nicht nur direct, auch indirect haben polnische Könige in das Erzhaus hineingeheirathet und sich mit nahe verschwägerten Familien, z. B. Mantua, Bayern, gern verbunden. Gehen wir alle die einzeln aufgeführten Ehen durch, so fällt uns auf, daß stets nur polnische Könige sich mit Angehörigen des Erzhauses verehelicht haben. Zumeist dürfte bei diesen Ehen nur das Bestreben obwaltend gewesen sein, durch eine Familien-Verbindung in ein näheres Verhältnis zu dem Wiener Hofe zu treten. Polens Könige

---

[1]) 1454 Erzh. Elisabeth von Oesterreich mit König Kasimir III. von Polen,
1543 Elisabeth von Oesterreich mit Sigismund II. August von Polen,
1553 Katharina von Oesterreich mit Sigismund II. August von Polen,
1592 Anna von Oesterreich mit Sigismund III. von Polen,
1605 Constanze von Oesterreich mit Sigismund III. von Polen,
1637 Cäcilia Renata von Oesterreich mit Wladislaw IV. von Polen,
1670 Eleonora von Oesterreich mit Michael (Wisniowiecki) von Polen,
1719 Maria Josefa von Oesterreich mit (Friedr.) August II. von Polen.

bedurften Oesterreichs Freundschaft, um sich bei ihren Unternehmungen nach Norden und Osten den Rücken zu decken. Hingegen kam es auch vor, daß Habsburger, wie Kaiser Max II. 1575 oder Erzherzog Max III. 1586—1588 von polnischen Parteien zur Krone berufen wurden. Als während des 16. Jahrhunderts der Protestantismus sich ausbreitete, waren Polen und Habsburg bald die katholischen Hauptmächte im Osten und als solche oftmals verbündet. Gegen Schweden und Türken haben sie sich abwechselnd die Hände gereicht. Einen Streitpunkt hätte es zwischen beiden Mächten allerdings gegeben: die Krone Böhmen; seitdem diese aber von dem Hause Habsburg erworben war und die litthauische Dynastie in Polen ihre Augen nach Osten gerichtet hatte, läßt sich ein beinahe ununterbrochen gutes Verhältnis zwischen Polen und Oesterreich nachweisen.

Wir gelangen damit zur Besprechung des Verhältnisses zu Böhmen-Ungarn[1]). Schon einmal hatte das Erzhaus durch die Ehe Herzog Albrecht's, des späteren Kaisers, mit Elisabeth, der Erbtochter Kaiser Sigismunds, beide Kronen erworben. Durch die Wahl der neuen Landsmann-Könige Georg von Podiebrad und Mathias Huniady waren sie aber den Händen der österreichischen Dynastie entrollt. Nach dem Tode dieser Herrscher waren sie an eine Seitenlinie des polnischen Königshauses gelangt, die aber nicht mit genügender Macht ausgestattet war und bereits stark von den Einfällen der Osmanen zu leiden hatte. Es war vorauszusehen, daß sich die türkische Macht immer mehr nach Norden entwickeln werde; das ein wenig schmalgebaute österreichische Territorium bedurfte nach einem wichtigen Grundsatze der Strategie eines Glacis, und daher setzte der Wiener Hof seine ganze Kraft daran, das Ziel, welches bereits in frühen Zeiten der Habsburger-Herrschaft in's Auge gefaßt war, zu erreichen, Böhmen und Ungarn dauernd zu erwerben. Mit dem Aufgebote aller diplomatischen Mittel strebte der alternde Max I. diesem Ziele zu und scheute sich nicht, selbst gleichzeitig mit seiner Enkelin Maria als Ehe-Candidat aufzutreten, falls sein Enkel Ferdinand der Heirath mit der Prinzessin Anna abgeneigt sein sollte. Der Enkel hatte aber ein Einsehen, zu seinem großen Glücke, denn Anna

[1]) 1421 Herzog, später Kaiser Albrecht II. mit Elisabeth, Tochter Sigismunds, 1521 Erzh. Maria von Oesterreich m. König Ludwig II. v. Böhmen-Ungarn, 1521 Erzh. später Kaiser Ferdinand I. mit Anna v. Böhmen-Ungarn.

war nicht nur eine vortreffliche Gattin, sondern sie brachte auch ihrem Gemahle nach ihres Bruders, des kinderlosen Königs Ludwig, Schlachtentode bei Mohacs im Jahre 1526 das Anrecht auf die Kronen von Böhmen und Ungarn mit. Daß Ferdinand hochherzig auch die Stimmung der beiden Völker befragte und von beiden gewählt wurde, ist bekannt. Glücklich traf es sich freilich für ihn, daß der gefährlichste Mitbewerber, der Polenkönig, im Norden beschäftigt war und die im Süden drohende türkische Macht die Magnaten geschmeidiger machte; jedenfalls aber hat die habsburgische Doppelehe mit Böhmen-Ungarn wesentlich dazu beigetragen, den Uebergang an die neue Dynastie zu erleichtern und den Grund zu legen zu dem modernen Kaiserstaate.

* * *

Wir gelangen nun zur Besprechung der Ehen mit den italienischen Fürstenhäusern. Dieselben, 22 an der Zahl, vertheilen sich folgendermaßen: Mantua (Gonzaga) 6, Toscana (Medici) und Neapel (Bourbon) je 4, Sardinien (Savoyen) 3, Parma (Bourbon) 2, je 1 mit Ferrara und Modena (beides Este) und Mailand (Sforza).

Vor allem auffallend erscheint die große Anzahl mantuanischer Heirathen.[1]) Schwerlich werden sich dieselben allein durch das Streben nach dem Besitze des überaus festen und wichtigen Platzes erklären lassen; wir müßen wohl auch in Rechnung ziehen, daß sich seit Ende des 15. Jahrhunderts die Republik Venedig unaufhaltsam nach Westen, bis in die Nähe von Mailand, ausbreitete und ihr eine Erwerbung von Mantua sehr willkommen sein mußte. Es wäre daher leicht zu errathen, warum die Herzoge von Mantua sich mit Vorliebe an Oesterreich anlehnten und warum andererseits die kaiserliche Politik, die nie auf ihre italienischen Pläne verzichtete, auf die Familien-Verbindungen mit dem Hause Gonzaga so großes Gewicht gelegt hat. Sie wollte stets etwaigen

---

[1]) 1549 Erzherzogin Katharina mit Franz von Mantua,
1561 Erzherzogin Eleonora mit Wilhelm von Mantua,
1582 Erzherzog Ferdinand von Tyrol mit Anna von Mantua,
1622 Kaiser Ferdinand II. mit Eleonora von Mantua,
1649 Erzherzogin Isabella von Tyrol mit Karl III. von Mantua,
1651 Kaiser Ferdinand III. mit Eleonora von Mantua.

Eroberungsgelüsten Venedigs gegenüber Erbansprüche geltend machen. Im Jahre 1707, während des spanischen Erbfolgekrieges, wurde der letzte Herzog von Mantua wegen Felonie entsetzt und sein Land den habsburgischen Besitzungen angegliedert, denen es bis zur französischen Invasion angehörte.

Ebenfalls von großer Wichtigkeit für eine jede Macht, die auf die Geschicke Italiens Einfluß nehmen will, ist der Besitz von Mailand, der Centrale Ober-Italiens. Sitz einer blühenden Industrie, nahm Mailand überdies im 15. und 16. Jahrhunderte eine hohe Stellung auf dem europäischen Geldmarkte ein. Daher wird wohl auch der strengste Ahnenmeister entschuldigen, daß der mitunter von Geldnöthen geplagte Kaiser Max I. sich herabließ zur Heirath mit Bianca Sforza, deren Großvater Francesco ein Söldnerführer, deren Urgroßvater Attendolo ein Bauer gewesen war. Im Jahre 1535 starb das Haus Sforza aus, Kaiser Karl V. zog das Herzogthum als erledigtes Reichslehen ein und belehnte seinen Sohn Don Felipe damit, denselben, der in der Folge König beider Sicilien und König von Spanien wurde. Bei Spanien blieb Mailand bis zum Jahre 1707, in welchem Oesterreich sich für anderthalb Jahrhunderte (mit geringen Unterbrechungen) in seinen Besitz setzte.

Sein westlicher Nachbarstaat Savoyen hat in demselben Zeitraume (von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis 1806) drei Verbindungen [1]) mit dem Erzhause aufzuweisen; dieselben beginnen 1501 mit der Ehe der großen Erzherzogin Margaretha I. mit Philibert II. von Savoyen und setzen sich mit langen Unterbrechungen bis in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts fort. Stets sind es savoyische Prinzen und Fürsten, die in das Erzhaus hereinheirathen. Jedenfalls war die habsburgische Politik Savoyen gegenüber defensiv und nur einmal, zur Zeit Karls V., vereinigte sie sich mit Frankreich zur Theilung Savoyens, dem damals große Gebiete entrissen wurden. Demgegenüber hatte Savoyen eine stark zugreifende Heiraths-Politik. Wir haben schon bemerkt, daß es bei den habsburgischen Erbschaften in Portugal 1580 und Spanien 1700 als Gegenwerber auftrat. Dasselbe geschah 1740, als der Mannesstamm des österreichischen Hauses erlosch und das lothringische Herzogshaus die

---

[1]) 1501 Erzherzogin Margaretha I. mit Philibert II. von Savoyen,
1585 Infantin Katharina von Spanien mit Karl Emanuel von Savoyen,
1789 Erzherzogin Maria von Oesterreich mit Viktor Emanuel von Savoyen.

Erbschaft antrat. In den beiden letzten Fällen erwarb Savoyen benachbarte Länderstriche vom Erzhause.

Die doppelte Verbindung mit Parma [1]) ist für das Haus Habsburg ohne weitere Folgen geblieben, als diejenige, daß Maria Theresia's Politik für das Herzogthum maßgebend war.

Nicht so war es mit Modena der Fall, wo die 1771 abgeschlossene Ehe des Erzherzogs Ferdinand mit der Prinzessin Maria von Este zur Errichtung einer habsburgischen Tertiogenitur im genannten Lande Veranlassung gab, da der Schwiegervater des Erzherzogs, Herzog Ercole Rinaldo, keinen männlichen Sproßen hinterließ.

Auch das blühende Toscana gelangte, freilich nicht durch Erbschaft, an das Erzhaus. Vier Heirathen [2]) waren von Habsburgern während dreier Generationen (der Kinder, Enkel und Urenkel Ferdinand I.) mit toscanischen Prinzen und Prinzessinen geschlossen worden, doch entschied keine derselben über das Schicksal des Landes. Noch zu Lebzeiten des letzten Mediceärs wurde ohne sein Zuthun über sein Erbe verfügt, 1718 wurde es einer bourbonisch-spanischen Seitenlinie zugesprochen, 1735 wurde die Anwartschaft auf Franz Stephan von Lothringen übertragen. 1737 starb Giovan Gastone, und Francesco I. (Franz Stephan von Lothringen) wurde jetzt Großherzog, welcher kurz vorher (1736) die Erzherzogin Maria Theresia, Erbtochter des Kaisers Karl VI. geheirathet hatte. So wurde Toscana eine österreichische Secundogenitur und blieb es bis auf unsere Tage (1860).

Es erübrigt noch die Verbindungen des Erzhauses mit dem Königreiche beider Sicilien [3]) zu besprechen, vier an der Zahl, welche sämtlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts abgeschlossen wurden. Damals war der Einfluß Frankreichs in Folge der revolutionären Bewegung in seinem Innern im Sinken, derjenige Spaniens in Folge

---

[1]) 1760 Kaiser Joseph II. mit Isabella von Parma,
1769 Erzherzogin Maria Amalia mit Ferdinand von Parma.

[2]) 1565 Erzherzogin Johanna mit Herzog Franz von Toscana,
1626 Erzherzog Leopold mit Prinzessin Claudia von Toscana,
1608 Erzherzogin Maria Magdalena mit Herzog Cosmus II. von Toscana,
1646 Erzherzog Ferdinand Karl mit Prinzessin Anna von Toscana.

[3]) 1768 Erzherz. Maria Karolina mit König Ferdinand IV. beider Sicilien,
1790 Kais. Franz II. mit Prinzessin Maria Theresia beider Sicilien,
1790 Erzherzog Ferdinand von Toscana mit Prinzessin Louise,
1797 Erzh. Maria Clementina von Oesterreich mit Prinz Franz Xaver.

seiner apathischen Politik ebenfalls gering. Oesterreich war die einzige Macht, an die sich ein Küstenstaat anlehnen konnte, der sich vor einem marinen Angriffe hüten mußte. Welch' großen Werth schon Ferdinand IV. auf eine Familien-Verbindung mit dem Hause Maria Theresia's legte, geht aus dem Umstande hervor, daß er nach dem Tode der einen Tochter, seiner Braut, deren Schwester freite.

Fassen wir die geographische Lage dieser italienischen Staaten summarisch in's Auge, so ergibt sich von selbst, daß Toscana, welches einerseits am Meere liegt, andererseits sich weit in's Gebirge hinein erstreckt, Ober- und Mittel-Italien trennt und beherrscht. Von Norden her streckt Tyrol seine Hand herein in's welsche Land. Verband man Tyrol und Toscana durch Angliederung der dazwischen liegenden Staaten, so konnte man leicht auf die Leitung Italiens den entscheidendsten Einfluß nehmen. Als Zwischenstaaten sind zu nennen: Mailand, Mantua, Venezien, Parma und Modena. Mailand und Mantua wurden 1707 genommen und blieben (abgerechnet die kurze Zeit der Franzosenherrschaft) bis über die Mitte unseres Jahrhunderts im österreichischen Besitze; Parma gehörte von 1733 bis 1748 dem Erzhause, Modena wurde 1814 eine österreichische Tertiogenitur; Venezien wurde 1797 den österreichischen Staaten einverleibt. In dem bezeichneten Zeitraume des deutschen Kaiserthums der Habsburg-Lothringer wurde also die größte Ausdehnung in Ober-Italien in den letzten Jahren Karl VI. gewonnen, wo die Staaten und Länder des Erzhauses (Toscana, Parma, Mantua, Mailand) vom Meere bis zur Gränze der Schweiz und Venedigs reichten. Doch waren diese Länder unter einander durch das dazwischen liegende Modena und von der Hauptmasse der Erbländer durch die Republik Venedig getrennt. Es gelang indessen doch, beide Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Im Jahre 1797 wurde Venezien dem österreichischen Staatskörper angegliedert, 1814 Modena. Im Jahre 1814, nach dem Sturze der französischen Hegemonie, reichten die Staaten des Erzhauses wirklich bis zum tyrrhenischen Meere. Italien war in der Mitte durchschnitten und selbstverständlich auch beherrscht durch die Politik des Wiener Cabinets. Dieser Erfolg liegt zwar außerhalb des mir gestellten Zeitraumes, bildet aber doch innerhalb desselben den Gegenstand österreichischer Staatskunst. — Das Königreich beider Sicilien war zwar auch einmal auf kurze Zeit (1706 bis 1733) österreichisch und durch mehr als zwei Jahrhunderte habsburgisch (1516 bis 1733), verwuchs aber

wegen mannigfacher Umstände, von denen ich die Nothwendigkeit einer intimen Seeverbindung und die geringe Entwicklung der österreichischen Marine hervorhebe, niemals recht mit dem Körper der anderen Lande. Dasselbe gilt von Sardinien, das von 1708 bis 1720 in österreichischem und von 1516 bis 1720 in habsburgischem Besitze war. So viel aber kann mit Bestimmtheit gesagt werden, daß für sämtliche italienische Staaten der österreichische Einfluß oft und lange Zeit maßgebend war und wesentlich getragen wurde durch die geschickte Heirathspolitik des Erzhauses.

* * *

Wir hätten jetzt nur mehr die 34 deutschen Ehen von Angehörigen des Hauses Habsburg zu betrachten. Eine einzige Mesalliance wurde mit einer Deutschen geschlossen, ich meine die Ehe des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol mit der Philippine Welser. Vertheilen wir diese Ehen auf die einzelnen Länder, so steht Bayern mit 9 Heirathen voran, Sachsen folgt mit 6, Pfalz mit 5, Oesterreich und Lothringen mit je 3, Jülich mit 2, dann Württemberg, Braunschweig, Hannover, Anhalt, Baden mit je einer Ehe.

Mit dem bayerischen Hause[1]) sind eine Reihe von höchst wichtigen Ehen abgeschlossen worden, anfangend mit der Heirath der Schwester Albrecht II., Margaretha's mit dem Herzoge Heinrich „dem Reichen" von Bayern — Landshut 1412. Etwa ein Jahrhundert später, im Jahre 1503, stirbt diese Linie aus und Kaiser Max trägt aus der Erbschaft für sich davon Kufstein mit Gebiet, Landstriche am oberen Inn und der oberen Donau, die Hoheit über die Regensburger Juden, die Summe von 110.000 Gulden, sowie das wichtige Recht der Oeffnung der Inns und sämtlicher bayerischer Straßen für die österreichischen

[1]) 1412 Herzogin Margaretha mit Heinrich von Bayern-Landshut,
1487 Erzherzogin Kunigunde mit Albrecht IV. von Bayern,
1546 Erzherzogin Anna mit Albrecht V. von Bayern.
1570 Erzherzog Karl von Steiermark mit Maria von Bayern,
1600 Kaiser Ferdinand II. mit Maria Anna von Bayern,
1635 Erzherzogin Maria Anna mit Max I. von Bayern,
1685 „ Maria Antonia mit Max II. von Bayern,
1722 „ Maria Amalia mit Karl Albert von Bayern,
1765 Kaiser Joseph I. mit Josepha von Bayern.

Unterthanen. In der Folge heirathet Herzog Albrecht V. seine eigene Nichte, die Erzherzogin Anna und läßt sich bei dieser Gelegenheit den bekannten Erbschafts-Vertrag ausstellen, welcher im österreichischen Erbfolgekriege eine so große Rolle spielen sollte. Ueberhaupt ist es auffällig, daß bayerischerseits sechs Prinzen und nur drei Prinzessinen in das Erzhaus herein heiratheten. Die bayerische Heiraths-Politik war eine aggressive, wie man auch aus dem Benehmen des Münchener Cabinets im spanischen und im österreichischen Erbfolgekriege ersehen kann. Ja auch in dem wichtigen Momente, als die österreichischen Erblande durch das Erlöschen der habsburgischen Dynastie einer Erledigung entgegengingen, meldete sich ein bayerischer Agnat, der Curprinz Max Joseph, als Candidat um die Hand der Erzherzogin Maria Theresia, der voraussichtlichen Erbin. Trotzdem aber gelang es Bayern niemals Erbansprüche durchzusetzen: im Gegentheile wußte die österreichische Politik die 1765 abgeschlossene Ehe des Kaisers Joseph II. mit Prinzessin Josepha, der Schwester Max Joseph's, des letzten Curfürsten aus der Münchener Linie, zur Erwerbung des Inn-Viertels zu benützen. Dagegen misglückte auch der wirklich großartige Plan des Austausches von Belgien gegen Bayern stets durch Contrecarrirung von Seiten feindlicher Mächte. Durch dessen Ausführung wäre einerseits die Wittelsbachische Dynastie, welche bereits schöne Länder am Niederrhein (mit Düsseldorf als Mittelpunkt) besaß, aus einer durch Oesterreich eingeengten Lage zu einer einflußreichen Stellung im Norden Frankreichs gekommen, anderseits hätte Oesterreich dadurch sein Besitzthum wunderbar abgerundet und sich durch deutsches Element verstärkt. Das Eine war Frankreich lästig, das Andere den deutschen Concurrenten des Erzhauses — sie hintertrieben es.

Die sechs Heirathen mit sächsischen Prinzen und Prinzessinen [1]) haben keine weiteren Folgen erzielt; es genügt zu bemerken, daß sie am zahlreichsten in der Zeit um 1450 waren (damals fanden drei sächsisch-habsburgische Ehen statt), bald aber änderte die lutherische Reformation,

---

[1]) 1431 Herzogin Margaretha von Oesterreich mit Friedrich „dem Sanftmüthigen" von Sachsen,
1446 Herzogin Anna von Oesterreich mit Wilhelm v. Sachsen-Thüringen,
1484 Erzherzog Sigismund von Tyrol mit Katharina von Sachsen,
1719 Erzh. Maria Josepha v. Oesterr. mit Friedr. August v. Sachsen-Polen,
1766 Erzh. Maria Christina von Oesterreich mit Albert v. Sachsen-Teschen,
1787 Erzh. Maria Theresia von Oesterreich mit Anton Clemens v. Sachsen.

deren Führer die Wettiner Fürsten waren, das Freundschaftsverhältnis beider Häuser. Erst nachdem das sächsische Curhaus seinen polnischen Aspirationen zuliebe im Jahre 1697 zum Katholicismus zurückgekehrt war, griffen wieder eheliche Verbindungen zwischen ihnen Platz.

Genau dasselbe gilt von dem pfälzischen Hause[1]), dem Führer der calvinischen Reformation. Um 1450 begegnen wir der Ehe Herzog Albrecht VI., Bruders des Kaisers Friedrich IV., mit einer pfälzischen Gemahlin. Nun tritt eine lange Pause ein, da der Wechsel des Glaubens und der Politik im Pfälzer Hause die beiden Geschlechter auseinander hielt. Das pfälzische Fürstenhaus trat wie so viele andere protestantische und reformirte Häuser Deutschlands in ein enges Freundschaftsverhältnis zu Frankreich, von welchem es eine jährliche Subsidie erhielt. Als dann aber das erstarkte französische Königthum begehrliche Blicke auf die schönen pfälzischen Lande warf, erkannte das Curhaus den Werth einer Annäherung an die regierende Dynastie des Deutschen Reiches. Es ward wieder katholisch und schloß in schneller Aufeinanderfolge drei Familienverbindungen mit dem Hause Habsburg, zur selben Zeit, in welcher die französischen Heere die famosen „Reunions" executirten und am Rheine sengten.

Einer eingehenden Beachtung werth sind die Ehen im deutsch-habsburgischen Hause[2]) selbst, drei an der Zahl. In allen drei Fällen nimmt ein Kaiser oder der präsumtive Nachfolger eines solchen eine tyrolische Prinzessin zur Gemahlin; in zwei Fällen war dieselbe die letzte ihrer Linie, so daß das Erbe der Linien immer wieder zum Hauptstamme zurückkehrte. Diese Hochzeiten sind für die Kunstgeschichte Oesterreichs von hoher Wichtigkeit geworden, indem durch sie die großen Kunstschätze, welche die tyrolischen Fürsten aus Italien an sich gezogen, beständig nach Wien wanderten und vielseitigen Einfluß auf die Entwicklung der Künste in Oesterreich nahmen.

Interessant und zum Theile sehr folgenreich sind die Verbindungen

---

[1]) 1452 Herzog Albrecht VI. mit Mathilde von der Pfalz,
1676 Kaiser Leopold I. mit Eleonora von Pfalz-Neuburg,
1678 Erzherzogin Maria Anna mit Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg,
1690 König Karl II. mit Anna von Pfalz-Neuburg,
1795 Erzherzogin Maria Anna mit Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach.

[2]) 1611 Kaiser Mathias mit Erzherzogin Anna von Tyrol,
1648 „ Ferdinand III. mit Erzh. Maria Leopoldina von Tyrol,
1673 „ Leopold I. mit Erzherzogin Claudia von Tyrol.

mit dem lothringischen Fürstengeschlechte [1]), obwohl sie erst spät beginnen. Dieses Haus, welches von Karl dem Großen seinen Ursprung ableitete und in ununterbrochener Verbindung mit den Herrscherhäusern und Dynasten-Familien von Frankreich stand, hat zur Zeit der Ohnmacht Deutschlands in den französischen Wirren eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Doch war es durch diese Beschäftigung mit den französischen Angelegenheiten selbst französisch geworden, und erst, als die Politik Richelieu's und nach ihm die Ludwig XIV. die deutschen Gränzgebiete gewaltsam in ihren Bereich zog, näherten sich die lothringischen Herzoge mehr dem Wiener Hofe. Im Jahre 1678 heirathet Herzog Karl IV. die Erzherzogin Eleonora Magdalena, Tochter Kaiser Ferdinand III. und Witwe des Polenkönigs Michael. Er selbst war wohl dem Namen nach Herzog von Lothringen, sein Land aber in der Gewalt der Franzosen. Der Sohn aus dieser Ehe, Leopold, erhielt sein Herzogthum wieder zurück und wurde durch seine Heirath mit der Prinzessin Elisabeth von Orleans Vater des Kaisers Franz und des Herzogs Karl, die sich beide mit habsburgischen Prinzessinen vermählten. Franz Stephan ehelichte die große Erzherzogin Maria Theresia, Karl deren Schwester. Der ältere war dazu bestimmt, Fortsetzer des erloschenen Hauses Habsburg zu werden; er überkam die Traditionen des Kaiserthums durch diese Heirath, seine Kinder erbten die österreichischen Lande. Wahrhaft wunderbar ist es, wie schnell dieses halbfranzösische Haus in Toscana italienische, in Wien habsburgische Eigenart angenommen; die Zähigkeit und Beharrlichkeit, welche bisher dem Wiener Hofe so viele Erfolge gesichert hatte, sie setzte sich in dem neuen Geschlechte fort und ließ dasselbe in kürzester Zeit die größten Stürme überdauern.

Eine westländische Familie war ferner die von Jülich-Cleve [2]). Als diese beiden Herzogthümer nebst einer Reihe von anderen Landen sich in einer Hand vereinigten, warb der Besitzer Herzog Wilhelm „der Reiche" um Erzherzogin Maria, Tochter Kaiser Ferdinand I. und erhielt sie. Ihre Tochter Sibylla heirathete den Markgrafen Karl von Burgau, Sohn des tyrolischen Erzherzogs Ferdinand aus dessen unstandesgemäßer Ehe mit Philippine Welser. Wären dieser Ehe Kinder entsprossen, so

---

[1]) 1678 Erzherzogin Eleonora Magdalena mit Herzog Karl IV. v. Lothringen,
1736 „ Maria Theresia mit Franz Stephan von Lothringen.
1744 „ Maria Anna mit Karl von Lothringen.

[2]) 1546 Erzherzogin Maria mit Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve,
1601 Markgraf Karl von Burgau mit Prinzessin Sibylla von Jülich-Cleve.

hätten sie Anspruch gehabt auf die reiche Hinterlassenschaft des Jülich'schen Hauses; doch die Ehe blieb kinderlos. Daher suchte nun der kaiserliche Hof zum mindesten einen Theil des Erbes der ihm selbst verwandten und ergebenen Familie Pfalz-Neuburg zuzuwenden, was auch gelang. Bald darauf starb zwar auch diese Familie aus; da aber noch zwei weitere Zweige des pfälzischen Geschlechtes existirten, darunter der jetzt in Bayern herrschende, benützte das Haus Habsburg seinen Erbanspruch nicht.

Von geringer politischer Wirksamkeit waren die Anhaltische und Badische Ehe im Erzhause. Auch die im Jahre 1782 abgeschlossene Ehe des Erzherzogs und späteren Kaisers Franz II. mit der Prinzessin Elisabeth von Württemberg ist ohne politische Folgen geblieben. Eine Verbindung mit Württemberg wäre zwar nach dem bekannten Ausspruche Machiavelli's, daß die Staaten sich nach ihrer geographischen Lage wie die Felder auf dem Schachbrette gruppiren, rationell gewesen. Ueberdies hatte das Haus Habsburg durch den Vertrag von 1498 von der Regentschaft für den minderjährigen Herzog Eberhard II. für den Fall des Aussterbens der angestammten Familie die Nachfolge in Württemberg zugesichert erhalten. Württemberg's Herzoge zogen es aber vor, sich durch ein Bündnis mit Frankreich von Oesterreich zu emancipiren. Im Jahre 1519 wurde Herzog Ulrich von seinen Ständen und vom schwäbischen Bunde verjagt und das Land an Oesterreich übergeben; 1534 eroberte es Ulrich wieder zurück, mußte aber die österreichische Ober-Lehensherrlichkeit und die Nachfolge für den Fall des Aussterbens seiner Familie anerkennen. Nun wäre also Gelegenheit zur Annäherung beider Häuser gewesen, Württemberg verfiel aber immer mehr der französischen Politik; 1536 trat der Herzog zum Protestantismus über und machte dadurch eine Verschwägerung der Dynastien für lange Zeit unmöglich. Nachdem im Jahre 1599 die österreichische Ober-Lehensherrlichkeit abgelöst worden war, trat Württemberg im dreißigjährigen Kriege abermals auf Seite der Reichsfeinde, wurde 1634 von den Kaiserlichen besetzt und an kaiserliche Generale 2c. vertheilt; erst 1648 gelangte es wieder in die Hände des vertriebenen Herzogs. Und auch dann kam es zu keiner Familien-Verbindung beider Dynastien. Im Jahre 1770 schlossen sie zwar eine Erbverbrüderung, dieselbe war aber, 1805 bereits wieder aufgehoben, gleich resultatlos wie obgenannte Ehe.

Wichtiger war die 1708 abgeschlossene Heirath des Erzherzogs und späteren Kaisers Karl VI. mit Prinzessin Elisabeth Christine von Braun-

schweig-Wolffenbüttel. Ganz abgesehen davon daß diese energische Dame ihrer Tochter, der großen Kaiserin Maria Theresia, ihr Naturell vererbt, und ganz abgesehen daß ihr Typus zum Theile noch jetzt in Repräsentanten des Erzhauses wiederzufinden ist, hat diese Ehe die kaiserliche Familie mit den Dynastien von Rußland (Iwan VI.), Preußen und England verschwägert und so die Politik ziemlich stark beeinflußt.

Ebenfalls eine Annäherung an England bedeutete die unmittelbar vor Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges, 1699, erfolgte Vermählung des Erzherzogs und späteren Kaisers Joseph I. mit Prinzessin Amalia von Braunschweig-Hannover, der Cousine Georg I. von England. Daß der Londoner Hof sich beim Abschlusse des Utrechter Friedens durch diese Verschwägerung nicht beirren ließ, ist sattsam bekannt; ebenso bekannt ist es aber auch, daß, trotz mitunter anscheinend wärmster Intimität der Politik, das Haus Hannover der österreichischen Dynastie von da ab verwandtschaftlich fern geblieben ist.

Auffallend ist es, daß in Deutschland die österreichische Familien-Politik, ganz im Gegensatze zu anderen Ländern nur mäßige Erfolge erzielte. Anscheinend wäre das deutsche Reich der beste Boden für eine solche Politik gewesen: innerlich zerklüftet, im Besitze von unzählig vielen kleinen Herren und Fürsten, welche vielfach durch Religion und Politik getrennt waren, ohne höhere gesetzliche Normen, welche das Uebergreifen des einen Staates über den anderen verhindert hätten, blieb Deutschland dennoch seinem territorialen Bestande nach Jahrhunderte lang fast unverändert. Auch das Haus Habsburg vermochte hierin keine Aenderung hervorzubringen. Suchen wir nach den Ursachen dieser Erscheinung, so ergibt sich, daß die Reformation vielfach Annäherungen von Dynastien verschiedenen Glaubens verhinderte; wir finden aber auch, daß mit Ausnahme des bayerischen und etlicher kleiner norddeutscher Häuser die meisten deutschen Herrscher-Familien eine große Vermehrung ihrer Agnaten und damit zusammenhängend eine große Anzahl von Linien-Abzweigungen aufweisen. In früheren katholischen Zeiten verfolgte man vielfach das Princip die jüngeren Söhne in den Dienst der Kirche eintreten zu lassen, um sie dann standesgemäß mit geistlichen Fürstenthümern ausstatten zu können. Dadurch erreichte man, daß die Hauptlinie ihr Gebiet zwar ungeschmälert behielt, aber mitunter Mangel an männlichen Sprossen eintrat. Nach Durchführung der Reformation wurden die geistlichen Fürstenthümer vielfach eingezogen und ihre Territorien der Hauptlinie zugeschlagen;

die jüngeren Kinder versorgte man durch Abtrennung eines Apanage-Gebietes. Diese theilten sich wohl auch wieder in Linien. So erzielte man zwar einen viel stärkeren männlichen Nachwuchs, verlor aber auch oft durch Uneinigkeit der einzelnen Linien an politischem Einflusse. Infolge dieser Linien-Bildungen sehen wir daher fortschreitend mit den Jahrhunderten seit Einführung der Reformation eine fortwährende Zersplitterung der deutschen Länder-Gebiete, aber auch eine fortwährende Bildung von fürstlichem Nachwuchse, welche die Thätigkeit einer Familien-Politik fast vollständig illusorisch machte.

* * *

Ich habe somit die in die Zeit seines deutschen Kaiserthums fallenden directen Verbindungen des Erzhauses Habsburg-Lothringen mit anderen Fürstenhäusern summarisch zusammengefaßt und in Bezug auf die Politik geprüft; es erhellt jedoch von selbst, daß nicht allein die directen, sondern auch die indirecten Verbindungen und Verschwägerungen für die Politik von großem Einflusse gewesen sind. Damit würde aber der Stoff meiner Arbeit in's Unendliche wachsen und jede Durchsichtigkeit verlieren. Ebenso ist es klar, daß nicht allein die Vermählungen, sondern auch die Verlobungen Fingerzeige für die Politik geben; aber auch sie würden die Verarbeitung des Materials unnöthig belasten. So wichtig beispielsweise die Verlobung des Kaisers Max I. mit Anna von Bretagne, oder diejenige Karl V. mit Claudia, der Erbtochter Ludwig XII. von Frankreich, war, so wurden sie doch nicht durch die staatlich-religiöse Weihe der Ehe zum Abschlusse gebracht und beleuchten nur vorübergehende Annäherungen und Projecte der Cabinete. Selbst die Brautwerbungen, wie etwa im Jahre 1497 die des Sultans Bajasid II. um Erzherzogin Kunigunde, Schwester Kaiser Max I., illustriren nur den Gang der Verhandlungen.

Dagegen tritt uns mit vollster Gewißheit die Thatsache entgegen, daß die Heiraths-Politik des Hauses Habsburg-Lothringen in den letzten Jahrhunderten durchaus keine großen Erfolge mehr erzielte.

Im 15. und besonders im 16. Jahrhunderte erlebte sie großartige Triumphe, im 17. Jahrhunderte versiegen dieselben allgemach und mit dem Jahre 1700 schließen sie ganz ab.

Von dieser Zeit an beginnt ein anderes Princip Geltung zu erlangen.

Das sogenannte „europäische Gleichgewicht“ war es, dieses geflügelte Schlagwort, das mit dem Fortschreiten unseres europäischen Staaten-Systems allmälig Leben gewann.

Die Staatswesen unseres Erdtheiles, welche im Mittelalter noch ziemlich verästet und zergliedert, nach außen hin noch nicht als geschlossene Masse erscheinen, beginnen sich in dem 15. und 16. Jahrhunderte neu zu gruppiren und da erschien dann die Heiraths-Politik als ein gutes Mittel dauernde politische Verbindungen anzuknüpfen. In früheren Zeiten, in denen die Staatsweisheit sich noch nicht durch Erschaffung einer nach Hunderten von Werken zählenden Litteratur als regierungsfähig erwiesen hatte, bedeutete ein Ehebund zwischen zwei regierenden Familien oftmals einen Staatsvertrag, oder fungirte als Gewähr eines solchen, weshalb wir auch oft Familien-Verbindungen der pactirenden Dynastien ausdrücklich als Friedensbedingnisse angeführt finden. Nachdem im 16., längstens im 17. Jahrhunderte, die meisten Staaten Europas die große Aufgabe gelöst und innerhalb des sich bildenden „europäischen Gleichgewichtes“ ihre Stellung gefunden, nachdem die Staatsweisheit innerhalb desselben Zeitraumes sich zu solcher Höhe der Vollkommenheit erhoben, war der Heiraths-Politik ihr rosengeschmückter Wirkungskreis vollständig entzogen; sie war mattgesetzt und konnte keine Erfolge mehr erzielen. Ueberdies hatten sich ja stets, abgesehen von der mitunter launenhaften Gestaltung des „Gothaischen Kalenders“, die Motive einer bedeutenden Anzahl von Ehen einer genauen Betrachtung entzogen. In vielen Fällen haben auch zarte Regungen des Herzens in einer Weise mitgespielt, welche die Combinationen der Staatsmänner durchkreuzte. Allein unbeirrt durch diese vorübergehenden Miserfolge setzte die hohe Politik ihr großes Werk gelassen fort und vergaß nicht, daß es eine der edelsten Aufgaben der Regenten ist, die Völker, die durch geographische Lage und gemeinsame Interessen auf einander angewiesen sind, auf friedlichem Wege zu nähern und zusammenzuführen. Welcher Weg zur Vereinigung könnte wohl für die Völker ohne große Opfer erreichbarer und erwünschter sein, als der der Ehe ihrer Dynasten? Welche Ehe könnte segenbringender und glücklicher sein, als diejenige, in welcher sich beide Gatten vor Augen halten, daß von ihrer Harmonie diejenige ganzer Völker abhängt?

Ueber wenig beachtete Arten der Dichtkunst.

Von J. Tandler.

Wir tragen uns mit den richtigen Begriffen, wenn wir dem Antiken das Moderne entgegenstellen; gleichwohl wäre für die Kunst, sofern sie aus den Bedingungen der Zeit geänderte Formen hervorgehen läßt, eine passendere Bezeichnung zu wünschen, denn diese Modificationen sind nichts weniger als Schöpfungen der Mode im gewöhnlichen Sinne des Wortes und sollen es auch niemals werden. Kunstformen haben einen inneren Werth, den sie auch dann behalten, wenn sie für längere Zeit in den Hintergrund gedrängt worden sind; immer wieder werden sie aus ihren Verstecken hervorgeholt und zu Ehren gebracht. Dieses Für und Wider vollzieht sich nicht nur an Werken der bildenden Künste, sondern auch im Gebiete der Poesie. Das Suchen nach classischen Vorbildern hat dahin geführt, daß in den Kreis der heimischen Kunst fremde Formen Eingang gefunden haben, ohne daß für jede derselben alle Acclimatisirungs-Bedingungen vorhanden gewesen sind. Selbst dort, wo urgermanische Baumriesen seit Jahrhunderten Wurzel gefaßt hatten, treiben jetzt nur Schößlinge hervor, die gleichwohl Eichen werden wollen.

Wenn sich die Leserwelt gegenwärtig einzelnen Dichtungsarten gegenüber ablehnend verhält, so sind diese noch nicht für immer gerichtet, sie warten vielmehr auf die Ankunft eines Genius, der ihre morsche Form wieder beleben und durchgeistigen soll.

Wenn es richtig ist, daß mit dem letzten Menschen der letzte Dichter stirbt, so können wir auch mit dem ersten Menschen den ersten Dichter geboren werden lassen, vorausgesetzt daß er bald sein Publicum gefunden hat. Die Annahme der Anthropologen, daß die Sprachweise der Urmenschen eine Art von Gesang gewesen sei, hat manches für sich. Leicht nimmt die Nachahmung der Naturlaute einen Rhythmus an. Die Musik der Sprache hat viel Gewinnendes und macht für den Gedanken empfäng-

licher. Das Anschauliche in der Darstellung erweckt bei den Zuhörern ähnliche Empfindungen, wie solche den Erzähler im Momente des mitgetheilten Erlebnisses bewegt haben. Die haftenden Eindrücke wirken selbst dann noch nach, wenn das concrete Thatsächliche nahezu vergessen ist. In der Erinnerung lebt das Bewunderte, das Ueberwältigende, das Erhabene noch fort. Bei Wiedergabe des Bekannten legt man einen höheren Werth auf die Eindrücke als auf das Factum. Die Erscheinung wird zur Idee, der Erzähler zum Dichter und zwar zum epischen. Diese Gattung der Dichtung war die erste die sich selbstständig bemerkbar machte; eine weit längere Zeit bedurften zu ihrer Entwickelung und Anerkennung die zum Ausdrucke gelangten lyrischen Anklänge.

Das Epos geht aus der Jugendzeit der Völker hervor und bei den nachgebornen Geschlechtern ist es ganz besonders die Jugend, welche diese Gesänge mit Begeisterung aufnimmt. Vortreffliches besitzen wir in dieser Dichtungsart, die vor allen anderen geeignet ist die edelsten Regungen zu wecken, den Mannesmuth und die Vaterlandsliebe zu entflammen. Das Wohlgefallen daran scheint sich aber gegenwärtig eher zu vermindern als zu vermehren, trotzdem daß das Beste dieser Art in den Schulen gelesen wird, vielleicht auch eben deshalb. Was uns als Pensum quält wird selten liebgewonnen. „Alles ist nur so lange schön als es uns nichts angeht.“ (Schopenhauer.) Entschiedene Freunde der Literatur werden keine neue Gabe dieser Art übersehen, allein es wird geklagt, das große Publicum komme solchen Werken nicht mit der gewünschten Theilnahme entgegen, es wäre denn, man rühme ihnen wirkungsvolle Einzelheiten nach, wenn diese auch nicht von jedermann als Vorzüge erkannt werden. Man liest das neue Epos, nicht weil es ein solches, sondern weil es etwas neues ist. Selbst die Ballade und Legende ist in den neuesten Sammlungen von Gedichten nur sparsam vertreten.*) Es ist nicht zu zweifeln, daß sich immer wieder Barden finden werden, die es dem alten Sänger gleichthun wollen, der „vom Zorne des Peleiaden“ oder „vom Manne erzählte dem vielgewanderten“.

Mit voller Kraft wendet man sich gegenwärtig dem Romane zu, diesem Epos der Neuzeit und der durch ihren geistigen Werth und ihre Kunstform zur Bedeutung gelangten Novelle. Man verweilt nicht mehr

*) Von einer gleichen Ansicht geleitet hat zur Hebung dieser Dichtungsart die Verlagshandlung des „deutschen Dichterheim“, Dresden Paul Heinze, einen Preis für die beste Ballade ausgeschrieben.

mit so viel Vorliebe wie früher bei den Heroengestalten und den strengen Vorbildern der Vergangenheit, und so wenig man auch geneigt ist die Vortheile aufzugeben die aus Stamm und Familie erwachsen, so glaubt man doch an eine fortschreitende Veredlung der Race an ein geistiges Ueberwachsen und fühlt sich als Sohn seiner Zeit, der in dem Spiegelbilde des Romans sich und die Mitlebenden wieder findet. Niemand sehnt sich darnach, die Conflicte der Völker und Herrscher, die Thaten und Schicksale der Helden der neuen Aera, deren Vorführung zu den Vorrechten der Tagespresse gehört, im Liede verewigt zu sehen; der Begeisterung des Dichters wird mistraut. Uns fehlt das Jugendfeuer eines aufstrebenden Volkes, das seine wenigen Helden vergöttert. Wir leben in einer gealterten Welt, wo alles schon da gewesen ist. Das Ungeheuerlichste hat sich vor unseren Blicken entrollt; wir sind die verwöhnten Zeitgenossen der größten Männer des Jahrhunderts. Man wägt, man beleuchtet, man bekritelt ihre Thaten, aber man besingt sie nicht.

Die Sage wird gleichfalls selten mehr mit dem sicheren Erfolge ihrer schlichten Thatsache dem Liede überantwortet, sondern meist culturhistorisch behandelt. Mit ihr theilt die Mythe ein gleiches Schicksal, und ist die classische erst jüngst durch die nordische tiefer in den Hintergrund gedrängt worden, ohne daß letztere allgemeine und bleibende Erfolge für ihre Umdichtungen aufzuweisen vermag.

Wenn von den vorerwähnten Dichtungsarten eben nur gesagt werden wollte, daß sie gegenwärtig selten auf dem Repertoir zu finden sind und daß für die Größen unserer Tage die Zeit ihrer poetischen Canonisirung noch zu erwarten sei, um für künfti ge Dichter epische Stoffe zu bieten: so kann dagegen der harte Ausspruch, daß die Idylle sich überlebt habe, kaum durch einen Vorbehalt gemildert werden. Die Sittengemälde aus den Kreisen der niederen Stände, welche wir uns frei von den Gebrechen der Verfeinerung, frei vom Zwange des Herkömmlichen denken, von denen wir voraussetzen, daß sie in der natürlichen Einfachheit ihrer Zustände sich glücklich fühlen, sind mit geringen Ausnahmen seit einem halben Jahrhunderte nicht mehr der Gegenstand einer einst so beliebten poetischen Darstellung. Wir sehnen uns nicht nach neuen Typen eines solchen idealen Daseins, zumal da uns das Beste dieser Art von Geßner, Bronner, Hebel, Voß u. a. geboten worden ist.

Die Ansicht ist irrig als habe die Dorf-Novelle in jüngster Zeit die Stelle der Idylle eingenommen. Die Theorie legt dieser eine einfache Hand-

lung zu Grunde, wobei die Lebensverhältnisse der vorgeführten Personen nicht verwickelt erscheinen, so daß die harmlosen Conflicte durch den gesunden Sinn der Helden dieser Schäferspiele bewirkt werden. Die moderne, selten tendenzfreie Dorfgeschichte hat einen wärmeren Pulsschlag in das geschilderte Dorfleben gebracht, sie gebietet über ein reiches poetisches Material, bringt aber auch die Landbewohner meist in schwierige Lagen, in Zwiespalt mit dem Sittengesetze und läßt sie nicht selten bedauerliche Verbindungen eingehen, so daß gar oft der Strafrichter als Deus ex machina herbei geholt werden muß. Das Idyllische als ein Gegenbild der verderbten Sitten bevorzugter Stände zu benützen, hatte von jeher den Einwurf gegen sich, daß dem Wirklichen nur ein Imaginäres entgegen gehalten wird. Wer glaubt jetzt noch an idyllische Zustände, seit dem Stadt und Land ein innigeres Bündnis eingegangen haben. Durch die Verkehrs-Erleichterungen haben sich alle Stände näher kennen gelernt, sich Aug' in Auge geblickt und der Wahn von der Einfachheit und dem Glücke der Landbewohner ist gewichen. Die Bildung dringt immer mehr in das Volk und führt eine Ausgleichung der Lebensweise, der Sitten und der Anschauungen herbei. Der Antheil, welchen jeder Staatsbürger an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen gehalten ist, hat auch die Söhne des Dorfes aus ihrer Vereinsamung hervorgehoben und mit der Erkenntnis höherer Lebensaufgaben mußte ein gutes Stück ihrer ehemaligen Einfachheit, der vielgerühmten poetischen Einfalt verloren gehen.

Wenn die Idylle kaum jemals rehabilitirt werden wird, so beklagen wir es weniger als die Vernachlässigung der Fabel. Diese namentlich die aesopische, dichtet einem Thiere oder sonst einem Naturgegenstande eine Begebenheit an, um dadurch eine Lebens- oder Klugheitsregel oder eine Wahrheit zu veranschaulichen, so daß die daraus gewonnene Lehre ohne allen Beweis von selbst einleuchtet. Wie viel Weisheit legten die ältesten Cultur-Völker in dieser Dichtungsform nieder und es ist zu bedauern, daß die jetzige Generation für die harmlose Allegorie, für die feine Satyre und die überraschenden Wahrsprüche der Fabel kaum mehr eine Empfänglichkeit bewahrt hat. Mit Unrecht hat man die Fabel ausschließlich den Jugendschriften zugewiesen; dem reifen Verstande bietet sie weit mehr, als das Kind daraus zu holen vermag. Der Umstand, daß man die Fabeln für die Lehrbücher der Elementarschulen für geeignet hält, trägt immerhin etwas dazu bei, daß Erwachsene zu dieser Form der Dichtung sich abwehrend verhalten. Bei den in's Einzelne gehenden

Beschreibungen des Lebens der Thiere, bei den Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaft überhaupt dürften für die Fabeln neue Grundlagen aufzufinden sein. Der damit Auftretende würde durch Anpassung der geänderten Verhältnisse der Gegenwart die reichste Mannigfaltigkeit in die Fabel bringen können und müßte Erfolge erzielen.

Die Parabel hat manches mit der Fabel gemein, nur führt sie Personen handelnd auf und will höheren menschlichen Interessen und geistigen Wahrheiten zum Siege verhelfen. Man wünscht sie würdevoll dem Stoffe und der Darstellung nach und mächtig die Fantasie anregend. Wie hinreißend wirkt sie in den heiligen Schriften, wie unentbehrlich schien sie in früherer Zeit in profanen und geistlichen Vorträgen; wie viel des Trefflichen haben uns in diesem genre Herder und Krummacher geboten, und nur weil man jetzt im allgemeinen einer bilderreichen Darstellung abhold ist und Gleichnisse für eine Schädigung der stricten Erklärung ansieht, wird die Parabel dem alten poetischen Hausrate beigezählt.

Das eigentliche Lehrgedicht, welches mit unverhohlener Tendenz für irgend eine Wahrheit zu stimmen sucht, unterscheidet sich von einem prosaischen Vortrage nur durch die poetische Form. Neben dieser sind es zum Theile auch rethorische Mittel, welche hiebei mitwirken und selbst an Beweisgründen fehlt es nicht, so fern sie auf das Gefühl berechnet sind. Ein solches Werk wird in dem Maße poetischer je mehr es die Phantasie anregt und den Leser dahin stimmt die Absicht des Dichters herauszufühlen. Unsere Literatur bietet uns Werthvolles dieser Art; die ersten Größen haben in der Blumensprache der Dichtkunst die Tiefe der Erkenntnis und die Innigkeit der Ueberzeugung uns geoffenbart. Warum fordern diese Vorbilder nicht zur Nachahmung auf? Was hieß uns diese Richtung aufgeben? Was hat sich hier in den Weg gestellt? Die Wissenschaft hat es gethan, sie, die immer mit der Poesie in Zwiespalt lebt, wo es gilt das eigene Gebiet vor Gränzbeirrungen zu wahren. Die Verbreitung der Wahrheiten ist ihre Sache. Sie darf es nicht dahin kommen lassen, daß schöne Worte die Stelle strenger Beweise einnehmen; sie tritt dieser Art von Proselytenmacherei entschieden entgegen. Sie ruft zu den Waffen für ihren Heereszug nicht nach Art der Werber mit betäubenden Klängen der Feldmusik und mit dem Geklirre überschäumender Becher. Folgerichtigkeit, Nothwendigkeit und Pflicht führen ihren Fahnen die rüstigsten Streiter zu. Mit jedem Tage wird die Wissenschaft strenger

und gründlicher und man ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Weisheit aus den Werken der Philosophen, die Geschichte aus den Urkunden der Archive, die Kunst aus ästhetischen Schriften und alles dieses nicht aus Gedichten, Romanen oder Dramen gelernt werden müsse; das volle ganze Wissen hat dem Lehrgedichte den Boden entzogen. Immerhin bleibt den übrigen Dichtungsarten noch Raum genug für die Aufnahme didaktischer Elemente, wenn dieses ohne jede Aufdringlichkeit geschehen kann.

Aehnliches ließe sich noch über einige andere Formen der Dichtkunst sagen, allein diese sind in der Species mit einbegriffen. Eines bleibt hier noch zu erwähnen. Geistige Genüsse strebt nicht jedermann an, sie werden auch nicht mühelos errungen, nur dort regen sie an, wo ein empfängliches Erkenntnisvermögen ihnen entgegen kommt. Es gibt mehr Philister als man meinen sollte, die wenigsten erkennen sich als solche; von den anderen aber, die es nicht sind, werden nicht alle mit der ruhigen und weihevollen Stimmung gesegnet deren die Hingabe an ein Kunstwerk und ganz besonders an ein der Seele zuflüsterndes Dichterwerk bedarf. Die tiefgreifende, andauernde Bewegung, welche sich seit Decennien der Gemüther bemächtigt hat, sie nicht selten durch beklagenswerthe Ereignisse erschüttert, durch trügerische Hoffnungen mit fruchtlosen Wünschen erfüllt, den Geist zu ungewöhnlichen Anstrengungen in praktischer Richtung auffordert, ist wenig geeignet auf den Genuß vorzubereiten, welchen die Bücher gewähren. Die Meisten treiben dahin auf dem Strome des Lebens, den Gewinn als Zweck, kampfgerüstet gegen jegliche Gefahren; für einen Blick nach den grünenden Ufern, auf Städte und Burgen, die in dem Strome sich spiegeln, bleibt ihnen keine Zeit übrig. Der Mangel an Vertiefung ist der Poesie abträglich und der laute Markt des Lebens sucht die milden Stimmen der Dichter zu übertäuben.

Sollte Schiller nicht auch für unsere Zeit die Worte geschrieben haben:

> „Ach! noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten die Lyra
> Freudig zu wecken; es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr."

Dieser ursprünglich nicht für den Druck bestimmte Aufsatz ist einem Vortrage entnommen, welchen der Verfasser vor einigen Jahren in Freundeskreisen gehalten hat.
Anmerk. der Redaction.

Aus der Mappe eines alten Pragers.

Von Heinrich Ritter von Kopetz.

Gymnasial-Erinnerungen.[1])

Es war vor Beginn des Schuljahres 1830—31, als ich, ein neunjähriger Knabe, angethan mit lichtgrauen Beinkleidern, einem blauen Spencer mit breit herausgeschlagenem Hemdkragen, an der Hand meines Vaters in das Clementinum wanderte, um dem Präfecten des k. k. Altstädter akademischen Gymnasiums P. Franz Petritsch vorgestellt zu werden. Es handelte sich um meine Aufnahme als „Privatist" in die erste Grammatikal-Classe, damals Parva geheißen.

Zu Petritsch gelangte man über die im östlichen Flügel des Clementinums eingefügte dunkle Wendel-Treppe.

Nachdem an der Eingangsthüre geziemend angeklopft worden (während deren Oeffnung der Besuchende die in murmelndem Tone gesprochenen Worte: „Das immerwährende Geklopf!" zu hören bekam), empfing uns eine hagere Gestalt, deren Kopf mit spärlichen hochaufgesträubten blonden Haaren bedeckt war, aus welchem ein Paar tief liegender Augen gutmüthig guckten. Bekleidet war Petritsch mit einem stereotypen lichtgrünen langen Rocke, dessen Schöße bis über die Waden herab reichten, während die Füße in hochgeschäfteten Stiefel staken, wie selbe, blank gewichst, damals von sämmtlichen Geistlichen getragen wurden.[2]) Es ist mir noch erinnerlich, daß Petritsch einige Worte an mich richtete, daß er vom „Ausziehen der Kinderschuhe" sprach und mich aufmerksam machte, mit

---

[1]) Zuerst erschienen in der „Bohemia" Nr. 153, 155, 157 vom 4. 6. 8. Juni 1882, einem in Prag und im Lande viel gelesenen Blatte. Form und Inhalt dieses Aufsatzes schienen mir dessen Bekanntwerden in weiteren Kreisen zu verdienen.

[2]) Der lichtgrüne um die hagere Gestalt schlotternde Rock gab der losen Gymnasial-Schuljugend den Anlaß, den sonst in Respect stehenden Präfecten „Spargel" zu nennen.

dem Eintritte in das Gymnasium beginne des Lebens Ernst. Verständnis hatte ich selbstverständlich für die letztere Thesis nicht.

Eine Charakteristik des Präfecten und der später genannten Professoren erwarte der freundliche Leser von mir nicht; ich gebe nur Eindrücke wieder, wie ich sie als Knabe empfing und wie sie in mir noch heute nach einem halben Jahrhundert fortleben. Zudem sahen wir „Privatisten“ den Präfecten und die Professoren nur zweimal des Jahres, und zwar bei den am Ende eines jeden Curses stattfindenden Prüfungen. Im allgemeinen bildete ich mir das Urtheil, der ernste trockene Präfect sei kein Jugendfeind.

Nachdem uns mitgetheilt worden, daß Cajetan Hübner mein Professor und der Malteser-Ordens-Priester Anton Pösel mein Katechet sein werde, begaben wir uns zu Hübner.

Dieser wohnte im Königsbade, einem damals einstöckigen, mit bescheidenen Bade-Vorrichtungen versehenen Gebäude. Oberhalb der Eingangsthüre befand sich ein Wand-Gemälde, welches die Rettung Königs Wenzel des Vierten durch die ihn über die Moldau schiffende Bademagd Susanne darstellte und folgende Aufschrift trug:

„Susanna gab dem König Freiheitsstand,
Doch nicht die Ruh' dem Vaterland.“

Hübner, eine ehrwürdige Erscheinung, nett gekleidet, mit gepudertem Haare, schön gefälteltem Jabot, kam mir mit solcher Milde entgegen, daß er mein jugendliches Herz im Fluge gewann, zumal er im Gegensatze zu der ernstgehaltenen Ansprache des Präfecten Petritsch mir die Worte „Errando discimus“ zurief, welche meinen Muth zum Antritte meines Berufes nicht wenig hoben.

Von Hübner ging's in den Malteser-Convent auf die Kleinseite, zu dem gefürchteten, aber darum doch populären P. Anton Pösel. Pösel, eine gedrungene beleibte Gestalt, zwischen dessen sprechenden klugen Augen eine ungewöhnlich große Nase hervorragte, beachtete mich — mehr mit meinem Vater verkehrend — wenig, und so war denn meine Vorstellung bei den künftigen Lehrern geschehen, ich war rite inscriptus.

Die Aufgabe meines Haus-„Informators“ war's nun, sich über den zu bewältigenden Lehrstoff instruiren zu lassen, über dessen Verarbeitung in succum et sanguinem ich am Schluße des ersten Curses in der öffentlichen Privatisten-Prüfung Rechenschaft zu geben hatte. Die erwähnte Instruirung unterlag geringer Schwierigkeit, weil der Umfang

des Lehrstoffes für jede Classe durch die „im Verlage der k. k. Schulbücherverschleiß-Administration bei St. Anna in der Johannis-Gasse in Wien" herausgegebenen Lehrbücher präcise festgesetzt war. Wenn gleich diese, und namentlich die geschichtlichen Lehrbücher ganz eigens präparirt waren, so erwuchs doch den Schülern und insbesondere den ärmeren unter ihnen der Vortheil, daß sie nicht im Laufe des Curses mehrmals Bücher ankaufen mußten, wie es unsere modernen Gymnasial-Zustände mit sich bringen.

So eine erste öffentliche Privatisten-Prüfung war epochemachend im Leben eines kleinen Studenten!

Die Gegenwart des Dom-Scholasticus Pöllner, das Zusammenströmen so vieler Prüflinge, das Erscheinen zahlreicher, den höheren Gesellschaftskreisen angehöriger Knaben, der Ernst, welcher unverkennbar den jugendlichen Zügen aufgeprägt war, wäre ganz geeignet gewesen, mich um meine just an diesem Tage nöthige Fassung zu bringen, wäre nicht ein Ereignis eingetreten, welches meinen Muth geweckt hätte. Ein mir an Jahren nachstehender, der Aristokratie angehöriger Prüfling begann nämlich, als ihm die ersten Fragen aus der Religionslehre gestellt wurden, bitterlich zu weinen. Das liebevollste Zureden sämmtlicher Autoritäten des Gymnasiums vermochte nicht seine Thränen zu stillen — es half alles nichts — er trat von der Prüfung zurück. Ich kann nicht sagen, daß ich damals Mitleid mit ihm fühlte, im Gegentheil, der Vorfall rief die in mir schlummernden Keime männlichen Sinnes wach — ich faßte mich und bestand die mündliche Prüfung mit Ehren. Nachdem auch die „Composition" (schriftliche Prüfung) aus dem Lateinischen blos einen einzigen Schreibfehler aufzuweisen hatte, erhielt ich am 5. März 1831 ein Zeugnis der allgemeinen Vorzugsclasse, welches ich überglücklich der besorgt harrenden Mutter heimbrachte und welches mir von meinem Vater einen blanken „harten Thaler", gleichzeitig aber auch die Ehre eintrug, an diesem glücklichen Tage zuoberst an unserem Familientische sitzen und der Erste aus der Schüssel nehmen zu dürfen.

Die Privatisten-Prüfungen begannen morgens um 8 Uhr, und bis 1 Uhr nachmittags waren wir 5 Privatisten sämmtlich fix und fertig. Unwillkürlich werde ich angeregt, den heutigen Vorgang bei den Privatisten-Prüfungen in Vergleich zu ziehen. Während damals nur zwei Examinatoren prüften, sind nun deren mindestens vier — in den Classen, wo aus dem Griechischen geprüft wird, auch mehr — welche den Prüfling



ins Gebet nehmen. Es ist dies eine Consequenz des Principes der Fachlehrer. Eine moderne Privatisten-Prüfung währt nun von 8 Uhr morgens bis 1 Uhr nachmittags und von 3 Uhr nachmittags bis spät abends — kein Wunder, denn der Prüfling bekömmt lateinische, griechische, deutsche und mathematische Aufgaben zu schriftlicher Lösung. Ein Rigorosum für die Doctorswürde in seiner gesetzlichen Dauer von nur zwei Stunden spannt den 22jährigen Candidaten gewiß weniger an, als eine sieben- und mehrstündige Privatisten-Prüfung einen 10- bis 15jährigen Knaben geistig abzumatten vermag.

* * *

Bemittelte Väter jener Zeit, von der ich schreibe, ließen ihre Söhne gewöhnlich die vierte Classe (Syntax) als Privatisten absolviren und dieselben erst mit der fünften Classe (Poesie) als öffentliche Schüler das Gymnasium besuchen. Der Grund hiefür mochte in der Erwägung gelegen sein, daß die durch Ersparung der Hausarbeiten gewonnene Zeit der Ausbildung in fremden Sprachen und in der Musik gewidmet werden könne, und in der Sorge, daß der öffentliche Lehrer bei dem besten Willen in den unteren, meist überfüllten Classen nicht im Stande sei, beim Unterrichte zu individualisiren. In die fünfte Classe trat auch ich als öffentlicher Schüler ein, deren Frequentanten, wie lucus a non lucendo, den Namen „Poeten" führten.

Es war eine Anzahl von 65 Jünglingen, in deren Reihe ich als der jüngste an Jahren eintrat. Scheu standen meine Collegen und ich ihnen gegenüber, das Aneinanderschließen kam eben erst später. Erst bis der Neueingetretene sich als offen und wahr, und als ein auf dem Boden des „Einer für Alle und Alle für Einen" stehender guter Camerad erwies, öffneten sich die jugendlichen Herzen; es umschlang dann die Schüler einer Classe ein so festes Band, daß es weit über die Studienjahre hinaus bis ins späte Mannesalter festhielt und ungelockert heute noch die alten Knaben wochentlich zu einer geselligen Unterhaltung zusammenführt.

Wehe dem, der schuldig oder unschuldig in den Verdacht eines Zuträgers verfiel; es ward ihm das Leben so sauer gemacht, daß er an eine andere Lehranstalt übertreten mußte!

Vor Beginn des Unterrichtes wohnten die Schüler täglich einer Messe bei, an Sonn- und Feiertagen fand vor derselben eine Exhorte

statt, deren Inhaltsangabe von den Schülern in Form eines Pensums dem Religionslehrer überbracht werden mußte. Der Gottesdienst fand in der sogenannten Spiegel-Capelle des Clementinums im Beisein des gesammten Lehrkörpers statt. Den Chordienst, sowie das Treten der Blasebälge bei der Orgel besorgten Schüler der Anstalt.[1])

An Sonn- und Feiertagen legten wir beim Austritte aus der Capelle auf einem Opfertischchen, an welchem Professor Pösel stand, milde Liebesgaben nieder. Am Schluße des Schuljahres wurden aus dem Erträgnisse für mittellose fleißige Schüler vollständige Anzüge angeschafft. Das Institut der Freitisch-Concerte war damals noch fremd, wie wir Gymnasiasten auch das süße Gift, „Ausschuß“ zu sein, noch nicht zu kosten bekamen.

Während Professor Pösel mit uns aus den vier Grammatikal-Classen in die zwei Humanitäts-Classen aufstieg, hatten wir in Joseph Jungmann einen neuen Präfecten und in Professor Dr. Anton Dittrich einen neuen Classen-Lehrer gewonnen.

Jungmann, der anspruchslose liebenswürdige Gelehrte (dessen Monument jetzt auf dem Franziskaner-Platze steht), erwies sich stets als ein treuer Berather und warmer Freund der Jugend; er wurde von uns hochgeehrt.

Dittrich, im rüstigsten Mannes-Alter stehend, Conventual des Cistercienser-Stiftes Ossegg, im Besitze einer gründlichen umfassenden classischen Bildung, stand im geistigen Verkehre mit den Heroen unserer Literatur und war ganz darnach angethan, die in seinen Schülern schlummernden dichterischen Anlagen zu wecken.[2]) Seine Theoria styli, seine Anleitung zur Anlegung von Excerpten, welche in den Worten „Legens semper calamum paratum teneat“ Ausdruck fand, die Veranstaltung declamatorischer Uebungen, die sorgfältige Auswahl der Lesestücke und jener Themata, über welche wir schriftliche Aufsätze liefern mußten, die kritische Besprechung derselben waren vollkommen geeignet, allen seinen, wenn auch nicht dichterisch angelegten Schülern Interesse für die schöne Literatur einzuflößen und ihnen die Gabe beizubringen, ihren Gedanken geordnet und in gefälliger Form Ausdruck zu geben. Jede Woche mußte

---

[1]) Einer der jugendlichen Orgelspieler ist der nunmehrige k. k. Hof-Capellmeister Pius Richter.

[2]) Alfred Meißner ist Dittrich's Schüler.

ein lateinisches, ein griechisches Pensum, ein deutscher Aufsatz, dann die Lösung eines mathematischen Problemes — sämmtlich als Hausarbeit — gebracht werden, während einmal des Monats eine lateinische Aufgabe (Composition geheißen) unter Clausur auszuarbeiten war, deren Ausfall Einfluß auf die Classification hatte.

Vor Beginn des Unterrichtes wurden die Schüler von den Bankaufsehern (Decurionen) aus den gegebenen Aufgaben (Lectionen) „ausgehört". Es wurde an dem Principe der Repetitorien festgehalten. Eine Partie des Lehrstoffes wurde erläuternd vorgetragen und in der nächsten Lehrstunde wurde examinando die Ueberzeugung eingeholt, wie es mit der Auffassung stand. — Wenn ich nicht irre, so ist die Einhaltung dieser Methode auch jetzt angeordnet. Ich kann jedoch aus eigener Erfahrung constatiren, daß vor wenigen Jahren in einem Prager Gymnasium der Fall vorkam, daß in einer hohen Classe wochenlang ununterbrochen Mathematik vorgetragen und nicht ein einzigesmal repetitorisch vorgegangen wurde. Erst in der eilften Woche wurden die Schüler aufgerufen und an sie der strengste Maßstab angelegt. Was soll diese unglückliche Nachäffung des Vorgangs auf der Universität, an welcher Angesichts mangelnder Repetitorien das Institut der Seminare eingeführt wird?!

Das „Aushören" seitens der Decurionen störte übrigens die Fröhlichkeit der Schüler nicht — es wurde, wie der technische Ausdruck lautete, vor Beginn des Unterrichtes ganz gehörig „getrieben". Nur zu oft öffnete, wenn es zu laut herging, Professor Pösel die Thüre, warf einen seiner strafenden Blicke in die Schulstube, um wieder zu verschwinden.

Die Professoren hielten damals auch das „akademische Viertel" ein, doch genoßen sie nicht die Annehmlichkeit eines durchwärmten Versammlungs-Zimmers. Der unheizbare Corridor längs der Schulzimmer war auch zur Winterszeit der Raum, in welchem sie sich während des Stundenwechsels zusammenfanden; ich sehe sie noch in langen blauen, mit Astrachan-Pelz verbrämten Mänteln auf dem Schulgange auf- und abschreiten.

Pösel's Blick auf den „treibenden" Schülerkreis zauberte augenblicklich vollständige Stille herbei, das halbgesprochene Wort erstarb uns auf der Lippe. Der Mann hatte eine merkwürdige Macht über uns, der widerspänstigste wurde ihm Auge gegen Auge gegenüber lammfromm. Er war die Polizei des Gymnasiums in des Wortes edler Bedeutung.

Erkrankte ein Schüler, so war's Pösel, welcher dessen ärztliche Behandlung und Pflege veranlaßte; war derselbe mittellos, aber fleißig, so konnte er darauf rechnen, aus den gesammelten Liebesgaben gekleidet zu werden, oder verschaffte er ihm Lehrstunden (Conditionen), bei welchen weniger auf hohe Bezahlung, als auf ein sättigendes Mittags-Essen Werth gelegt wurde. Welche Mühe gab sich Pösel zur Winterszeit, zu welcher er an den Ferialtagen die Karlsbrücke (es war damals die einzige Brücke in Prag) auf- und abpatroullirte, um die Identität der Schlittschuhläufer sicherzustellen, welche, wenn von ihm erkannt, in der nächsten, der Religion gewidmeten Vortragsstunde übel wegkamen!

Ungeachtet des Respects, welchen wir unseren Lehrern entgegenbrachten, gab es doch während des Unterrichtes allerhand Schabernack — so das Einschieben von Papierfiguren unter die Rockkrägen, so das Herbeiführen plötzlichen Nasenblutens, wenn die Angst vor dem Herausgerufenwerden auf's höchste stieg. Ein Schüler war so begnadet, daß er bei einem etwas heftigeren Finger-Schnalzer auf die Nase so heftig zu bluten begann, daß das sofort geröthete Taschentuch dem Lehrer Anlaß bot, den Schalk sogar aufzufordern, er möge nach Hause gehen.

Entfernungen aus der Schule wurden unter gewissen, nicht näher zu bezeichnenden Vorwänden in Scene gesetzt, um in Vollmacht Kuchen und Obst bei Frau „Krama", der Gattin des Schuldieners der „Philosophie", zu kaufen. Wie gemüthlich Lehrer und Schüler verkehrten, mag der freundliche Leser aus folgender Episode ersehen. Pösel bestieg eines Tages die Lehrkanzel und setzte, nachdem er die obligate Prise genommen, ein ganz neues schwarzes Sammtkäppchen auf — ein einstimmiges „Ah" entschwebte dem Schülerkreise, und die gewohnte Ruhe wollte sich nicht einfinden. „Ich sehe", sagte Pösel, „Ihr merket nicht auf" — sprach's, steckte das neue Käppchen ein, und bedeckte sich mit dem alten, uns wohlbekannten — die Ruhe ward nach stürmischer Heiterkeits-Eruption nicht weiter gestört.

* * *

Die Sorge Pösel's um seine schlittschuhlaufenden Schüler war eine begründete; das Schlittschuhlaufen war damals noch nicht „Sport", die Schleifplätze auf offenem Fluß waren nicht so sicher wie jetzt; es war überhaupt damals nicht „nobel" Schlittschuhe zu laufen, Damen fiel es gar nicht ein sich auf die glatte Bahn zu wagen; dagegen waren auch

die sanitären Zustände der Mütter und Promeneusen günstigere, welche den Anlässen zu krankhaften Affectionen der Respirations-Organe fern bleiben konnten.

Für die körperlichen Uebungen der männlichen Jugend war überhaupt wenig gesorgt. Das Turnwesen — möglicherweise wegen seiner auch in Deutschland gefürchteten politischen Seite — war ganz vernachlässigt. Die Jugend lernte voltigiren, und wenn es hoch herging, schwimmen, das Reiten und Fechten blieb der auf der Universität zugebrachten Zeit vorbehalten.

Einem mit körperlicher Bewegung verknüpften Vergnügen gab sich die Gymnasial-Jugend jedoch mit Vorliebe hin, u. z. dem Ballspiel. Sobald der Schnee geschmolzen und die Luft durch die Frühlingssonne nur etwas durchwärmt war, füllten sich die Stadtgräben Prags mit ballspielenden Studenten. Die Altstädter Gymnasiasten bevorzugten jenen Platz unterhalb der Marienschanze, welcher sich an die jetzigen Kronprinz-Rudolphs-Anlagen anschließt; da aber auch Schüler der andern Gymnasien nach diesem Spielplatze gelüstete, setzte es zuweilen Kämpfe um die Behauptung desselben ab.

Das Spiel, dem man sich widmete, war der sogenannte „Große Pasak“, zu welchem es eines guten Gummi-elasticum-Balles, einer walzenförmigen Paläſtra, eines Ball-Aufwerfers, vorzüglich aber eines guten „Pro-Tribus“ bedurfte. Letzterer war eine Hauptperson; er mußte es verstehen, den Ball recht hoch und weit zu paläſtriren, damit den ausgestellten Posten, „Metas“, seiner Gegenpartei die möglichste Schwierigkeit bereitet werde, des Balles habhaft zu werden. Der Kern des Spieles lag nämlich darin, daß die sämmtlichen Partner des betreffenden Pro-Tribus, während der geschlagene Ball in den Lüften schwebte, vom Aufwerfer-(Paläſtrir)-Platze bis zur letzten „Meta“ und von dieser wieder zurücklaufen mußten. Die ausgestellten Posten hatten die Aufgabe, mit dem indessen habhaft gewordenen Balle womöglich einen der Laufenden zu treffen, denn das Getroffen-Werden entschied den Spielkampf. Die vom Balle getroffene Partei war die verlierende, sie mußte nebst ihrem Pro-Tribus zurücktreten, und jene, welche den glücklichen Wurf gethan, war's, die nun den Ball zu schlagen hatte. Ich zweifle, daß unsere fortgeschrittene Jugend diesem einfachen Spiele Geschmack abgewänne.

Um so schnell als möglich zu dem beliebten Spielplatze zu gelangen, vollführten mehrere, sich heute noch des Lebens erfreuende Wagehälse

wiederholt den Versuch, mit Umgehung der Passage durch das Sand-Thor an den vorspringenden Ecksteinen der Schanzmauer in den Stadtgraben herabzuklettern.

Nicht wenig wurde dem edlen „Špaček“ gehuldigt, jedoch nur in geschlossenem Raume; auf öffentlichen Plätzen, wie es die Schanzgräben sind, Špaček zu spielen, war unter der Würde eines Latein-Schülers. Ein vortrefflicher „Špaček“ (Titschkerl) aus Zwetschkenholz, so recht hart, daß seine Spitzen selbst im Regenwetter nicht stumpf werden konnten, wäre für mich verhängnisvoll geworden: er flog mir hart am rechten Augenwinkel in's Nasenbein, ich trage die Narbe noch heute. Man denke sich das Entsetzen des Spiel-Cameraden, welcher den unglücklichen Wurf gethan, als er, mein blutüberströmtes Antlitz gewahrend, fürchten mußte, mein Auge sei verletzt.

Auch das Ballon-Spiel hatte seine Liebhaber, es war ihnen nicht so leicht gemacht, wie heute, wo man sich aus Guttapercha erzeugter Ballons bedient. Um einen richtigen Ballon in Stand zu setzen, mußte damals erst eine in den schlappen Lederballon gesteckte Rindsblase mit Hilfe eines Federkieles aufgeblasen, der Blasenhals möglichst luftdicht gebunden werden, bevor man zum Schlagen kam; wenn's schief ging machte das Bersten der Rindsblase der Lust ein schnelles Ende.

Nicht weniger beliebt waren Ausflüge über Land, welche bei vollkommenem Mangel an modernen Communicationen per pedes gemacht wurden. Kuchelbad, das Prokopi-Loch, die Cibulka, waren Punkte, welche an Ferial-Nachmittagen sommerüber besucht wurden, während eine in der Regel zu Pfingsten unternommene Partie nach Karlstein zwei Tage mit einem Nachtlager in St. Jvan in Anspruch nahm.

Der beklagenswerthe Thorwächter in Karlstein, wie wurde er gehänselt, als er uns allen Ernstes den in der Burg heute noch vorfindigen Krokodil-Schädel als einen Drachenkopf bezeichnete! Wie frugal waren die Mahlzeiten auf diesen Ausflügen! Das Menu bestand aus Butterbrot und Käseln, und zur Abwechslung aus kaltem „Schmetten“ (Obers) und gerührten Eiern. Junge Hühner und Gänse durften wir aus finanziellen Gründen auf dem Hofraume des Wirthshauses blos ansehen!

Das Nachtlager in St. Jvan fand regelmäßig auf Stroh statt. Ich erinnere mich lebhaft, einst durch brennendes Jucken aus dem Schlafe geweckt worden zu sein — der zottige Hofhund hatte sein Lager hart neben mir aufgeschlagen!



Die feierlichen Aufzüge darf ich nicht vergessen, an denen sich das Gymnasium unter Vortragung einer großen, rituell zugeschnittenen rothen Fahne betheiligte. Unter diesen Aufzügen nahm die Frohnleichnams-Procession die erste Stelle ein, jedoch stand die Lust, an derselben Theil zu nehmen, mit der Höhe der Classe im umgekehrten Verhältnisse. Als Schüler der niederen Classen plünderte ich den väterlichen Garten und wand am Vorabende der Procession mit zwei Collegen die herzigsten „Kranzeln" aus blaßrothen Federnelken und kleinen weißen Rosen — meine Classe mußte die schönsten Kränze haben! Je höher hinauf, desto mehr beherrschte uns der Gedanke, wie es sich für uns, dem Universitäts-Studium so nahestehende Jünglinge, nicht recht passe, noch paarweise aufzuziehen. Mit ängstlicher Sorgfalt ward beim Aufmarsch zwischen unserer und der nächst niederen Classe ein recht großer Zwischenraum gelassen, auf daß jedermann wisse, wir seien Studenten höherer Ordnung.

* * *

Von den Fortschritten im Unterrichte überzeugte sich der Gymnasial-Präfect bei den monatlichen Prüfungen. Wir legten denselben wenig Bedeutung bei; hatte der Schüler während des Monates Proben seines Wissens abgelegt, seine schriftlichen Hausaufgaben pünktlich abgegeben und hatten diese entsprochen, so konnten wir sicher sein, nicht durchzufallen. Nur in jenen Fällen, wo die Leistungen während des Curses ein Urtheil für die Qualification nicht zuließen, wurde der Schüler zum Schluße des Curses einer Prüfung aus jener Materie, in welcher sein Wissen zweifelhaft war, unterzogen — wir nannten das eine Prüfung pro classibus.

Seinen Abschluß fand das Schuljahr durch die feierliche Classenlesung. Zu derselben erschien ein Delegirter des Landes-Guberniums, der Domscholasticus, eine große Anzahl von Gästen und Eltern der Studenten. Die Classenlesung fand in der festlich geschmückten Gymnasial-Capelle nach abgehaltenem Dankgottesdienste statt. Der Kanzel gegenüber stand die mit rothem Tuche ausgeschlagene Rednerbühne, von welcher herab der Primus der Abiturienten (Rhetor) die An- und Dankrede hielt. Nach derselben erfolgte die Verlesung der Namen der Prämiirten, jeder der Gerufenen trat vor und empfing sein Prämium, in der Regel einen altclassischen Autor, auf dessen nettem Einbande vorn in Goldlettern die Bezeichnung prangte: „Praemium quod munificentia Augustissimi

recepit" (nun folgte der Name des Beglückten). In dem Augenblicke der Uebergabe erscholl vom Chore stets ein Trompetentusch. An die Schüler und die Anwesenden wurden sodann die Classenzettel vertheilt, aus welchen jedermann die Censuren jedes einzelnen Schülers ersehen konnte.

Diese aus der Zeit der Jesuiten herübergekommene Art, die „Classen" der studirenden Jugend an die Oeffentlichkeit zu bringen, war ganz geeignet, den Ehrgeiz mächtig anzuregen, und barg in sich gleichzeitig eine Garantie der Gerechtigkeit der Lehrer. Aber auch diese konnten es nicht Allen recht thun, denn sehr oft hatten die Classenlesungen ein Nachspiel — es kam vor, daß die nach Anschauung der Schüler im Entgegenhalte zu anderen zu günstig Classificirten eine tüchtige Tracht Schläge mit Plumpsäcken hinnehmen mußten. Wohlweise wurde diese Lynchjustiz erst nach der Classenlesung geübt.

Unsere Lehrer, in ihrem Fache ergraute Männer, erfahrene Pädagogen, begegneten uns mit väterlicher Milde; wenn auch einzelne Animositäten vorgekommen sein mochten, so gehörten sie zu den seltensten Ausnahmen und ließen sich gewiß auf veranlassende Ursachen zurückführen. Uns Schülern selbst wäre es vollständig unverständlich gewesen, zwischen deutscher und böhmischer Nationalität einen Unterschied zu finden, wir fühlten uns als Söhne Eines Vaterlandes, und diese Factoren trugen bei, daß wir uns Alle der am Gymnasium zugebrachten Zeit nicht nur mit Freuden, sondern auch unserer Lehrer mit inniger, durch nichts getrübter Dankbarkeit erinnern.

Ohne daß wir einen bis in die Tiefen des Sanskrit reichenden philologischen Unterricht empfangen, ohne daß wir die Feuerprobe der Maturitäts-Prüfung bestanden hätten, sind aus dem Gymnasium der damaligen Zeit Männer hervorgegangen, welche in den verschiedensten Berufskreisen heute noch dem Gemeinwesen nützen, wiewohl sie unter einer Studienordnung ihre Ausbildung erhalten haben, über welche man in den Fünfziger-Jahren den Stab brach, an deren theilweise Wiederherstellung neuestens aber recht lebhaft gedacht wird.

Eine Bemerkung kann ich zum Schluße nicht unterdrücken: man berufe in die Commissionen für Gymnasial-Studienreformen nicht ausschließlich Fachmänner, sondern auch einige Väter; — schaden wird's nicht!

Aelteste
Besiedlung der Länder der österreichischen Monarchie
durch die Menschen und deren Culturentwicklung.

Von Dr. M. Much.*)

I. Stein-Zeit.

A. Zeit des Mammut. (Aeltere Stein-Zeit.)

Wann die mannigfaltig gestalteten Länder unserer Monarchie zuerst von den Menschen besiedelt worden sind, ist uns heute zu sagen noch nicht möglich; mit Sicherheit wissen wir nur, daß einzelne Gegenden schon bewohnt waren, als von allen höheren Gebirgen noch riesige Gletscher in die niedrigeren Thalgelände und Ebenen hinabblickten, wenn sie auch damals vielleicht nicht mehr jene Ausdehnung hatten wie in der Periode ihrer größten Entwicklung, in der nicht nur die Alpen, sondern auch andere größere Gebirge der Monarchie und selbst die norddeutsche Ebene mit Eis bedeckt waren.

In dieser Zeit des Zurückschreitens der Gletscher begegnen wir einer üppig entwickelten, an Arten sehr mannigfaltigen, an Individuen sehr zahlreichen Thierwelt, für die wir heute nur mehr in den Parklandschaften des Inneren von Afrika ein Beispiel haben. Es muß nämlich bemerkt werden, daß zur Erzeugung jener riesigen Eismassen keineswegs eine das Maß unserer Erfahrungen übersteigende Zunahme der Kälte nothwendig gewesen ist; es haben vielmehr neuere Forschungen festgestellt, daß reichere Niederschläge von Schnee im Winter und nur um wenige Grade kühlere Sommer genügten, um nach einem längeren Zeitraum die Höhen mit Firn zu bedecken, die Thäler mit Eis zu erfüllen. Hierbei

*) Dieser Aufsatz wird den ersten Abschnitt einer demnächst beginnenden illustrirten Gesammt-Geschichte von Österreich bilden.

konnte der Winter sogar milder sein, und es wäre daher irrig zu glauben, daß während der Eiszeit alles pflanzliche und thierische Leben erstorben gewesen. Allerdings wurden manche Gewächse durch die größere Kühle im Sommer von der Samenreife ausgeschlossen, dagegen gestattete es die geringere Kälte im Winter manchen anderen, denselben zu überdauern. Wenn wir sehen, daß in unmittelbarer Nähe des Grindelwald-Gletschers der Wald und eine Viertelstunde davon entfernt Kirschen, Roggen, Gerste und Hanf gedeihen, daß der riesige Franz-Joseph-Gletscher auf Neu-Seeland inmitten eines üppigen Pflanzenwuchses von palmenartigen Baumfarren, Pinus-Arten und Fuchsien sein Ende erreicht, so wird uns klar, daß einst auch hier bei uns trotz des ungeheueren Anwachsens der Gletscher eine reiche Pflanzenwelt sich entfalten konnte, welche einer ebenso reichen Thierwelt Nahrung und Schutz gewährte.

Wie uns die Flußablagerungen und insbesondere zahlreiche Höhlen im ganzen mittleren Europa belehren, war denn auch dieses Gebiet von einer sehr verschiedenartigen Thierwelt bevölkert, welche die eigenthümlichen Verhältnisse der Eiszeit hier zusammengedrängt hatten: Mammut, Nashorn, welche beide damals mit einem dichten Pelze bedeckt waren, Riesenhirsch, Ren, Elch, Edelhirsch, Pferd, Steinbock, Lemming, Ur, Bison und viele andere Thiere fanden gleichzeitig, wenn auch nicht in jeder Gegend, auf diesem Boden alle Bedingungen ihres Gedeihens. Natürlich mußte eine so reich entwickelte Zahl von Pflanzenfressern auch eine entsprechende Zahl von Raubthieren anziehen, und so finden wir den Luchs, Fjällfraß und Eisfuchs aus dem Norden, den Höhlenbär, braunen Bär und Wolf aus der gemäßigten Zone, endlich den Löwen und die Hyäne aus dem Süden unter ihnen.

Inmitten dieser Thierwelt treffen wir die ältesten Spuren des Menschen in Europa; wir sind hierbei nicht blos auf indirecte Zeugnisse angewiesen, wie z. B. Asche, Kohle und die mehr oder weniger zahlreich angehäuften Knochen der verzehrten Thiere, die auf den Lagerstätten zurückgeblieben sind; wir haben auch vielfache diesen Lagerstätten aus der Gesellschaft dieser Ueberreste entnommene Belegstücke, welche die unmittelbare Einwirkung der menschlichen Hand zeigen, d. i. die aus Stein und Bein gefertigten Werkzeuge und Schmucksachen.

Soweit wir die Cultur-Stufe dieser ältesten Periode der Menschheitsgeschichte Europas aus den uns überkommenen Resten zu beurtheilen

vermögen, stellt sich dieselbe als eine sehr niedrige dar, so daß wir kaum im Stande sein dürften, den Menschen dieser Zeit irgend ein wildes Volk der Gegenwart als Beispiel an die Seite zu stellen. Sie hatten weder ein zahmes Thier, noch kannten sie irgend eine Getreideart. Ihre Nahrung schafften sie sich lediglich durch die Jagd und den Fischfang, und es ist nicht einmal ausgemacht, ob sie das Fleisch der erbeuteten Thiere am Feuer bereiteten; denn die Kunst Gefäße aus Thon zu erzeugen war ihnen fremd und die Kohlen und Asche auf ihren einstigen Lagerplätzen können auch von Feuern herrühren, bei denen sie sich wärmten oder gesellig zusammen fanden.

Ihre Werkzeuge waren von primitivster Einfachheit und bestanden lediglich aus roh zugeschlagenen Feuersteinen und bearbeiteten Knochen oder Geweihen. Von den ersteren können wir zweierlei Arten unterscheiden, nämlich 10—20 Centimeter lange mandelförmige Beile und drei- bis vierflächige prismatische Späne, die man am besten als Messer bezeichnet; einzelne der letzteren wurden an einem Ende durch kleinere Hiebe abgerundet, so daß sie wie ein flacher Löffel aussahen, andere an der Schneide mit Zähnen versehen. Von diesen nur in roher Weise zugeschlagenen Steingeräthen wird die Zeit, in welcher der Mensch gleichzeitig mit den diluvialen Thieren lebte, in der Wissenschaft die Periode der g e s c h l a g e n e n S t e i n g e r ä t h e oder die p a l ä o l i t h i s c h e Periode genannt.

Die ausnahmslos aus Feuerstein oder aus verwandten Gesteinsarten verfertigten Geräthe waren von äußerster Unzulänglichkeit, konnten allenfalls zum Zerlegen der Jagdthiere und im Kampfe des Menschen gegen den Menschen, niemals aber als Angriffswaffe gegen die Thiere dienen, namentlich nicht gegen jene großen Thiere, wie Elephanten, Nashorne, Elche, Auerochsen, Bisonochsen und andere, die wir so oft und erstere sogar weitaus vorwiegend unter den Resten der Jagdbeute finden.

Wir müßen demnach diesen Menschen ein großes Maß von Kenntnis der Natur dieser gewaltigen Thiere und von List zuschreiben, durch die es ihnen gelang sich derselben zu bemächtigen, was wohl zumeist durch Schlingen und Fallgruben geschehen sein wird.

Etwas mannigfaltiger und selbst besser gearbeitet sind die Geräthe aus Knochen, unter denen wir auch pfriemenartige Exemplare finden, die vielleicht an Stöcken befestigt als Wurfspieße, kaum aber als Pfeile dienten; sie haben zuweilen eine oder mehrere Längsfurchen, von denen

man mit Recht vermuthet, daß sie zur Aufnahme von Gift dienten, denn ohne dieses wäre sie nur von geringer Wirksamkeit gewesen.

Außer diesen pfriemenartigen Geräthen verfertigten die „Mammut jäger", wie man die Menschen dieser Periode zu nennen pflegt, auch mit Widerhacken versehenen Harpunen, vielleicht zum Erlegen größerer Vögel und zum Stechen von Fischen bestimmt, Stockgriffe aus Renthiergeweih, kleine Schmuckgegenstände und Nähnadeln. Die Mammutjäger kannten den Lein nicht, noch hatten sie sonst ein gewebtes Gewand; diese Knochennadeln konnten daher nur zum Zusammennähen von Thierfellen dienen, aus denen ihre Kleider bestanden haben.

Nach allem, was wir sonst ermitteln können, bauten die Mammutjäger keine festen Wohnungen, dazu waren ihre Werkzeuge gänzlich unzureichend. In höhlenreichen Gegenden, wie z. B. im mittleren Mähren, in der Umgebung von Krakau, gewährten ihnen die Höhlen sichere und verhältnismäßig bequeme Zufluchtstätten; in offenen Gegenden, wie in Nieder-Oesterreich nördlich der Donau, suchten sie an steilen Abstürzen, vielleicht auch in Gruben unter Zweiggeflechten, zur Winterszeit wohl zumeist im Walde, Schutz vor Wind und Wetter.

Wie schon erwähnt wird diese Periode nicht nur durch die Art der hinterlassenen Artefacte, sondern auch durch die Thierwelt charakterisirt, in deren Mitte der Mensch damals lebte. Von den schon oben hervorgehobenen wichtigeren Thierarten dieser Zeit sind einige gänzlich ausgestorben, wie das Mammut, das wollhaarige Nashorn, der Riesenhirsch, der Auerochs, der Höhlenbär; andere haben sich aus diesen Gegenden überhaupt oder doch auf ein kleineres Gebiet zurückgezogen, wie das Ren, der Wisent, das wilde Pferd, der Elch, der Steinbock, der Löwe, die Hyäne, der Fjällfraß und noch einige andere, die heute nur noch im hohen Norden, in der Steppe oder auf unzugänglichen Gebirgen Schutz vor den Angriffen der Menschen finden.

Diese Veränderungen sind nicht etwa durch ein katastrophenartig hereinbrechendes Naturereignis plötzlich eingetreten, sondern haben sich während des Verlaufes der Periode ganz allmälig vollzogen. Die großen Thiere erliegen nach und nach, zuletzt sehen wir den Menschen zumeist nur noch in der Gesellschaft von Ren und Pferd. Wir haben gewichtige Gründe dafür, daß diese letzteren Thiere nun nicht mehr Gegenstand der Jagd gewesen sind, sondern sich schon in einem Zustande halber Zähmung befunden haben, wornach wir in dieser Zeit auch schon einen nicht unwesentlichen

Fortschritt, nämlich den Uebergang vom Jägerleben zum Nomadenthum zu verzeichnen hätten.

Was das Alter dieser Periode im allgemeinen betrifft, so sind alle Versuche, diese Zeit ziffermäßig festzustellen, vergeblich gewesen und selbst jene Berechnungen, welche die Eiszeit und damit den Beginn dieser Periode zu den secularen Veränderungen in der Bewegung und Stellung der Erde im Planeten-System gebracht haben, sind bis jetzt ohne Anerkennung in der Wissenschaft geblieben.

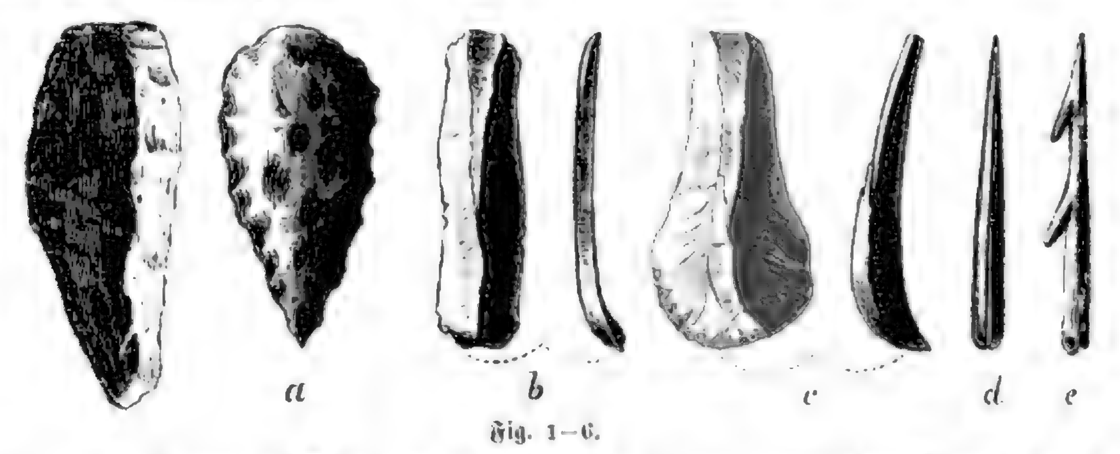


Fig. 1—6.

Fig. 1 und 2 Beile aus Feuerstein in $^1/_4$ der natürlichen Größe, Fig. 3 Messer in natürlicher Größe in Voll und Seitenansicht, Fig. 4, löffelförmiges Geräth, sogenannter Schaber, Fig. 5 Knochenpfrieme, muthmaßlich Spitze eines Wurfspießes mit der Giftrinne; Fig. 6 Harpune aus Knochen, letztere beiden in $^1/_3$ der natürlichen Größe.

Man hat die Zeugnisse der gewiß auffallenden und anfänglich auch mit einem vollständigen Mistrauen aufgenommenen Thatsache, daß einst in Europa, von wo heute eine nie geahnte Cultur über den ganzen Erdkreis ausstrahlt, Menschen von beispielloser Wildheit unter Elephanten und Löwen gehaust haben, zuerst in Belgien und Frankreich aufgefunden. Seit etwas mehr als einem Jahrzehent ist auch in den Ländern unserer Monarchie eine größere Zahl von Fundorten bekannt worden, welche die unzweideutigsten Belege für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit der diluvialen Thierwelt lieferten. Es sind dies in Mähren: Joslowitz, die Býčiskála-Höhle und die Höhle Pekárna bei Blansko, die Šipka-Höhle und die Čertova Dira-Höhle bei Neutitschein; in Niederösterreich: Zeißelberg am Kamp, Gösing am Wagram, und Stillfried an der March; in Böhmen: die Umgebung von Prag und Zuzlavitz bei Schüttenhofen; im Krakauer Gebiete: die Wierzchower Höhle und einige andere Höhlen in der Umgebung von Krakau.

Mit diesen Orten ist übrigens weder das Gebiet umschrieben, auf dem sich die Menschen der Diluvial-Zeit in unseren Ländern bewegten, noch ein Maß für die Häufigkeit ihrer Lagerplätze gegeben. Vielmehr weisen schon jetzt einzelne noch nicht eingehender untersuchte Fundorte, wie Kammern, Ober-Hollabrunn, Sonnberg, Stettenhof, Städteldorf, und eine gegründete Erwägung darauf hin, daß der österreichische Kaiserstaat schon in jener frühen Periode und gleichzeitig mit den übrigen Ländern Mittel-Europas in allen seinen Theilen von Menschen besiedelt gewesen ist, soweit nicht etwa besondere natürliche Umstände damals das Land unbewohnbar gemacht hatten, wie dies in allen höheren Gebirgen der Fall war, wo Firn und Gletscher und in den Tiefebenen, wo ausgedehnte Sümpfe jede Besiedlung unmöglich machten. Freilich muß hierbei berücksichtiget werden, daß sowohl die Mammutjäger als die Renthierleute, wie Jäger- und Nomaden-Völker überhaupt zur Erhaltung ihrer Daseinsbedingungen eines weitaus größeren Gebietes bedurften als Ackerbauer. Unstät schweiften sie durch das Land und bezogen immer wieder dieselben Lagerplätze, und wenn nun auch in Zukunft, wie zu erwarten ist, noch andere derartige Lagerplätze in großer Zahl aufgefunden werden, so ist dennoch die Bevölkerung jedenfalls eine geringe und schüttere gewesen.

Wie die paläolithische Periode im allgemeinen, sind auch die beiden Zeitabschnitte derselben, von denen der ältere vornehmlich durch die Anwesenheit des Mammut, der jüngere durch das Vorherrschen des Renthieres charakterisirt werden, in den österreichischen Ländern vertreten. In die Zeit des Mammut fallen die Funde von Joslovitz, dann jene aus der Šipka- und Čertova Dira-Höhle, von Zeißelberg, Gösing, Stillfried, Zuzlavitz, aus der Wizchower Höhle, wogegen die Funde in der Býčiskála-Höhle, in der Pekárna und in der Umgebung von Prag der Renthierzeit angehören.

Bei der primitiven Einfachheit der Cultur-Zustände dieser Zeiten ist es nicht möglich, wesentliche Differenzen in den Erscheinungen derselben aufzufinden, die etwa auf eine Raçen-Verschiedenheit oder gar auf verschiedene Nationalitäten hinweisen würden. Die Zustände in jedem der beiden Zeitabschnitte sind nämlich auch in weit von einander entfernten Ländern, wie etwa z. B. Mähren und Belgien ziemlich gleichartige; nur so viel läßt sich sagen, daß die Mammutjäger, wie sie sich in Nieder-

Oesterreich und Mähren repräsentieren, auf einer noch roheren Cultur-Stufe zu stehen so scheinen als jene im Westen Europas. Ob dies etwa durch ein höheres Alter oder durch einen größeren Abschuß vor fremden Cultur-Einflüssen oder endlich durch eine geringere Empfänglichkeit für dieselben bedingt war, kann nicht gesagt werden.

Im allgemeinen läßt sich nicht ohne Grund behaupten, daß die Mammutjäger nicht der arischen Raçe angehört haben; sie verschwinden zugleich mit den riesigen Thieren der Quarternär-Zeit, mit den Mammuten und Nashornen, mit den Löwen und Höhlenbären vom Schauplatze dieser Periode vollständig. Aber auch die Renthierleute verlassen diesen Boden wieder, gleichermaßen durch die heißer werdenden Sommer, wie durch das Eindringen einer höherstehenden thatkräftigen Raçe mit ihren Thieren nach dem Norden gedrängt, wo man in den renthierzüchtenden Lappen und in den ihnen verwandten nordischen Völkerschaften ihre letzten mehr und mehr hinsterbenden Reste vermuthet.

B. Zeit der polirten Steingeräthe. (Jüngere Stein-Zeit).

Die nunmehr im mittleren Europa ankommenden Völker zeigen schon im ersten Beginn ihrer Ansiedlungen einen hohen Grad der Cultur. Sie scheinen zwar noch des Metalles zu entbehren oder haben es doch nur in äußerst unzureichendem Maße zur Verfügung, aber sie bringen Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und den Haushund, Getreide und Lein aus ihrer Heimat mit. Bei ihrem Vorwärtsdringen und ihrer allmäligen Ausbreitung wählen sie ihre Wohnplätze vorzugsweise auf Anhöhen, isolirten Plateaus oder sonst schon von Natur geschützten Orten; wo sie an Seen oder Sümpfe kommen, errichten sie gemeinsam ein Pfahlgerüst im Wasser und bauen auf dieses ihr Haus. Schon die Wahl der Oertlichkeit zu ihren Ansiedlungen, die Mühe, welche sie zuweilen zu ihrer Herstellung verwenden mußten, zeigen, daß sie in dauernder Weise sich niederzulassen beabsichtigten, also sicher nicht Nomaden waren. Und in der That lassen die an diesen Ansiedlungen oft massenhaften Anhäufungen von zerbrochenem Thongeschirre, von abgenützten und verlorenen Werkzeugen und Schmucksachen und von den Abfällen der Tafel und des Haushaltes den jahrhundertelangen Bestand derselben erkennen.

Wenn auch, wie schon bemerkt, anfänglich noch der Metalle entbehrend, verstehen sie doch, den Stein in der geschicktesten Weise zu



bearbeiten. Es ist vorzüglich der Feuerstein, der, wo immer man desselben habhaft werden kann, wegen seiner leichten Spaltbarkeit und seines muschligen Bruches vor allen anderen Gesteinsarten bevorzugt wird. Man verfertigte daraus durch regelrechte Schläge prismatische von 3—4 Flächen begränzte und in zwei scharfe Schneiden auslaufende Messer, dann aber auch keilförmige Aexte, Sägen, mit Widerhacken versehene Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Dolche und anderes Geräth in großer Zahl und nicht selten mit Bethätigung einer wunderbaren Kunstfertigkeit.

In Gegenden, wo es an Feuerstein mangelte, wählte man andere vornehmlich zähe Gesteinsarten, insbesondere den Serpentin, zur Anfertigung von Werkzeugen und Waffen. Da aber diese wegen des körnigen Gefüges nicht durch Schläge in der Weise wie der Feuerstein, sondern nur durch allmäliges Abtragen zu formen waren, wobei aber keine Schneide gewonnen werden konnte, so führte gerade die Verwendung dieser minder geeigneten Steinarten zu einem bedeutenden Fortschritte, nämlich zur Kunst des Schleifens und Polirens.

Durch das Schleifen, das dann auch auf den Feuerstein angewenden wurde, war es möglich, eine Schneide zu erzeugen, welche den Steinbeilen eine an die Metallbeile nahe heranreichende Wirksamkeit verlieh.

Der Gebrauch von Pfeil und Bogen führte zur Kunst des Steinbohrens, denn der Pfeilschaft und der Bogen bilden zusammen einen fertigen Drillbohrer, und die mit großer Virtuosität durchbohrten Steinhämmer bezeugen die thatsächliche Uebung dieser Kunst. Die außerordentliche Vollkommenheit der Steingeräthe setzt übrigens eine gewerbsmäßige Erzeugung derselben voraus.

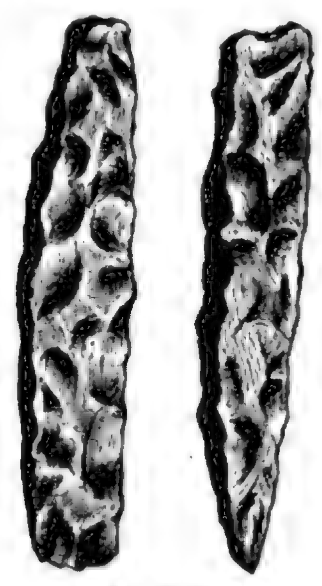
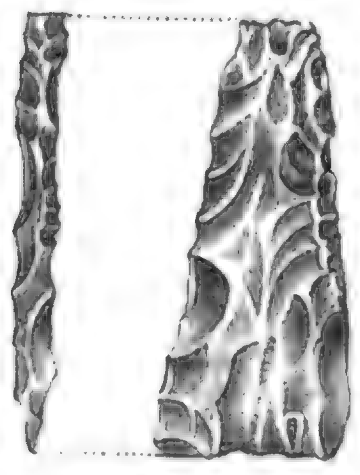




Fig. 7 u. 8.

Fig. 9.

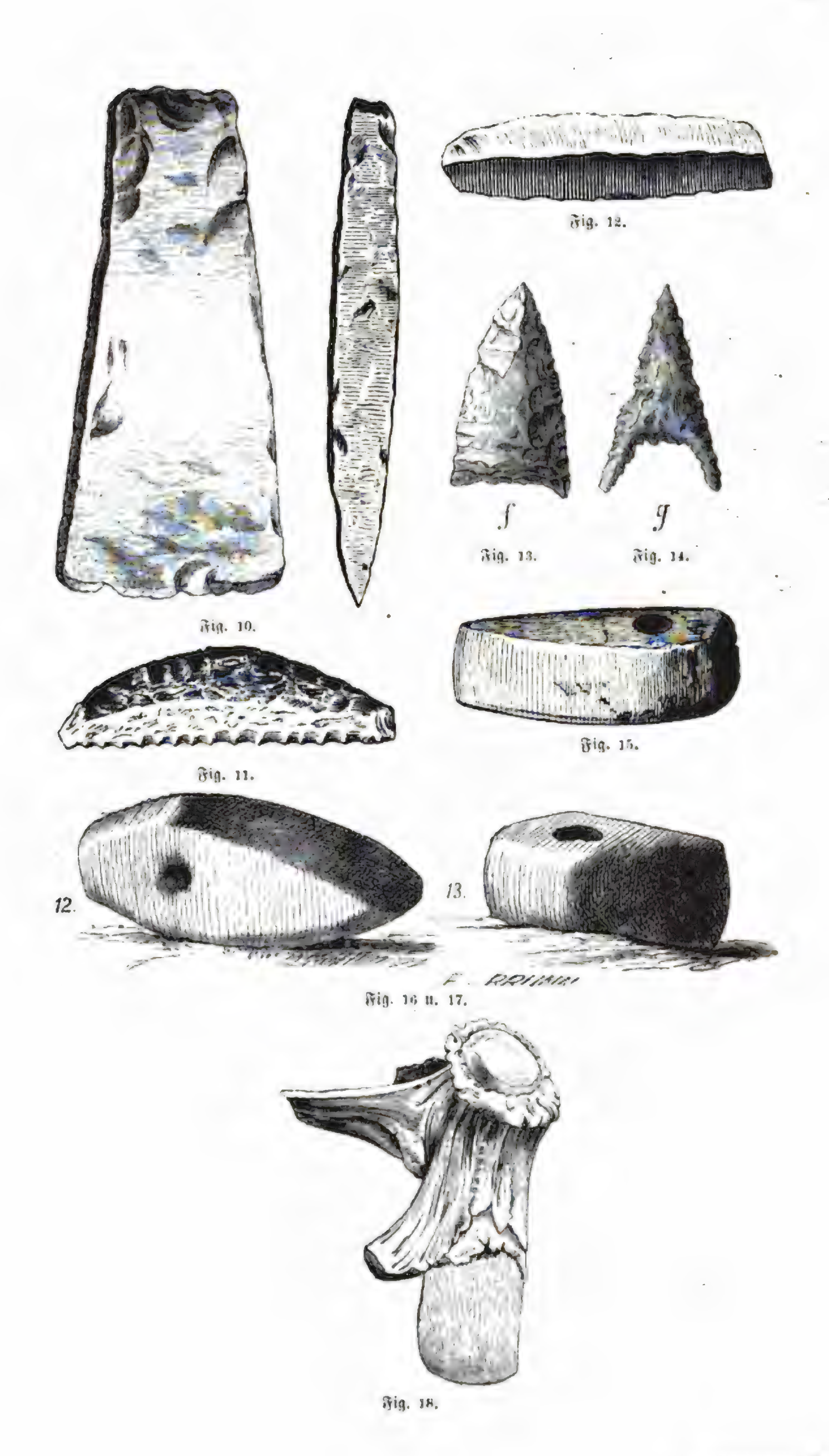


Fig. 10. Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14. Fig. 15. Fig. 16 u. 17. Fig. 18.

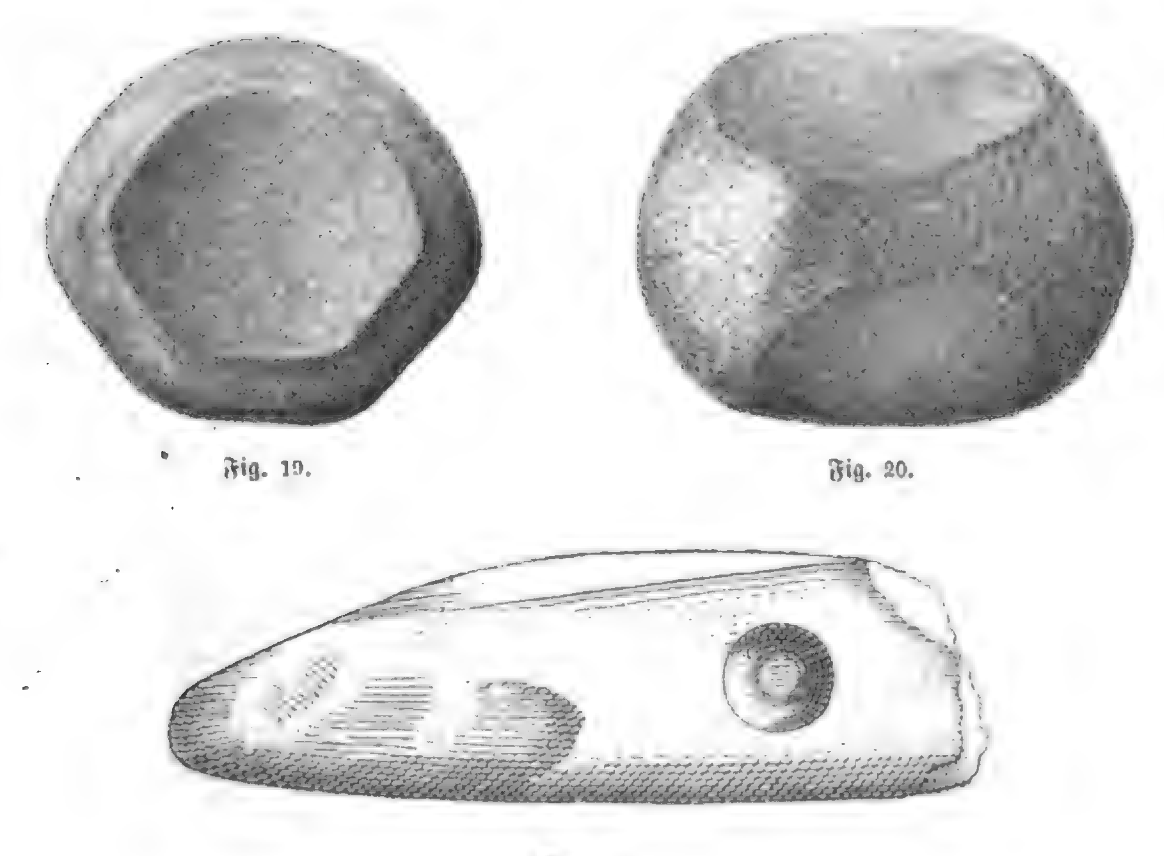


Fig. 19.

Fig. 20.

Fig. 21.

Fig. 7, 8, 9 einfach behauene, Fig. 10 ein polirtes Feuersteinbeil von gewöhnlicher Ausführung, letzteres mit stark abgenützter Schneide. Fig. 11 und 12 eines der beschriebenen prismatischen Messer und eine mit Zähnen versehen Säge, beide aus Feuerstein in halber natürlicher Größe, Fig. 13 und 14 zwei verschiedene Formen von Feuerstein Pfeilspitzen. Fig. 15, 16 und 17 zeigen mit einem gebohrten Loche versehene Steinhämmer gewöhnlichster Form, Fig. 18 ein mit einer Fassung aus Hirschhorn versehenes polirtes Serpentin-Beil und Fig. 19—20 den sogenannten Klopf oder Behaustein, das ebenso einfache als universale Werkzeug, mit dessen Hilfe alle diese verschiedenen Gattungen von Steingeräthen geformt wurden. Fig. 21 versinnlicht die Art der Bohrung der Steine; das Loch wurde nämlich mittels eines Röhrenknochens und eines Drillbohrers gemacht, u. zw. in sinnreicher Weise nur in seiner Peripherie, wodurch ein wesentliches Ersparnis von Zeit und Arbeit erzielt wurde. Das vorliegende Stück ist ein gebrochener Steinhammer, an dem neuerdings ein Loch zu bohren versucht wurde.

Alle hier abgebildeten Steingeräthe zeigen nur ganz gewöhnliche Vorkommnisse; man verstand es aber auch, dem ungefügen Materiale trotz der höchst einfachen Werkzeuge überraschend schöne und schwungvolle Formen zu geben, wovon der in Fig. 22 dargestellte Hammer aus Serpentin ein Beispiel für viele dergleichen ist.

Von dieser großen Vervollkommnung der Bearbeitung der Steine, einem der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale gegen die frühere Zeit,

heißt diese die Periode der polirten Steingeräthe oder die neolithische Periode.

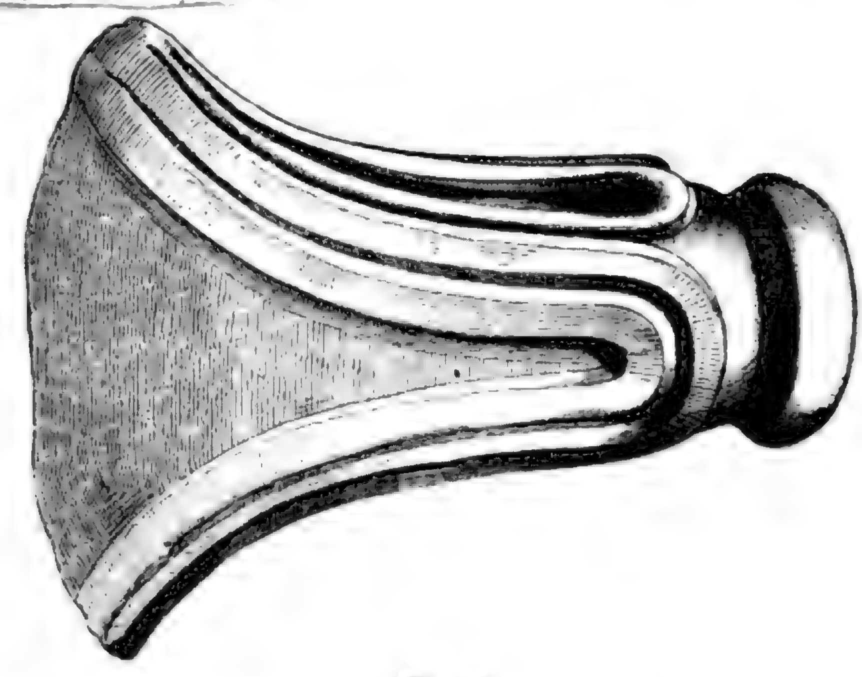


Fig. 22.

Außer dem Stein wurden auch die Knochen und die Gehörne der Thiere zu den mannigfachsten Werkzeugen verarbeitet; so finden wir auf

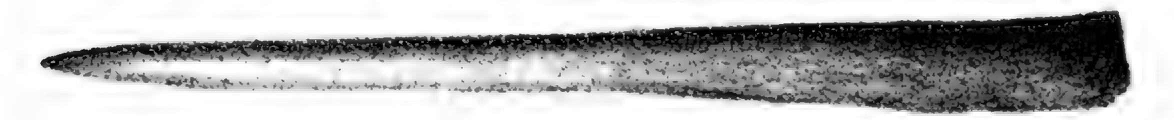


Fig. 23.

den alten Wohnstätten Pfriemen vielerlei Art, Kämme, Spateln, Nadeln, Dolche, Stockknäufe, Schmucksachen und selbst Geräthe zur Bearbeitung

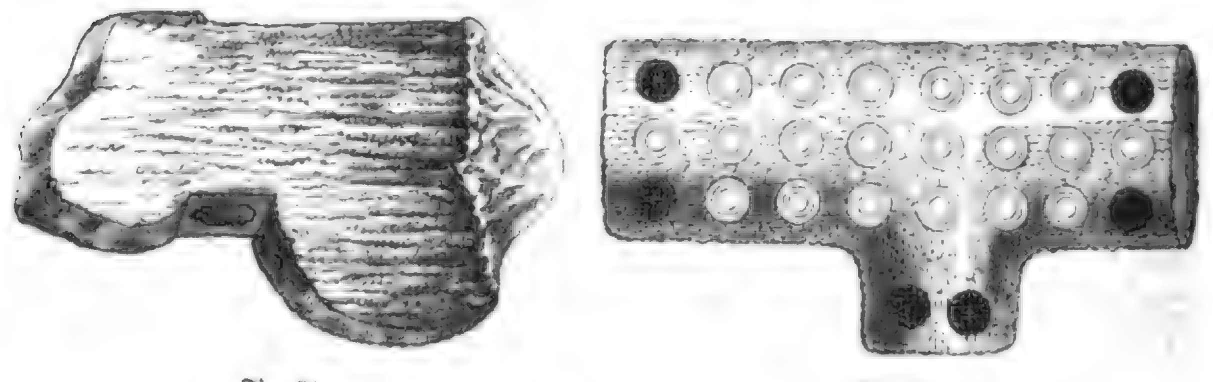


Fig. 24. Fig. 25.

des Bodens. Die Vollkommenheit der Steingeräthe gestattet nun auch die bessere Benützung des Holzes, das man zur Verfertigung von Löffeln, Dolchen, Nadeln, Pfriemen, und insbesondere zu Bogen und zur Schäftung der Pfeile und Aexte verwendet.

Fig. 23 Prieme aus Knochen der gewöhnlichsten Art; eine aus Hirschhorn verfertigte Fassung der Steinaxt wurde schon in Fig. 18 dargestellt. Besonders häufig finden sich in manchen Ansiedlungen dieser Zeit hammerartige, ebenfalls aus Hirschhorn verfertigte Stockknäufe, die muthmaßlich als Waffe dienten; Fig. 24 gibt hievon ein Beispiel seltenerer Form. Zuweilen wurden diese Stockknäufe gerundet und sauber geglättet und mit Ornamenten versehen, wie Fig. 25 zeigt. An diesem besonders gut erhaltenen Exemplare ist zugleich eine eigenthümliche Art der Ornamentirung ersichtlich, die aus einfachen oder mehrfachen concentrischen, häufig mit einem Punkte in der Mitte versehenen Kreisen besteht, ursprünglich zweifellos eine symbolische, die Sonne, das allbelebende Princip versinnlichende Darstellung ist und sich durch alle folgenden Culturperioden hindurch, selbst noch in der Römerzeit und in der christlichen Aera bis in unser Jahrhundert herein, namentlich an Gegenständen aus Knochen mit einer auffallenden Zähigkeit erhalten hat.

Die Ankömmlinge brachten aus ihrer Heimat auch die Kunst mit, aus Thon Gefäße zu formen, die an sich schon, so wie der Getreidebau, gegen nomadisches Wesen derselben Zeugnis gibt. Für Nomaden ist der irdene Topf ein unbrauchbares Geräth, das er des ewigen Wanderns wegen durch den Lederschlauch und in vorgeschrittener Zeit durch den Metallkessel ersetzt. Diese Thon-Gefäße haben sehr mannigfache Formen, je nach den Zwecken denen sie dienen, und zuweilen sogar reiche und nicht geschmacklose Ornamente. Diese letzteren bestehen häufig aus vertieften Linien, die mit Kreide oder anderer weißer Masse ausgefüllt sind und sich vom schwarzen Grunde effectvoll abheben; in manchen Gebieten werden diese Linien auch durch Eindrücken von Schnüren hergestellt.



Fig. 26 u. 27

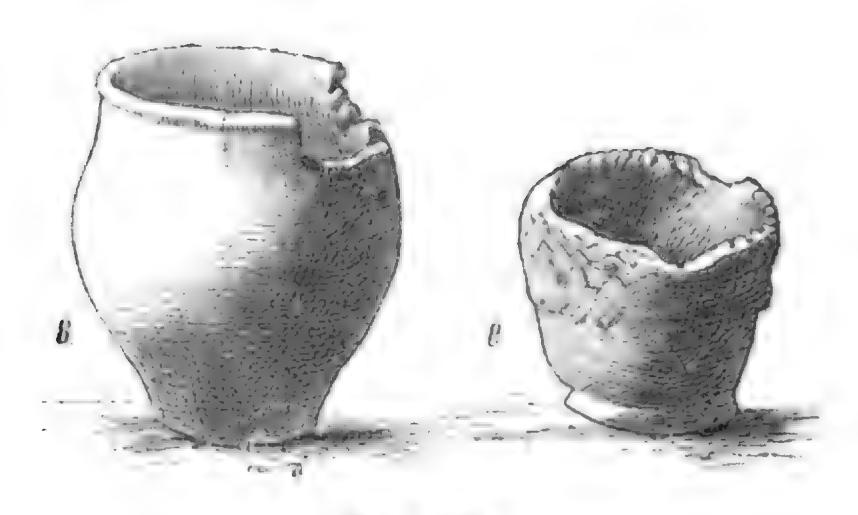


Fig. 28 und 29.

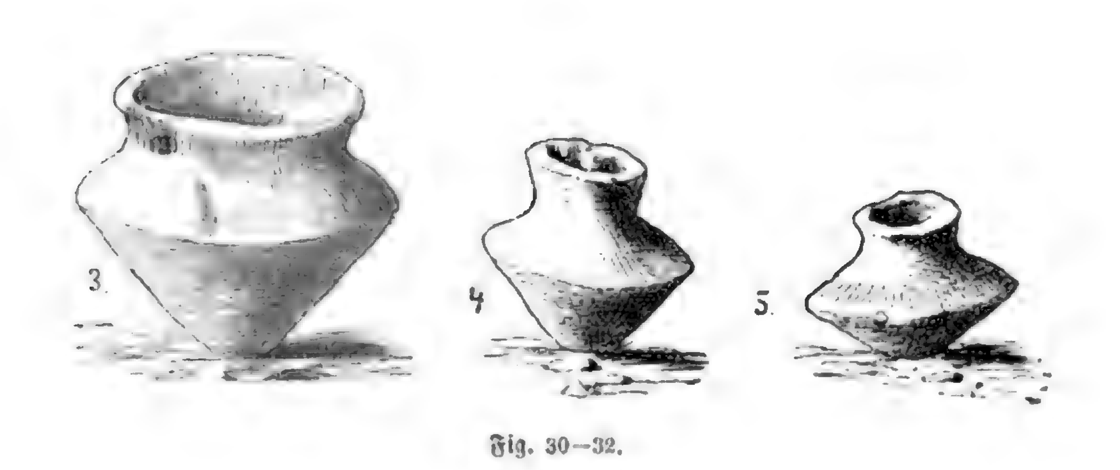


Fig. 30—32.



Fig. 33.



Fig. 34.



Fig. 35.

Fig. 36.

Fig. 37.

Fig. 38.

Fig. 39.

Fig. 40.

Fig. 41.



Fig. 42.

Fig. 43.

Fig. 44.

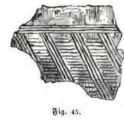


Fig. 45.

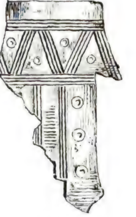


Fig. 46.

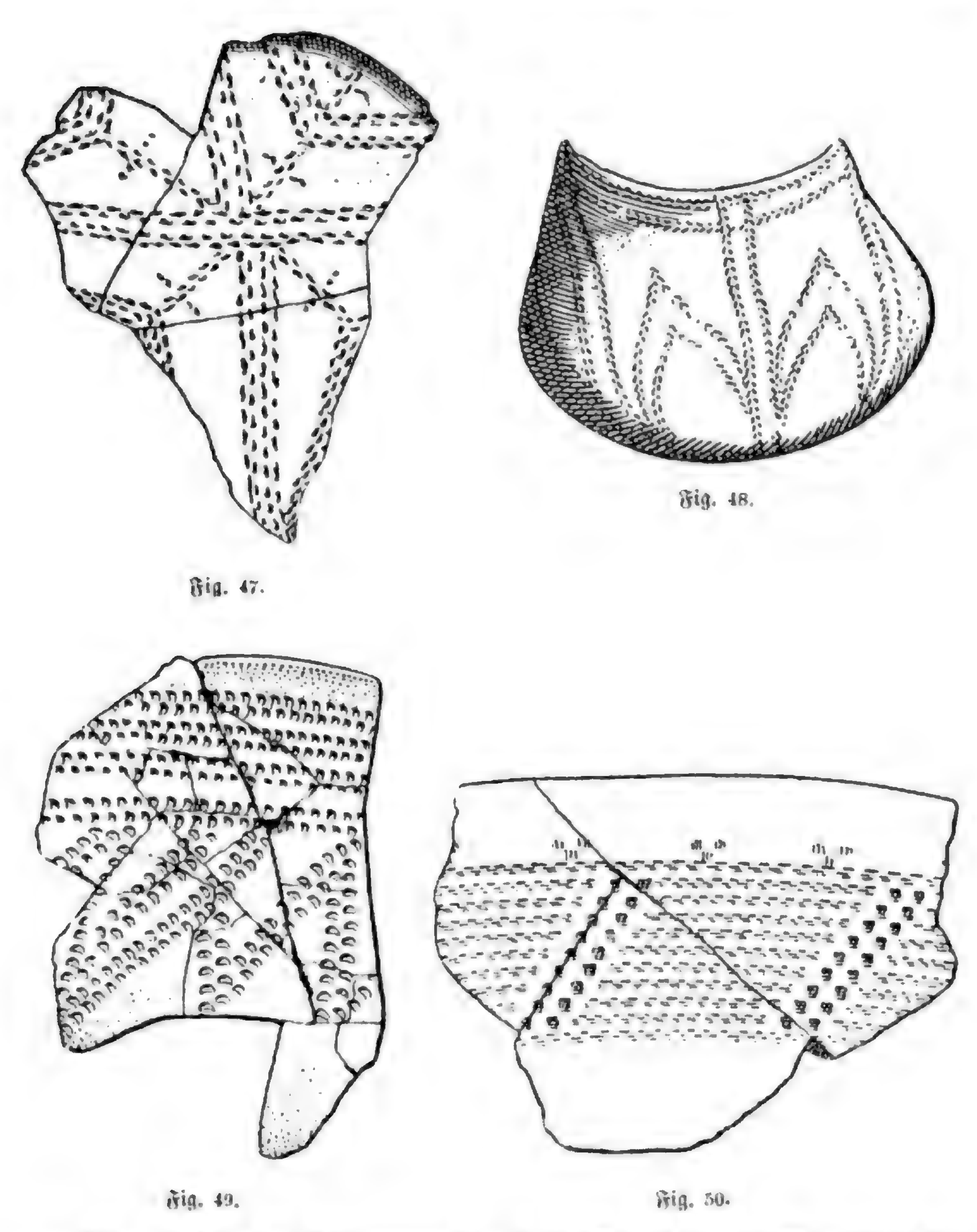


Fig. 47.

Fig. 48.

Fig. 49.

Fig. 50.

Die nebenstehenden Abbildungen, Fig. 26 bis 43, erschöpfen die Mannigfaltigkeit der Gefäßformen dieser Zeit sowenig, als sich alle Arten der Ornamente darstellen ließen. Am häufigsten werden diese durch Fingereindrücke, zuweilen in einer eigens dazu angebrachten Wulst, wie in Fig. 44 hervorgebracht; andere Ornamente zeigen Fig. 45 bis 50; es finden sich aber auch viele typische Verzierungen, wie z. B. die schon erwähnten Kreise und das Kreuz, das örtlich mitunter, wie z. B. in den Pfahlbauten bei Laibach besonders häufig erscheint.

Der Boden in den Wohnsitzen dieser Periode, insbesondere der Grund der Seen unter den Pfahlbauten, hat uns mit bewunderungswerther Treue eine Fülle von Zeugnissen bewahrt, aus denen wir un-

mittelbare und darum zuverlässige Kunde schöpfen. Wir finden da nicht blos all die schon erwähnten Geräthe und Werkzeuge, wie Steinhämmer, Beile, Knochengeräthe und insbesondere die unvergänglichen Thonscherben; in den Pfahlbauten insbesondere bringen wir selbst Dinge an's Tageslicht, deren Erhaltung fast unmöglich scheinen möchte, wie Fäden, Stücke von feinen Leinengeweben, Angelschnüren, Fischnetzen, Stricken aus der Lein- und Bastfaser, wobei freilich nebst der conservirenden Kraft des Grundes der Seen und Sümpfe auch der Umstand günstig mitwirkte, daß die Pfahlbau-Ansiedlungen oftmals von Feuersbrunst heimgesucht wurden, welche viele sonst leicht vergängliche Dinge, ohne ihre Form zu zerstören, in Kohle verwandelte und in diesem Zustande für eine unbegränzte Erhaltung geeignet machte. Außer den beim Spinnen und Weben gebrauchten Gegenständen, wie z. B. Flachshächeln, Spinnwirteln (Fig. 51), Webstuhlgewichten (Fig. 52), Spulen, Haspeltheilen, Pfriemen, Nadeln, Glätt-

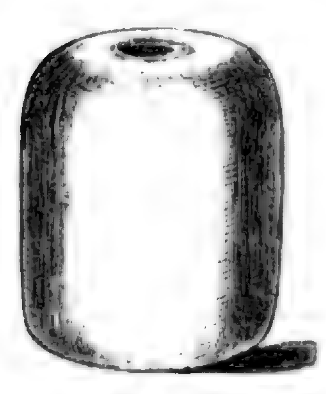




Fig. 51.



Fig. 52.

steinen und ähnlichen Dingen haben wir also in den fertigen Erzeugnissen selbst die Beweise für jene sittigenden Künste vor Augen.

Die Verarbeitung der Leinfaser setzt selbstverständlich den Ackerbau voraus; wir wissen aber auch aus zahlreichen Funden, daß die Bewohner der Pfahlbauten und folgerichtig der gleichzeitigen Land-Ansiedlungen überhaupt einen intensiven Ackerbau getrieben haben. Sie kannten eine Art des Weizens (sogenannten Pfahlbauweizen), die Gerste, den Hirse, wozu späterhin noch andere Getreidearten kamen. Es ist zweifellos, daß die Daseinsbedingungen der Völker dieser Zeit auf dem Ackerbau und der Viehzucht beruhten. Die Jagd hatte anfänglich allerdings einen nicht geringen Umfang, indem sie nach den sicheren Aufschlüssen, welche uns die Knochenreste der verzehrten Thiere gewähren, nahezu die Hälfte der Fleischnahrung lieferte; allein sie verliert stetig an Bedeutung gegenüber

der an Umfang zunehmenden Viehzucht. Als Jagdthiere haben wir zu nennen den Hirsch, das Reh, das Wildschwein, den Biber, den Auerochsen, den Elch, die Gemse, wozu noch kleinere Thiere, Vögel und an den Gewässern Fische von außerordentlicher Größe kommen.

Es ist selbstverständlich, daß alles, was die Natur von selbst bot, dankend genommen wurde, so insbesondere die vielerlei Beerenfrüchte, Haselnüsse, Wassernüsse und wildes Obst; es wurde aber auch schon eine cultivirte Sorte von Aepfeln gezogen.

Der Cultur-Zustand und der Charakter dieser Periode spricht sich im allgemeinen dadurch aus, daß die Bewohner Mittel-Europas in dieser Zeit friedliche und seßhafte Bauern sind.

Die Häuser der Pfahlbaubewohner und ihrer Zeitgenossen auf dem trockenen Lande bestanden aus Flechtwerk von Baumzweigen mit einem Anwurf von Lehm; zur Herstellung des Daches wurde Stroh und Schilf verwendet. Durch die häufigen Feuersbrünste wurde der Lehm hartgebrannt, wodurch er befähigt wurde die Eindrücke des Flechtwerkes bis heute zu erhalten; das verkohlte Stroh und Schilf findet sich im Grunde der Pfahlbauten durch den Verbrennungs-Proceß zu ganzen Stücken zusammengefrittet.

Der Umstand, daß die Menschen in dieser Zeit in kleineren und größeren Ansiedlungen beisammen wohnen, ja daß die Ansiedlungen selbst wieder in manchen Gegenden in dichterer Zahl nebeneinander vorkommen, zeigt von einer gesetzlichen Ordnung, von Recht und Sitte. Die Frau nimmt neben dem Manne eine, wie es scheint, eine gleich berechtigte Stellung ein; in ihren Händen liegt der Betrieb der Töpferei, des Spinnens und Webens und der gesammten Haushaltung.

Die Ornamente an den Thongefäßen, häufig aus symbolischen Zeichen, wie dem Kreis, dem Kreuze, dem Dreiecke bestehend, lassen ein gewisses Maß religiöser Vorstellungen erkennen, die, wie es bei einem Volke, dessen Existenz auf dem Ackerbau beruht, nicht anders sein kann, auf den Sonnendienst schließen lassen.

Je tiefer wir in die Kenntnis der Zustände dieser Bevölkerung eindringen, um so verwandter erscheint sie uns. Während sie von den früheren Bewohnern des Landes, den Renthierzüchtern und Mammutjägern, durch eine unüberschreitbare Kluft geschieden ist, ist sie mit uns durch viele gemeinsame Züge verbunden. Ja es ist sehr wahrscheinlich, daß seit ihrer Einwanderung kein allgemeiner Bevölkerungswechsel mehr stattgefunden

hat, daß also die heutigen Völkerstämme unserer Monarchie mit Ausnahme der Ungarn zu jenen Völkern, deren Reste uns in den Pfahlbauten der Schweiz, Bayerns, Ober-Oesterreichs und in den gleichzeitigen Land-Ansiedlungen der meisten, namentlich der mittleren und nördlichen Länder der Monarchie aufstoßen in einem wirklichen Verwandtschaftsverhältnisse stehen. Sie sind Ackerbauer, Viehzüchter, Gewerbsleute mit einer gewissen Theilung der Arbeit, sie betreiben eine Art Handel, leben in festen Wohnsitzen und in geselliger Ordnung, geleitet von Rechtsbegriffen und religiösen Vorstellungen, nicht anders wie wir selbst. Ihre Cultur ist darum von der unsrigen nicht im Wesen verschieden, sie ist nur nicht in dem Maße wie die unsrige entwickelt; aber die Keime der Entwicklung sind vorhanden und eine nicht blos für den Fortschritt empfängliche, sondern auch active, den Fortschritt suchende geistige Anlage.

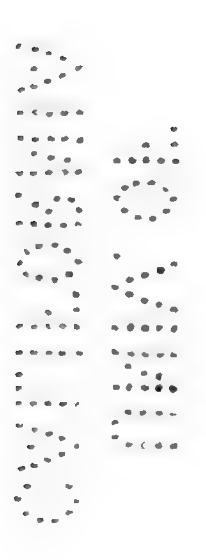
Was das Alter dieser Periode betrifft, so läßt sich dasselbe noch nicht mit voller Sicherheit feststellen; immerhin haben wir aus der Zeitdauer der folgenden Perioden Anhaltspunkte, welche uns anzunehmen gestatten, daß seit Abschluß der jüngeren Steinzeit mehr als 3000 Jahre vergangen sein müßen.

Auf die Hinterlassenschaft der Menschen dieser Periode stoßen wir in allen Ländern unserer Monarchie, und zwar entweder als zerstreute Einzelfunde oder als Massenfunde in ihren alten Wohnsitzen. Die Gesammtheit dieser Funde ist nun schon so bedeutend, die Zahl der bereits bekannten Fundorte eine so große, daß wir jetzt schon, und ganz abgesehen von den noch zu gewärtigenden Funden, von der Dichte der Bevölkerung, von der Zahl ihrer Ansiedlungen ein ganz anderes Bild bekommen, als wir es bisher uns vorzustellen gewohnt waren. Mit Recht können wir annehmen, daß damals der größte Theil der bewohnbaren Gegenden unserer Länder auch wirklich bewohnt gewesen ist. Von sehr vielen unserer jetzigen Wohnorte läßt sich nachweisen, daß sie auf prähistorischer Grundlage stehen; über eine große Zahl anderer geht heute die Pflugschar oder fluthet der See, über noch andere wölbt sich, fern von den heutigen Ansiedlungen, das Laubdach des Waldes.

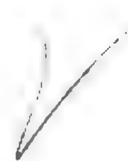
So wohl erhalten, so vollständig, so ungestört und unvermischt bietet sich die Vergangenheit kaum noch anderweitig dem Einblicke dar, wie in den Pfahlbauten. Alles, was überhaupt erhaltbar gewesen ist, haben sie uns bewahrt und sie setzten uns dadurch in die Lage, das

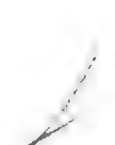
Fig. I





anderwärts fehlende zu vervollständigen. Es war nach den reichen Ergebnissen in den Schweizer Seen im vorhinein zu erwarten, daß auch in den Seen der österreichischen Alpen Reste der Pfahlbau-Ansiedlungen zu finden sein müssen und in der That wurden die Untersuchungen unserer Seen mit einem befriedigenden Erfolge gelohnt. Die meisten Ansiedlungen dieser Art enthielt der Atter-See, wo sie bei Seewalchen, Aufham, Weyeregg, Puschacher, Attersee und Kammer nachgewiesen und auf das genaueste untersucht wurden. Besonders reich an Fundstücken aller Art ist der Pfahlbau im Mond-See unmittelbar am Ausflusse des Sees; ein zweiter befindet sich bei Scharfling. Im Traun-See und im Keutschacher See wurde bis jetzt je ein Pfahlbau entdeckt u. zw. imer steren bei Gmunden, im letzteren bei Keutschach. Ebenso wurde im Neusiedler See während der Zeit seiner völligen Austrocknung ein Pfahlbau aufgefunden. Von großer Bedeutung endlich sind die an mehreren Stellen aufgedeckten Pfahlbauten im Laibacher Moore. Mit diesen Namen ist die Zahl der Pfahlbauten Oesterreichs sicherlich nicht erschöpft, wir haben vielmehr mit dem Fortschreiten der Forschung die Auffindung einer weiteren Reihe derselben zu erwarten. Die beiliegende Fig. I bringt die nach wirklichen Funden ideell reconstruirte Pfahlbau-Ansiedlung im Mondsee zur Darstellung.





Aber auch von gleichzeitigen Land-Ansiedlungen sind nunmehr viele aufgefunden worden, und wenn auch die Erscheinungen in diesen nicht immer mit der gleichen Klarheit uns entgegen treten wie in den Pfahlbauten, so bezeugen doch tausende von Fundstücken die oben angeführten Thatsachen.

In Nieder-Oesterreich ist es vorzüglich die Gegend von Eggenburg, welche in der jüngeren Steinzeit eine ungemein dichte Bevölkerung trug. Die Stadt Eggenburg selbst beginnt ihre Geschichte mit der Stein-Zeit, aber auch fast alle auf viele Meilen im Umkreise liegende Ortschaften reichen bis in diese Zeit zurück. Außerdem trugen alle isolirten Berge der Umgebung Ansiedlungen auf ihren Plateaus; besonders berühmt wegen der Zahl und der Bedeutung der Funde sind der Vitus-Berg und die Heidenstatt[1]). Auch das ganze Viertel unter dem Manharts-

[1]) Alle mit dem Worte „Heide" zusammengesetzten Ortsnamen lassen auf prähistorischen Ursprung schließen, wie eben dieses Heidenstatt, Heidenstatt bei Nikolsburg, Heidenäcker auf der Stätte des alten Carnuntum, dann Heidenbühel, Heidenstollen, Heidengebirg, Heidenweg u. a.



berg muß dicht bevölkert gewesen sein; von bedeutenderen Ansiedlungen sind zu nennen der Leiser Berg, Kronberg, die Umgegend von Stillfried, die Höhen des Rohrwaldes. In der Nähe Wiens ist vorzüglich der Bisamberg bemerkenswerth; ebenso trug der Leopoldsberg eine kleine Ansiedlung in dieser Zeit, so wie das Alter von Wien selbst, wie mehrere Funde bezeugen, bis in die Steinzeit zurückreicht. Zerstreute Ansiedlungen und vereinzelte Funde kommen mit Ausnahme der inneren Alpenthäler und des größeren Theiles des Viertels ob dem Manhartsberge, der damals offenbar undurchdringlicher Urwald war, fast im ganzen Lande vor.



Eine gleich große Zahl von Ansiedlungen dieser Zeit findet sich in Mähren. Im mittleren Theile desselben sind es die Höhlen, welche mit Vorliebe aufgesucht wurden, wie z. B. die Byputek-Höhle bei Blansko, welche von Ueberresten verschiedenster Art erfüllt war. Ansiedlungen von ungewöhnlicher Ausdehnung befanden sich auf dem Waisenberge und auf dem Maidenberge (Pollauer Berge) bei Nikolsburg und auf dem Mistkogel bei Mähr.-Kromau; auch in der ferneren Umgebung von Olmüz findet man nicht selten Steinwerkzeuge und gleichaltrige Reste.

In Böhmen ist es namentlich die Umgebung von Prag, welche durch zahlreiche Funde aus der Stein-Zeit bemerkenswerth ist, so daß es scheint, daß das Centrum des Landes damals schon eine große Bedeutung hatte; insbesondere sind die Anhöhen der Šárka dicht und lange Zeit besiedelt gewesen. Auch sonst findet man Steingeräth im ganzen Lande mit Ausnahme des waldbedeckten Gränzgürtels und einzelner Gebirge im Innern, welche damals sowie das Waldviertel Nieder-Oesterreichs von dicht geschlossenem Urwald bedeckt waren. Zahlreich sind die Funde in der Umgebung von Neustadt a. d. Mettau, Náchod, Časlau, Nischburg, Lobosic und Josephstadt, sowie überhaupt in den Seitenthälern der Eger entlang und an vielen anderen Orten des Landes.

Wenn auch nicht so zahlreich, aber immerhin beachtenswerth sind die Funde von Ansiedlungen der Steinzeit in Ober-Oesterreich, Steiermark, Tyrol, Kärnten, Krain, Istrien, Galizien, Bukowina, Ungarn und Siebenbürgen.

In Galizien insbesondere sind derartige Ansiedlungen nicht selten; auch hier waren die Höhlen bewohnt. In der Bukowina finden sich aus dieser Zeit häufig Werkzeuge, insbesondere kleinere und größere Beile



aus dem eigentlichen Feuerstein verfertigt, den das Land eben in genügender Menge liefert, während sie in den übrigen Ländern nur selten und in kleineren Dimensionen vorkommen, wo, wie schon bemerkt wurde, dessen Stelle körnige Gesteinsarten vertreten, unter denen der Serpentin vorherrscht. Hiedurch berühren sich die Bukowina und angränzende Theile Galiziens mit dem Norden, in welchem fast ausschließlich Feuerstein zur Verwendung kam.

Eine besondere Erscheinung bieten die nördlichen Theile Ungarns wo es vorwiegend der Obsidian aus der Hegyalja ist, welcher zur Fabrikation kleinerer Objecte, vornehmlich von Messern und Pfeilspitzen diente; die Comitate Zemplin, Ung, Abauj, Szabolcs, Hajdu, Kun-Szolnok und Bihar liefern zahllose Obsidian-Splitter, Abfälle von dieser Fabrikation, die sich übrigens in einzelnen Stücken fast über das ganze Land, ja bis in die Ansiedlungen Nieder-Oesterreichs verbreiten und Zeugnis für eine Art Austausch und Handel geben. Von den bedeutenderen Ansiedlungen der jüngeren Steinzeit in Ungarn wurde der Pfahlbau im Neusiedler See schon genannt, andere wurden in Tószeg, Nagy-Rév, Szelevény und Keményteto aufgefunden; zahlreiche Funde lieferte insbesondere die Höhle von Agtelek im Gömörer Comitate.

In Siebenbürgen ist es die Gegend von Broos, welche eingehender untersucht und reich an Funden ist.

Von besonderem Interesse sind die Steinzeit-Ansiedlungen im Innern von Istrien und bemerkenswerth ist, daß auch schon die Inseln des adriatischen Meeres in der jüngeren Stein-Zeit bewohnt waren.

II. Metall-Zeit.

1. Kupfer-Zeit.

Der Uebergang von der Stein-Zeit zur Metall-Zeit vollzieht sich in Mittel-Europa und insbesondere auch in den Ländern unserer Monarchie allmälig und so unvermerkt, daß man nicht sagen kann, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Es ist der Gedanke entschieden abzuweisen, daß die Cultur der Metall-Zeit auf ganz neuer Grundlage wie beim Uebergange der älteren zur jüngeren Stein-Zeit in Folge eines Bevölkerungswechsels sich aufgebaut habe. Wir haben vielmehr die sichersten

Zeugnisse dafür, z. B. in den ober-österreichischen Pfahlbauten, daß die Bevölkerung in ihren Ansiedlungen unverändert seßhaft geblieben ist während zu der schon vorhandenen Summe von Cultur neue Cultur-Elemente hinzutraten. Als eines der wichtigsten stellte sich nunmehr das Metall ein, u. zw. zuerst Gold und Kupfer, wovon jedoch nur das letztere wegen seiner größeren Menge und seiner besseren Eignung zu Werkzeugen von durchgreifender Bedeutung wurde.

Es läßt sich heute noch nicht sagen, wo das Kupfer zuerst den Menschen bekannt wurde, ob sein Gebrauch nur von einem Punkte oder von mehreren ausgegangen ist. Das aber ist sicher, daß sich derselbe unmittelbar an den Gebrauch der Steinwerkzeuge anschloß, noch lang neben demselben einhergegangen ist, und daß schon die Bewohner der oberösterreichischen Pfahlbauten, die in überwiegendem Maße noch Werkzeuge aus Stein und Bein verwendeten, im Laufe der Zeit nicht nur in den Besitz von Kupfergeräthen überhaupt gelangt sind, sondern sich auch die Kunst angeeignet haben, selbst allerlei Geräth aus Kupfer, wie kleine Beile, Dolche, Pfriemen, Fischhacken Zierstücke zu verfertigen, ja sogar das Kupfer in seinen Erzadern aufzusuchen, es aus den Bergen zu holen, aufzubereiten und auszuschmelzen.

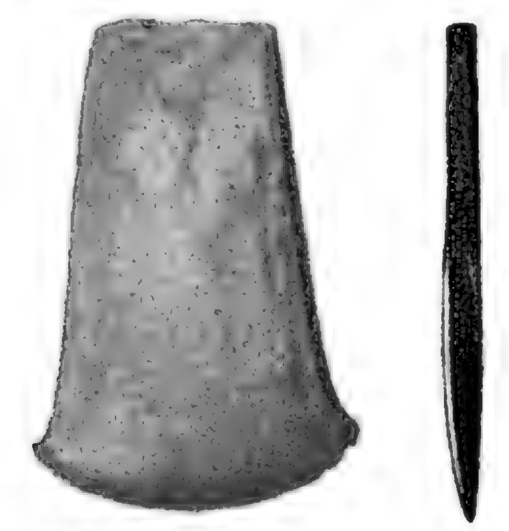


Fig. 53.

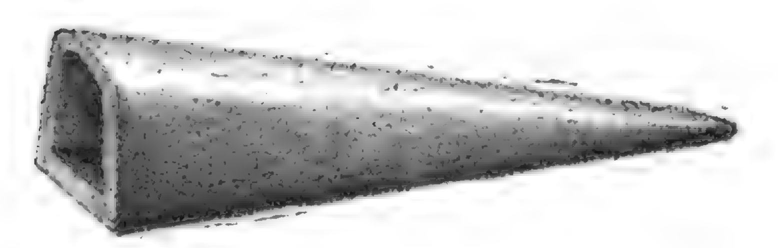
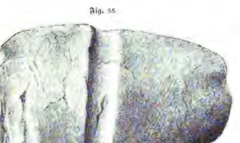


Fig. 54.



Fig. 55.



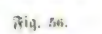


Fig. 56.

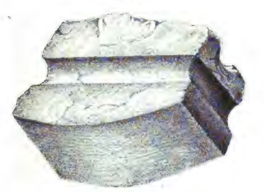


Fig. 57.

Fig. 53 Kupfer-Axt aus dem Pfahlbau im Mondsee (in Voll- und Seitenansicht). Fig. 54 ein bei der Erzgewinnung gebrauchter kupferner Pickel aus den prähistorischen Kupfergruben auf dem Mitterberg. Zur Aufbereitung der Erze dienten übrigens ausschließlich Steingeräthe u. zw. größere Schlägel, Fig. 55 ¼ der natürlichen Größe, zum Zertrümmern der größeren Erzstücke, dann die schon unter Fig. 19—20 abgebildeten Klopfsteine und die dazu gehörenden Unterlagsplatten (mit den durch die Ausnützung entstandenen Grübchen) Fig. 56 zum weiteren Zerkleinern, endlich die Reibsteine, Fig. 57 zum völligen Zerreiben des Erzes behufs der Verschmelzung derselben.

Die Formen der Geräthe, die aus diesem primitiven Kupferwerksbetriebe hervorgingen, sind zumeist denen der Steinzeit nachgebildet; ein directer Einfluß fremder, höher stehender Völker ist also weder in der Technik, noch in den Formen bemerkbar, so daß es den Anschein hat, als ob die Kenntnis des Kupfers als etwas diesen Völkern Ureigenes und so wie die Kenntnis des Ackerbaues, der Viehzucht, der Töpferei, des Spinnens und Webens aus der Stamm-Heimat mitgebracht, dort aber, wo die Bedingungen zur Ausnützung und weiteren Entwicklung nicht vorhanden waren, latent geblieben ist.

Die Stätten dieses uralten Bergbaues sind namentlich der Mitterberg bei Bischofshofen (Salzburg) und die Kelch-Alpe bei Kitzbühel (Tyrol); sehr wahrscheinlich wurde auch im Ahrenthal (Tyrol) und an anderen Punkten der Alpen Kupferbergbau betrieben. Es besteht kein Zweifel mehr, daß sich von dorther die Bewohner der ober-österreichischen Pfahlbauten mit dem für sie so werthvollen Metalle versorgt haben.

Auch die Pfahlbauten im Laibacher Moore weisen ähnliche Verhältnisse auf, wie die eben genannten, denn auch sie reichen bis in die Kupfer-Zeit hinein; neben einer weitaus überwiegenden Zahl von Werkzeugen aus Bein und Stein zeigen sich hier ebenfalls Beile, Dolche und Nadeln aus Kupfer.[1])

Ein bedeutender Fund von Kupfergeräthschaften wurde an der langen Wand nächst Stollhof in Nieder-Oesterreich zu Tag gebracht; diese bekunden schon einigen Fortschritt, aber noch immer sehen wir massive Meißel darunter in der unveränderten Form der Steinbeile. Bemerkenswerth bei diesem Funde ist die Gesellschaft goldener Zierscheiben.

Kupfersachen u. zw. Nadeln und Ringe (sowohl Arm- als auch Fingerringe) lieferten auch drei Gräberfelder in Nieder-Oesterreich, nämlich

---

[1]) Ein prächtiger Dolch aus Bronze der ebenfalls aus einer Pfahlbaustelle stammt, gehört nicht dieser Zeit an; er lag einen halben Meter über der Pfahlbauschichte, ist jüngeren Ursprungs und nur zufällig an diese Stelle gekommen.

Roggendorf bei Eggenburg, Roggendorf bei Wullersdorf und Stillfried, mit einem sehr ausgeprägten Typus der beigesetzten Urnen, der sich unverändert in Mähren (Mönitz) und Böhmen wiederfindet und nordwestlich bis Thüringen reicht. Dieser Gefäß-Typus charakterisirt sich, wie die nebigen Fig. 58 und 59 zeigen, durch ein auffälliges Ueberwiegen des Halses gegenüber den anderen Theilen des Gefäßes.





Fig. 58.

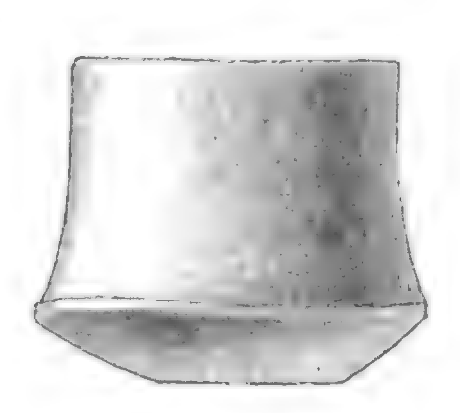


Fig. 59.

Außerordentlich häufig kommen Kupferfunde in Ungarn vor; vorzüglich reich an solchen soll die Gegend von Schmölnitz sein, was der Reichthum dieses Ortes an Kupfererzen erklärlich macht. Die zahlreichen Beile darunter von der Form der Steinbeile, mit mangelhafter Bearbeitung und gehämmerter (nicht geschliffener) Schneide, ja selbst die besser ausgeführten Aexte mit einem Stielloch und die Doppelbeile, welche mehr oder weniger die gebohrten Hämmer nachahmen, gehören ohne Zweifel derselben frühen Zeit an, wie die Pfahlbaufunde in Ober-Oesterreich und Krain.

Einzelfunde von Kupfergegenständen kommen auch in Böhmen u. zw. auch hier in der primitiven Form der Steingeräthe, wie z. B. bei Binařic vor.

Wenn wir endlich die fremdländischen Funde in Berücksichtigung ziehen, wie in Nord-Deutschland, Spanien, und ganz besonders die den ober-österreichischen Vorkommnissen ganz analogen Funde im Bieler See in der Schweiz, so kann die Existenz eines, wenn auch vielleicht nicht sehr lang dauernden Kupfer-Alters nicht mehr in Zweifel gezogen werden.

2. Die Bronze-Zeit.

Zu den auf der Grundlage des Ackerbaues und der Viehzucht, der Kunst des Spinnens und Webens, der Töpferei, der selbständigen Gewinnung und Verarbeitung des Kupfers und der allmähligen Bildung der Gewerbe aufgebauten mittel-europäischen Cultur tritt nunmehr als neues Element die Kenntnis des Zinnes hinzu; Eisen fehlt auf lange Zeit noch gänzlich.

Kupfer mit Zinn legirt gibt die vortreffliche für Waffen, Werkzeuge und Schmuck gleich geeignete Bronze. Woher die erste Kenntnis der Bronze gekommen, ist noch ebenso räthselhaft wie die Herkunft des Kupfers; als sicher kann jedoch angenommen werden, daß auch sie nicht etwa durch ein neu einwanderndes und die einheimischen Bewohner bewältigendes oder gar verdrängendes Volk in unsere und in die angränzenden Länder gelangte; vielmehr war auch hierbei der Uebergang ein ganz allmähliger. So blieb nicht nur die bisherige Bevölkerung in ihrer Hauptmasse während dieses Uebergangs in ihren Wohnsitzen seßhaft, was sich in vielen derselben nachweisen läßt: es erhielten sich auch die allgemeinen Cultur-Grundlagen, die Formen der Thongefäße, ja sogar die Ornamente auf denselben unverändert fort. Beispielsweise überträgt sich der schon erwähnte eigenthümliche Typus der Thongefäße von Roggendorf aus der Kupfer- in die Bronze-Zeit ohne irgend welche Abänderung.

Wenn es nun auch sicher ist, daß der Uebergang vom ungemischten Kupfer zur Bronze ein ganz allmähliger gewesen ist, daß dabei kein allgemeiner Bevölkerungswechsel stattgefunden hat, so ist doch ein so bedeutender Fortschritt in der Cultur selbstverständlich nicht ohne sehr weittragende Folgen und innere Aenderungen geblieben.

Die vortreffliche Eignung der Bronze zu Werkzeugen und Schmuck mußte bald eine Vervollkommnung derselben und eine Veredlung der Formen zur Folge haben, abgesehen davon, daß mit der Kenntnis der Bronze sicher auch Muster und weitere Anregung von auswärts vermittelt worden waren.

So sehen wir, wie die bronzenen Werkzeuge, die anfangs in der Form den kupfernen noch sehr nahe stehen, allmählig zweckmäßiger, und weil sie sich der Verschiedenartigkeit der vorzunehmenden Arbeiten besser anpassen, auch mannigfaltiger werden. Wir finden nunmehr eine überraschende Variation von Messern, Pfriemen, Beilen, Dolchen, Hacken, Lanzenspitzen, Nadeln und derlei Gegenständen, die schon in den früheren Perioden vorgebildet waren; zwei Dinge treten ganz neu auf: das Schwert und die Sichel.

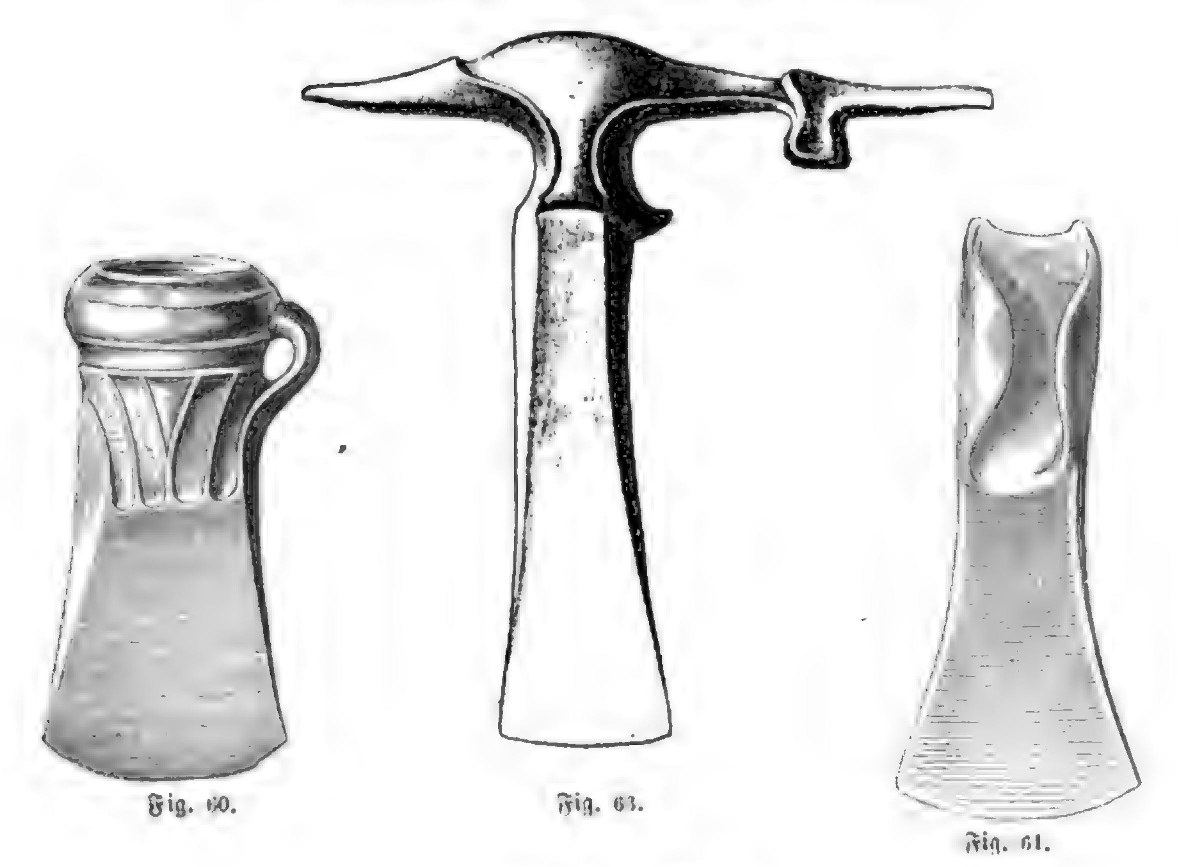
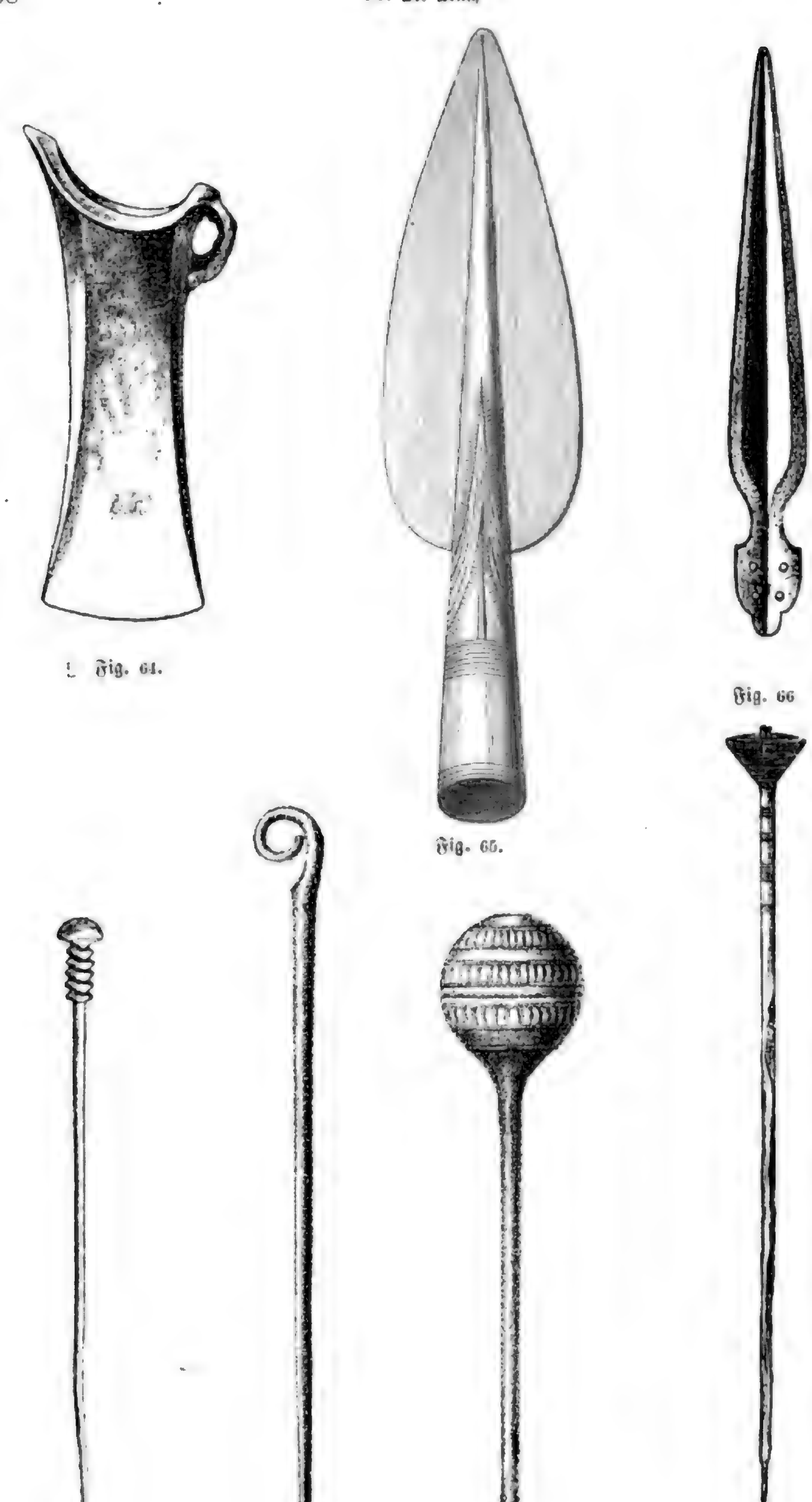


Fig. 60. Fig. 63. Fig. 61.



Fig. 62.



½ Fig. 64.

Fig. 65.

Fig. 66

Fig. 67—70.



Fig. 71.

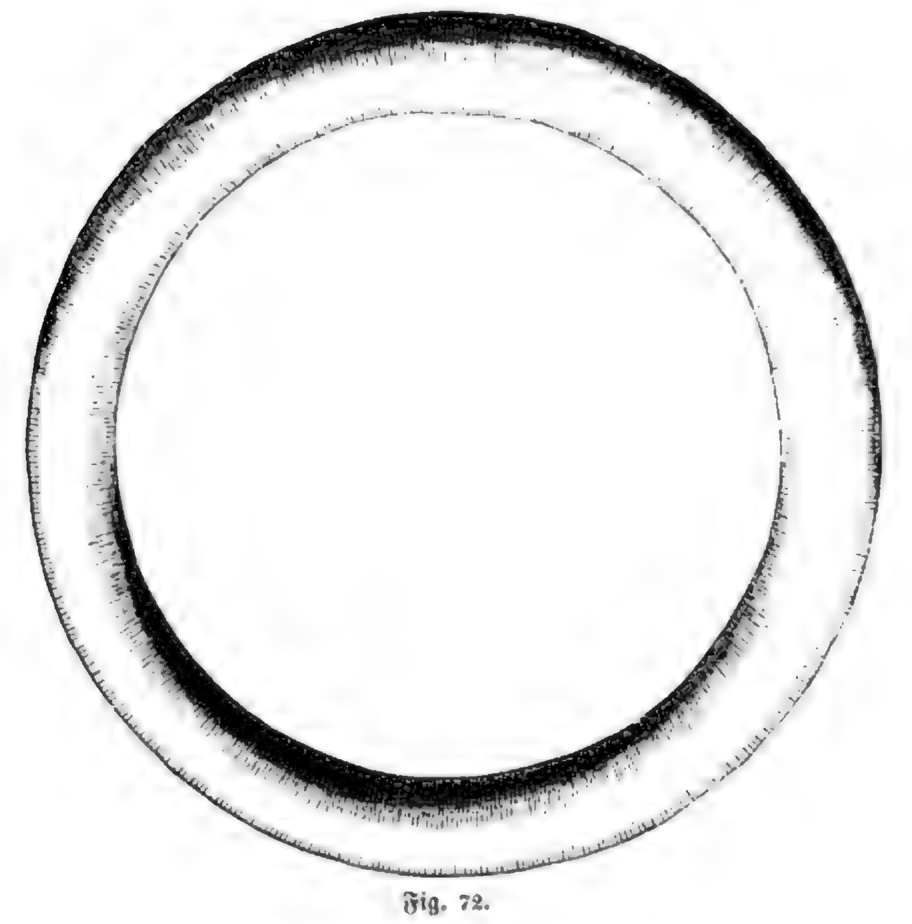


Fig. 72.

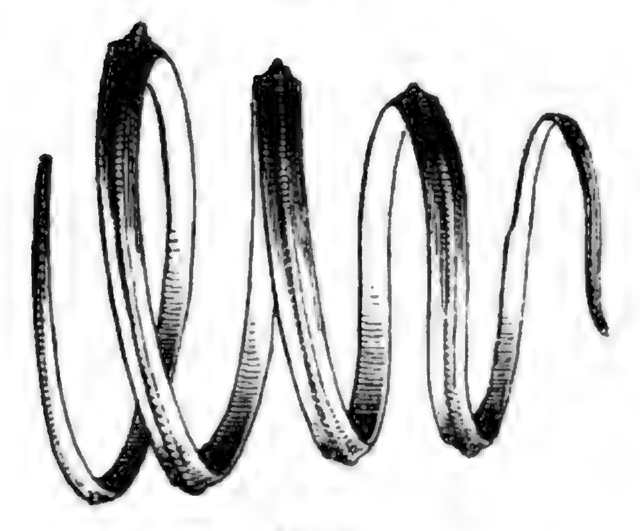


Fig. 73.

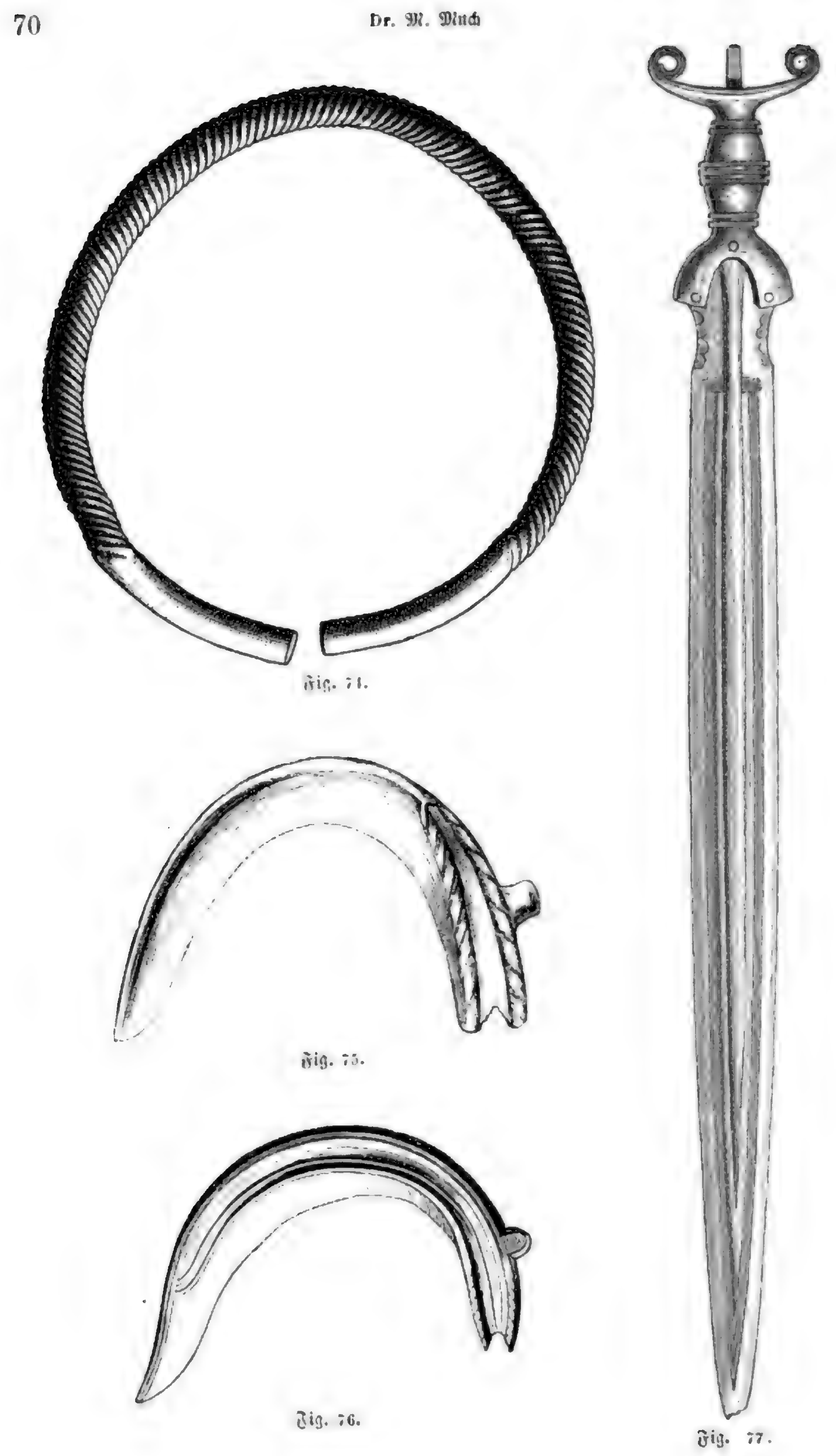


Fig. 74.

Fig. 75.

Fig. 76.

Fig. 77.

Fig. 60 und 61 die beiden Hauptformen der Bronzebeile: „Kelt“ mit Schaftloch und „Pfalstab“ mit Schaftlappen, beide in 1/3 der natürlichen Größe; Fig. 62 Palstab mit dem typischen Kreis-Ornament, Fig. 63 und 64 zwei in der Bukowina gefundene, von den Formen der westlichen Länder abweichende Exemplare. Fig. 65 ornamentirte Lanzenspitze, Fig. 66 Dolch, Fig. 67 und 68 zwei typische einfache, Fig. 69, 70 und 71 Nadeln von entwickelterer Form, Fig. 72, 73 und 74 einfache und ornamentirte Armringe; Fig. 75 und 76 Sicheln; Fig. 77 ein vorzüglich schön gearbeitetes Schwert.

Wie mit den Werkzeugen und Waffen geht es mit dem Schmucke, der nicht blos an Formenreichthum, sondern auch an der Ausstattung der einzelnen Stücke mit Ornamenten gewinnt, so daß schließlich selbst bei diesen Dingen Form und Ornament eine sorgfältige Beachtung erfahren, wie es an den vorstehenden Abbildungen der Beile, Nadeln, des Dolches und des Schwertes ersichtlich ist.

Die Entwicklung von Form und Ornament bleibt nicht ohne Einfluß auf die alteinheimischen Fabrikationszweige, die Töpferei und die Weberei, und so sehen wir einerseits eine Zunahme und Veredlung der Formen der Gefäße und ihrer Ornamentirung, anderseits tritt zur Weberei schon in dieser frühen Zeit eine wirkliche, mit der Nadel ausgeführte Stickerei mit mannigfaltigen und nicht ungefälligen Mustern hinzu.

Die in den Ländern nördlich der Donau und westlich der March nicht selten vorkommende, für Böhmen und die Lausitz geradezu typische Gefäßform dieser Periode tritt uns in der sogenannten Buckel-Urne entgegen, von dem insbesondere ein bei Müglitz (Mähren) gefundenes Stück ein charakteristisches Beispiel bietet, Fig. 78. Andere Exemplare dieses Gefäß-Typus sind in den Fig. 79, 80, 81, 82, 83 ersichtlich; daneben kamen aber selbstverständlich noch immer auch einfachere und ohne alle Verzierung ausgeführte Töpfe vor.



Fig. 78.

In entsprechender Weise zeigt sich gleichzeitig der Fortschritt der Cultur in allen übrigen Gebieten des Volkslebens, insbesondere tritt eine entschiedene Entwicklung des Ackerbaues und der Viehzucht nach allen Richtungen ein. Man eignet sich nicht blos neue Ackerbaugeräthe,

wie z. B. die Sichel an, sondern auch neue Getreidearten, insbesondere eine bessere Art von Weizen.



Fig. 79.

Die Jagd, welche wie schon erwähnt, in der ältesten Pfahlbauten-

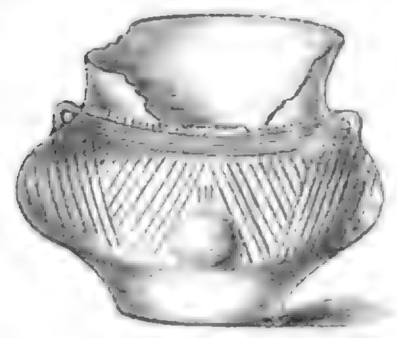


Fig 80.

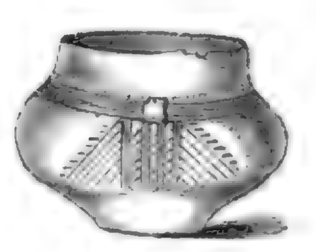


Fig. 81.

Zeit noch von wirthschaftlicher Bedeutung ist, da sie die Hälfte der Fleisch-

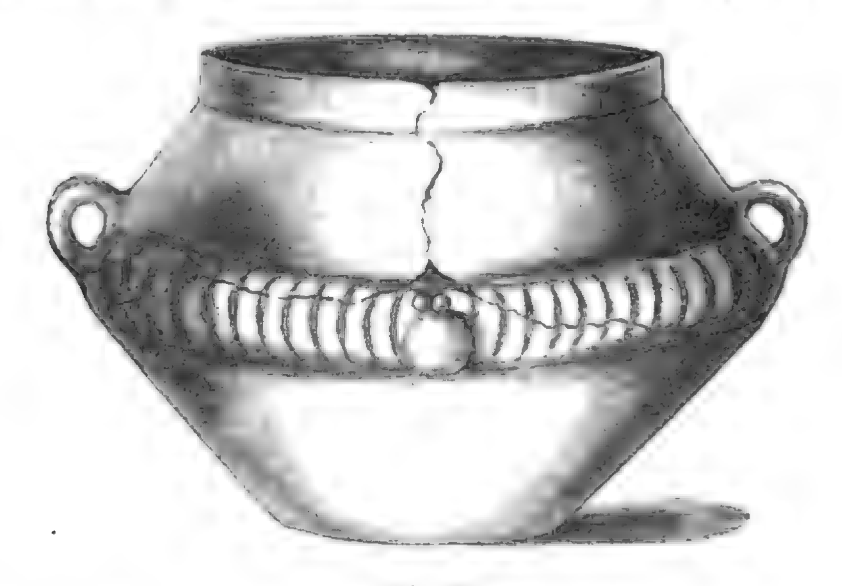


Fig. 82.

nahrung liefert, verliert diese mehr und mehr und wird schließlich nur

nebenher, und ganz deutlich nicht der Herbeischaffung von Nahrung wegen, sondern aus Vorliebe betrieben. Dagegen stellen sich statt des anfänglich einzigen und unansehnlichen Rinderschlages, der sogenannten Torfkuh, mehrere u. zw. sehr stattliche Rinder-Raçen ein. Ebenso begegnen wir statt des einheimischen kleinen Torfhundes mehreren größeren Raçen des Haushundes, denen vielleicht auch schon verschiedene Aufgaben zugewiesen waren. Als ganz neu tritt endlich das zahme Pferd in die Gesellschaft des Menschen der Bronze-Zeit, um sich, wie es scheint, sowohl zum Ziehen als zum Reiten verwenden zu lassen.



Fig. 83.

Der schon in der Vor-Periode in seinen Anfängen angedeutete Waarenaustausch wird nunmehr ein lebhafterer und beschränkt sich nicht wie der frühere zumeist auf den Verkehr zwischen benachbarten Gebieten; vielmehr werden Waaren aus weiten Entfernungen bezogen, wie insbesondere das unvermischte Zinn, das wir beispielsweise in schweizerischen Pfahlbauten sowohl als kleine Barren wie auch in Verwendung zu Einlagen in Thongefäßen finden, und der Bernstein.

Der Handel war wohl zumeist Tauschhandel und Münzen noch nicht im Gebrauche, doch entbehrte man nicht gänzlich eines Verkehrsmittels, da die Stelle des geprägten Geldes durch Bronze-Barren, meistens in Gestalt von größeren und kleineren Ringen, sogenannten Geldringen vertreten wurde. Man fand derlei Geldringe einzeln überall wo Bronze-Gegenstände vorkommen, besonders häufig in den Seen der

West-Schweiz und Savoyens, zuweilen an einen andern Ring, die sogenannte Ringfessel, gereiht; neuestens wurden sie auch bei uns in größerer Menge (ca. 500) beisammen und in ein schönes Bronze-Gefäß eingeschlossen, zugleich mit andern merkwürdigen Bronze-Sachen, bei Krendorf in Böhmen gefunden.

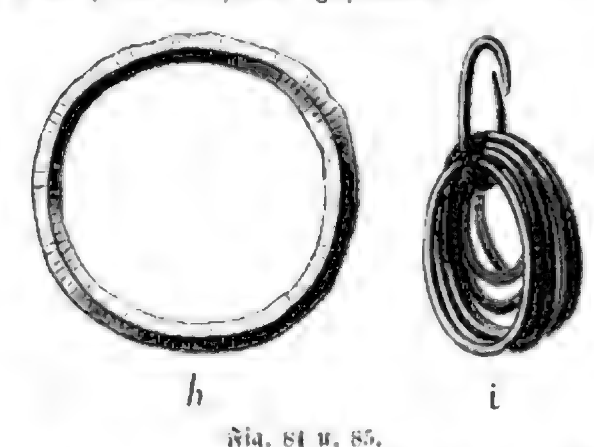


Fig. 84 u. 85.

Fig. 84 zeigt einen der bei Krendorf gefundenen Bronze-Geldringe, Fig. 85 mehrere Geldringe an einem Sammelring.

Nur in dem Bau der Wohnungen scheint auch in dieser Zeit kein erheblicher Fortschritt gemacht worden zu sein; die Hütten, anders können wir sie nicht nennen, haben noch immer aus Flechtwerk mit Lehmbewurf bestanden. Hie und da mögen wohl auch aus Lehm gegossene oder aus Holz gezimmerte Wände gemacht worden sein; Bruchstücke eigenthümlich geformter Lehmklumpen lassen mit einiger Sicherheit darauf schließen, daß man an den Wohnungen zuweilen einige Ornamente anbrachte.

Die religiösen Anschauungen scheinen in ihren Grundlagen dieselben wie früher geblieben zu sein, blieb ja doch die Hauptmasse der Bevölkerung in ihrer Heimat seßhaft, auch begegnen wir noch immer denselben symbolischen Zeichen: dem Hackenkreuze, dem Sonnenrade, der Sonnenscheibe, dem Dreiecke.

Wenn gesagt wurde, daß bei dem Uebergange von der jüngeren Stein- zur Kupfer- und zur Bronze-Zeit kein allgemeiner Bevölkerungswechsel stattgefunden hat, so darf das nicht so aufgefaßt werden, als ob überhaupt keine Aenderung in den Wohnsitzen der Völker vorgekommen wäre; nur das Ausziehen der ganzen Bevölkerung Mittel-Europas und die Einwanderung neuer fremder Völker oder gar einer anderen Rasse ist ausgeschlossen. An den Gränzen der Nationen und Stämme haben sicherlich seit jeher Aenderungen und Verschiebungen stattgefunden. Ob das Verlassen der oberösterreichischen und krainischen Pfahlbauwohnungen, welches um die Zeit des Beginnes der Bronze-Periode und fast gleichzeitig mit dem Eingehen der Pfahlbauten Bayerns und der östlichen Schweiz eintrat, einer solchen Verschiebung der Gränzen zweier Nationen zuzuschreiben ist, läßt sich noch nicht sagen, da die Sitte auf Pfahlbauten

zu wohnen, in diesen Gebieten auch durch andere Ursachen ein Ende gefunden haben kann.

Funde von Bronze-Gegenständen kamen in fast allen Ländern unserer Monarchie vor; freilich treten uns dieselben hier nicht in jener Entschiedenheit des Charakters der Periode und in jener örtlichen Fülle entgegen, wie in den Pfahlbauten der West-Schweiz und in den skandinavischen Ländern. Es scheint nämlich und es ist ganz der örtlichen Lage und dem sonstigen Gange der Cultur entsprechend, daß im Gebiete unserer Monarchie das Eisen früher bekannt wurde und in allgemeinen Gebrauch kam, als in anderen Gegenden, namentlich im Norden, ohne daß es jedoch die typischen Formen der Bronce-Zeit sofort zu verdrängen vermochte, so zwar, daß diese hier zum Theil schon in Gesellschaft von Eisen vorkommen, während sie anderwärts noch der Zeit der ausschließlichen Herrschaft der Bronze angehören. Dieser Umstand macht die Untersuchung bei uns schwieriger. Ein solches Hereinreichen entschiedener Typen der Bronze-Zeit in die darauffolgende erste Eisen-Zeit scheint insbesondere bei den ebenso zahlreichen als schönen Bronze-Funden Ungarns der Fall zu sein, von denen manche Bronze-Schwerter auf eine Bearbeitung mit eisernen, beziehungsweise stählernen Grabsticheln hindeuten.

Dennoch läßt sich auch in unseren Ländern die durch eine erst noch zu ermittelnde, aber jedenfalls kürzere Zeit als im Norden andauernde Alleinherrschaft der Bronze constatiren. In dieser Beziehung sind die Gräberfunde in den beiden schon genannten Orten Roggendorf in Nieder-Oesterreich von Bedeutung, die zum Theile noch in die Kupfer-zum Theile in die Bronze-Zeit fallen; bei den sehr charakteristischen Gefäßen dieser Grabfelder, die sich in ihren typischen Formen über Nieder-Oesterreich, Mähren (Mönitz) und Böhmen bis Thüringen hin ausbreiten, ist bis jetzt immer nur Kupfer oder Bronze, niemals aber Eisen gefunden worden und sie können somit als unbedenkliche Repräsentanten der Bronze-Zeit überall, wo sie sich finden, gelten.

Gleich wichtig für die Constatirung der Bronze-Zeit in Oesterreich sind die höchst interessanten Funde im Pfahlbau von Peschiera im Garda-See. Wenngleich die Fundstelle jetzt außer den Gränzen Oesterreichs liegt, so hat dieses doch noch in zweifacher Beziehung einen Antheil an dem Funde, indem einerseits sein Gebiet den Garda-See berührt, anderseits Gegenstände vom Typus der Funde von Peschiera auch in Tyrol

und Salzburg vorkommen. Nun gehören die Funde von Peschiera der ältesten Zeit der Bronze-Periode an und es ist somit kein Zweifel, daß diese in ihrer Reinheit auch in den beiden genannten Provinzen vertreten ist. In ähnlicher Weise wird sich dieselbe noch anderweitig und in anderen Formtypen bei uns nachweisen lassen.

Die Urgeschichte vermag es nicht Thaten und Ereignisse zu berichten, sie kann höchstens den Wechsel der Bevölkerungen, allenfalls ihre Wanderung und Ausbreitung in großen Umrissen ermitteln; im allgemeinen ist sie darauf beschränkt, Cultur-Zustände und deren Aufeinanderfolge, mit anderen Worten die Entwicklung der Civilisation zu erforschen. Für die Beurtheilung der vorgeschichtlichen Cultur-Zustände unserer Heimatländer erscheint es daher von der größten Wichtigkeit, den Antheil festzustellen, den die jeweiligen Bewohner derselben an der Cultur hatten, die uns in den Funden der Bronze-Zeit in einem so entwickelten Grade entgegen tritt. Nun sind manche Forscher der Ansicht, daß sämmtliche oder doch die weitaus meisten Bronze-Objecte, welche im mittleren und nördlichen Europa gefunden werden, fremdes Erzeugnis seien, indem sie behaupten, daß nicht nur die technische Befähigung, sondern auch ganz insbesondere der ausgebildete Formensinn und gute Geschmack, die sich in den Bronze-Objecten aussprechen, in einem entschiedenen Gegensatze zu den damaligen niedrigen Cultur-Zuständen unserer Länder stehen, und daß man auf Grund der in Italien gemachten Funde, sowie der sonstigen Aufschlüsse, die uns über diese Zeit vorliegen, keinem anderen Volke als den Etruskern die Provenienz jener Gegenstände zuschreiben könne. Andere dagegen glauben, daß alle diese Gegenstände ganz gut einheimisches Erzeugnis sein können und es mit vielleicht wenigen Ausnahmen wirklich sind.

Und in der That ist der Einwand aus den allgemeinen Cultur-Zuständen jener Zeit ein unstatthafter. Wir sind in dieser Beziehung nur zu sehr gewohnt, jene des Südens zu hoch, jene des Nordens, das ist unsere eigenen, viel zu tief zu schätzen, weil wir bis zum heutigen Tage diese Verhältnisse ausschließlich nach den Berichten der südlichen, insbesondere der römischen und griechischen Schriftsteller beurtheilen, die natürlicher Weise nur einseitig, ohne hinreichende Kenntnis, in den meisten Fällen sogar feindselig und parteiisch gewesen sind, da sie stets nur „Barbaren", ihre gebornen Feinde schilderten, von denen sie alles Unheil und selbst die endliche Zertrümmerung ihrer Herrschaft und ihres Staatswesens fürchteten.

Sodann ergiebt sich aus den urgeschichtlichen Forschungen, daß das Maß der Cultur der nordischen Völker überhaupt kein unbedeutendes gewesen ist, und die gleichzeitigen Funde in Nord-Italien zeigen, daß der Unterschied in den damaligen Zuständen der Bewohner des Südens und Nordens ein keineswegs wesentlicher war. Es muß in dieser Beziehung überhaupt der ererbte Wahn beseitiget werden, daß die nordischen Völker, insbesondere Germanen und Slaven jemals Nomaden gewesen sind; der Inhalt ihrer Sprache und ihrer religiösen Anschauungen steht dieser Ansicht entschieden entgegen, er bezeugt vielmehr, daß sie von jeher und schon in ihrer Urheimat, die wir übrigens nach den neueren Forschungen in Europa selbst zu suchen haben, Ackerbauer waren.

Der Fortschritt in der Bronze-Zeit äußert sich keineswegs durch den Besitz der nordischen Völker an Bronze-Gegenständen allein; während derselben hatte sich eben der Ackerbau in einem ansehnlichen Maße entwickelt, sie besaßen mehrere Arten von Getreide, eine cultivirte Art von Obst, mehrere stattliche Rinder-Raçen, Rosse, Schafe, Ziegen, Schweine und Hunde, Lein, gewebte und gestickte Stoffe, die sie selbst verfertigten. Ja sie waren schon über die Anfänge der Metallurgie hinaus, da sie es nicht nur verstanden Kupfer zu Werkzeugen zu verarbeiten, sondern es auch in seinen Erzen im Gebirge aufzusuchen und auszuschmelzen. Sie betrieben endlich Handel nach mehreren Richtungen, wodurch sie abgesehen von anderen Dingen Zinn und Bernstein in's Land brachten. Man sollte glauben, daß auf dieser Grundlage die weitere Entwicklung des metallurgischen Betriebes, der ja im Volke schon vorhanden war, möglich gewesen sei. Daß weder der technische Vorgang noch die Formgebung unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten, zeigen viele Beispiele der Gegenwart, z. B. die Zigeuner, die trotz ihrer Roheit und Bedürfnislosigkeit in Ungarn treffliche Schmiede, in Galizien sogar Bronze-Arbeiter und Glockengießer sind; so auch die Bosniaken, welche mit dem denkbar einfachsten Handwerkszeug Gold- und Silber-Filigran-Arbeiten von überraschender Zartheit und Schönheit ausführen.

Die Technik der Bronze-Zeit darf also keineswegs wie eine in ein rauhes Klima versetzte exotische Pflanze betrachtet werden. Der Fortschritt in dieser Zeit ist kein einseitiger, er äußert sich, wie gezeigt worden ist, auf allen Zweigen der Betriebsamkeit, er ist ein allgemeiner und durchgreifender. Die Bronze-Technik war vielleicht die Blüthe dieser Cultur, aber sie war doch nur ein Theil eines gleichartigen Ganzen.

Man hat als das Ursprungsland der im Norden der Alpen gefundenen Bronze-Gegenstände Etrurien genannt. Aber abgesehen von den damaligen Zuständen Etruriens, die, wie wir genau wissen, damals nicht viel anders waren als diesseits der Alpen, und davon, daß man, um den ganzen Norden mit ihren Erzeugnissen versehen zu lassen, eine riesige, vielleicht sogar unsere heutigen Verhältnisse überbietende Massenhaftigkeit der Fabrikation in dem sehr kleinen Lande annehmen müßte, tritt dieser Annahme noch eine andere Erscheinung entgegen. Das vergleichende Studium der Formtypen der Bronze-Zeit hat nämlich gezeigt, daß manche derselben in gewissen Gegenden besonders häufig, in anderen sparsamer oder gar nicht vorkommen und hier durch andere vertreten werden. So haben die Bronze-Gegenstände des skandinavischen Nordens zwar manches Uebereinstimmende, aber auch manches Abweichende im Vergleiche zu den Bronze-Funden der Schweiz, diese differiren wieder von jenen Frankreichs, und so haben auch die Bronze-Funde Ungarns und der angränzenden Landstriche einen eigenthümlichen Charakter und bilden gewissermaßen eine archäologische Provinz für sich, während die Funde Böhmens sich mehr dem Norden, jene Galiziens und der Bukowina mehr dem ferneren Osten anschließen.

Schon diese eigenthümliche Vertheilung zeigt, daß die Bronze-Gegenstände nicht durchwegs aus einer Quelle stammen können, sondern, wenn sie schon nicht einheimisches Erzeugnis wären, von mehreren Punkten ausgegangen sein mußten. Es ist kaum anzunehmen, daß die Etrusker in eine bestimmte Gegend stets nur Erzeugnisse desselben Typus geschickt, eben diese Gegenstände aber von den anderen Gegenden ängstlich fern gehalten haben sollten; es liegt gewiß näher anzunehmen, daß dem ganzen Norden ursprünglich eine gewisse Zahl gemeinsamer Typen vorgelegen, die in den verschiedenen Gegenden ähnlich wie die Dialecte der gemeinsamen Sprache verschieden weiter entwickelt worden sind.

Dazu kommt, daß in neuerer Zeit auch in sehr entlegenen Ländern, wie dies die Funde in West-Sibirien und insbesondere die jüngsten wichtigen Funde in den Kaukasus-Ländern zeigen, eine, wenn auch in jedem dieser Gebiete ihren eigenthümlichen Charakter bewahrende, doch der unseren in überraschender Weise verwandte Bronze-Cultur zu Tage tritt, die wir nun folgerichtig ebenfalls den Etruskern zuschreiben müßten.

Endlich darf doch nicht außeracht gelassen werden, daß fast überall, wo Bronze-Funde gemacht werden, auch halbfertige Gegenstände, Guß-

formen, ja sogar ganze Werkstätten zum Vorschein kommen, welche die hierortige Erzeugung selbst von Dingen außer Zweifel setzen, die wie z. B. jene der Bronze-Schwerter nicht ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen ist. Man hat das Gewicht dieser Thatsache damit zu beseitigen gesucht, daß man behauptete, etruskische Metall-Arbeiter seien in den verschiedenen Ländern herumgezogen, um dort nicht nur ihre mitgebrachte Handelswaare zu verkaufen, sondern gelegentlich auch neue zu erzeugen. Aber auch diese Annahme scheitert an der riesigen Ausdehnung des sich vom Kaukasus bis zur Westküste von Irland, von der Adria bis tief nach Schweden und Finnland hinein erstreckenden Gebietes, über das sich die allein kunstfertigen Etrusker ergossen haben müßten, wozu aber das kleine Ländchen kaum den Reichthum an Mitteln, noch weniger die nöthige Menschenzahl zur Verfügung gestellt haben konnte.

Aber selbst angenommen, daß in der That wandernde etruskische Bronze-Schmiede den Norden mit ihren Erzeugnissen zu versorgen im Stande gewesen seien, so ist es kaum denkbar, daß die Bewohner desselben den Bronze-Objecten gegenüber, die doch sonst so viel Gefallen fanden und so begehrlich erschienen, in stumpfsinniger Gleichgiltigkeit verharrt sein sollten, daß sie Jahrhunderte lang sich mit ihnen geschmückt, ihren Arbeitswerth tagtäglich erkannt und ausgenützt, ihren Besitz mit allen Mitteln erstrebt haben, endlich Zeugen der Hantirungen jener angeblichen wandernden Bronze-Gießer aus Etrurien gewesen sein, sicherlich nicht selten helfend mitgewirkt haben sollten, ohne daß in ihnen das Streben erwacht sein sollte diese Dinge selbst zu machen, umsomehr als ja doch schon Leute unter ihnen waren, die mit dem Guß von Kupfergeräthen umzugehen verstanden haben.

Nach allem was vorliegt scheint es, als ob während der Bronze-Zeit eine ziemlich gleichartige Cultur in fast ganz Europa geherrscht habe; sie ist im allgemeinen aus der natürlichen Anlage der Völker heraus erwachsen, wobei die mächtigen Hebel zum Fortschritte, welche in dem durch friedlichen Handel, durch Wanderzüge, durch Kriege, durch Sklaven vermittelten Austausch von materiellen und geistigen Gütern liegen, nicht vergessen sein sollen. Durch diesen Verkehr ist auch manches wichtige Cultur-Element zu den Völkern Europas gelangt, so unter andern zweifellos die Kenntnis der Bronze sammt ihrer Technik und ihrem Formenschatze. Auf welchem Wege dies geschehen ist, ob direct aus den Cultur-Ländern des Südostens (Kleinasien) oder auf dem Umwege über Italien läßt

sich heute noch nicht mit Sicherheit sagen. Aber es scheint aus den entwickelten Gründen, daß die in den Norden gelangten Bronze-Gegenstände zugleich Muster und Anregung gegeben zu einer einheimischen Industrie, welche sich nach Maß der Bedingungen in den verschiedenen Gegenden in gesonderten Formenkreisen weiter entwickelte.

III. Die Eisenzeit.

A. Hallstätter Periode.

So wie der Uebergang von den polirten Steingeräthen zum Kupfer und von diesem zur Bronze ist auch jener zum Eisen kein plötzlicher; er ist nicht etwa durch das Eindringen einer mit Eisengeräthen ausgestatteten Völkerschaft herbeigeführt, noch hat er die bisherige Cultur beseitigt, um eine neue und anders geartete an ihre Stelle zu setzen. Der Gebrauch des Eisens macht sich nur allmählig geltend und der Einfluß des Formenstyles der Bronze-Zeit bleibt noch einige Zeit ein so mächtiger, daß das neue Material trotz der schwierigeren Bearbeitung zunächst die Formen der Bronze beibehält, wie dies z. B. die schilfblattförmigen Schwerter und Dolche aus Eisen, die geschwungenen Messer, die Beile (Kelte und Palstäbe) aus dem Grabfelde von Hallstatt deutlich zeigen. Erst später gewinnt das Eisen selbständige Formen. So geht auch der Gebrauch bronzener Waffen und Werkzeuge noch lang neben dem der eisernen her, und wenn auch schließlich das Eisen für diese Gegenstände ausschließliche Verwendung findet, bei der Erzeugung von Schmuck aller Art behält doch die Bronze auch jetzt ihre volle Herrschaft, und es geht insbesondere die Kunst des Treibens der Bronze noch einer weiteren geradezu bewundernswerthen Vervollkommnung entgegen.

In technischer Beziehung rühmt man die Härte und Elasticität der Bronze, sowie das Geschick in der Erzeugung gleichmäßig ausgehämmerter Bleche und verschiedener anderer Gegenstände, die ohne Anwendung von Hilfsmitteln der Mechanik oder doch gewisser durch langjährige Betriebsamkeit erworbener, uns unbekannter Handgriffe und Fertigkeiten kaum denkbar ist.

In gleichem Grade entwickelt ist die Vollendung der Formgebung, die einen ebenso durchbildeten Geschmack als reiche Erfindung bekundet. Ist aber die technische Geschicklichkeit wahrscheinlich eine sehr weit verbreitete gewesen, so ist anderseits sicher, daß die Formen doch nur von



wenigen Mittelpunkten, bedeutenderen Betriebsstätten ausgegangen sind und anderwärts nachgeahmt wurden. So mannigfaltig die Formen und Ornamente der Armbänder, Fingerringe, Ohrgehänge, Haarnadeln, Kleiderspangen, Gürtel, Gefäße u. s. w. sind, so sind sie doch immer entschieden typisch, wenn auch das Bestreben durchleuchtet Abänderungen in das Vorbild zu bringen.

Der großen Vollkommenheit der Bronze-Technik, insbesondere der Kunst des Treibens der Bronze, ist offenbar die rasche Entwicklung der Eisen-Technik zuzuschreiben. Sehr bald scheint man den Stahl erzeugen gelernt zu haben und wahrscheinlich hat schon in dieser Periode, die wir für unsere Länder etwa in das siebente bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. zu versetzen haben, das später berühmt gewordene norische Eisen seine Bedeutung erlangt. Die Gewinnung der Roh-Metalle hat sich aber wahrscheinlich nicht auf das Eisen beschränkt, es ist vielmehr anzunehmen, daß auch die norischen Goldlager ausgebeutet und die schon in früherer Zeit eröffneten Kupfergruben zum Theile wenigstens weiter betrieben wurden, insbesondere schreibt man dem Kupfer der nickelhältigen Bronze einheimischen Ursprung zu. In großartigem Maßstabe mußten endlich die Salzlager der Alpen, namentlich jene von Hallstatt und Hallein ausgebeutet worden sein, denn nur dadurch wird die Ansammlung des großen Reichthums, der durch die dortigen Funde bezeugt wird, in jenen rauhen Gebirgswinkeln erklärlich.

Auch diesmal ist der Fortschritt in der Cultur kein einseitiger, denn mit der Vervollkommnung der Metallurgie schreiten gleichmäßig die übrigen Zweige menschlicher Betriebsamkeit vorwärts, insbesondere geht mit derselben eine rasche Entwicklung des Gewerbewesens Hand in Hand.

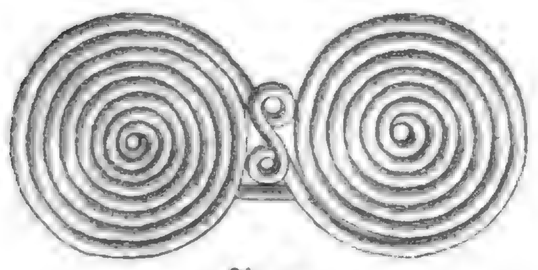
Schon in der Zeit der polirten Steingeräthe zeigt sich der Beginn einer Theilung der Arbeit und der erste Ansatz in der Entstehung der Gewerbe. Anfänglich, so lang die Geräthe der Menschen, namentlich die Werkzeuge, sehr einfache und den geringen Zwecken entsprechend auch einförmige waren, mochte sie jeder Einzelne sich selbst angefertiget haben; schwieriger wurde das schon, als die Werkzeuge mannigfaltiger wurden. Zudem bot nicht jeder Landstrich, so geeignet er in jeder anderen Beziehung für eine ackerbauende und viehzüchtende Bevölkerung sein mochte, auch die für die Anfertigung der Beile, Messer, Hämmer, Pfeilspitzen und für das sonstige Geräth verwendbaren Gesteinsarten. Diese mußten oft mehrere Tagereisen weit herbeigeschafft werden. Das geschah nun

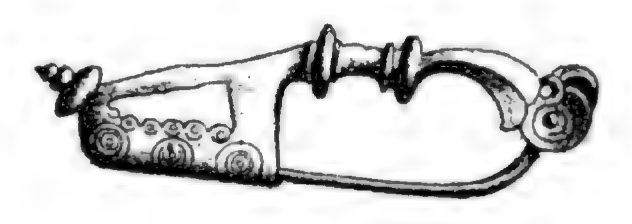
offenbar nicht durch jeden Einzelnen, der gerade eines neuen Geräthes bedurfte, sondern sicherlich durch Leute, die ein Geschäft daraus machten. Auch wurden die Formen der Steingeräthe bald so vollkommen, daß jedenfalls eine lange Uebung dazu gehörte sich die nöthige Fertigkeit anzueignen, wozu der Ackerbauer kaum die genügende Zeit erübrigte. In der That findet man inmitten oder in der Nähe der Ansiedlungen der Steinzeit, in unseren Ländern beispielsweise auf dem Vitus-Berg bei Eggenburg und auf dem Götschen-Berg bei Bischofshofen, Plätze wo die Funde den klaren Beweis geben, daß da Arbeiter thätig gewesen sein müßen, deren besonderes Geschäft die Verfertigung von Steingeräthen gewesen ist. Als sodann die Erzeugung von Kupfergeräthen und ganz besonders die bergmännische Gewinnung und das Ausschmelzen der Kupfererze hinzutrat, erfuhren sicherlich die Theilung der Arbeit und die Beschränkung der Thätigkeit Einzelner auf gewisse Zweige derselben eine weitere Entwicklung, und es bedarf keines besonderen Nachweises, daß dieselben mit der Vervollkommnung der Bronze- und Eisen-Technik immer größere Fortschritte machen mußten, ja daß diese Vervollkommnung jene Theilung und Beschränkung zur nothwendigen Voraussetzung hat. Das gilt auch in dem Falle, als die Bronze-Gegenstände wirklich durchaus Erzeugnisse wandernder etruskischer Bronze-Arbeiter sein sollten; wir hätten dann eben fremde Gewerbe im Lande.

Auf dem Wege der Theilung der Arbeit wurde nun auch in dieser Zeit die Töpferei und Weberei der Haus-Industrie entzogen und allmälig gewerbsmäßig betrieben. Selbstverständlich sind die Erzeugnisse der Töpferei ausnahmslos einheimischen Ursprungs, und wenn sie auch häufig südliche und südöstliche Vorbilder nachahmend diese weitaus nicht erreichen, so bieten sie doch sehr mannigfaltige und zuweilen wirklich schöne Formen. Die Gefäße sind theils plastisch, theils linear, zuweilen sehr reich, und in abwechselnden Formen ornamentirt. Die Motive des Ornamentes bestehen aus einfachen geometrischen Figuren oder, wie zum Theile in der Vor-Periode, aus symbolischen Zeichen (Sonnenrad, Sonnenscheibe).

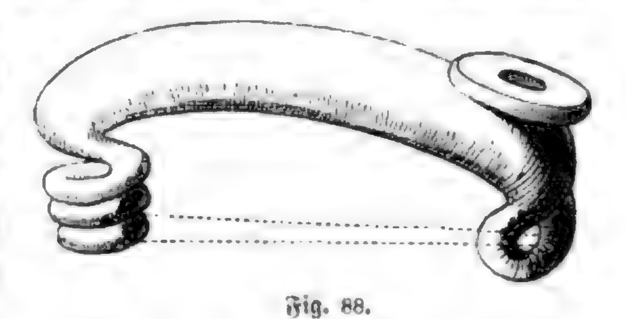
Bei dem beschränkten Raume, der für diesen kurzen Abriß österreichischer Urgeschichte zur Verfügung steht, ist es nicht möglich, auf die Einzelnheiten näher einzugehen oder die Reste dieser Periode auch nur in ihren vornehmsten Typen zu beschreiben oder zur bildlichen Darstellung zu bringen, um etwa deren Mannigfaltigkeit, die Vollendung der Arbeit oder die häufig entgegentretende Feinheit des Geschmackes vollständig zu wür-

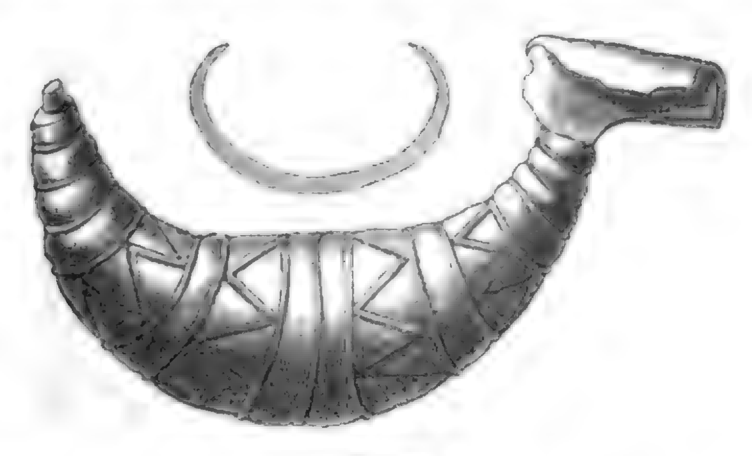
digen. Manche der schon beschriebenen und in Abbildung dargestellten Formen der früheren Zeit erhielten sich auch jetzt noch, wie die der Beile, Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen und Sicheln, zum Theile wurden sie weiter entwickelt, aber auch andere Formen traten hinzu. Die Mannigfaltigkeit und der Reichthum derselben zeigt sich insbesondere an den Kleiderhaften (Fibeln), deren einige in den Fig. 86, 87, 88, 89 und 90


Fig. 86.


Fig. 87.

ersichtlich sind. Ein interessantes Exemplar einer geraden Gewandnadel zeigt Fig. 91; sie ist von außergewöhnlicher Länge (45 Cm.) und mußte zusammengebogen werden, um in der Aschen-Urne Platz zu finden, was auch bei Schwertern und anderen Gegenständen nicht selten vorkam. Kaum weniger mannigfaltig sind die Armringe, deren einige in den Fig. 92—95, 96, 97


Fig. 88.


Fig. 89.

und 98 abgebildet sind. Wie aus Fig. 90 ersichtlich, wurden die Kleiderhaften auch mit Anhängseln versehen; eines derselben zeigt auch Fig. 90.

So wie in der Metallurgie bildeten sich auch bei der Töpferei gewisse Typen aus, die für die Formgebung weiter Länderstrecken maßgebend wurden, so daß auch bei dieser gewissermaßen Styl-Provinzen

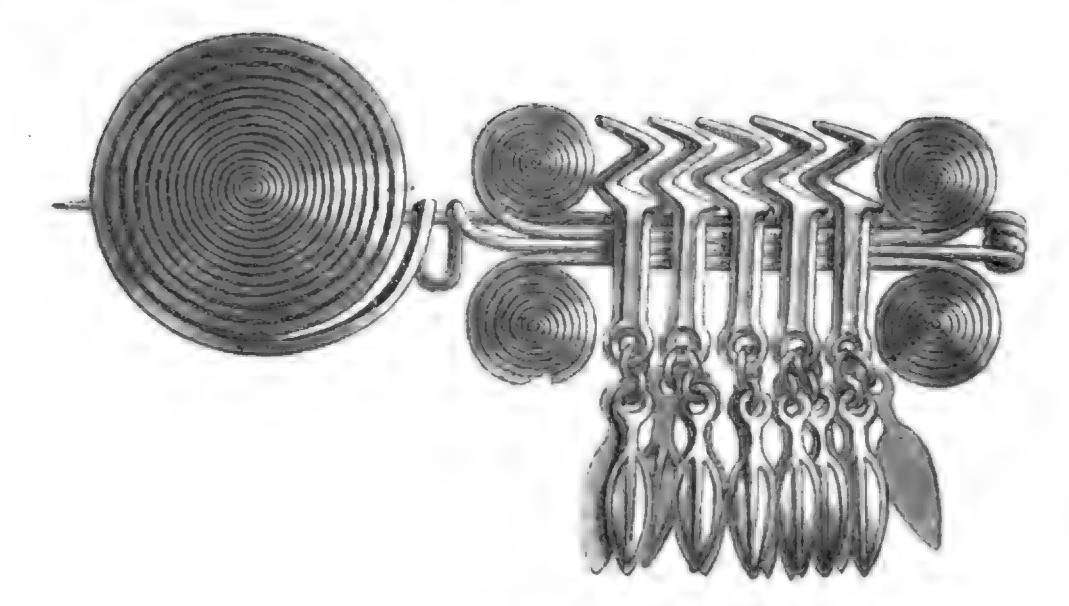


Fig. 90.

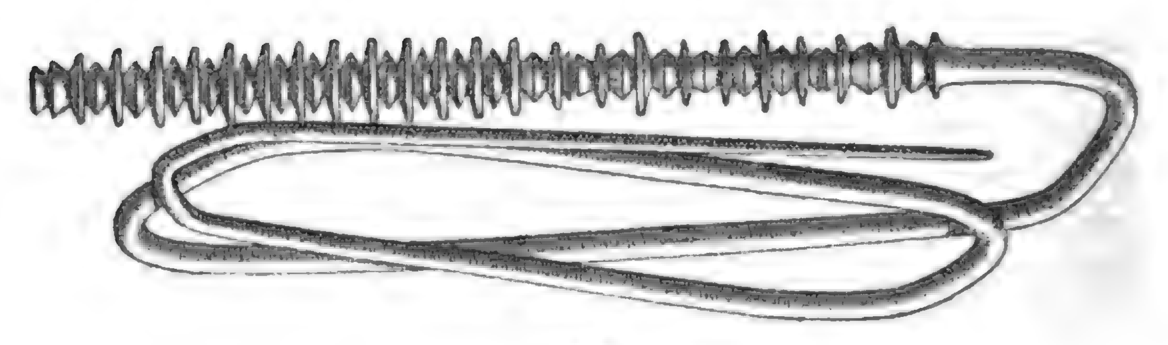


Fig. 91.



Fig. 92—95.

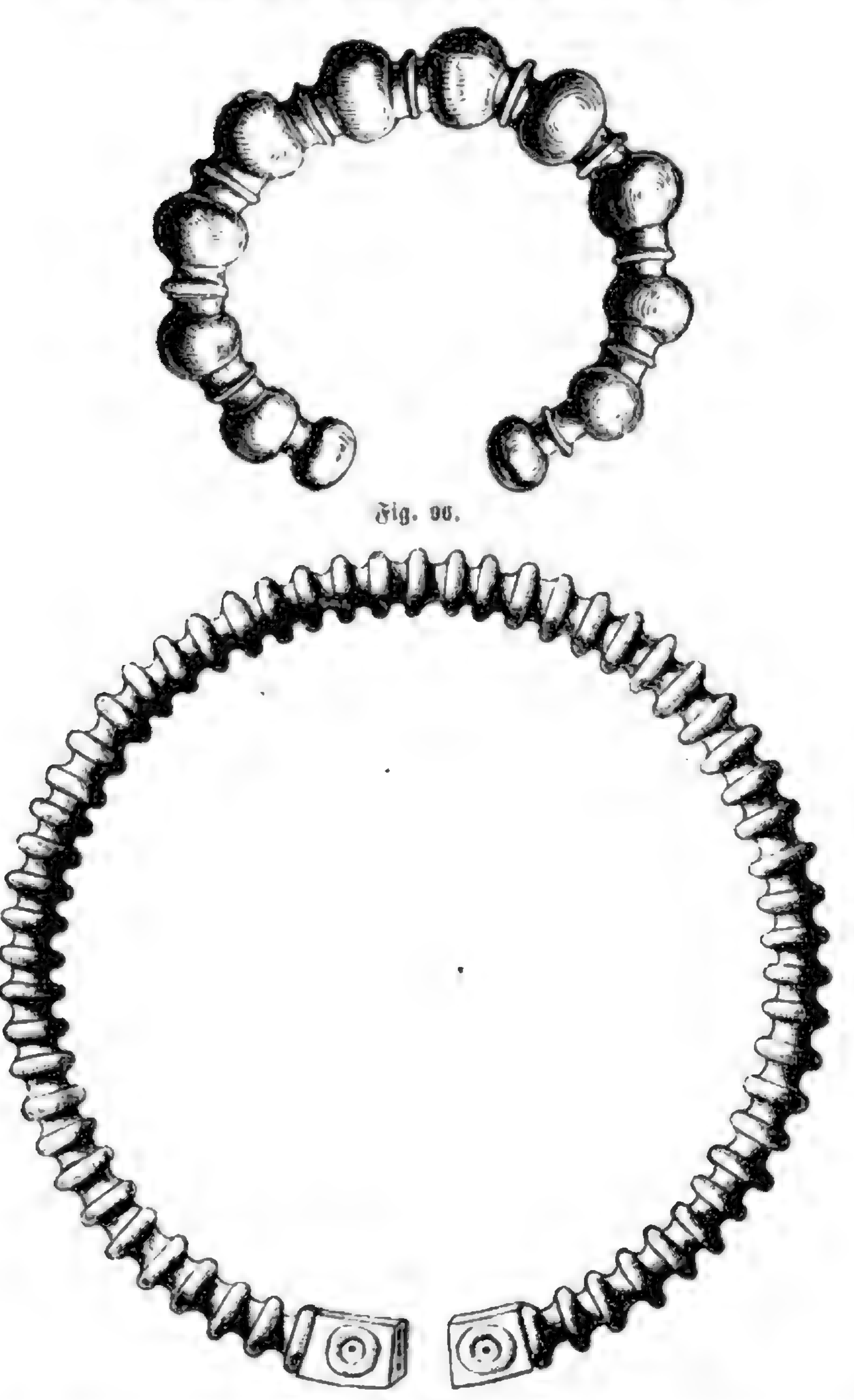


Fig. 96.

Fig. 97.

entstanden. So tragen die Gefäße dieser Zeit aus den großen Hügelgräbern Nieder-Österreichs einen bestimmten Charakter, der sich in den Gefäßen von Hallstatt, der westlichen Theile Ungarns, der nördlichen Steiermark, Mährens, Schlesiens bis Posen wiederfindet, wogegen sich die Gefäße Böhmens mehr den nördlich angränzenden Ländern, insbesondere der Lausitz, jene Galiziens, die von allen übrigen am meisten differiren, mehr dem Osten und Südosten anzuschließen scheinen. Dieser größeren Gebieten gemeinsame Charakter der Thongefäße ist jedoch kein starrer, da innerhalb desselben landschaftliche Nüancen vorkommen.



Fig. 98.

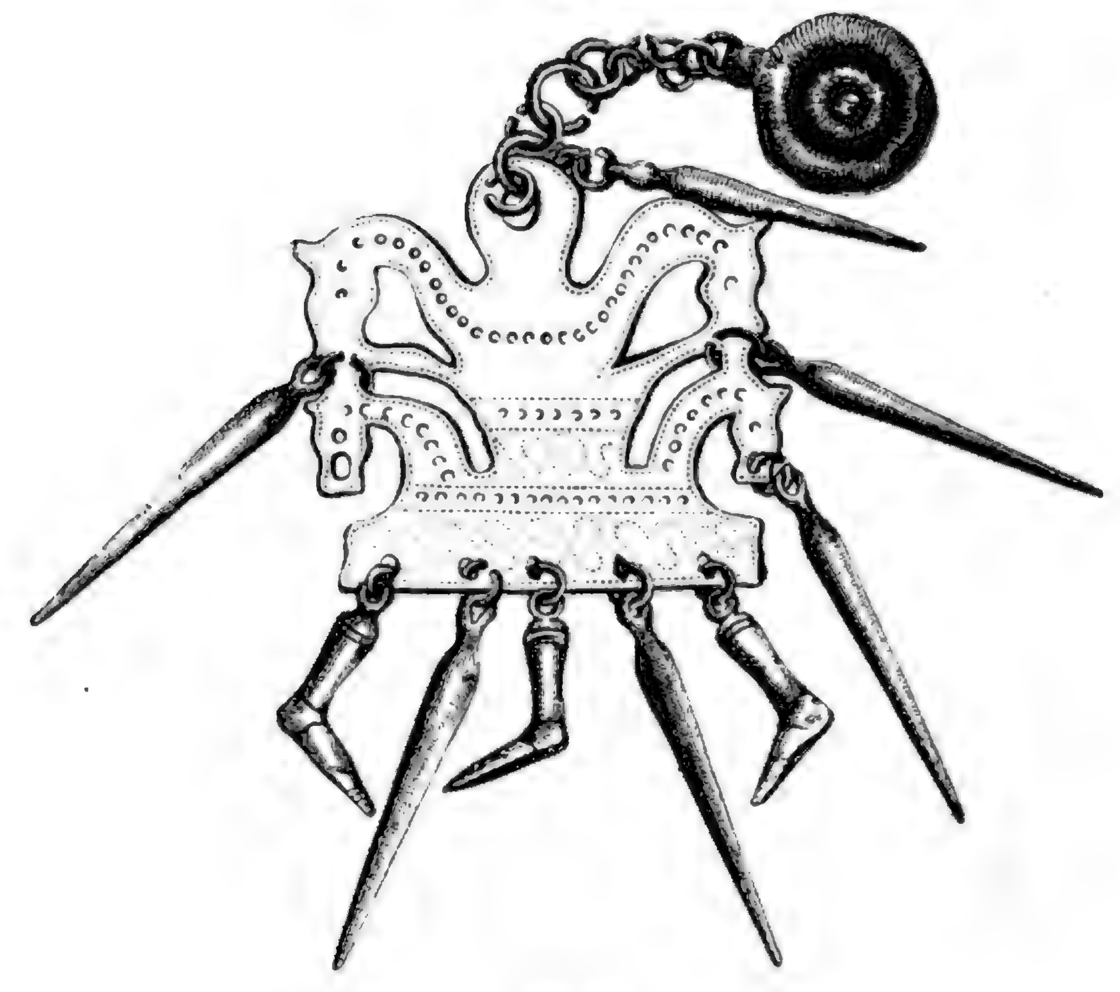


Fig. 99.

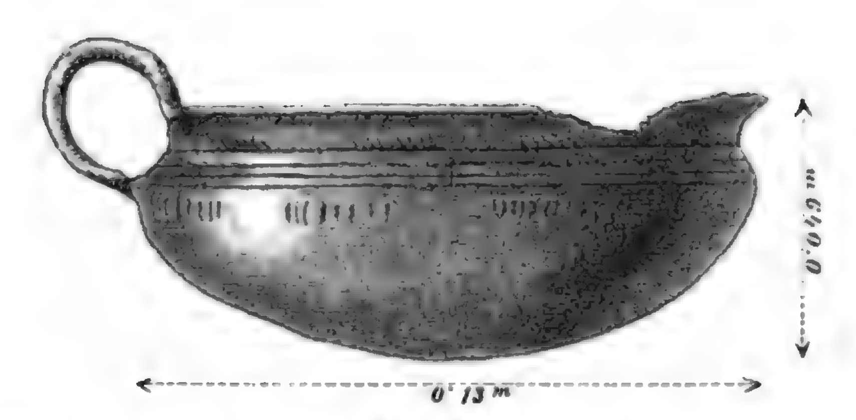


Fig. 100.

Mit der Form vervollkommnete sich in dieser Periode auch der technische Vorgang der Töpferkunst, insbesondere stellte sich die Verwendung von Graphit zum Ueberziehen und Ornamentiren der Gefäße ein. Sämmtliche Gefäße wurden aber noch immer aus freier Hand — ohne Anwendung der Töpferscheibe — gemacht.

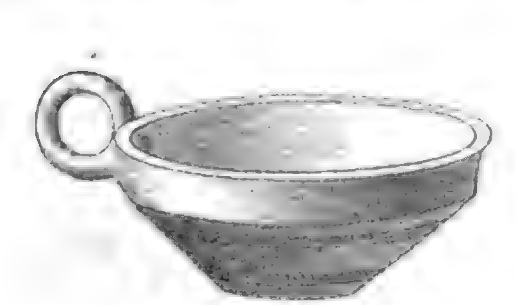


Fig. 101.



Fig. 102.

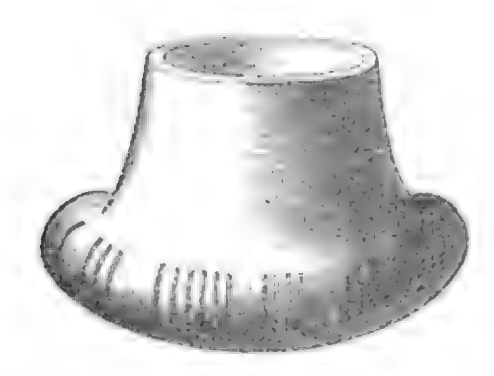


Fig. 103.

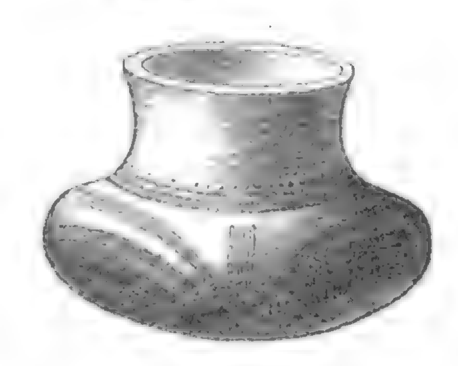


Fig. 104.



Fig. 105.



Fig. 106.



Fig. 107.



Fig. 108.







Fig. 109.

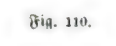


Fig. 110.



Fig. 111.



Fig. 112.

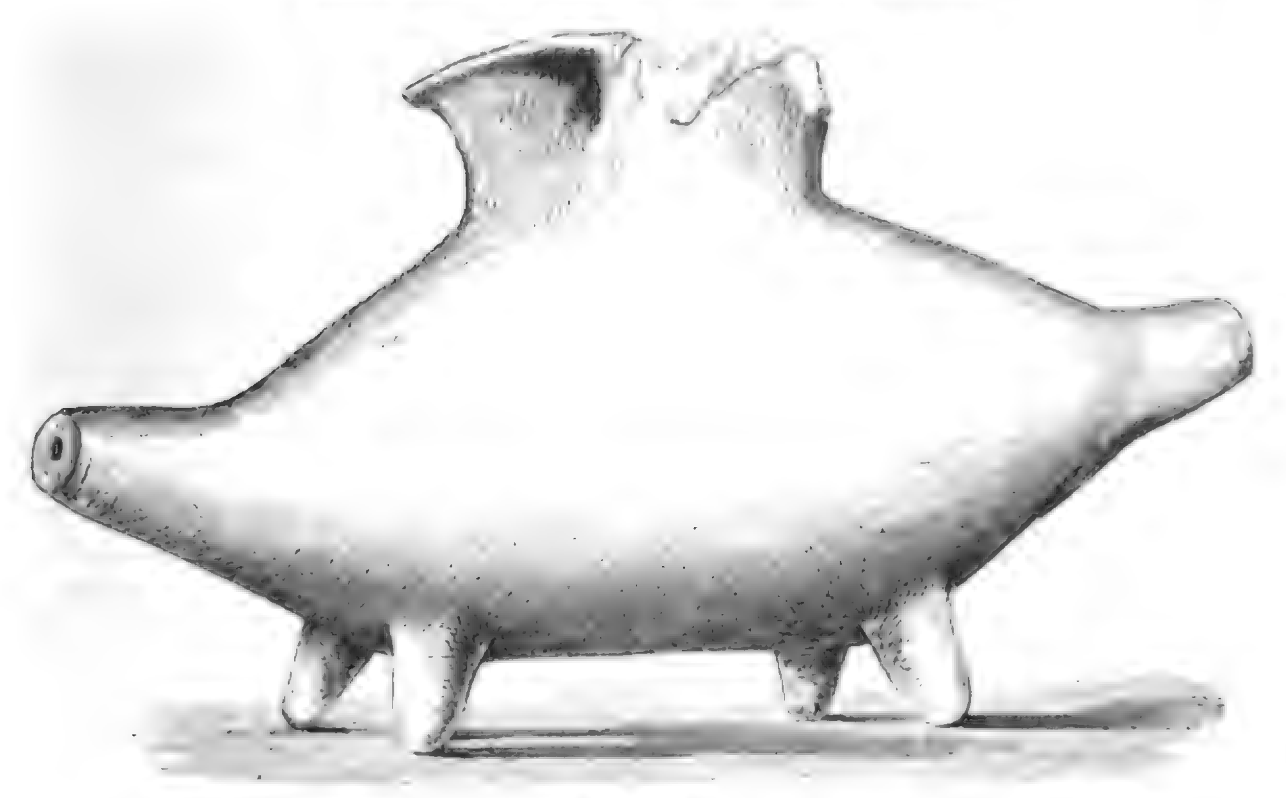


Fig. 113.

Fig. 100, 101, 102, 103—110 Beispiele von der Entwicklung der Formen der Thongefäße und ihrer Ornamentirung, wobei sich zuweilen absonderliche Erscheinungen wie Fig. 111 und 112, und Thiergestalten wie Fig. 113 ergeben. Das letzte Gefäß ist offenbar eine prähistorische Saugdutte; es kommen aber auch besser ausgeführte Thiergestalten als Gefäße vor, insbesondere wurden dieselben bei Kinderklappern in Anwendung gebracht.

Zur Herstellung von Gefäßen wurde nicht blos Thon, sondern mit Vorliebe auch getriebenes Bronze-Blech verwendet und es scheint, als ob den Bronze-Schmieden keine Form der Thongefäße unerreichbar gewesen sei und die Bronze-Gefäße sind deshalb, wenn auch weitaus nicht so zahlreich, doch vielleicht ebenso mannigfaltig als die ersteren; denn wir finden Becken, Schüsseln, Schalen, Schöpfgefäße, gerippte cylindrische Eimer und besonders häufig topfförmige Kessel bis zu ansehnlicher Größe. Die kleineren Bronze-Gefäße haben meist Ornamente und zeigen gewöhnlich die Sonnenscheibe, das Sonnenrad und nicht selten auch ein mittels Punzen

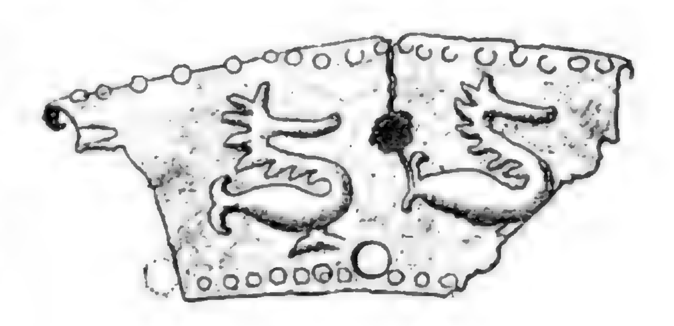


Fig. 114.

eingeschlagenes gemähntes aufsteigendes Roß oder einen Schwan mit Strahlenkrone als Motiv derselben, wie beispielsweise in Fig. 114.

Eine sehr bedeutende Zahl von Bronze-Gefäßen fand sich im Grabfelde von Hallstatt. Die Bicyskála-Höhle bei Blansko in Mähren umschloß eine Werkstätte derselben mit halbfertigem Roh-Material und Werkzeugen. Das wichtigste Stück aber enthielt das Grabfeld von Watsch in Krain: es ist dies ein mit vielen Ornamenten und Figuren, scheinbar religiösen Scenen und symbolischen Darstellungen bedecktes situla-ähnliches Prunkgefäß, das schließlich als Aschenurne eine letzte Verwendung fand. Beiliegende Fig. II. gibt ein anschauliches Bild derselben.

Eine ähnliche Vervollkommnung wie die Metall- und Töpfer-Arbeiten erfuhr die Weberei. Das sogenannte Heidengebirge des Hallstätter Salzberges, d. i. jener Theil der Salzlagerstätten, der schon in dieser Periode ausgebeutet wurde, hat zahlreiche Proben gewebter Wollstoffe fast unverändert erhalten, die zum Theile glatt, zum Theile in einfachem oder doppeltem Croissé gewebt sind, und nicht nur eine besondere Geschicklichkeit in der Herstellung feiner Woll-Gespinnste erkennen, sondern auch auf einen schon complicirten Webstuhl und auf einige Erfahrung und Uebung in der Färberei schließen lassen.

Des umfassenden Bergbaues, wenigstens in den Alpenländern wurde bereits gedacht.

Ackerbau und Viehzucht hielten ohne Zweifel gleichmäßigen Fortschritt. Eingehendere Aufschlüsse hierüber aus archäologischen Quellen liegen uns indes bis jetzt nicht vor; doch wissen wir aus anderen Quellen daß, allerdings in etwas späterer Zeit, die norischen Kühe wegen ihres Milchreichthums berühmt waren, und daß der rhätische (norische) Pflug den römischen in Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit weitaus übertraf.

Es läßt sich im vorhinein annehmen, daß auch der Handel in dieser Zeit eine weitere Entwicklung erfuhr. Welche von den vielen schönen Bronze-Gegenständen aus der Fremde eingeführt wurden, werden spätere Forschungen noch zu ermitteln haben; Geräthe und Schmuck aus Glas, Bernstein, Zinn, Elfenbein u. s. w. wurden jedenfalls aus großen Entfernungen bezogen. Auch im Lande selbst muß ein lebhafter Austausch von Erzeugnissen stattgefunden haben; so vor allem von Salz und Eisen, die sicherlich auch in fremde Länder abgesetzt wurden; sodann von Gold, Kupfer, Graphit, selbst von Getreide und anderen Nahrungsmitteln, welche die dichter bewohnten Betriebsstätten in minder fruchtbaren Gegenden, wie z. B. Hallstatt und Hallein bedurften.



Fig. II.



Münzen fehlen auch in dieser Periode gänzlich und es ist auffallend, daß selbst aus dem Süden keine in den Norden, ja nicht einmal in die dem Süden so nahe gelegenen Fundstätten von St. Margarethen und Watsch in Krain gelangten. Der Verkehr wird noch immer durch das Ringgeld und durch Metallbarren vermittelt. Zu den in der früheren Periode üblichen geschlossenen Bronze-Ringen kommen nun auch in der Größe eines Armbandes oder auch Fingeringes spiralförmig zusammengelegte Ringe aus stärkerem oder auch feingehämmertem und zuweilen schnurförmig gedrehtem Golddraht, wie solche in Hallstatt, Ungarn und Böhmen und an vielen anderen Orten mehrfach gefunden wurden. Die Fig. 115 (natürliche Größe) und 116 (halbe Größe) geben erläuternde Beispiele hievon. Die Stelle der Sammelringe vertreten nun zuweilen

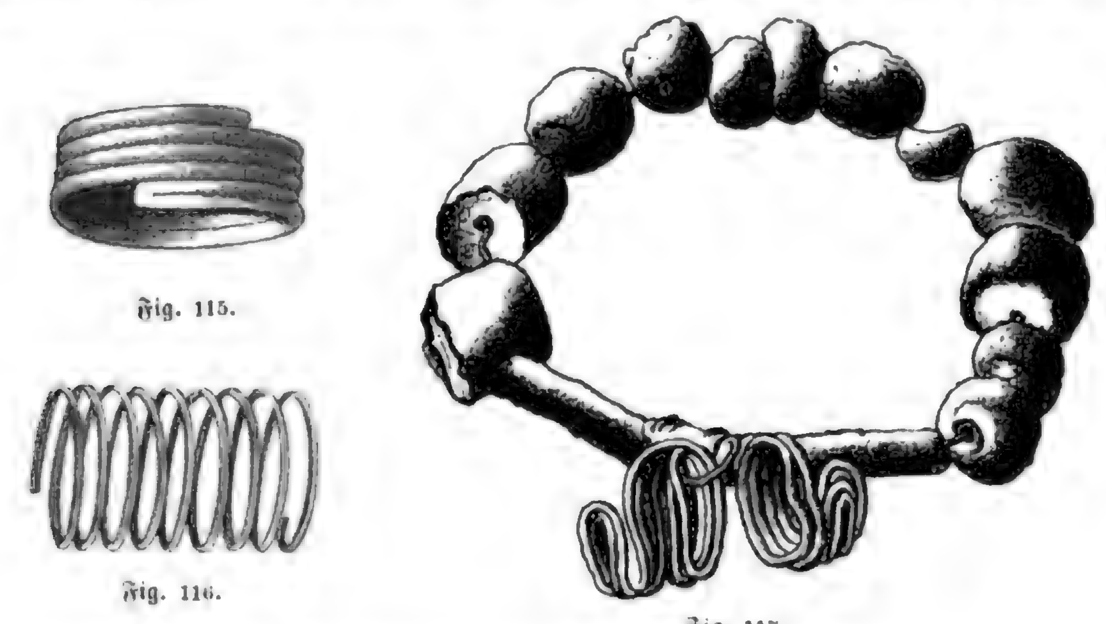


Fig. 115.

Fig. 116.

Fig. 117.

Kleiderhaften oder Armbänder, in welche solche Geldringe eingehängt wurden, wie es die Fig. 117 zeigt, welche zugleich als Beispiel eines aus Steinperlen oder Bernsteinperlen bestehenden Armbandes gelten kann. Man hat auch versucht, die hauptsächlichsten Verkehrswege, die der Handel in dieser Zeit eingeschlagen hat, festzustellen, doch ohne sicheren Erfolg; zweifellos dürfte nur der sogenannte „Bernsteinweg“ von der Donau längs der March zur Oder und zur Bernstein Küste sein, auch später eine oft betretene Völkerstraße.

Gewähren uns die einzelnen Funde aus dieser Zeit vielseitige Aufschlüsse über die Cultur und die intellectuellen Anlagen der prähistorischen Bewohner unserer Heimatländer, so gestatten sie uns dort, wo wir diese Funde in ihrem Zusammenhange und in ihren engeren Beziehungen zu

den Menschen beobachten können, auch einen Blick in die Tiefen des menschlichen Gemüthes zu senken, der uns oft deutlichere und sicherere, weil unmittelbare Kunde bringt, als es selbst schriftliche Berichte können. In einem solchen Zusammenhange finden wir die Hinterlassenschaft unserer Vorfahren auf diesem Boden in ihren einstigen Wohnstätten, vorzüglich aber in ihren Gräbern. Wir können ja schon im allgemeinen ein Volk in seiner Gesammtheit darnach beurtheilen, wie es seine Todten geehrt hat und im Besonderen finden wir in den Gräbern und in deren Inhalte die schönsten Aufschlüsse über das Familienleben, über Freundschaftsverhältnisse, über Glauben Recht und Sitte einer längst entschwundenen Vorzeit.

Muß es uns nicht innig rühren, wenn wir wiederholt die Beobachtung machen, daß man z. B. den Kindern nebst dem Schmuck ihr Spielzeug, zuweilen auch einen Singvogel in's Grab d. i. in's Jenseits mitgegeben hat? Welchen Einblick eröffnen uns solche Funde in das Familienleben und in den Kreis der religiösen Vorstellungen einer Zeit, die wir in tiefer Barbarei begraben wähnten! Hat ja doch schon die Sitte selbst, den Verstorbenen die Lieblingsgegenstände mitzugeben, die Männer mit ihren Waffen, die Frauen im vollen Schmucke zu begraben, etwas tief Ergreifendes an sich. In vielen Fällen wurden mit Speise und Trank gefüllte Gefäße, Prunkgeschirr, Stahl und Feuerstein, den Kriegern zuweilen das Pferd, den Frauen Singvögel Hennen Habichte und Hunde, sei es als deren Lieblinge sei es als Todtenopfer mitgegeben, daß sie es im Jenseits nicht entbehren mögen.

Indeß beschränkten sich die Todtenopfer nicht blos auf die Mitgabe von derartigen Dingen, auch die Frauen selbst, Knechte und Mägde folgten dem Gatten und Herrn in den Tod, ein wahres Flammenopfer, aber dargebracht in treuer Liebe und Anhänglichkeit und in der unerschütterlichen Zuversicht auf die Vereinigung im Jenseits. Eine der großartigsten Grabstätten dieser Art wurde in der Býčískála-Höhle bei Blansko in Mähren aufgedeckt, wo die Leiche eines Königs beigesetzt war. Dreißig bis vierzig Menschen beiderlei Geschlechtes, darunter wohl auch die Gattin, hatten sterben müssen, um ihn in's Jenseits zu begleiten; alle waren mit dem reichsten Schmucke aus Gold Bronze Glasperlen und Bernstein, mit vielen Gefäßen voll Speisen und Getränken versehen; dem Könige selbst ward sein mit Eisen und Bronze beschlagener Streitwagen beigegeben. Wir haben hierin einen archäologischen Beleg



für eine aus anderen Quellen bei Germanen Slaven und Indern bekannte Sitte.

In gleicher Weise erschließen sich uns die zärtlichsten Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern, zwischen Freunden und Freundinen aus den Gräbern. So lag in einem der Gräber von Hallstatt im Schooße einer reich geschmückten Frau deren vierjähriges Kind; in einem anderen ruhte das Haupt eines geschmückten Mädchens auf dem Schooße des Vaters. Eben da fanden sich in einem Grabe zwei Freundinen mit verschlungenen Armen; sie waren reich geschmückt mit Armringen, Gehängen um den Hals und Haarnadeln, die Kleider, mit denen sie bestattet wurden, waren mit Spangen zusammengehalten, ein Gürtel umschlang beide gemeinschaftlich. „Offenbar", sagt Eduard Freiherr von Sacken,



Fig. 118.

Verfasser des berühmten Buches über das Grabfeld von Hallstatt, „wollte man hier eine besondere Liebe und Anhänglichkeit ehren und es machte einen wunderbar ergreifenden Eindruck beim Aufgraben, den Ausdruck eines tiefen edlen Gefühles, das vor vielen Jahrhunderten zwei Menschen durchdrang, vor Augen zu sehen."

Es darf beigefügt werden, daß die häufige Verwendung symbolischer Zeichen als Ornament für Schmucksachen und Gefäße auf ein lebhaftes religiöses Gefühl schließen läßt.

Die Bestattungsweise war eine zweifache und bestand entweder in der Beerdigung des Leichnams oder in der Verbrennung desselben und der Beisetzung der Asche in eigenen Urnen oder frei im Grabe. In einzelnen Gegenden fand die eine oder die andere Bestattungsart aus-

schließlich statt, in anderen gingen beide Arten gemeinschaftlich nebeneinander her; zuweilen aber stößt man auf die sonderbare Sitte, den Leichnam zu zerstücken und einen Theil zu verbrennen, den anderen zu begraben. Ohne Zweifel war diese zweifache Begräbnisform durch die



Fig. 119.

Verschiedenheit in Sitte und Brauch und in den religiösen Anschauungen der verschiedenen Volksstämme bedingt, von denen zuweilen zwei — wie in Hallstatt — an einem Orte nebeneinander gewohnt haben mögen.

Der Bau der Gräber ist ein äußerst mannigfaltiger und meist sehr sorgfältiger. Sie sind entweder im naturgewachsenen Boden oder auf demselben angelegt, im ersteren Falle oftmals äußerlich gar nicht oder doch kaum erkenntlich, so daß nur ein Zufall auf ihre Entdeckung führt. Fand die Bestattung auf dem natürlichen Boden statt, so ist selbstverständlich immer ein Erdhügel darüber aufgeführt. Bei der Beerdigung im Boden ist die Zahl der Gräber, sei es daß der Leichnam oder die Aschenreste beigesetzt wurden, meistens eine sehr große, so daß insbesondere in letzterem Falle hunderte, ja zuweilen tausende von Urnen nebeneinander vorkommen. Die Hügelgräber sind weniger zahlreich in Gruppen beisammen, und gewöhnlich nur dann wenn sie eine mäßige Höhe (von 0.20 bis 3.00 M.) haben; jene gewaltigen bis zu 10 und 12 M. aufsteigenden Tumuli, vielleicht Königsgräber, wie sie besonders in Nieder-Oesterreich vorkommen, stehen meistens allein auf einer dominirenden Anhöhe.

Auch der innere Bau der Gräber ist ein sehr verschiedener; gewöhnlich ist der Leichnam oder die Urne sammt den Bei-Urnen mit Steinen umschlichtet, überwölbt oder auch mit Platten eingedeckt; in den großen Grabhügeln findet sich zuweilen eine Grabkammer aus Holz.

Ein sehr lehrreiches Beispiel des inneren Baues von Gräbern im natürlichen Boden gewähren die Abbildungen zweier geöffneter Gräber bei Kaltern in Tyrol, Fig. 118 und 119, von denen das eine einen größeren Umfang hat und reicher ausgestattet ist, während das andere lediglich die Urne mit der Leichenasche und einige wenige Beigaben enthält, statt der Wölbung aber mit einer Steinplatte geschlossen ist, die eine, wie man vermuthet, etruskische Inschrift trägt.

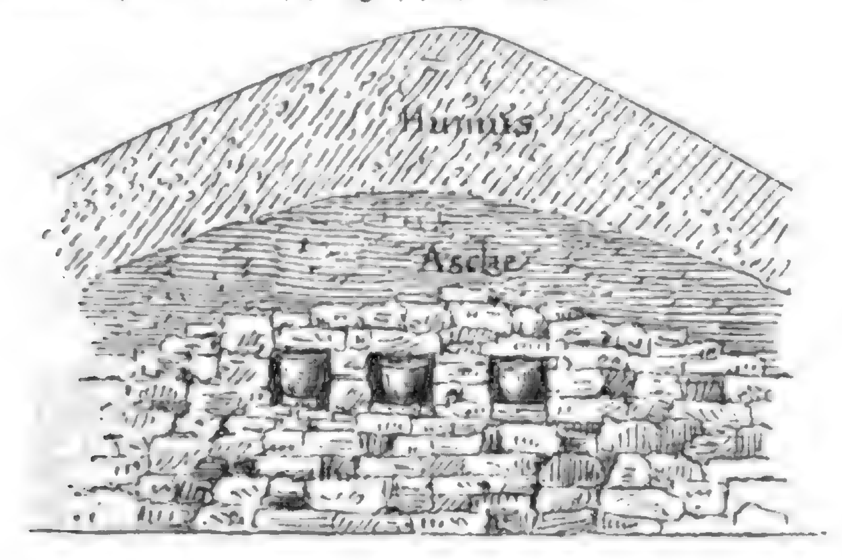


Fig. 120.

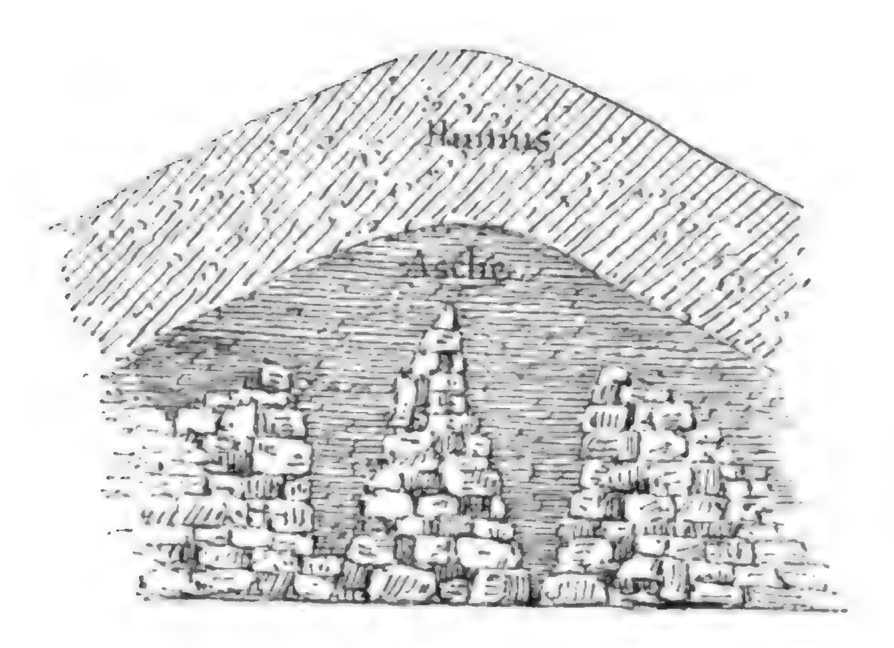


Fig. 121.

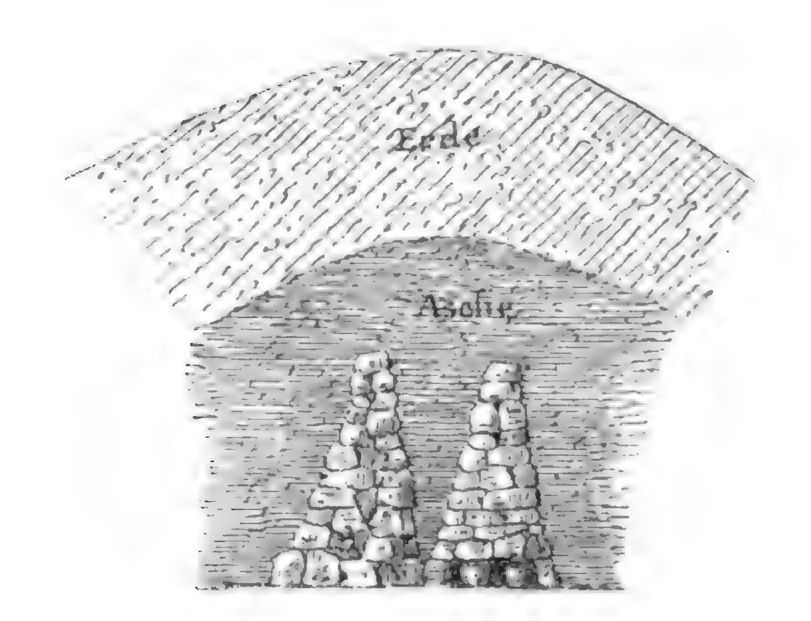


Fig. 122.

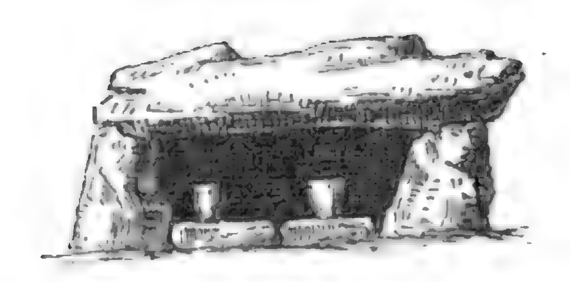


Fig. 123.

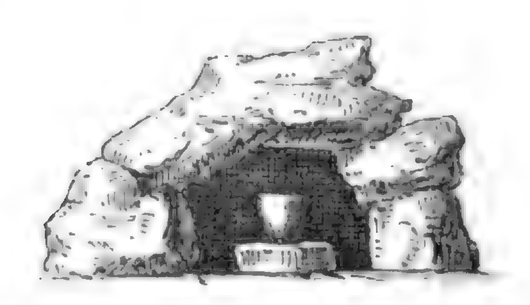
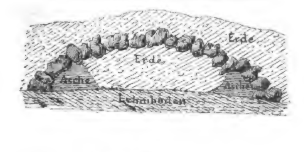


Fig. 124.



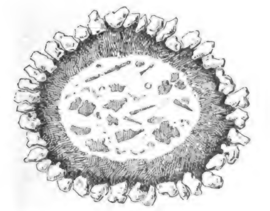


Fig. 125.

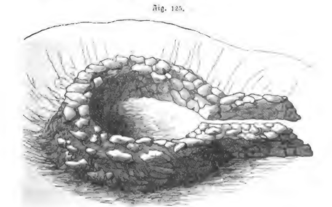


Fig. 126.

Fig. 120, 124 verschiedene Arten der Beisetzung von Graburnen, während in dem Grabe, das Fig. 125 im Durchschnitt und Grundriß darstellt, die Leichenasche

ohne Urne beigesetzt wurde. Fig. 126 ein völlig abgedecktes Grab, welches einen schmalen Zugang von außen hat und den großen nordischen Ganggräbern ähnlich ist, die wie die primitiven alten Wohnhütten gebaut waren, vielleicht zuerst als solche gedient haben und später die letzten Reste des ehemaligen Inhabers aufnahmen.

Ebenso wechselt die Art der Beigaben in der mannigfaltigsten Weise; manchmal wurde die Beerdigung mit reicher Ausstattung vollzogen, zuweilen ohne dieselbe. Auch die Auswahl der Beigaben ist eine sehr verschiedene, zumeist sind es Waffen, Schmuck und Gefäße mit Speis und Trank. Bei vorheriger Verbrennung des Leichnams auf dem Scheiterhaufen wurden die Schmucksachen und Waffen, letztere mitunter absichtlich zerbrochen, in eine Urne oder frei zu den Aschenresten gegeben; in manchen Fällen aber, vielleicht nur bei bedeutenden Persönlichkeiten, wurde die Leiche im vollen Schmucke verbrannt, von welchem dann natürlich nur geringe vom Feuer verschonte Reste erübrigen.

Zuweilen kommt es endlich vor, daß ein großer Grabhügel gar keine Beisetzung enthält; in diesem Falle muß er als ein Denkmal eines fern von der Heimat, vielleicht auf einem Kriegszuge vom Tode ereilten hervorragenden Stammesgenossen betrachtet werden.

Zum erstenmal stoßen wir in der Verfolgung der Cultur-Entwicklung der vorhistorischen Völker auf einen geschichtlichen Namen, den der Kelten. Er knüpft sich an die schon mehrfach genannte große Grabstätte auf dem Salzberge von Hallstatt. Hier hatten, wie wir aus schriftlichen Quellen der Römer und Griechen wissen, Kelten, speciell ein Stamm der Taurisker, gewohnt. Mehr als 2000 Gräber sind hier aufgedeckt worden, die mit ihrem reichen Inhalte wohl die umfassendsten Aufschlüsse geben, die wir über diese Zeit überhaupt haben, weshalb denn auch von dieser großartigsten und wichtigsten Fundstätte die ganze Periode den Namen der „Hallstätter Periode" erhalten hat. In Ober-Oesterreich wurden übrigens auch noch anderweitige zerstreute Funde gemacht, so wie im Herzogthum Salzburg, wo insbesondere in Hallein zahlreiche Belege dafür an den Tag kamen, daß die dortige Salzlagerstätte gleichzeitig mit jener von Hallstatt in ausgedehntem Maße bergmännisch ausgebeutet wurde. Aus der Nachbarschaft stammt der berühmte Bronze-Helm vom Paß Lueg. Im Gebiete der Noriker sind in neuerer Zeit noch anderweitige sehr bedeutende Fundstellen aufgedeckt worden, so insbesondere die Grabfelder von Zirknitz, Watsch (unter vielen anderen Objecten jene schon erwähnte figurenreiche Situla), St. Margarethen in Krain, Sta. Lucia im Küstenlande,

in Steiermark ein Theil der Grabhügel im Sulm-Thale, insbesondere jene von Klein-Glein und die Gräber bei Judenburg, aus denen der merkwürdige Bronze-Wagen von Stretweg stammt, in Kärnten endlich sind die Funde aus der Umgebung von Villach bemerkenswerth. In Nieder-Oesterreich kommen allenthalben zerstreute Funde aus dieser Periode vor, im südlichen Theile des Landes ist besonders die Gegend von Wiener-Neustadt reich hieran, erwähnenswerth sind auch die Grabhügel von Winklern bei Amstetten; nördlich der Donau sind es vorzüglich die schon erwähnten riesigen, bis zu 10 Meter Höhe sich erhebenden Tumuli von Zegersdorf, Gaisruck, Groß-Mugel, Nieder-Hollabrunn, Rabensburg, Bullendorf, Bernhardsthal u. s. w., welche die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich gezogen haben; die bisher untersuchten enthalten nebst den Resten des Leichenbrandes beigesetzte Gefäße. Ein dem ältesten Abschnitte dieser Zeit angehöriges Urnenfeld befindet sich bei Stillfried an der March.

Kaum minder reich an Funden der Hallstätter Periode sind die nördlichen Länder Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Zahl der Fundorte beträgt schon hunderte, doch werden alle durch die schon erwähnte Grabstätte in der Býčiskála-Höhle in der überhaupt an Funden jeder Art reichen Umgebung von Blansko überboten, welche nicht blos ein großartiges Todtenopfer mit ungewöhnlich vielen Beigaben und Einzelstücken der merkwürdigsten Art, sondern auch eine ganze Werkstätte mit allem Arbeits-Material in sich schloß. Eine andere sehr merkwürdige Opferstätte, wahrscheinlich Gerichtsstätte, befindet sich bei Raygern. In Böhmen ist besonders die Umgebung von Pilsen reich an Funden dieser Zeit.

Auch in den östlichen Ländern der Monarchie sind bereits viele Funde aus der der Hallstätter Periode entsprechenden Zeit bekannt geworden und sie mehren sich von Tag zu Tag; so in Galizien und in der Bukowina und in allen zur ungarischen Krone gehörigen Ländern. In Ungarn insbesondere bezeugen viele Funde das damalige rege Leben und eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung des Landes. Neuestens sind auch gleichzeitige Funde in Bosnien an den Tag getreten, u. z. bei Sarajewo (ein Bronze-Wagen) und bei Mostar, von denen insbesondere die letzteren durch ihre überraschende Aehnlichkeit mit niederösterreichischen Funden auffallen.

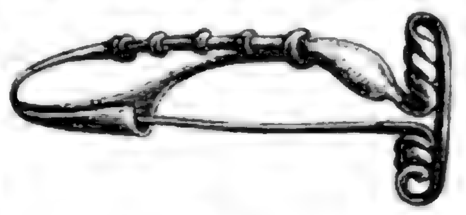
7*

B. La Tène-Periode.

Vor etwa zwanzig Jahren wurden in einer „La Tène“ genannten Stelle des Neuenburger Sees zahlreiche Funde von Eisengegenständen gemacht, die einen von den bisher beschriebenen Funden ganz und gar abweichenden Styl bekundeten. Durch dieselben erhielten frühere zerstreute und wegen des unscheinbaren Materiales wenig beachtete Einzelfunde, aber auch größere Funde, wie jene von Alise, dem Alesia der Gallier, und von Tiefenau bei Bern, Zusammenhang und Bedeutung. Sie bezeichnen eine neue Periode, welche wie die vorhergehende von ihrem wichtigsten Fundorte „La Tène-Periode“ heißt.

In den Funden der Hallstätter Periode spricht sich unverkennbar eine von Süden oder Südosten kommende Cultur-Strömung aus; aber schon gegen das Ende derselben machen sich andere, wie es scheint vom Westen, d. i. von Gallien ausgehende Einflüsse geltend, welche neue Formtypen bringen und die bisherigen in raschem Zuge verdrängen. Das Eisen gelangt hierbei zur vollständigen Herrschaft, insofern nämlich als bronzene Waffen und Werkzeuge, die sich bisher sporadisch und vielleicht als durch ihr Alter ehrwürdige Stücke, als Abzeichen der Würde u. s. w. erhalten haben, völlig verschwinden und das Eisen selbst für Schmuckgegenstände allgemeine, wenn auch nicht ausschließliche Verwendung findet; nebenbei tritt zum erstenmal das Silber in wahrnehmbarer Menge auf.

Die volle Herrschaft des Eisens bringt es mit sich, daß nun auch die Formtypen der Bronze bei Seite gesetzt werden und ausschließlich Formen zur Geltung gelangen, welche den natürlichen Eigenschaften des Eisens näher liegen. In Folge dessen verschwinden die mannigfaltigen Schmucksachen, namentlich die vielgestaltigen und selbst innerhalb des gegebenen Typus stets variirenden Gewandspangen (Fibeln), Gewand- und Haarnadeln, Armringe, Fingerringe, Gürtelbeschläge, die vielerlei Anhängsel und Nippsachen gänzlich, um einfachen und nur in wenigen Formen sich bewegenden und meist auf die Gewandspangen (Fibeln) sich beschränkenden Schmucksachen Platz zu machen. Auch diese, die Gewandspange (Fibula) behält trotz mancherlei Veränderungen nur eine feste Grundform, weshalb sie als Repräsentant der ganzen Periode betrachtet werden kann. Fig. 127 zeigt eine derselben. Selbst dort, wo Silber oder Bronze Verwendung findet, folgen auch diese Metalle streng den aus


Fig. 127.

Eisen verfertigten Vorbildern, wie aus der Fig. 128 ersichtlich ist, welche zwei allerdings sehr zierliche, mit einem Kettchen verbundene, silberne



Fig. 128.

Kleiderspangen darstellt. Während uns in der früheren Periode ein erstaunlicher Formenreichthum entgegentritt, haben wir jetzt eine nüchterne Einfachheit vor uns, in der sich fast eine Geringschätzung jedes Schmuckes ausspricht. Dagegen erfahren die Waffen, wenn sie auch nicht immer aus gutem Stahl bestehen, eine merkwürdige Umgestaltung. An die Stelle des kurzen schilfblattförmigen Bronze-Schwertes, dessen Form die ältesten Eisenschwerter noch beibehalten hatten, treten nun jene langen geraden Eisenschwerter, welche die Römer mit Staunen in den Händen der Kimbern sahen. Neben den in ihrer Form ziemlich constanten Schwertern nahmen die Lanzenspitzen mannigfache Variationen an.

Im Gegensatze zu dieser allgemeinen Einfachheit der Formen erfährt das Ornament eine merkwürdige Entwicklung. In der vorangegangenen Hallstätter Periode bestanden die Ornamente entgegen dem Formenreichthum aller Gegenstände, namentlich der Schmucksachen, eigentlich nur aus sehr wenigen stereotypen Motiven, die sich aus rein geometrischen Elementen zusammensetzen; wo organische Vorbilder (Thier- und Menschengestalten) verwendet wurden, geschah dies doch nur in unbeholfener Weise und mit wenigen Ausnahmen nicht durch Einzeichnung (Gravirung) mit freier Hand, sondern durch Einschlagen mit Stempeln. Pflanzen-Ornamente fehlen fast gänzlich. Nunmehr macht sich gewissermaßen eine Befreiung von dieser strengen Art des Ornaments geltend, die rein geometrischen Motive verschwinden und an ihre Stelle treten sehr zierlich und anfangs sehr modest gehaltene Figuren aus geschwungenen Linien, Voluten, die sich zumeist symmetrisch gegenüber gruppiren, aber auch unsymmetrisch aus dem Triquetrum entwickeln. Wo Thierbilder in Verwendung kommen,

laufen die Gliedmaßen gern in Ranken aus und zeigen so die Anfänge eines merkwürdigen, aus Thierverschlingungen bestehenden Ornamentstyles, welcher allerdings der widernatürlichen Verzerrungen halber häufig ein phantastisches Gepräge zeigt, zuweilen aber sich zu den zierlichsten Mustern gestaltet, in denen jene Thierbilder dann freilich nur mehr in zertheilten und verzogenen Gliedmaßen erkenntlich sind. In seiner späteren Entwicklung verbreitet sich dieser eigenthümliche und durchaus einheimische Ornamentstyl über Deutschland, Frankreich, die britischen Inseln und den scandinavischen Norden und beherrscht die folgenden Perioden durch die Jahrhunderte der Völkerwanderung hindurch bis tief in die karolingische Zeit und in die Zeit des romanischen Styles.

Mit der La Tène-Periode beginnt nicht nur im thatsächlichen, sondern auch im bildlichen Sinne das wahre eiserne Zeitalter, in ihren Erscheinungen spiegeln sich zugleich die politischen Verhältnisse der Zeit. In der Hallstätter Periode, die wir auch als die keltische Periode bezeichnen könnten, scheint sich im Norden ein dauernder, vielleicht nur durch Stammesfehden unterbrochener Friede erhalten zu haben. Während dieser Ruhe hat sich augenscheinlich ein ansehnlicher Wohlstand, ja stellenweise eine gewisse Ueppigkeit entwickelt, die sich im Glanz und Reichthum der Waffen und des Schmuckes ausspricht. Die nordischen Völker hatten keine Veranlassung aus ihrer Unbeweglichkeit herauszutreten und machten sich ihren südlichen Nachbarn nicht bemerkbar. Nun erwacht mit einemmal, angeregt durch mancherlei Ursachen, wie die Vernichtung der italischen Kelten, das Eindringen der Römer in Gallien, Uebervölkerung und Sturmfluthen im eigenen Lande und die Nachrichten von den fruchtbaren Gefilden Galliens und Italiens der kriegerische Geist in der ganzen nordischen Völkermasse; eine tiefe Bewegung geht durch dieselbe, die erst mit dem Siege des Nordens über den Süden und der Begründung germanischer Reiche auf den Trümmern der römischen Weltherrschaft ihren Abschluß findet. Kann man die Hallstätter Periode das keltische Zeitalter nennen, so läßt sich die La Tène-Periode mit demselben Rechte als das germanische bezeichnen.

Auch in anderer Weise äußert sich der eiserne Charakter der Zeit. Jetzt zum erstenmal beginnen die nordischen Völker mit dem Bau von Befestigungswerken, womit sie dem heimatlichen Boden Male aufprägten, welche zwei Jahrtausende überdauerten. Bei dem Völkergewirre und dem Druck, den im allgemeinen Drängen nach dem Süden ein Stamm auf den



andern ausübt, finden sich diese Befestigungen nicht etwa blos den römischen Reichsgränzen entlang, sondern auch an den Marken, ja nach der Art der Vertheidigungswerke oft mitten im Gebiete der einzelnen Stämme.

Caesar erzählt in seinem „Gallischen Krieg" mancherlei über die Befestigungen der Gallier, auch den Berichten über die Kriege der Römer gegen die Germanen ist manches über derartige Bauwerke auf germanischem Boden zu entnehmen; wenn diese Nachrichten über unsere Länder sparsamer sind, so sind dafür jene unverwüstlichen Denkmale selbst hier um so zahlreicher erhalten.

Indem wir hier uns auf die einheimischen Vorkommnisse beschränken, unterscheiden wir Langwälle und Einschließungswälle. Beide bestehen aus einem mehr oder weniger hohen, je nach dem vorhandenen Material aus Steinen oder Erde aufgeworfenen Walle mit davor liegendem Graben; aber während erstere in annähernd gerader Linie oft viele Meilen weit verlaufen und ein ganzes Gebiet zu decken scheinen, schließen letztere irgend eine Oertlichkeit ein. Was die Langwälle betrifft, so wird es kaum irgend ein Land geben, welches so viele und ausgedehnte aufzuweisen hätte wie Ungarn. Man zählt in diesem Lande nicht weniger als neun derartiger Wälle von einer nirgends übertroffenen Ausdehnung u. zw. in folgenden Richtungen: von Dombovár nach Ujlak, von Regöly nach Palkonya und Lak, von Jablonсza nach Rádas, von Kéménd nach Uj-Bars und von Hellemba nach Selmecz, eine dreifache Wall-Linie in großem Bogen von der oberen zur unteren Donau, wohl das umfassendste prähistorische Vertheidigungswerk Europas, eine Linie von Baja nach Körös-Ladány, eine von Apatin nach Körös-Ér, eine von Feketetó nach Tihó, endlich eine östliche Linie in Siebenbürgen. Gegenüber diesen ausgedehnten Wall-Linien sind alle anderen nicht von nennenswerther Bedeutung.

Die Einschließungswälle haben einen doppelten Zweck; sie haben nämlich die Bestimmung, entweder eine Oerlichkeit, sei es einen stabilen Wohnsitz der Bevölkerung oder irgend einen für kriegerische Unternehmungen wichtigen, wenn auch nicht bewohnten Punkt, sei es für die Vertheidigung, sei es für aggressive Operationen gegen feindliche Anfälle dauernd zu sichern, oder aber eine in der Regel nicht bewohnte, meist tief im Walde oder sonst in schwer zugänglicher Gegend gelegene Oertlichkeit lediglich zum Zwecke des Schutzes in einem solchen Umfange einzuschließen, daß die Bewohnerschaft aller umliegenden Dörfer mit ihren Heerden vorübergehend darin Zuflucht finden kann.

Ein großartiges Beispiel der Einschließungswälle bietet das Festungswerk von Stillfried an der March in Nieder-Oesterreich, welches einen ausgedehnten Wohnplatz der germanischen Quaden umschloß und denselben nicht nur gegen feindliche Ueberfälle sicherte, sondern auch zum Ausgangs- und Stützpunkte für kriegerische Operationen, hier im besonderen gegen den römischen Limes an der Donau geeignet machte. Freilich konnten, nebenbei bemerkt, auch diese großen Befestigungsanlagen der römischen Kriegskunst nicht wiederstehen, und mußten wenigstens zeitweilig die Errichtung römischer Castelle in ihnen erfahren.

Aehnliche größere Befestigungswerke sind in neuerer Zeit in fast allen Ländern der Monarchie aufgefunden worden, u. z. nunmehr schon in so großer Zahl, daß es nicht möglich ist, alle einzeln mit Namen anzuführen. Besonders zahlreich kommen sie in Ungarn, Nieder-Oesterreich, Mähren, Böhmen, Krain, Istrien und Galizien vor. Weniger häufig sind die kleineren Befestigungsanlagen, welche nur vorübergehenden Zwecken dienten, von denen aber die in den meisten Fällen ebenfalls umwallten Cult-Stätten, die mit ihnen oft verwechselt werden, zu unterscheiden sind.

Ein lehrreiches Beispiel der Umwallung eines großen, in der Regel gar nicht bewohnten Raumes, der nur in Zeiten der Gefahr, dann aber von der ganzen umwohnenden Bevölkerung sammt den Viehheerden bezogen wurde, liefern uns die Wälle von Hornsburg ebenfalls in Nieder-Oesterreich. Während das Innere der umwallten Wohnplätze von unzähligen Resten menschlicher Artefacte erfüllt, insbesondere auch von der durch die Abfälle aller Art entstandenen Humus- oder Cultur-Schichte (so genannt von den in ihr enthaltenen Resten der menschlichen Cultur im Gegensatze zu der gewöhnlichen davon freien Ackerkrume) bedeckt ist, fehlen diese naturgemäß in den nur selten und in vorübergehender Weise bewohnten blosen Zufluchtstätten. Aehnliche Refugien besitzt Böhmen in größerer Zahl, sowie auch Krain, wo die Wälle zuweilen ganze ausgedehnte Bergkuppen einschließen und mitunter mit dauernd bewohnten Ansiedlungen im Zusammenhange stehen.

Bei der Anlage aller dieser Befestigungswerke wurde meistens mit großer Sorgfalt sowohl in Bezug auf die Wahl der geeigneten Oertlichkeit als in Bezug auf die Trace der Wälle vorgegangen, zuweilen wurden sogar besondere Vorwerke errichtet.

Das Material für die Wälle, Stein oder Erde, wie es eben die Umgebung bot, wurde in der Regel nur lose und unregelmäßig auf-

geworfen; niemals finden sich eigentliche Mauern oder auch nur Spuren der Anwendung von Mörtel oder gebrannter Ziegel. Dagegen zeigt sich eine andere interessante Erscheinung. Man hat nämlich die aufgeschütteten Steine mit Lehm oder Erde verbunden und sodann zwischen gelegte Holzmassen in Brand gesetzt, um das Bindemittel durch die Hitze in Fluß zu bringen, dadurch die Steine aneinander zu fritten und dem Walle eine unzerstörbare Festigkeit zu geben. Derartige Schlackenwälle oder Glasburgen, wie man sie nannte, wurden zuerst in Schottland und in der Bretagne entdeckt; in besonders großer Zahl und Ausdehnung kommen sie aber in Böhmen vor; neuestens hat man sie auch in Ungarn aufgefunden. Als ein Beispiel für viele kann der Schlackenwall auf der Fürstenhöhe bei Kattowitz in Böhmen gelten.

Man hat sich schließlich mit diesem eigenthümlichen Verfahren, die Wälle durch Feuer zu härten und auf diese Weise regelrechte Mörtelmauern zu ersetzen, nicht auf Steinwälle beschränkt, sondern dasselbe auch bei Erdwällen anzuwenden versucht, indem man die Erde schichtenweise hart brannte, was freilich nur in unzureichender Weise gelang, wie es die Wälle von Stillfried und Deutsch-Altenburg zeigen.

Zu den großartigsten Resten der vorgeschichtlichen Zeit gehören die Cult- oder Tempel-Stätten. Sie bestehen aus einem kreisförmigen in sich zurücklaufenden einfachen oder mehrfachen Ringwall, einem riesigen Sonnenrade vergleichbar, oder aus einem kegelförmigen oder pyramidenförmigen von Wall und Graben umschlossenen Erdaufwurfe, oder endlich aus einer Combination aller dieser Formen. Sie erheben sich zuweilen in riesigen Dimensionen, wobei der kegel- oder tumulusförmige Aufwurf immer dominirt und selbst bis zu einer Höhe von 12 Metern aufsteigt; mehr oder minder gewaltige Wälle umschließen das ganze Bauwerk. Durchgrabungen haben gezeigt, daß es sich bei der Errichtung keineswegs um den Bau von Grabhügeln handelte, ebenso wenig kann nach der ganzen Anlage an Befestigungen gedacht werden, da abgesehen von anderen Gründen der riesige Arbeitsaufwand in keinem Verhältnis zu dem zu erreichenden Zwecke stünde, so daß nichts anderes erübrigt, als die Bauwerke dieser Art für Cult-Stätten zu erklären, wofür übrigens noch vielerlei andere Gründe sprechen.

Großartige Beispiele solcher Cult-Stätten bieten die Bauwerke von Stronegg, Grafendorf, Schrick und Geiselberg in Nieder-Oesterreich; sie finden sich aber auch in den verschiedensten Variationen in Steiermark, Ungarn, Mähren und Böhmen.



Die Fig. 129 gibt den Grundriß eines der merkwürdigsten Bauwerke dieser Art, nämlich jenes von Grafendorf bei Stockerau in Nied.-Oest.

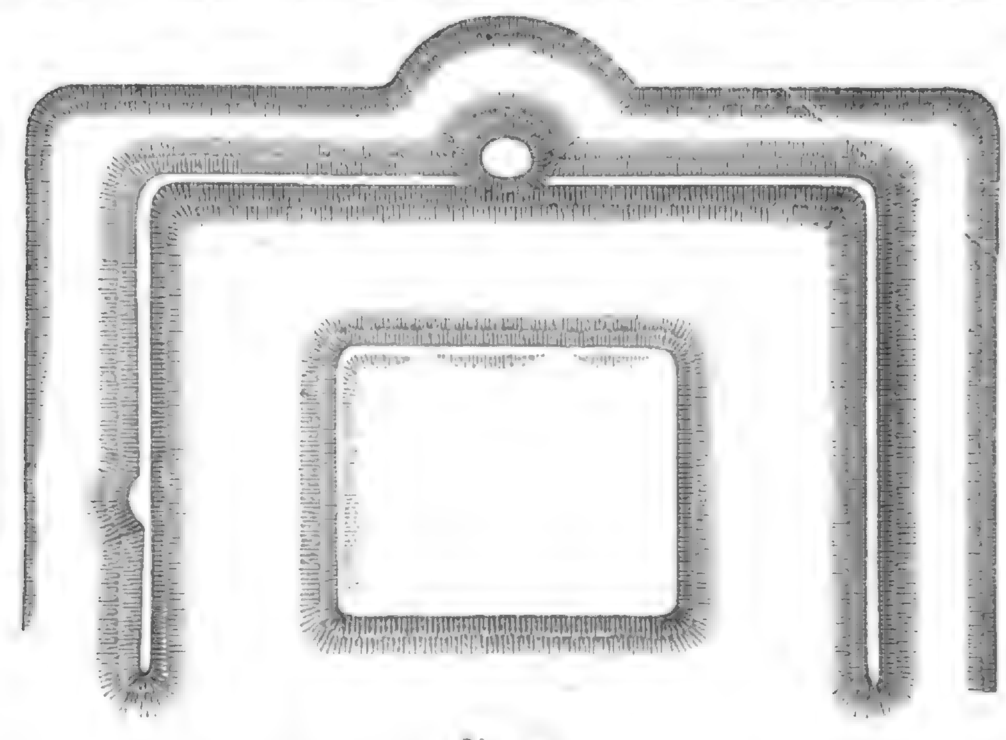


Fig. 129.

Funde von Gegenständen der La Tène-Periode sind in unseren Ländern wohl schon unzählige gemacht worden; allein da sie in weitaus überwiegender Zahl aus Eisen bestehen und sich daher in einem sehr verfallenen Zustande befinden, und selbst in dem Falle, als zu ihrer Anfertigung Bronze oder Silber verwendet wurde, doch an Schönheit der Form und Sorgfalt der Ausführung den Objecten der früheren Periode nachstehen, haben sie bis in die neuere Zeit von den Forschern und Sammlern wenig Beachtung gefunden. Seit man auch diesen, wenn auch unscheinbaren, doch nicht weniger wichtigen Dingen Aufmerksamkeit zuwendet, ist man durch die große Zahl derselben fast überrascht; besonders groß ist der Reichthum Böhmens und Ungarns an denselben. Sie kommen in vielen Fällen als Einzelfunde zu Tage; in den Ansiedlungen, welche seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag dauernd bewohnt werden, finden sie sich begreiflicher Weise nur sehr sparsam, dort jedoch, wo die Ansiedlungen während oder bald nach dem Abschlusse der Periode aus was immer für einer Ursache zu Grunde gegangen sind, treten sie zuweilen in einer erstaunlichen Menge auf. In dieser Beziehung wird vielleicht jede andere Oertlichkeit durch die Ansiedlung auf dem Hradišt bei Stradonic unweit Beraun übertroffen. Hier fanden sich neben Stein- und Knochengeräthen und neben primitiven Thongefäßen feiner gearbeitete und selbst auf der Drehscheibe gefertigte Gefäße, Schmuckgegenstände aus Eisen,

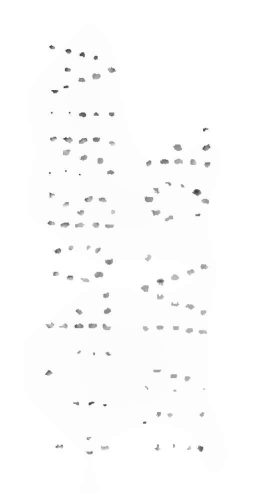
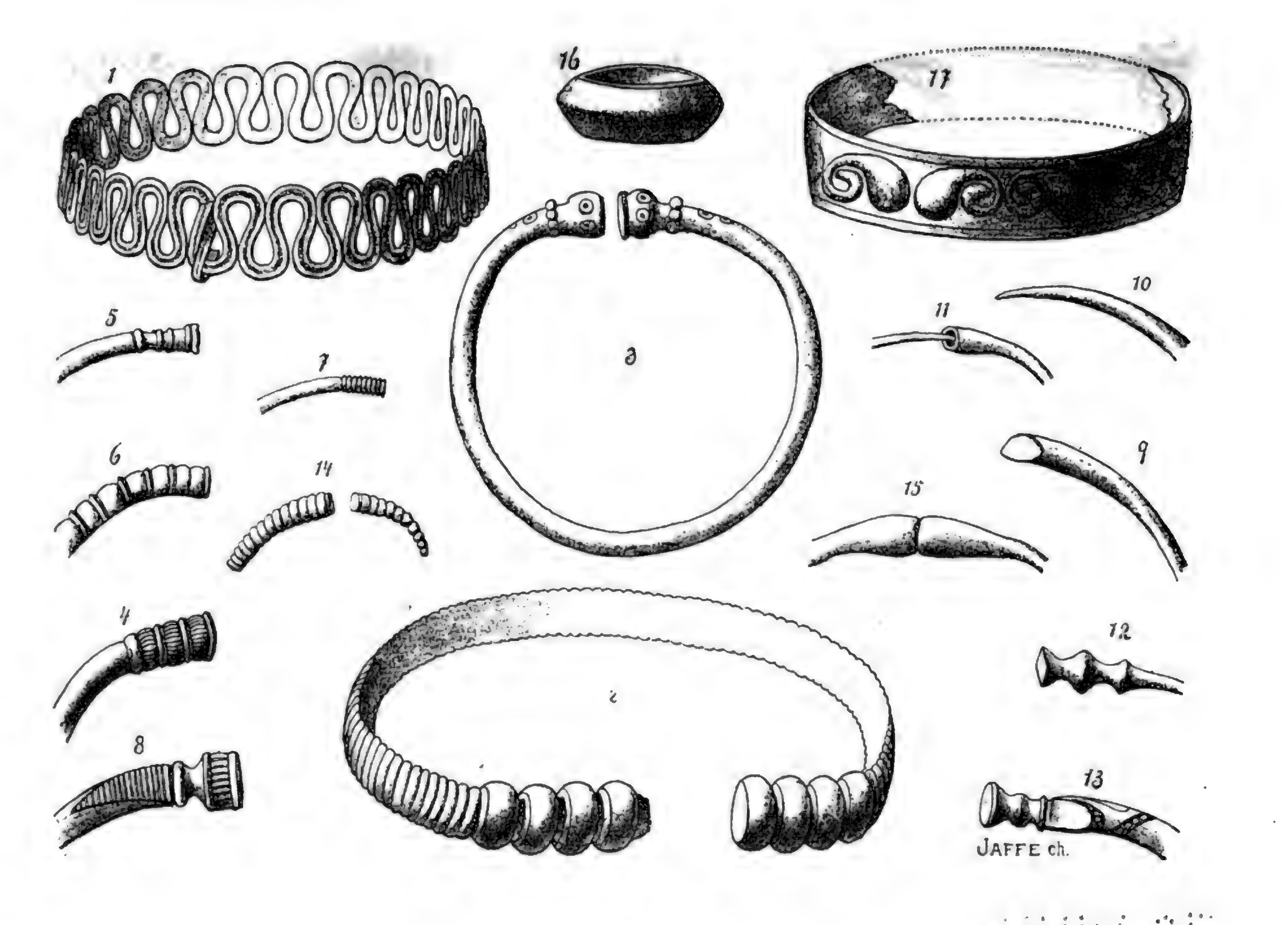
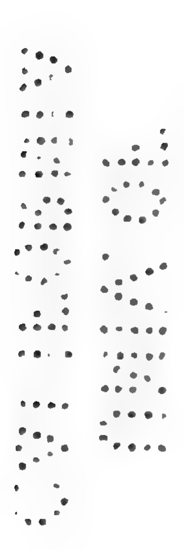


Fig. 111.


1
16
17
5
7
3
11
10
6
14
15
9
4
2
12
8
13
JAFFE ch.



Bronze, Silber, Gold, Glas und Bernstein, Waffen und Werkzeuge aus Eisen, Gold- und Silber-Münzen und unzählige Thierknochen. Außerordentlich zahlreich sind die Perlen aus Glas, die Fibeln, Armbänder, Ringe, Messer, Gabeln, Hacken, Meißel, Beile, Zangen, Schlüssel und andere Werkzeuge aus Eisen, sowie die Nadeln, Pfriemen, Glätt-Instrumente, Spielwürfel und anderes Geräth aus Knochen. Obwohl dazwischen Dinge entschieden römischer Herkunft nicht selten sind, wie besonders figuralische Darstellungen, so deuten doch die alle anderen Gegenstände überbietende Zahl der eisernen Werkzeuge, die halbfertigen Fabrikate, die Gußformen, die Eisen- und Bronze-Schlacken mit Sicherheit darauf hin, daß der Hradiš̆t Jahrhunderte lang von eine zahlreichen industriösen und insbesondere in der Metall-Technik gewandten Bevölkerung bewohnt gewesen ist.

Ein merkwürdiger dieser Zeit angehöriger Fund wurde kürzlich bei dem Abtäufen einer vor mehreren Jahren zum Vorschein gekommenen heißen Quelle bei Brüx in Böhmen gemacht. Hier stieß man in bedeutender Tiefe auf ein Gefäß, welches viele hunderte von Bronze-Fibeln, dann auch Arm- und Fingerringe enthielt. Es handelt sich bei diesem Funde nicht etwa um einen vergrabenen Schatz, sondern um ein Opfer, welches hier an der Gesundheit verheißenden Quelle dargebracht worden war. Solche Opfer sind nicht selten, man fand sie, wenngleich in weitaus geringerem Umfange, auch in den Quellen von Teplitz und Karlsbad und sie beschränken sich nicht auf warme Quellen und auf Schmuck, wie ein Fund in Ungarn zeigt, wo man aus einer gewöhnlichen Quelle ein Bronze-Schwert zu Tag brachte. In ähnlicher Weise haben die Schiffenden auf Flüssen, insbesondere an gefährlichen Stromschnellen geopfert, wofür insbesondere der Strudel und Wirbel in der Donau ein lehrreiches Beispiel bieten, bei deren Correction zahlreiche Gegenstände aus allen Perioden der Menschheitsgeschichte gefunden wurden.

Fig. III bringt die vorzüglichsten Stücke des Brüxer Quellenfundes zur Anschauung u. zw. eine Reihe der charakteristischen Kleiderspangen, dann Arm- und Fingerringe zum Theile in ganzem Umfange, zum Theile nur in ihren das Ornament zeigenden Abschnitten dargestellt.

In die La Tène-Periode mag auch ein Theil der in der Umgebung von Blansko in Mähren constatirten Eisenschmelzstätten gehören; in dieser Gegend wohnten die Gothinen, von denen Tacitus erzählt, daß sie Eisen gruben.

Wenn uns auch in dieser Zeit nicht mehr so formschöne Gegenstände entgegentreten wie früher, so dürfen wir daraus doch nicht auf einen Rückschritt schließen; die scheinbare Vernachlässigung der Form war

durch die Natur des nun allgemein verwendeten, weniger bildsamen Eisens bedingt, in der Ornamentik ist sogar, wie wir gesehen haben, ein Fortschritt zu einer größeren Freiheit geschehen. Ein anderes Zeichen des ununterbrochenen Fortschrittes manifestirt sich in der Erfindung des Emails, die wir einem der nordischen Völker — wahrscheinlich den Galliern (Belgen) — zuschreiben müßen. Die Herstellung wenigstens einer Art desselben, des sogenannten Furchenschmelzes, auf gallischem Boden und durch einheimische gallische Arbeiter, sowie zu einer Zeit lang bevor die Römer das Email kannten, ist durch die Ausgrabung der Werkstätten von Bibrakte (jetzt Mont Beuvray) klar gelegt und nachgewiesen worden.[1]) Auch auf dem Hradišt von Stradonic kommen Proben dieser alten Emailir-Kunst vor, die wir, nach dem was sonst vorliegt, als an Ort und Stelle entstandene Erzeugnisse betrachten dürfen.

Trotz des kriegerischen Charakters der Zeit hat augenscheinlich der Handelsverkehr eine weitere Ausdehnung gewonnen: jetzt zum erstenmal begegnen wir sowohl fremden als einheimischen geprägten Münzen. Durch die Gesellschaft von Münzen der letzten römischen Republik- und der ersten Kaiser-Zeit, in der sich die Fundgegenstände der La Tène-Priode, häufig finden, ist die Zeitstellung dieser Periode gegeben; von archäologischer Wichtigkeit aber für unsere Länder sind die einheimischen Münzen. Sie tragen zum geringeren Theile ein einheimisches und dann meist sehr rohes Gepräge, zum größten Theile sind sie Nachahmungen fremder Münzen u. zw. in den westlichen Ländern der massaliotischen Münzen, bei uns zumeist der makedonischen Philipper. Anfangs mit großer Treue hergestellt, werden die Münzbilder immer schlechter und arten schließlich zu kaum mehr erkennbaren Verzerrungen aus. Einige dieser Münzen zeigen übrigens eine gewisse Selbständigkeit und enthalten die Namen der eigenen Fürsten, wie Evoiurix, Jantumarus, Atta, Boio, Bussumarus u. a., ja selbst deren Bildnisse, wie z. B. die Münze des Biates, welche auf der Avers-Seite zwei sehr charakteristisch ausgeführte Köpfe zeigt. Die Mehrzahl der Münzen dürften Silbermünzen sein, doch sind auch die

[1]) In den classischen Schriftstellern findet sich eine einzige Stelle, welche das Email erwähnt, und diese eine Stelle bestätiget die durch die Funde an's Licht getretenen Thatsachen. Sie findet sich bei Philostratus und schreibt die Erfindung des Email den am Ocean wohnenden Barbaren (Belgen) zu. Uebrigens hat weder die lateinische noch die griechische Sprache ein eigenes Wort für Email, dieses selbst ist der deutschen Sprache entlehnt und lautet altfranzösisch esmail, spanisch esmalte, italienisch smalto, woraus sich die Ableitung aus dem Deutschen (gothisch smalti, alt hochdeutsch smalzi, neuhochdeutsch Schmalz, Schmelz) von selbst ergibt. Bekanntlich erklärt Caesar die meisten Belgen ihrer Abstammung nach als Germanen.

Goldmünzen, sogenannte Regenbogenschüsselchen, meist mit rohem Gepräge nicht selten; daneben kommen auch sogenannte Potin-Münzen vor, welche aus einer Mischung von Zinn, Blei und Kupfer bestehen.



Fig. 130—137.

Fig. 130 bis 137 einige in Voralberg und Salzburg gefundene Exemplare von dergleichen silbernen Münzen.

Sehr zahlreich werden solche, sogenannte barbarische Münzen in Ungarn, Siebenbürgen und in den Alpenländern gefunden, doch übertrifft auch hierin wieder die Gegend des Hradišt von Stradonic alle übrigen Fundorte, indem in dessen Nähe, zu Podmokl, im Jahre 1771 Goldmünzen im Werthe von 12.000 Ducaten und in den letzten Jahren auf dem Hradišt selbst 200 Stück an einer Stelle beisammen, und vorher und darnach viele einzelne gefunden wurden. Auch Silber- und Potin-Münzen kamen hier zum Vorschein. Dieser Reichthum an Goldmünzen bezeugt ebenso sehr den Wohlstand als die große Betriebsamkeit der Gegend.

Trotz dieses anscheinenden Ueberflußes an geprägtem Gelde dauert der Gebrauch des Ringgeldes noch fort, wofür uns eben auch wieder die Ansiedelung auf dem Hradišt Belege geliefert hat; ja die alte Sitte, die zur Vermittlung des Verkehres dienenden Geldringe nach Bedarf zu zertheilen überträgt sich sofort auch auf die neuen Geldstücke, die häufig getheilt werden, ja sogar schon in der Prägstätte einen mittels eines Meißels beigebrachten Einschnitt erhalten, um sie gelegentlich leichter zerbrechen zu können. [1]) Selbstverständlich konnte solches Geld nicht zu gezählt, sondern es mußte zugewogen werden. Auch für diese als nothwendig vorauszusetzende Thatsache fanden sich in den unerschöpflichen Fundgruben vom Hradišt die Belege in der Gestalt zierlicher bronzener Waagen (Waagebalken und Schalen), die keinen anderen Zweck gehabt haben konnten, als die

[1]) Diese Sitte erhielt sich, wie so manche andere, mit einer außerordentlichen Zähigkeit; noch um's Jahr 1000 werden die während des lebhaften arabischen Verkehres in die skandinavischen Länder gelangten arabischen Münzen, sowie allerhand Silberschmuck in Stücke zerschlagen und diese als Geld verwendet.

Bruchstücke der Münzen und des Ringgeldes wie nicht minder die ganzen Münzen selbst, die von ziemlich ungleichem Schrott waren, zu wägen.

Die La Tène-Periode findet in dem südlich der Donau gelegenen Theile der Monarchie in der Zeit ein Ende, als sich die römischen Eroberer mehr, wie es scheint, durch diplomatische Kunst, als durch ruhmvolle Kriegsthaten des Landes bemächtigt hatten. Gewiß ist auch diesmal der Abschluß kein urplötzlicher und es wird sehr lang gedauert haben, bis der römische Einfluß sich in allen Adern des Cultur-Lebens geltend gemacht hat. In manchen Beziehungen, wie in Sprache Sitte Religion, ist er sicherlich, wenigstens in den dem Verkehre entlegeneren Landstrichen, nie von Bedeutung gewesen; auf den anderen Gebieten, insbesondere jenen der gewerblichen Thätigkeit, wird es mitunter lang gewährt haben, bis er im Stande war, einheimische Kunst und einheimische Formtypen zu verdrängen. So haben die norischen Eisengewerke ohne Zweifel noch lange Zeit in ihrer Weise fortgearbeitet und bei der geringen Kenntnis, die wir von dem echt römischen Kleingewerbe haben, ist es zur Zeit überhaupt noch fraglich, ob nicht z. B. die vielen und mannigfaltigen auf dem Zollfelde in Kärnten ausgegrabenen Eisengeräthe nicht blos, wie selbstverständlich in Noricum überhaupt, sondern auch zum großen Theile nach einheimischen Typen erzeugt sind. Etwaige lateinische Namen, die uns aufstoßen, wie z. B. das „Collegium fabrorum" in St. Pölten dürfen uns hierbei nicht täuschen.

Immerhin ist die Einwirkung der überlegenen Cultur der Römer auch in diesen Richtungen während der Jahrhunderte ihrer Anwesenheit eine umfassende und nachhaltige geworden. Unter ihrer Herrschaft gelangte beispielsweise die Töpferscheibe zur Aufnahme, und es ist interessant zu beobachten, wie man anfänglich bestrebt ist, nicht nur die römischen Gefäßformen, sondern auch das Charakteristische, das die Töpferscheibe den Gefäßen verleiht, mit freier Hand nachzuahmen.

Wanderungen der Stämme, Kaufleute, Kriegsgefangene und Sclaven vermitteln den Einfluß römischer Cultur endlich auch im Norden der Donau. Bei unserer schon erwähnten geringen Kenntnis der Erzeugnisse des specifisch römischen Kleingewerbes, bei dem Aufblühen sehr bedeutender, von der römischen nicht unwesentlich differenter Provincial-Industrien ist es nicht leicht, die Zeit und die Art des vollständigen Verschmelzens des Nationalen mit dem Fremden zu constatiren. Mit diesem Verschmelzen aber hat die eigentliche prähistorische Zeit ein Ende.

Wien im November 1882.

Verzeichnis der Illustrationen.

(Die Clichés zu den Illustrationen dieser Abhandlung befinden sich im Besitze der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, welche dieselben bereitwilligst zur Verfügung stellte und wofür der Verfasser seinen tiefsten Dank auszusprechen sich verpflichtet fühlt.)

Die confessionale Frage in Oesterreich 1848.

Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit.

Von Frh. v. Helfert.

(Fortsetzung des im Jahrgang 1882 begonnenen Aufsatzes.)

VIII.

Habt acht, habt acht! Die Liguorianer sind wieder da!

Der 25. April brachte die octroyirte Charte. Bezüglich der confessionalen Frage war darin folgendes zu lesen:

§. 17. Allen Staatsbürgern ist die volle Glaubens- und Gewissens- sowie die persönliche Freiheit gewährleistet.

§. 27. Die Beseitigung der in einigen Theilen der Monarchie noch gesetzlich bestehenden Verschiedenheiten der bürgerlichen und politischen Rechte einzelner Religions-Confessionen, sowie die Aufhebung der der Erwerbung aller Arten von Grundbesitz noch entgegenstehenden Beschränkungen werden den Gegenstand dem ersten Reichstage vorzulegender Gesetzes-Vorschläge bilden.

Die Charte vom 25. April war die kaiserliche Erfüllung der kaiserlichen Zusage vom 15. März. Ihre Grundsätze fußten auf den thatsächlich und rechtlich bestehenden Verhältnissen, trugen innerhalb dieser Schranken volle Rechnung den Forderungen des Zeitgeistes und bargen überdies den Keim freiheitlicher Entfaltung und Weiterentwicklung in sich. Der freigewordene österreichische Staatsbürger hatte erreicht was er sich ersehnt hatte und was er billigerweise erwarten konnte.

Allen Gläubigen der Wiener Erz-Diöcese Heil und Segen! Aus Meinem Palais in Wien am 27. April 1848. Vincenz Eduard Fürst-Erzbischof; 2 Bl. fol. Erläuterung der Constitutions-Urkunde vom 25. im Geiste der katholischen Religion und Kirche. „Treue und

feste Anhänglichkeit an Se. k. k. Majestät, Sinn für Ruhe und Ordnung, Achtung und Gehorsam gegen die Obrigkeit sind heilige Pflichten die unsere heilige Religion uns lehrt".

In der ganzen Verfassung war kein Paragraph zu finden der eine Ausnahme von diesen allgemeinen Bestimmungen, namentlich der ersteren, statuirt, der den Anhängern gewisser Confessionen, z. B. der katholischen Kirche, die Glaubens- und Gewissensfreiheit eingeschränkt, oder gewissen Mitgliedern dieser Confession, z. B. den Brüdern und Schwestern vom heiligen Erlöser, sogar den Genuß der allgemeinen staatsbürgerlichen Rechte, die persönliche Freiheit, die Sicherheit und den Schutz ihres Eigenthums verweigert hätte. Wie ließ sich also vom Standpunkte der Verfassung das fortgesetzt rechtswidrige Benehmen erklären das gegen die verjagten und vertriebenen, des Ihrigen beraubten und entblößten Männer und Frauen der genannten Congregation eingehalten wurde? Oder hatte der „Freimüthige" Recht wenn er es in Zweifel zog ob Mönche Staatsbürger seien, da sie ihren Obern unbedingten Gehorsam schulden, somit der Freiheit ihres Willens sich begeben, eine Beschränkung die mit der Eigenschaft eines Staatsbürgers unvereinbar sei?!

Es war Lüge daß die Redemptoristen Schätze besaßen, es war Thatsache daß nirgends Schätze bei ihnen getroffen wurden. Was sich vorgefunden, theils in den Gebäuden, theils bei gutherzigen Personen deren Schutz die Verfolgten angerufen, theils an ihrem Leibe, waren außer ihren Kleidungsstücken und ihrer Leibwäsche geringe Baarschaften, dann Kirchengut und kirchliche Gegenstände. Unter letztern befanden sich allerdings manche Kostbarkeiten, Gefäße von Gold und Silber, mit Perlen und Edelsteinen verziert; aber das waren doch gewiß keine Gegenstände ihrer Habsucht und Geldgier. Durfte man katholischen Geistlichen ein Verbrechen daraus machen daß sie ihren Gottesdienst, die Räume in denen derselbe gehalten wurde, schmuck und schön, ja prachtvoll auszustatten suchten, wie dies in der That mit der Kirche Maria am Gestade unter dem Walten der Redemptoristen geschehen war?!

Die ehrwürdigen Brüder vom heiligen Erlöser besaßen keine Schätze, wohl aber hatten sie Eigenthum. Sie unterhielten sich, ihr Wohngebäude und ihr Gotteshaus aus Mitteln die entweder die Einzelnen bei ihrem Eintritt mitgebracht oder fromme Wohlthäter der Gesammtheit gewidmet hatten. Die Laienbrüder die blos einfache Gelübde ablegten und in den weltlichen Stand zurücktreten konnten, hatten bei ihrer Einkleidung ihre

gesammte Baarschaft sowie ihre weltlichen Gewänder dem Obern auszufolgen, der es ihnen, wenn sie wieder austraten, nach Thunlichkeit zurückerstattete. Aenlich verhielt es sich mit den Redemptoristinen am Rennweg, zwischen Krems und Stein u. a. die einen Frauenverein bildeten, nicht eine klösterliche Gemeinde. Sie legten nur einfache Gelübde ab, brachten Vermögen mit und konnten es beim Austritt zurücknehmen. Ihre Wohn- und Wirthschafts-Gebäude sammt den Kirchen waren aus dem Privat-Vermögen der Mitglieder dieses frommen Vereines oder von Wohlthätern desselben erbaut worden; es war nicht ein Stein in den Mauern, nicht ein Ziegel auf dem Dache der nicht aus diesen Mitteln bezahlt war. Wer durfte an derlei Gut Hand anlegen? Wenn man nicht die Hauptstücke vom Diebstahl und vom Raub aus dem Criminal-Codex streichen wollte, so besaß niemand das Recht solches Vermögen mit Beschlag zu belegen oder für andere Zwecke zu verwenden. Nach der über die Constituirung der Congregation erflossenen kaiserlichen Entschließung vom 11. November 1830 durften nur solche Vermögenstheile, die derselben „stiftungsmäßig" zufallen würden, eintretenden Falles vom Religions-Fonde einbezogen werden.

Daß bei der Vertreibung der Brüder und Schwestern von Alfonso von Liguori nicht nach den auseinandergesetzten Grundsätzen vorgegangen wurde, wird sich der geneigte Leser aus der Schilderung der Ereignisse vom 6. und 7. April erinnern. Man hat ihnen Kleidungsstücke und Wäsche, Baarschaft und Obligationen, die theils ihr Eigenthum theils ihnen anvertrautes Gut, darunter Ersparnisse von kleinen Leuten, Dienstboten waren, einfach weggenommen und, was nicht andere Wege wandelte, in amtliche Verwahrung übergeben [1]), während man die

[1]) Bei dem Eggenburger Bubenstück haben die Ausführer desselben, wie einer von ihnen ungescheut drucken lassen (s. vor. Jahrg. S. 100**), zuerst an sich selbst gedacht und einen Theil der vorgefundenen geringen Baarschaft als Zehrungskosten eingesteckt. Was von ihnen an das Ministerium abgeliefert und von diesem dem n.-ö. Prov. Zahlamte zur Aufbewahrung übergeben wurde, specificirte eine amtliche Consignation wie folgt: Obligationen, theils Privat-Eigenthum des Superiors die er in seiner Verwahrung hatte und ihm von den Studenten gewaltsam entrissen wurden; theils Stiftungs-Obligationen die, weil die Redemptoristen-Kirche zu Eggenburg Privat-Eigenthum war, im Namen der betreffenden Stiftungen auf die städtische Pfarrkirche vinculirt wurden; wenige silberne Löffel die an die ehemaligen Conventualen vertheilt wurden; eine Monstranze die über Reclamation der Widmer an die Redemptoristen-Kirche ausgefolgt wurde. — In einem Wiener Blatt war zu lesen daß ein aus Imst gebürtiger Liguorianer beim tyroler Gubernium bittlich geworden sei in seinem

zu Besitz und Genuß dieser Werthgegenstände Berechtigten, aller Mittel zur Fristung ihres Lebens beraubt und entblößt, in die Fremde stieß, ja von Haus zu Haus, von Hof zu Hof verfolgte, so daß die Armen keinen Ort fanden ihr Haupt ruhig niederzulegen.

Da waren es vier Wiener Bürger und Hausbesitzer, der uns schon bekannte Fleischhacker Peter Barth (s. Jahrg. 1883 S. 84 f.), dann Kaspar Navratil, Joseph Flaschhart und Franz Haubner, die sich in einer an den Minister des Innern gerichteten Eingabe um die Verfolgten annahmen, „um Schutz und Sicherheit für dieselben und Herausgabe ihres Vermögens" baten, „indem wir es für die größte Ungerechtigkeit halten müßten wenn man ihnen dieses vorenthalten sollte"; ein solches Betragen gegen katholische Priester, erklärten sie mit gerechter Entrüstung, sei „in den Annalen unserer Geschichte unerhört, für unsern Kaiserstaat entehrend, jedes christliche Herz empörend"; es sei zugleich „ein Angriff auf unsere geheiligte Religion selbst" und eine „Verletzung der von Sr. Majestät dem Kaiser verliehenen Constitution", da die ehrwürdigen Brüder und Schwestern „als geborne Landeskinder [1]) gleich jedem andern Staatsbürger Anspruch auf Sicherheit der Person und des Eigenthums" hätten. Auch der Consultor der Wiener Congregation P. Martin Stark wendete sich bittlich an die Behörde, berief sich auf die Verfolgungen seitens der Nationalgarde, von der sie in den Privat-Häusern aufgesucht, auf der Gasse angehalten und Verbrechern gleich aus der Stadt weggeschafft würden, „da wir doch ein so hartes Verfahren auf keinerlei Weise verdient haben", und stellte die beiden bescheidenen Bitten: „daß

1) wenigstens den Personen Sicherheit gewährt und die Nationalgarde von allen weiteren Nachforschungen und Verfolgungen abgehalten werde;
2) jeder einstweilen wenigstens seine Leibwäsche, Kleidungsstücke, sein Brevier und dergleichen unentbehrliche Gegenstände erhalte."

Geburtsorte eine Tabak Trafik eröffnen zu dürfen, wozu die überaus witzige Bemerkung gemacht wurde: „Wenn er die Priesen an den Mann zu bringen gedenkt die sein Orden in neuester Zeit erhalten hat, wird er großen Zuspruch nöthig haben." Unter den Wiener Profeß-Brüdern findet sich im „Personal Stand der erzb. Wiener Diöcese" von 1848 kein Imster, sondern nur unter den Laienbrüdern ein Ferdinand Angerer, Buchbinder, geb. zu Schlanders in Tyrol.

[1]) Letzteres war buchstäblich nicht bei allen der Fall. Der Obervorsteher P. Jos. Passerat war zu Joinville in Frankreich, der Consultor P. Martin Stark zu Lottstätten im Badischen geboren.

Auch der Fürst-Erzbischof von Wien, der bisher kein fürsprechendes Wort für den Pfarrer Wiesinger und andere Leidensgenossen desselben eingelegt hatte und bezüglich der Liguorianer die Ausrede gebraucht haben soll daß ihm über das Schicksal der Redemptoristen „keine amtliche Anzeige" zugekommen sei [1]), fand sich endlich veranlaßt in einer vom 18. April datirten, an den Freiherrn von Pillersdorff gerichteten Note seines Oberhirtenamtes zu walten, „weil die vertriebenen Priester und Klosterfrauen nicht nur keinen Unterhalt haben, sondern nicht einmal eine Ruhestätte finden können, und es doch unmöglich der Wille der constitutionellen Regierung sein kann diese armen Personen die nichts verbrochen haben dem Hunger und Elend preiszugeben". Mehrere der Klosterfrauen, „die bei ihrer zurückgezogenen Lebensweise gewiß niemand beleidigt haben", hätten seine, des Erzbischofs, Hilfe angerufen; sie hätten ihr Privat-Vermögen in die Congregation gebracht dessen Erfolglassung ihnen doch nicht verweigert werden könne. Die meisten Priester gehörten fremden Diöcesen an und könnten ohne das erforderliche Reisegeld, Kostenersatz für anständige Bekleidung und ordentliche Päße nicht dahin zurückkehren; die andern werde er, falls sie dazu tauglich befunden würden, in der Landseelsorge anstellen.

Der Minister des Innern hatte, ohne diese mehrseitigen Anregungen abzuwarten, gleich am 7. Z. 526 M. J. den Regierungs-Präsidenten Johann Talacko Freiherrn v. Ještětic aufgefordert, Vorschläge wegen Behandlung der vertriebenen Geistlichen zu stellen und war dieser dem Auftrage am 11. nachgekommen. Dieselben gingen der Hauptsache nach dahin: Für die Priester, insofern sie österreichische Staatsbürger wären,

---

[1]) Hist. polit. Bl. 1848 II S. 223 f., wo zwischen der Behandlung der Liguorianer und jener der Juden ein ähnlicher Vergleich gezogen wird, wie es von meiner Seite Jahrg. 1883 S. 179 geschehen ist. Habe aber, so fragen die Hist. pol. Bl., der Fürst-Erzbischof von Prag, der sich in seinem Oster-Montags-Erlaß gegen die Verfolgung der Juden ausgesprochen, erst eine amtliche Anzeige abgewartet, „oder verdienen Juden von Kirchenhäuptern eine größere Berücksichtigung als mishandelte Priester?" . . Nach Brunner Woher? Wohin II S. 207 hätte Milde von der Vertreibung der Redemptoristen in der That nichts gewußt, „dem man also diese Begebenheit zu verschweigen für gut befunden haben möchte", sondern selbe erst am 18. aus dem Munde der Deputirten des Wiener Curat-Clerus (vor. Jahrg. S. 139) erfahren, von welchem Tage auch seine im Text erwähnte Note an Pillersdorff datirt. Aber, alle Achtung vor dem gelehrten Verfasser von „Woher? Wohin?", ist es wohl glaublich, daß Milde erst am 18. erfahren haben sollte, was vom 6. zum 8. in der Passauer-Gasse, am Rennweg und in Eggenburg vorgefallen?!

in gesetzlichem Wege Vorsorge zu treffen, den vermögenslosen den Tischtitel von 200 fl. aus dem Religionsfonde zu ertheilen, die Nieder-Oesterreich nicht angehörigen ihrer Gebiets-Diöcese zuzuweisen, „wenn dieselben nicht vielleicht vorziehen sollten als Missionäre nach America auszuwandern, in welchem Falle ihnen von Seite der Staatsverwaltung alle mögliche Unterstützung zu leisten sein dürfte". Den Laienbrüdern, die von ihrem Ordinarius die Dispens von den abgelegten einfachen Gelübden erwirkten, wären die bei ihrem Eintritte in das Ordenshaus mitgebrachten Gelder und Effecten zurückzustellen, überdies, falls sie im Dienste des Klosters alt und krank geworden, aus dem Vermögen der Congregation eine Unterstützung auszuwerfen; „denn es kann unmöglich im Geiste der Staatsverwaltung liegen den Religions-Fond auf Kosten Anderer, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge auf dieses Vermögen bis zu ihrem Lebensende einen rechtlichen Anspruch gehabt hätten, zu bereichern". Dabei wäre aber sowohl Priestern als Laienbrüdern „ausdrücklich zu verbieten irgendwo in Nieder-Oesterreich in Gemeinschaft zu leben".

Aus Anlaß dieser verschiedenseitigen Anregungen wurde endlich einmal mehr als blos gesprochen, es wurde gehandelt. Zuvörderst erging an den Wiener Magistrat der Auftrag die den einzelnen Mitgliedern der Congregation abgenommenen Kleidungsstücke, insbesondere die Wäsche auszufolgen. Dem N. Ö. Ober-Commando wurde vom Regierungs-Präsidenten bedeutet (16. April Z. 948), „daß die Redemptoristen als österreichische Staatsbürger den vollen Anspruch auf Sicherheit der Person und des Eigenthums haben", daher der Nationalgarde das Aufsuchen und Verfolgen derselben zu untersagen wäre. Drei Priestern vom heiligen Erlöser wurde von der n. ö. Regierung der Tischtitel aus dem Religions-Fonde, gegen seinerzeitige Erstattung aus dem Vermögen ihrer Congregation, zwei anderen wurden aus derselben Quelle zeitweilige Unterstützungen angewiesen, und sollte dies gegen alle die darum ansuchen würden beobachtet werden. Gleichzeitig wurde die Aufnahme einer genauen Inventur über das Vermögen der Redemptoristen und Redemptoristinen angeordnet und die Frage über die künftige Verwendung des Gebäudes in der Passauer-Gasse, das der Congregation vom Religions-Fonde blos zum Gebrauche überlassen war, in Erwägung gezogen [1]. Die Beantwortung dieser Frage

[1] In der zweiten Hälfte April verlautete, der Minister des Innern habe das Liguorianer-Kloster den Studenten als Lese- und Sprechhalle eingeräumt, worüber die Frankl'sche Ab. Ztg. vom 24. Nr. 25 ein munteres „Vivat!" anstimmte; denn



setzte, wie der n. ö. Regierungsrath Propst Reichel in seinem Referate vom 23. ganz richtig hervorhob, voraus daß sich die Staatsverwaltung vor allem für oder gegen den Fortbestand dieser Congregationen ausspreche.

* * *

Nicht blos gegen die Liguorianer, sondern gegen die Geistlichen hoch und nieder überhaupt, wurde das Geschrei erhoben daß sie dem Umschwung feind seien; daß sie gegen die neue Ordnung der Dinge schürten und hetzten; daß sie die Constitution und die modernen Ideen als ein Teufelswerk verdammten.

Das war im allgemeinen ganz unrichtig. Die Mehrzahl der Geistlichen, und ganz besonders jene die nach einer bessern Gestaltung der kirchlichen Zustände strebten, begrüßte mit unverhohlener Freude den Einsturz des alten Systems in dessen mistrauischen Schranken ja nicht blos der Staat, die Gesellschaft und die Wissenschaft, sondern auch die Kirche eingeengt, in ihrer freien Entwicklung gehemmt waren. Von den kirchlichen Oberhirten waren viele, wie schon früher erwähnt wurde, aus einer gewissen abwartenden Stellung bis zur Stunde nicht herausgetreten; aber gegen die Errungenschaften der März-Tage hatte sich keiner, wohl aber mehr als einer vor seinem Clerus und allem Volke laut und offen für dieselben ausgesprochen. Letzteres war namentlich einem Bischofe nachzurühmen, der als einer der verstocktesten Finsterlinge und Rückschrittsmänner verschrien war, der aber gerade im jetzigen Augenblicke den Beweis lieferte daß er der Freiheit und dem Fortschritte durchaus nicht feindlich entgegenzutreten gewillt, daß er vielmehr dieselben von seinem Standpunkte zu fördern freudig bereit sei. In einem Hirtenbriefe, den der Fürst-Bischof Roman Sebastian von Seckau am 17. April an seinen Clerus richtete, forderte er diesen auf: sich als „Freunde der Wohlfahrt unseres Vaterlandes, Freunde der von unserem Kaiser uns ver-

---

„wenn es wahr ist daß die Wände Ohren haben, so dürften sie jetzt ganz andere Worte und Gedanken zu hören bekommen als ehemals. Vielleicht stürzen sie ein, wie die Mauern Jericho's, vor den Posaunen-Tönen der Zeit." . . Aus Anlaß der Anm. *) S. 93 im vor. Jahrg. muß ich hier nachtragen daß Frankl, wie mich derselbe ausdrücklich versicherte, jener „bekannte Schriftsteller", der am 7. April Nachm. den Zug Studenten in die Passauer-Gasse anführte, nicht war. Sollte es etwa J. N. Berger gewesen sein, der allerdings bei einer ähnlichen Gelegenheit (a. a. O. S. 97) genannt wird?

liehenen Constitution, Freunde aller Stände und Mitglieder unseres Landes die für den Fortschritt im guten eifern" sich zu erweisen, und „zu diesem schönen und edlen Zwecke" ihr Schärflein dadurch beizutragen daß sie „das Volk über manche dunkle Fragen der Gegenwart aufklären, irrige Vorstellungen berichtigen, zur Ruhe und Mäßigung, zum Vertrauen mahnen, zur Unterstützung der Armen hilfreiche Hand bieten und die Lasten des Staates durch freiwillige Opfer erleichtern".

Genau zehn Tage nach diesem Hirtenbrief starb der fromme Oberhirt in seinem achtundsiebenzigsten Lebensjahre an der Lungenlähmung, † 27. April 1848, und Stimmen wurden sogleich laut, zu seinem Nachfolger einen Mann zu ernennen der im Geiste der Zeit zu wirken verstehe, welche Eigenschaft man im Publicum gerade bei solchen Geistlichen voraussetzte die bei der römischen Curie als österreichische „Schreiber" im übelsten Geruche standen, weil sie mehr Kanzleimänner als Seelenhirten zu werden versprachen. Indessen hatte in diesen aufgeregten Zeiten die Regierung kaum die Muße an die Vornahme einer solchen Besetzung zu denken, und der fürstbischöfliche Stuhl für die Diöcesen Seckau und Leoben blieb fürs erste erledigt.

Liebe Mitbürger! Von Maurus Schinnagl Priester des Ben.-Stiftes zu den Schotten. 1 Bl. Quer-Fol. Ferd. Zahn, Zeughausgasse Nr. 179. „Das wahre Christenthum darf die Pfeile der freien Presse nicht fürchten; denn das Christenthum das wir verkünden ist kein Aberglaube, ist keine Thorheit, ist nur Wahrheit und Trost für Verstand und Herz. Darum Dank den Bürgern Garden und Studenten die uns die Freiheit verschafft haben!"

Stimmen aus dem Clerus an Wiens Bevölkerung. Von demselben. 1 Bl. 4to, Ghelen'sche Erben. „Warum sollten wir Geistlichen eure Freude, liebe Mitbürger, über die uns verliehene Constitution nicht herzlich und brüderlich theilen? . . . Darum habet Vertrauen zu uns, schenket den Feinden der Religion und deren Schmähschriften keinen Glauben! . . Haben manche Geistliche auf dem Lande, durch falsche Gerüchte irregeleitet, an der Loyalität eurer Gesinnungen gezweifelt, so theilen sie diese Schuld mit vielen andern Leuten die, durch dieselben Gerüchte beunruhigt und verwirrt, das nämliche dachten und sprachen". . .

Roman Sebastian Zängerle's letztes Hirtenschreiben an den Clerus der Seckauer und Leobener Diöcese. Intell.-Bl. z. Grätzer Ztg. Nr. 88 vom 3. Juni. „Fern sei es von uns die begonnene Umänderung der Staatsverfassung, ungeachtet der heftigen Bewegung die hierbei fast unvermeidlich ist, mit Vorurtheil oder allzu unruhigem Gemüthe aufzunehmen. Mag immer unser Lebensschifflein im allgemeinen Sturme gewaltig erschüttert, ja mit dem Untergange bedroht



werden, unser Herz werde nicht verwirrt und zage nicht; der Herr ist mit uns wenn wir mit Ihm sind. Er wird zur rechten Zeit den Winden und den Wellen gebieten und es wird die ersehnte Stille eintreten". Er charakterisirt dann die falschen Begriffe von Freiheit 1. jener die darunter „nichts als völlige Ungebundenheit und Zügellosigkeit verstehen, in der sie so ungestört ihren wilden Leidenschaften fröhnen, alles ungestraft thun und reden können was sie gelüstet"; 2. solcher die unter dem Vorwande der Freiheit alle Ehrfurcht vor den von Gott gesetzten Obrigkeiten, geistlichen und weltlichen, beiseite setzen, allen Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze aufkündigen; 3. solcher endlich „die in unbegreiflicher Verblendung von allen Lasten, von allen Steuern und Abgaben frei zu sein verlangen und von der neuen Ordnung der Dinge gleichsam einen Himmel auf der Erde hoffen, wo gar keine Leiden sie mehr drücken, keine Arbeit sie ermüden, keine Ueberwindung und Anstrengung sie belästigen wird". . . Er fordert seine Geistlichkeit auf, das Volk über solche Irrthümer aufzuklären, zu belehren, „nicht mit harten Worten und strafender Rede, sondern im Geiste der Sanftmuth und wohlwollender Belehrung . . . Ihr vor allen, geliebte Söhne und Mitarbeiter in Christo, stehet fest in der Wahrheit und reichet Eurem greisen Oberhirten die hilfreiche Hand, indem Ihr nach dem Worte eines heiligen Kirchenvaters (Brief des h. Ignatius von Antiochia an die Epheser) in vollkommenem Einklange mit Eurem Bischofe zusammenwirket gleich den melodischen Saiten einer wohlgestimmten Zither". . .

Offenes Schreiben aus Steiermark an Se. Eminenz den Erzbischof von Salzburg, Cardinal Friedrich von Schwarzenberg. „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme". Grätz den 4. Mai 1848; 1. Bl. fol. Bitte um einen neuen Oberhirten in der Person des k. k. Gubernial-Rathes Propst Johann K r a u ß; er sei „ein echter Deutscher, ein edler Priester, ein wahrer Gelehrter, ein tüchtiger Geschäftsmann, ein liebevoller Freund" und kenne Steiermark seit seinen Studien-Jahren.

Aber die Hetze gegen die Geistlichkeit hörte dessenungeachtet nicht auf. Namentlich in Wien war vielleicht kein Stadtpfarrer, der nicht in dieser oder jener Weise von der Straßen-Literatur angegriffen oder durch eine Katzenmusik aus seiner nächtlichen Ruhe aufgestört wurde. Es waren die übertriebensten, oft völlig aus der Luft gegriffenen Klatschereien von Ueberhaltungen armer Personen bei kirchlichen Handlungen, von Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, von verfassungsfeindlichen Aeußerungen, durch eine gedankenlose oder böswillige Presse hundertfältig weitergetragen, von einer ebenso leichtgläubigen als leicht reizbaren Menge als buchstäblich wahr hingenommen, von den Förderern des Umsturzes als Mittel zur Aufreizung mit Eifer benützt. Ja kam es nicht vor daß mit satanischem Raffinement Thatsachen geradezu erfunden wurden, um scheinbare Anhaltspunkte gegen jene zu haben die man verderben wollte?! Eines Abends kamen

drei Weibspersonen, deren Zustand sie für die Aufnahme in das Gebärhaus reif machte, zu einer Wäscherin und baten sie bei Gott und allen Heiligen um hilfreiches Erbarmen: „sie seien Liguorianerinen die nirgends Unterkunft finden könnten". Die Wäscherin entschuldigte sich mit Mangel an Raum in ihrer Wohnung, glaubte aber steif und fest an die drei schwangern Liguorianerinen und verbreitete nach allen Seiten was sie „mit eigenen Augen gesehen" [1]). Die stets wiederkehrende Behauptung, die freie Presse heile die Wunden die sie geschlagen, mußte sich nun schmählich Lügen strafen lassen, da die gründlichsten Widerlegungen, im ruhigsten Tone gehalten, nicht blos das frühere Unrecht gut machten sondern neues hervorriefen. Als es Ebersberg für eine Ehrenpflicht hielt für den so arg geschmähten und verleumdeten Fürst-Erzbischof in die Schranken zu treten (Zuschauer Nr. 58 v. 12. April), mußte er sich von der Abend-Ztg. höhnen lassen, daß er als „fürst-erzbischöflicher Rath" seinem Gönner einen „Lobpsalm" dargebracht habe.

Noch ärger erging es dem wackeren Parth der sich um die so schändlich verleumdeten und noch schändlicher behandelten Redemptoristen annahm und dem dafür vor seinem Hause in der Leopoldstadt eine solenne Katzenmusik gebracht wurde. Damit nicht zufrieden unternahmen die Bethörten Tags darauf eine förmliche Haussuchung. Ein Trupp von etwa 40 Nationalgardisten, von einem noch zahlreicheren Pöbelhaufen begleitet, drang unter dem Vorwande, Parth halte Liguorianer verborgen, in seine Wohnung, durchstöberte alle Winkel, ließ sich alle Kasten aufsperren, spähte nach allen möglichen Verstecken, durchstach mit dem Säbel Vorhänge ob nicht etwa dahinter einer mit der Glatze verborgen sei, wobei es nicht an allerhand unzarten Witzeleien gegen Parth's Frau und Kinder fehlte, so daß es seiner ganzen Besonnenheit bedurfte um gegen den rohen Pack nicht loszufahren. Zuletzt mußte er seine zwölf Fleischerknechte Musterung passiren lassen, ob nicht etwa eine Verkleidung unterlaufen sei. Als die kernhaften Burschen mit ihren blanken Messern herantraten sagte der Meister: „Ich mit meinen zwölfen hier wäre stark genug mit Euch vierzig fertig zu werden; aber ich wandle nicht eure Wege". Da sich trotz allem Nachsuchen nichts gefunden hatte hieß es: das Haus müße bewacht werden damit sich kein Liguorianer einschleiche. Auch das wollte

[1]) Die Gewaltthaten gegen die Redemptoristen und Redemptoristinen in Wien. Hist. pol. Blätter 1848 II S. 345 f.

sich der Hausherr gefallen lassen; nur verlangte er daß die Bewachung im Innern des Hauses und bei verschlossenem Thore geschehe, weil er sonst des Zudrangs von der Straße nicht los würde. Allein dazu wollte sich, obwohl Parth versicherte der Wächter werde unter seinem Dache so sicher sein wie bei sich zu Hause, keiner hergeben; jeder hatte eine andere Ausrede, und so zogen sie endlich ab ohne eine Wache zurückzulassen, aber in Begleitung eines silbernen Christusbildes das nach ihrem Auszug vergebens gesucht wurde [1]).

Vielleicht der einzige von der Wiener Seelsorge-Geistlichkeit, dem eine kräftige Verwahrung gegen die über ihn ausgestreuten Gerüchte nicht zu größerem Nachtheile gereichte, war Urban Loritz, Benedictiner zu den Schotten, damals Cooperator am Schottenfeld. Im Gegentheil er wurde, da er sich in die Umstände zu schicken wußte, eine Cocarde auf seinen Hut oder an seinen Rock heftete, mit der Nationalgarde Uebungsmärsche mitmachte u. dgl., mit der Zeit einer der populärsten Männer des zu jener Zeit viel beneideten „Brillanten-Grundes".

Friedrich Steiner Geheimnisse von Wien. Motto: Warum soll Wien nicht auch Geheimnisse haben? Von einem ehemaligen Spitzel. 2 Bl. 8vo Lell.

Friedrich Steiner Chronik scandaleuse der Geistlichen. 2 Bl. 8vo, Eigenthum und Verlag Gumpendorf Gärtnergasse 545 2. Stock. .. Gleich dem vorigen boshafte Albernheiten und alberne Bosheiten.

Der katholische Geistliche in dem Wiener Gebärhause und die Predigten in den gesperrten Zimmern des Spitals. Von Augustus. 1 Bl. fol. M. Lell. Ekle Tiraden über angebliche Stola-Erpressungen bei Begräbnis- und Tauf-Functionen, letzteres vorzüglich im Gebärhaus, wo „den Gevattersleuten, die meistens auch nichts anderes als Dienstleute und Taglöhner sind, die Taufe auf viele Gulden zu stehen kommt". Die s. g. gesperrten Zimmer des Hauses „sind die Höhlen des demoralisirten Elends" und „unter diese Creaturen tritt wochentlich ein beschränkter Priester und zwingt sie eine stundenlange Predigt anzuhören, worin er sie mit einer Fluth von Schimpfnamen und Vorwürfen überschüttet. Mit Spott und Gelächter werden meistens seine Reden empfangen. Der Geistliche fährt fort, adnotirt sich die Namen der Spectakelmacherinen und dictirt ihnen ihre Strafe".

Erste Gimpel-Versammlung in Wien oder Krieg aller Spatzen.

Motto: Die Dummheit ist das Aushängsschild des Glücks,
drum schwören wir zu ihrer Fahne.

2 Bl. 4to mit theilweise gemahlter Titel-Vignette. Zu haben bei dem Herausgeber. Neue Wieden Heumühlgasse Nr. 811 2. Stock Thür Nr. 14 ..

---

[1]) Hist. pol. Bl. a. a. O. S. 341 f.

Gegen die Pfarrer von Wilfleinsdorf bei Bruck a. d. L. und von Mauerbach. Letzterem, Anton Gisser, wurde vorgeworfen, er habe einem armen Weibe für ein verstorbenes sieben Vierteljahre altes Kind — zu Hause hatte sie noch sieben lebende — 2 fl. 15 kr. Beerdigungskosten abgepreßt. Von dem erstern, Nicolaus Hahn, wurde, ich glaube zuerst vom Wanderer Nr. 103 v. 29. April S. 3, folgendes erzählt: In der Charwoche sei ein Veteran namens Martin Uhl ohne einen Kreuzer Geld verstorben, der Pfarrer habe ihm den Conduct verweigert und ihn am 22. April auf dem nahe an der Leitha gelegenen sumpfigen „Cholera-Friedhof", wo seither niemand beerdigt worden, einscharren lassen. Als dies ruchbar geworden, seien am 24. 200 Mann von den in der Gegend lagernden Wiener Freiwilligen im Orte erschienen, hätten die Leiche von ihrer Stelle erhoben und auf den gemeinsamen Gottesacker feierlich übertragen, wobei der Pfarrer die Glocken habe läuten lassen, den Segen und die üblichen Gebete verrichten müßen, „was er mürrisch und mit möglichster Abkürzung that"; die Freiwilligen hätten sich darnach dem Pfarrer ins Haus gelegt, der auftischen und einschenken lassen mußte was er in Küche und Keller gehabt, wobei die Freiwilligen fleißig seine Gesundheit getrunken hätten.

Der ausgegrabene Todte, der Pfarrer und die Freiwilligen. Von F. X. B. (Franz Xaver Bidschof). 1 Bl. 4to, Ludwig. Die Geschichte von Wilfleinsdorf mit der Schlußlehre für den Pfarrer:

Es g'schicht ihm schon recht,
warum is er so schlecht.

Den Propst Welwitsch (?) zu Teinach in Kärnten sollen seine Pfarrkinder, gegen die er hart als Zehentherr gewesen, am 30. April vertrieben haben; am 1. Mai hätten ihn einige nach Klagenfurt gekommene Leute der Gemeinde dort fahren gesehen, ihn aus dem Wagen gerissen und mishandelt, bis ihn die Nationalgarde befreit habe.

Ebersberg Meinungs- und Preßfreiheit wie wir sie haben! Zuschauer Nr. 60 vom 15. April S. 474 f. Gegen den Ausfall in der Ab. Ztg. Nr. 16 vom 13. S. 68: „Wie, fragen wir entrüstet, wäre das das Recht der Meinungsfreiheit die wir erkämpft haben? Was hätte das Ab. Bl. für Spectakel erhoben wenn wir von einem perfiden Juden gesprochen hätten der, nachdem er am 13. März in ein feiges Versteck gekrochen war, nach abgemachter Sache sich zum Freiheitshelden erhob und nun aus allen Preßwinkeln mit seinen Großthaten prahlt? .. Emancipation verlangen die Juden? Jeder Vorurtheilsfreie wird, sobald sie dazu reif geworden, dafür stimmen. Aber daß sie jetzt fast allgemein Widerspruch findet, daran ist die moralische Niederträchtigkeit, die verächtliche Feilheit und das kecke Vordrängen eines großen Theiles der Literaten aus ihrem Stamme Schuld".

Ankündigungsblatt Beil. z. Constitution Nr. 43 v. 11. Mai. Glänzendes Zeugnis, das Georg Artmann Ortsrichter, Karl Spann, L. Vitta dem Pfarrer von Mauerbach ausstellen: „Würde das Weib den Seelsorger ersucht haben die Leiche gratis zu beerdigen, so sind wir überzeugt daß er nicht den geringsten Anstand genommen haben

würde, nachdem sich dieser Fall schon oft ereignet". Nach der Beerdigung sei das besagte Weib gekommen und habe 2 fl. 15 kr. C. M. erlegt, der Pfarrer habe ihr den Theil auf welchen er für seine Person Anspruch hatte, 30 kr., sogleich zurückgestellt und nur das übrige, das laut der Stola-Ordnung vom 1. Januar 1781 für die Grabstelle, für die Kreuzträger und Ministranten &c. entfiel, für die dazu Berechtigten zurückbehalten.

Mitbrüder, liebe Freunde! Von Ignaz Wimmer Pfarrer zu St. Florian in Matzleinsdorf. 5. Mai. 1 Bl. fol. (ohne Druckort). Vertheidigung gegen die Anklage, er habe einem von einer blutarmen Frau volle drei Tage als todt zu Hause behaltenen Kinde die Einsegnung aus dem Grunde verweigert, weil sie nicht bezahlen konnte. Er beruft sich für das Gegentheil auf das Zeugnis seiner Gemeinde, ob ihn diese einer solchen Handlung fähig halte. „Hand in Hand will ich mit meinen Pfarrkindern gehen; denn ich gehöre ihnen und hoffe meine Tage ruhig in ihrer Mitte beschließen zu dürfen. Verzeihung meinen Feinden und Liebe!"

Loritz' kurze, aber entschiedene Vertheidigung 1 Bl. Quer 4to ohne Aufschrift und Datum. Der Angriff gegen ihn betraf seine Fasten-Predigten in denen er gegen einige Ausartungen des Tages gedonnert haben mochte, was dann misdeutet oder böswillig entstellt wurde.

Aber durften einzelne Gläubige, durften Priester und Seelsorger über böswillige Verleumdung klagen, der sie umsonst Verwahrung und Widerruf entgegensetzten, wo es den Fürsten der Kirche, ja dem sichtbaren Oberhaupte derselben nicht besser erging? Dem Wiener Erzbischof half es nichts daß er die gegen ihn ausgestreuten Gerüchte Punkt für Punkt widerlegte. Zu den alten Verbrechen Milde's kam ein neues, als er dem Theater-Director an der Wien nicht gestattete in den drei ersten Tagen der Charwoche Vorstellungen für wohlthätige Zwecke zu geben. Daß es eine blose Finte Pokorný's war, um freigebig zu scheinen und volksthümlich zu werden, ohne daß es ihn etwas kostete — denn Cassa machen durfte er ohnedies nicht an diesen Tagen —, durchblickten die wenigsten; aber auf den harten Sinn des „milden" Erzbischofs wurde waidlich geschimpft.

Auch dem heiligen Vater in Rom half es nichts daß sich, aus Anlaß der italienischen Wirren, katholische Stimmen zu seiner Vertheidigung erhoben und gegen den Bologneser Tagesbefehl Durando's vom 5. April auf die „Gazetta di Roma" hinwiesen die in einem Artikel vom 10. dessen Einmarsch auf das venetianische Gebiet als mit den Gesinnungen des Papstes nicht in Uebereinstimmung erklärte. Aus Innsbruck richtete Erzherzog Johann eine Ansprache „an die hochwürdige

Geistlichkeit von Tyrol und Vorarlberg", warnend vor den falschen Ansichten die „Zeitungsblätter und Emissäre" über den heiligen Vater zu verbreiten suchten. „Wer fühlt nicht beim ersten Laute aus welchem Munde eine solche Sprache kommt? Wer durchschaut nicht die List, mit welcher die meineidigen Italiener durch Voranstellung des Papstes nach einer Seite hin Aufregung, nach einer andern Unthätigkeit zu erzielen streben?" Der Clerus möge das Volk über die Stellung des heiligen Vaters aufklären, die ja einer Gefangenschaft gleiche, wo er vieles nicht verhindern könne und anderes, „um größeres Unheil von seinen Unterthanen abzuwenden", geschehen lassen müße, was offenbar nicht in seinem Geiste sei. [1])

Am 29. April erhob sich Pius IX. selbst und hielt im Cardinal-Collegium eine Ansprache. Man könne es ihm, erklärte er, unmöglich zur Schuld schreiben, wenn er die Hitze derer nicht zu zügeln vermochte die von seinem weltlichen Gebiete aus, „von der gleichen Liebe für die eigene Nation entflammt, mit den übrigen Völkern Italiens für dieselbe Sache zusammenwirken. Haben doch mehrere andere Fürsten Europas, die über eine weit größere Kriegsmacht als Wir gebieten, zu eben dieser Zeit der Bewegung ihrer Völker Widerstand zu leisten nicht vermocht. In dieser Lage haben Wir jedoch Unsere Truppen an die Gränzen des päpstlichen Gebietes gesandt und ihnen keinen andern Befehl ertheilt, als daß sie die Integrität und Sicherheit des Kirchenstaates sichern sollten. Da aber einige begehren daß Wir mit andern Völkern und Fürsten Italiens den Krieg gegen die Deutschen erklären sollen, so erachten Wir es Unseres Amtes in dieser Euerer Versammlung feierlich und öffentlich zu erklären daß dies Unserer Absicht durchaus widerstrebt, indem Wir, obwohl unwürdig, die Stelle dessen auf Erden vertreten der der Urheber des Friedens und der Hort der Liebe ist."

Gewiß beherzigenswerthe edle Worte aus dem Munde desjenigen, der das zeitliche Haupt der Christenheit und zugleich weltlicher Herr der römischen Provinzen war, und es wurde aus den Kreisen der Gläubigen nicht gesäumt den in die Landessprache übersetzten Inhalt der Allocution möglichst bekannt zu machen. Allein eben der Umstand, daß in dieser Angelegenheit der weltliche Fürst entschieden in den Vordergrund trat, daß päpstliche Generale Officiere und Truppenkörper thatsächlich gegen die Kaiserlichen

[1]) Vom 18. April 1 Bl. Fol.

im Felde standen und durchaus keine Miene machten den Friedensmahnungen des Stellvertreters Christi auf Erden zu gehorsamen, bildeten einen so grellen Gegensatz zu allem was von kirchlicher Seite vorgestellt und erläutert wurde, daß es nicht zu wundern war wenn die Gefühle österreichischer Patrioten, und begreiflicherweise in erster Linie der so verrätherisch angegriffenen kaiserlichen Armee in Italien, den Namen des regierenden Papstes nicht immer mit Segenswünschen begleiteten. War doch die öffentliche Meinung bezüglich der italienischen Angelegenheiten überhaupt eine ungemein gereizte. So wollte man in Wien wissen daß der Olmützer Fürst-Erzbischof Someran-Beeckh dem in kriegsgerichtlicher Untersuchung befindlichen FML. Grafen Zichy, dem „Verräther Venedigs", die besten Schüsseln von seiner Tafel zukommen lasse, wofür er eines Abends eine feierliche Katzenmusik erhalten und sich darauf nach Kremsier zurückgezogen habe. Der Festungs-Commandant FML. Baron Sunstenau ließ zwar dieses Gerede in jeder Richtung als ein nichtiges widerrufen: Graf Zichy empfange seine Kost stets und von allem Anfang aus dem Gasthause „beim Lauer"; vor dem erzbischöflichen Palais habe weder eine Katzenmusik, noch der geringste Auflauf stattgefunden [1]). Aber charakteristisch für die herrschende Stimmung war das Gerücht ohne Frage.

Anderseits braucht wohl nicht beigefügt zu werden, daß mit dieser Bemerkung die mitunter so ungemein pöbelhaften, oft geradezu sacrilegen Ausfälle, die sich die österreichische Presse, nicht blos die Straßen-Literatur, gegen den päpstlichen Stuhl und dessen derzeitigen Inhaber herausnahm, gewiß nicht in Schutz genommen, oder auch nur entschuldigt werden sollen.

Ochsenverwandschaft wovon ein Kirchenvorsteher der Führer ist. Anekdoten aus dem Leben eines Milden. 1 Bl. fol. Klopf und Eurich. Geschichten von einem Bauer dem der „milde" Bischof ein paar Ochsen pfänden lassen, „wie einst die Knechte des Tyrannen Geßler des jungen Melchthals Ochsen vom Pfluge spannten"; von einer Geschirrhändlerin und einem Färber denen es ähnlich ergangen. „Für die Wahrheit dieser Ereignisse bürgt der Verfasser Hugo Jacques Petri".

Offenes Sendschreiben an den Herrn Erzbischof von Wien. Gegeben in unserem europäisch berühmten Flugschriften-Verschleiß Stadt Liliengasse Nr. 898. 1 Bl. gr. fol. Gedruckt Leopoldstadt Nr. 656. Demuth,

---

[1]) Erklärung vom 10. Mai Wr. Ztg Nr. 138 vom 18. S. 664; auf der letzten Inseraten Seite wo es von zehn Personen neun nicht lasen!

meint der ungenannte Verfasser, müße die erste Eigenschaft eines Bischofs der Jetztzeit sein, zu der daher die Datirung „Gegeben aus Meinem Palais“, „Gegeben aus Meinem Schlosse zu Kirchberg“ durchaus nicht mehr passe. „Welch' schneidender Contrast zwischen diesen Worten und jenen Christi: Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel ihre Nester, des Menschen Sohn aber hat nicht wo er sein Haupt hinlegen könnte“.

Alexander Skofiz. Ein geistlicher Machtspruch zur unrechten Zeit. Gegenwart Nr. 92 vom 20. April S. 366 f. Gegen das erzbischöfliche Verbot in der Charwoche Theater-Vorstellungen zu geben.

Sanctissimi Domini Nostri Pii Divina Providentia Papæ IX. allocutio habita Consistorio Secreto die XXIX Aprilis An. MDCCCXLVIII. Romæ; gr 8vo, 8 S. — Deutsch: Const. Donau-Ztg. Nr. 41 vom 12. Mai S. 332, Nr. 42 vom 13. S. 336 f. — Wr. Ztg. Nr. 133 vom 13. Mai S. 639 — Wr. Kirch.-Ztg. Nr. 22 v. 20. Mai S. 86/88. — Aus der Wr. Ztg. 1 Bl. kl. 4to.

Das neue Capitel von dem Schein-heiligen Papste, oder der Carbonari am päpstlichen Stuhle. Von dem Verfasser des in 10.000 Exemplaren vergriffenen Flugblattes: „Wider Se. Scheinheiligkeit ꝛc. Unterzeichnet: Der Mann des Volkes (Th. Scheibe). Wien 1848 Friedrich.

Wider Seine Scheinweisheit Herrn Theodor Scheibe und Compagnie. Von M. Terklan. Wr. Kirch.-Ztg. Nr. 8 vom 29. April S. 32. „Wer ist denn der Papst? Ist er nicht auch ein italienischer Fürst als Herr des päpstlichen Gebietes, und kann er an der Bewegung des ganzen Italiens theilnahmslos bleiben? Was würden die Römer sagen? Was würden die übrigen italienischen Fürsten thun? Könnte z. B. ein deutsches Regentenhaus, weil es mit der russischen Zaren-Familie verwandt oder verschwägert ist, bei einem Kriege zur Zurückdrängung der Russen über ihre Gränzen, falls sie selbe überschritten hätten, neutral bleiben? Durfte Kaiser Franz vom Befreiungskriege sich ausschließen weil Napoleon sein Schwiegersohn war? Eben so wenig kann Pius der Bewegung Italiens seine Theilnahme versagen, wenn auch Oesterreich eine katholische Hauptmacht ist, und wenn er es auch als Hauptstütze und Zier der katholischen Kirche erkennen muß“. Das könne aber an unseren kirchlichen Beziehungen zu ihm nichts ändern. „Mag er als weltlicher Herr unser Feind sein, so bleibt er als Papst unser heiliger Vater“.

Papst Pius IX. hat die Regierung niedergelegt. Wort für Wort wahr. 2 Bl. 4to, Grund (Angeblich vom 6. Mai). Der Papst habe den Aufstand in Lombardo-Venetien nicht gebilligt, habe „Truppen und Civilisten“ auf den Kampfplatz gesandt; diese aber hätten, statt die rebellischen Römer zur Ruhe zu bringen, sich gegen die Oesterreicher gewendet und vom Papste erzwingen wollen daß er Oesterreich den Krieg erkläre; darauf habe der Papst am 29. April die weltliche Regierung aus den Händen gegeben und selbe „gernwillig“ dem Ministerium abgetreten.

Wien und Rom. Const. Prager Ztg. Nr. 76 v. 14. Mai. Geifernder Artikel mit unsagbar gemeinen Ausfällen gegen den Papst und dessen

Anhang sammt dem „Genie-Corps der Jesuiten". (Die Fortsetzung dieses Artikels, ohne Zweifel in Nr. 77 vom 15., habe ich nicht zu Gesicht bekommen).

Die Abdankung Papst Pius IX. oder: Wie steht es jetzt in Rom aus? Nebst einem Aufruf an den Papst. Von Joseph Starkbauer. 2 Bl. 4to, Neue Wieden Heumühlgasse Nr. 811 2. Stock Th. Nr. 14. „Papst Pius IX. ist jedenfalls ein tüchtiger Mann und würde sich an der Spitze eines Husaren-Regimentes recht gut ausnehmen; allein zum geistlichen Regiment mangelt ihm der jesuitische Tact, und den vermissen die Geistlichen ungern an ihrem Oberhaupte". Pius IX. denke deshalb daran, das weltliche Regiment niederzulegen, wenn er nicht etwa seine Erklärung vom 29. April wieder zurücknehme.

Neben diesem Treiben gegen alles was mit der Religion zusammenhing lief die Lüsternheit nach deren weltlichen Besitzthümern einher, und auch hier, wie bei der Hetze wider den heiligen Vater, kam es den Kirchenstürmern zu statten daß sie ihren Patriotismus vorschieben konnten. Die Staats-Papiere sänken, die Einkommenquellen des Staates verminderten sich, die italienischen Angelegenheiten seien geartet Riesen-Summen zu verschlingen, der Staats-Bankerott stehe vor der Thüre: wo zeige sich da ein Mittel der Abhilfe? In den Kirchen mit ihren unermeßlichen Schätzen! Man nehme nur die Einkünfte der Erzbisthümer und Bisthümer! Die „Constitution" vom 26. April brachte S. 469 f. den „Gagen-Etat der fürst-erzbischöflichen Kanzlei in Wien", um einen Begriff von den Mitteln und dem Aufwand zu geben über welchen der Wiener Kirchenfürst gebiete. Dann der Reichthum der Klöster! Man beachte nur die von Nieder-Oesterreich, für welche der Volksmund so bezeichnende Namen habe: „der klingende Pfennig" (Melk) „der rinnende Zapfen" (Klosterneuburg), „der überfließende Schäffel" (Göttweig), „die diebischen Elstern" (Heiligenkreuz, Neukloster, Lilienfeld)! Die Benedictiner-Abtei zu den Schotten besitze mehr als den vierten Theil von Wien an Grund und Boden, abgesehen von ihren reichen Besitzungen in Ungarn, von ihren vielen Herrschaften in Oesterreich, wo sich überall Geld aufgescharrt finde. Auch „die reiche Kammer" (Maria-Zell) möge man nicht vergessen, mit ihrem silbernen Altar, mit den reichen Spenden an Gold Silber und kostbarem Gestein in ihrem Schatze. Und sei bei den Pfarrern nichts zu finden? Man sehe einmal zu wie es die blosen Kirchendiener treiben! Eine meßnerische Familie in der Vorstadt halte sich eine Equipage, erzählte Schall in seiner „Schnellpost" Nr. 1 S. 4.: „Wir erlauben uns an die Herren Meßner die bescheidene Bitte, sie

möchten in Hinkunft lieber zu Fuß gehen und uns dafür ihren kirchlichen Beistand wohlfeiler geben, damit doch auch Unbemittelte desselben theilhaftig werden". Wäre es nicht besser und zweckmäßiger, so argumentirten die Kirchenstürmer weiter, um den „unverschämten" Forderungen bei Beerdigungen und Hochzeiten ein Ende zu machen, der Staat werfe den Pfarrern, Caplänen, Kirchendienern eine anständige Jahressumme aus und ziehe ihre reichen Einkünfte zum Besten des hartbedrängten Staatsschatzes ein? An dem Rechte dazu, sowie zur Einziehung der Kirchengüter überhaupt, lasse sich nicht zweifeln. „Der Staat hat sie gegeben", höhnte der Pester „Marczius", „der Staat hat sie genommen; oder weil der Staat das Volk und des Volkes Stimme Gottes Stimme ist, so kann man sagen: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen". „Das Vaterland besitzt ein heiliges Recht an diese Schätze", schrieb Theodor Scheibe. „Kirchenschätze und Kirchengüter sind nichts anderes als Staatseigenthum, sie gehören keinem Privaten an; die Geistlichkeit besorgt blos die Verwaltung derselben. Wir sind keine Heiden welche Bilder von gediegenem Gold und Silber anbeten, sondern Christen, katholische Christen, welche unser Welterlöser heiliger reiner und himmelserhebender in dem großen Gotteshause der Natur beten lehrte".

Die Gewissenhafteren oder Vorsichtigeren, die sich denn doch nicht zu dem Satze bekennen wollten: Unrecht sei kein Unrecht wenn es gegen Körperschaften und moralische Personen begangen werde, weil denn doch mit der Zeit auch andere Folgerungen gezogen und Anwendungen gemacht werden könnten, verlegten sich auf Vorstellungen und Bitten, in die sie höchstens gewisse Warnungen verwebten. Alle Stände brächten in der jetzigen Zeit Opfer, vorzüglich zur Bekämpfung des lombardo-venetianischen Aufstandes: wollen die Geistlichen sich ausschließen? „Haben Sie, hochwürdige Herren, noch keine Kunde erhalten von den unter dem Volke bereits ziemlich laut gewordenen Stimmen, welche in der Aufhebung der Klöster, Einziehung der geistlichen Güter zu Gunsten des Staatsschatzes und Bestimmung von fixen Bezügen für die Geistlichkeit das einfachste Mittel zur Deckung der Staatsauslagen erblicken?" Darum möge der Clerus nicht zögern freiwillig reiche Gaben zu spenden; die Prälaten in und um Wien sollen den Anfang machen, „bedeutende Summen" dem Vaterlande zum Opfer bringen; die Provinzen werden diesem rühmlichen Beispiele folgen, „wodurch dem Staate in kürzester Zeit Millionen zufließen dürften". Andere meinten die Sache schlauer



einzuleiten wenn sie von der Geistlichkeit blos verlangten, sie möchte dem Staate ihren reichen Besitzstand verpfänden damit jener Anlehen darauf machen könne; in ruhigeren Zeiten werde der Staat sein Pfand einlösen und der Clerus seine Güter frei zurückerhalten.

Allein die Mehrzahl bildeten doch die Brutalen, die nicht erst fragten ob die Bischöfe und Mönche wollten oder nicht wollten, und ihnen überdies die ungeschlachtetsten Grobheiten sagten. „Wir sind keine Dümmlinge finsterer Jahrhunderte", sagte Scheibe, „welche pfäffische Faulheit und Ueppigkeit in ihren usurpirten reichen Klöstern und Pfründen länger füttern wollen." Den Reigen führte hier wie überall wo es gegen Christliches losging der freche „Freimüthige" an: „O Habsucht Geiz Egoismus, euer Name ist Pfaffe. Kein Thautropfe apostolischer Weihe ist jemals in diese verknöcherten Steinseelen gefallen! Ihr Gott ist die gefüllte Schatzkammer, ihr Tempel die üppige Klosterküche, ihre Religion die algebraische Lehre von Geben und Empfangen." Sie machten die Minister dafür verantwortlich daß sie nicht längst den Verfall aller Kirchengüter ausgesprochen. Sie forderten zur Agitation im Großen auf, alle Journale sollten diesen Gegenstand, der gewiß nur „die Meinung der ganzen Nation" ausdrücke, in ihren Spalten besprechen und dadurch den Forderungen des Volkes eine kraftvolle Unterstützung gewähren; es solle sich zeigen „daß das Pfaffenthum von keinem eigennützigen" — der gelehrte Thebaner der „Constitution" wollte sagen: gemeinnützigen — „Journale vertheidigt wird, sondern für das entgegengesetzte sich die ganze Journalistik in dieser Sache erklärt". Sie drohten mit Spaltung Aufständen Revolution, wenn man dieses Mittel, „wodurch der Staat auf einmal mehrere hundert Millionen gewinnt", nicht ungesäumt in Ausführung brächte. Die „Constitution" gab dem Proletariat einen Wink mit dem Zaunpfahl: „Wir können die Zusammenrottungen der Arbeiter kaum jetzt verhindern, und was wird dann geschehen wenn jene, die nicht mehr dulden wollen daß die Interessen der Geistlichen höher als die des Staates stehen sollen, das was bereits begonnen ist in größerem Maßstabe fortsetzen werden?"

Der Staats-Credit und die geistlichen Güter. Von Anton Winkelmayer. 2 Bl. fol. Ludwig.

Wer sein Vaterland liebt und retten will, lese dieses Blatt. 300 Millionen Gulden! Von Theodor Scheibe. 2 Bl. kl. 4to, Fridrich. Aufruf an seine Mitbürger sich an einer Petition an den Kaiser zu betheiligen daß derselbe alle „Kirchenschätze und Kirchengüter" einziehen lasse.

Zur Überlegung. Unterzeichnet: „Ein Wiener". 1 Bl. kl. 4to. Der Staat verlangt 20 Millionen. Aber woher sie nehmen? 1) Von der Kaiserin-Mutter die 200 Millionen geerbt hat; 2) von Metternich's Gütern; 3) vom deutschen Orden; 4) von den Klöstern.

Offenes Schreiben eines Wieners an die Bischöfe und Prälaten der österreichischen Monarchie. Motto: Bringet Opfer auf dem Altar des Vaterlandes. 1 Bl. fol. Dorfmeister.

Der Staats-Credit und die geistlichen Güter. Constitution Nr. 23 vom 17. April S. 349—355. „Es ist ein Mittel vorhanden wodurch man den Staats-Credit schnell und bedeutend verstärken, wodurch man die Monarchie mit mehreren Millionen bereichern und so einen großen Theil der Staatsschuld decken kann." Alle Classen seien der Überzeugung „daß der Staat es nimmer dulden dürfe daß ein großer Theil des Bodens sich im Besitze der geistlichen Orden befinde, und daß in Zeiten wo das Geld so sehr nöthig ist, millionenwerthe todte Schätze in den Klöstern nicht aufgehäuft bleiben dürfen . . ."

Die Klöster. Commercieller Völkerbund Nr. 1 vom 22. S. 8: „Unser geliebtes Vaterland bedarf recht viel National-Gut um seinen kräftigen National-Geist und seine tüchtige National-Gesinnung damit unterstützen zu können."

Aufhebung der Klöster. Ein Wort zur Zeit. Von Alexander Skofiz. Th. Ztg. Nr. 97/8 vom 22./24. S. 389 f.

Offenes Schreiben. Hochwürdige ehrwürdige und löbliche Stifter Klöster und Convente der österr. Monarchie. Von Dr. S . . . . im Namen von 32,000.000 Österreichern. Const. Nr. 30 vom 26. April S. 464 f.

Das Kirchengut und der Fortschritt. Von Dr. A. Bernhard. Wr. K. Ztg. Nr. 6. vom 27. April; Nr. 40 vom 1. Juli. Vortreffliche, im kirchlichen Geiste gehaltene Erörterung der Natur der kirchlichen Besitzthümer und Widerlegung der gegnerischen Angriffe.

Klosteraufhebung. Constitution Nr. 33 vom 29. S. 516 f. Das Liguorianer-Kloster sei zum National-Eigenthum erklärt; aber warum zögere die Staatsverwaltung von allen Klöster, „die nicht Krankenpflege zum wirklichen Zwecke haben", Besitz zu nehmen? „Diese unverantwortliche Zögerung ist um so weniger erklärlich als das gesammte Volk, oder wie man sich hie und da auszudrücken vorzieht: der intelligente Mittelstand, eine solche Aufhebung für unausweichlich, für dringend geboten anerkennt, ja als einsichtsvolle Geistliche selbst eine jetzt mit Ruhe und Schonung vorgenommene Aufhebung einer später dennoch unvermeidlichen stürmischen Vertreibung vorziehen würden . . . Der jetzige christliche Geist fordert es daß die reichen prunkenden Bischöfe Prälaten Stifts- und Chor-Herren zur Einfachheit Jesu Christi und seiner Apostel zurückkehren daß sie den Genuß ihrer Pfründen und Stiftungen dem verarmten Staate widmen".

An den Clerus in Österreich. Freim. Nr. 26 v. 30. S. 107 f. Der infame Artikel schließt mit der Drohung: „Erbarmungslos werden sie so lang angegriffen werden, bis sie dem aufopfernden Beispiele ihrer Mitbürger folgen, bis sie nach ihren kolossalen Kräften dem Vaterlande opfern."



In Meßstiftungs-Sachen. (Gespräch eines Sterbenden mit seinen (sic!) braven Pfarrer. National-Fahne Nr. 1 vom 2. Mai S. 4—6. „Wenn man bedenkt daß seit 1. Januar d. J. in Nieder-Österreich allein Meß-Stipendien im Gesammtbetrage von circa 180.000 fl. C.-M. gestiftet wurden — wie viele für Ober-Österreich? wie viele für Steiermark? 2c. 2c. —, berücksichtigt man nun daß seit mehr als hundert Jahren Messen gestiftet werden, so führt dies zu einem Resultate welches fabelhaft erscheinen wird" . . . Der geistvolle Verfasser belehrt seine Leser des weiteren: Die geringsten Meß-Stipendien seien zu 40/50 fl. „dagegen gibt es viele von 500 und sogar von 1000 fl. C.-M."

Hat der Staat das Recht die Kirchengüter einzuziehen? Freim. Nr. 27 vom 2. Mai.

Ein Wort an den Priesterstand. Öst. D. Ztg. Nr. 13 vom 2. S. 51. Die Geistlichkeit möge ihren reichen Besitzstand dem Staate als Hypothek für dessen Schulden anbieten. „Wir halten unsern Staat bei seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln noch immer für solid und zahlungsfähig; wir glauben das gegenwärtige Deficit werde in ruhigeren Zeiten durch weise Sparsamkeit und gute Verwaltung bald ausgeglichen werden"; die Geistlichen würden demnach nichts verlieren.

Tritschtratsch zweier Kaffehschwestern über gegenwärtige Zeitverhältnisse.

Motto: Die net liebt Kaffeh und Hund,
g'hört a net in unsern Bund.

2 Bl. 8vo. Lell, 2 Aufl. — Dasselbe Prag Joh. Spurný 1 Bl. fol. Frau Schnabel erwähnt Maria Zell, worauf Frau Plappern das Wort nimmt: „A propo, weils grod von dem Gnadenort reden, dort gebets a bissel unnöthiges Silber und Juwelen, was gscheiter kunt verwent wern, aber i glaub unser guter Kaiser leeret lieber selber sein Schatzkammer aus, eh er was anders nehmet, und so is halt unser ganzes Reden umsonst." Dieselbe Frau Plappern sagt dann von den Pfarrern: „Wann i da wieder z'schaffen hätt, nehmet i ganz in der Still alles weg, Güter und Geld, a Geistlicher is eh versorgt, der braucht kein Reichthum, der soll in der Demuth und net in Übermuth a Beispiel geb'n, und statt a Geldversorger soll er a Seelsorger sein."

Fort mit den Klöstern! Her mit dem Geld! Rhapsodische Fragen. Von Dr. Seb. Brunner. Wr. K. Ztg. Nr. 23 vom 23. S. 91 f.

Einige Worte über Secularisation der geistlichen Güter. Salus communis suprema lex esto. Von Dr. Joseph Pollak. Const. Nr. 61 vom 5. Juni S. 770 f. Es sei dies „ein dringend nothwendig gewordenes geeignetes und erspriesliches Mittel den siechenden Finanzkräften des Staates aufzuhelfen, eine reichliche Quelle für Deckung der Staatsbedürfnisse. Es wäre dieses Mittel kein religionsfeindliches, die heilige Kirche entweihendes. Es geschah dies schon in andern katholischen Staaten, und noch besteht dort die Kirche."

Bemerkungen über die bevorstehende Zehent-Relution. Aus der Olmützer Diöcese. Wr. K. Ztg. Nr. 34 vom 17. Juni S. 134—136.

* * *

Der wunderschöne Monat Mai trieb 1848 giftige Blüthen. Am 1. ließ sich der „freie Wiener" (Nr. 10. S. 48) vernehmen: „Die Liguorianer sind verjagt. Was geschieht aber mit den Liguorianer- und Jesuiten-Schülern Hurter, Jarcke, Amman und Meyer aus Luzern? Wir hoffen von der strengen Consequenz und der Gerechtigkeit unserer Staatsverwaltung daß auch die vier genannten Klapperschlangen ehestens aus Österreich hinweggebracht werden, sie sollen dorthin woher sie gekommen sind, wir brauchen so wenig ihre Leiber als ihre Lehren! Weg mit ihnen!"

Aber man war ja, wie sich bald zeigen sollte, mit den Liguorianern selbst noch nicht fertig. In den letzten April-Tagen mochte es gewesen sein daß sich das Gerücht verbreitete, in Eggenburg, „der Sommer-Residenz der ehrwürdigen Lumpen Liguorianer", seien abermals drei „dieser Aussätzigen" eingezogen worden. Freudig und neugierig unternahmen, um sich von der Wahrheit dieses Ereignisses zu überzeugen, drei Wiener Nationalgarden eine Landpartie nach Eggenburg, wo sie aber noch schlechter davonkamen als die Helden vom 7. April. Denn sie wurden von mehreren Eggenburgern „mit einem Bißchen todtschlagen" bedroht; „namentlich sollen sich bei dieser Gelegenheit einige Weiber auf ausgezeichnete Weise der Liguorianer-Subjecte angenommen haben. Schön! Was sagt unser Pfaffe Brunner dazu?" . . Also der „Freimüthige" (Nr. 29 S. 118), und wenn wir auch diesem ebenso frechen als unfläthigen Gesellen bezüglich des Thatsächlichen nichts glauben wollen, so drückt die Notiz doch vollkommen die Stimmung aus, welche in den Kreisen deren Hall und Widerhall er war jetzt neuerdings in den Vordergrund treten sollte.

Am 2. Mai erschienen einige Bürger in der Aula und zeigten den Fleischhacker Parth und dessen Genossen an, als hätten es diese vier Wiener Bürger auf Zurückführung der Liguorianer abgesehen, was mit ungeheurer Entrüstung entgegengenommen wurde. Es wurde beschlossen: eine aus Bürgern und Studenten gebildete Deputation, deren Sprecher der Redacteur Dr. Heinrich Löw abgab, solle sich zur Regierung begeben, um sich Einsicht in die Original-Acten zu verschaffen. Vom Regierungs-Secretär, bei dem sie sich zuerst meldeten und der sich hinter seinen Amtseid verschanzte, begaben sie sich zum Referenten welcher erklärte, nur der Regierungs-Präsident könne über die Ausfolgung von Actenstücken entscheiden; dann zu Talacko der sie an Pillersdorff verwies, und endlich zum Minister des Innern der „keinen Anstand" nahm den Auftrag zu

ertheilen daß ihrem Begehren willfahrt werde. [1]) Die in solcher Weise gewonnenen Schriftstücke waren: 1) die Vorstellung der vier Wiener Bürger und Hausbesitzer, 2) die Note des Fürst-Erzbischofs an den Minister des Innern, 3) der Erlaß des letztern an den n. ö. Regierungs-Präsidenten und 4) der Bericht des Regierungsrathes Propst Reichel vom 23. April. Vom Balcon der Aula fand nun die Verlesung dieser Papiere statt, während welcher die Masse in der engen Bäckerstraße immer stärker anschwoll. Der geneigte Leser wird sich erinnern daß es sich in der Eingabe Parth's sowie in den andern Actenstücken eigentlich nur darum handelte die hinausgestoßenen Geistlichen nicht verhungern zu lassen; aber schon diese mitleidsvolle Theilnahme, die dadurch einer Anzahl von Verfehmten zugewendet wurde, galt den Tonangebern des Tages als Verbrechen. „Jeder Satz erfreute sich des stürmischesten Misfallens", berichtete der „Freimüthige" Nr. 29 S. 118. Einem Herrn, es soll ein Graf Khevenhüller gewesen sein, der es wagte gegen diese Verfolgung unschuldiger Leute Einsprache zu erheben: „sie seien doch auch Menschen die etwas zu leben haben müßten", wäre es inmitten der aufgeregten Menge schlecht ergangen, wenn es ihm nicht gelungen wäre sich los und davon zu machen [2]). Ein Student versicherte dem Volke: „Die Canaillen mit den breitkrämpigen Hüten dürfen nie wieder die Residenz betreten, so lang ein Student in Wien lebt!" Rasender Beifall. Ein Mann aus dem Volke unten zog ein Bündel Stricke aus der Tasche und rief, es emporhaltend, zum Balcon hinauf: „Diese Medicin für die Schwarzbekittelten wird die beste sein." Ein Losungswort ging von Mund zu Mund wo man sich in einigen Stunden zu treffen habe.

Gegen 10 Uhr abends hatte der Stephans-Platz so ziemlich sein gewohntes, um diese Zeit schon etwas schläfriges Ansehen. Da bildeten

---

[1]) A. o. Beil. z. Öst. Deutsch. Ztg. Nr. 14 vom 3. Mai, woselbst es heißt der Herr Minister des Innern sei „so gefällig" gewesen „der Universität die beifolgenden Actenstücke zu übermachen." Nach einer andern Version hätte der Regierungs-Präsident „nach einigem Widerstreben" ihnen die verlangten Acten ausgeliefert; nach einer dritten — wahrscheinlich dem Ministerium des Innern selbst entstammenden, um nämlich den Vorwurf amtswidriger Nachgibigkeit gegen ein so freches Verlangen abzuwälzen — wären die Acten vom Tische des Ministers gestohlen worden. „Aber den Arbeitstisch eines Ministers von welchem Actenstücke gestohlen werden, sollte man in Trümmer schlagen und in den Ofen werfen; denn ein solcher Arbeitstisch taugt nichts"; Brunner Woher? Wohin? II. S. 208.

[2]) Nar. Nov. Nr. 29 v. 9. Mai S. 115.

sich einzelne Gruppen, fast durchaus den s. g. bessern Ständen angehörig, Nationalgarden in Uniform stark vertreten, auch einzelne Militairs. Graf Hoyos, der zufällig oder absichtlich über den Platz schritt, näherte sich mehreren dieser Herren und bat sie auseinander zu gehen da sonst leicht eine große Ansammlung entstehen möchte; man hörte ihn an, folgte ihm aber nicht und der N. G. Ober-Commandant ging weiter. Auf einmal war der Platz gefüllt, man wußte selbst nicht wie es gekommen war, alles drängte sich um den erzbischöflichen Palast, ein greller Pfiff als Signal und nun ging der Höllen-Spectakel los. Plötzlich erscholl eine Stimme: „Die deutsche Fahne herab!" Ein anderer rief: „Das deutsche Vaterland ist durch euch Pfaffen geschändet!" Ein „Herr Bürger" erkletterte das Portal, „ein wüthender Jubel begleitete dieses lebensgefährliche Unternehmen". Er brach dann nicht ohne Schwierigkeit die Fahnenstange ab und warf sie unter die Leute auf die Straße, von denen das durch seine Aufsteckung an einem so unwürdigen Orte verunehrte Banner in tausend Fetzen zerrissen, die einzelnen Stücke in den Koth getreten oder den Lüften preisgegeben wurden. Nun aber konnte der „Herr Bürger" nicht mehr denselben Weg hinab, auf welchem er so „lebensgefährlich" heraufgekommen war; es bot sich ihm nur eine Auskunft: durch das ober dem Portal befindliche Fenster in die Höhle des Löwen zu kriechen. Er winkte mit der Hand, alles wurde still und er rief: „Meine Herren, wenn ich nicht gleich herauskommen sollte so wollen Sie gefälligst stürmen!" Beifall und lustig begeisterte Zustimmung, während der Held im Innern des erzbischöflichen Palastes verschwand. Er wurde von den „Schergen" des greisen „Kirchen-Tyrannen" nicht festgenommen, sondern kam frisch fröhlich und frei die Stiege herab; der Stadt-Commandant General Sardagna ging ihm entgegen und führte ihn zurück unter die Menge die ihn mit einem Beifallssturm empfing...

Der geneigte Leser wird den Ton etwas frivol finden in welchem ich dies Gassenjungenstück geschildert habe, ausgeführt gegen einen greisen Kirchenfürsten, blos darum weil er es — spät genug! — für seine oberhirtliche Pflicht gehalten hatte sich um die ausgestoßenen herumirrenden und nothleidenden Redemptoristen und Redemptoristinen anzunehmen. Doch jener frivole Ton, er war damals gang und gäbe. Häfner's „Constitution" (Nr. 37 S. 387) jubelte über „eine der bedeutungsvollsten und dabei elegantesten Demonstrationen, die in jeder Beziehung nichts zu wünschen übrig ließ", und selbst J. August Bachmann's früher so an-

ständig gehaltene Wr. Zft. wußte es (Nr. 91 S. 364) nicht genug zu rühmen, daß die vor dem Hause des Erzbischofs „producirte Symphonie mit der exactesten Präcision durchgeführt wurde." Der „Freimüthige" Mahler's schlug Purzelbäume vor Freude über das so gelungene Unternehmen (Nr. 29 S. 118): „Das Concert begann, von mehr als tausend Musikern aufgeführt — zwar ohne Capellmeister, ohne Sperrsitze, ohne anderem (sic!) Publicum, weil das Publicum mit concertirte —, aber großartig, sehr imposant. Zu den tausenden von Pfiffen kamen niederträchtig gestimmte Becken Cinellen und Trommeln, äußerst geschmacklose Ratschen Trompeten und Pfeiferln — kurz es war eine Musik gegen die alle Verdi'schen Finale-Instrumentationen reine Sphären-Melodien sind". Der Berichterstatter der Frankl'schen Ab. Ztg. (Nr. 33 S. 136) pries die Katzenmusik in der Bischofgasse als „ein Pracht-Exemplar und eine Groß-Folio-Ausgabe aller ähnlichen solchen Symphonien" und schilderte dann „in lustgekitzelter Stimmung" [1]) einen Zwischenfall: „Inmitten des schwungvollsten Figural-Satzes erschien hoch zu Roß Graf Hoyos, der Ritter ohne Furcht aber mit viel Tadel, gefolgt von 60 Nationalgarden, und legte gegen den genialen Bastarden der Tonkunst Protest ein. Siehe da arrivirte ein ergötzliches Abenteuer. Die Garden des Herrn Grafen trugen ein fühlendes Herz in der Brust, und beim Anklange des katzenmusikalischen Kuhreigens und beim Anblicke ihrer eigenen Brüder in dem Freischaaren-Orchester vor'm Bischofshause, da war kein Halten mehr, sie stürzten hin und musicirten mit. Graf Hoyos aber warf den schäumenden Bucephal herum und ritt mit dem kleinen Häuflein seiner Getreuen zur Stunde vom Platz. . . Das Schauspiel dieser Katzenmusik", hieß es dann weiter, „war in der That ein — erhabenes. Es war ein Niagarafall der öffentlichen Meinung!"

In der That, ehedem ganz gescheidte und achtenswerthe Leute erblickten jetzt — oder stellten sich volksschranzenmäßig so als ob sie erblickten — in diesen rohen Ausschreitungen nichts als vollkommen statthafte und berechtigte Kundgebungen der Volksstimme [2]). Ehren-Saphir brachte

[1]) Smets II S. 138.

[2]) Der Darsteller des Jahres 1848 Moriz Smets schreibt II S. 45 ganz im Geiste jener Zeit: „Als politische Volkskundgebung in hocherregten Zeiten und seltensten außerordentlichsten Fällen angewendet, hat die Katzenmusik unbestrittenen Werth, wird auch ihre Wirkung nicht verfehlen; häufige Wiederholungen aber stämpeln sie zur schreiendsten Mishandlung der persönlichen Freiheit, zum mächtigsten Gassen-Scandal". Eine ähnliche Stelle findet sich S. 136, wo er „die Straßenaufläufe und Katzenmusiken" unter „die beliebtesten Vergnügungen Wiens" reiht!

Nr. 107 S. 439 einen spöttisch „Dem Verdienste seine Kronen" überschriebenen Artikel, worin es hieß: „Man kennt unsere Ansicht über Katzenmusiken. Aber wenn etwas im Stande ist diese ohrenzerreißenden Concerte zu entschuldigen, so ist es die Ursache welche der Sr. fürstlichen Gnaden dem Erzbischofe von Wien" — so höhnte der alttestamentarische Witzling den greisen Milde! — „in großartigstem Style organisirten Monstre-Katzenmusik zu Grunde lag". Ja noch mehr, nicht die kleinen und großen Jungen auf der Straße waren im Unrecht, die drinnen in den Häusern waren es, wie es u. a. Schall in seiner „Schnellpost" (Nr. 3 S. 12) constatirte: „Wir können hier die Bemerkung nicht unterdrücken, wie Menschen, haben sie sich einmal durch irgend eine Handlungsweise den Volkshaß auf den Hals beschworen, noch Keckheit genug haben können inmitten des Volkes zu verweilen". „Aufrichtig gesagt, es sind dumme Teufel die uns den Kampfpreis der drei Tage entreißen wollen", schrieb ein L. H. K. in der „Constitution".

Unter diese „dummen Teufel", denen man in besagter Weise begreiflich machen wollte daß sie die Luft durch ihr Verschwinden rein machen sollten, gehörten außer dem Fürst-Erzbischof der juridisch-politische Leseverein und der Minister des Aeußern Graf Ficquelmont, denen noch in derselben Nacht nicht weniger großartige Anti-Ovationen gebracht wurden. Es wurden noch mehrere derlei Aufführungen vorgeschlagen: gegen den regierenden Fürsten Liechtenstein, den russischen Botschafter Grafen Medem, den Nuntius, den N. G. Ober-Commandanten Grafen Hoyos; „man wendete jedoch ein", erzählt der Berichterstatter Mahler's, „daß die Concerte für den Erzbischof und den Herrn Ficquelmont an Bedeutung verlieren würden, wenn an einem Abend mehrere Demonstrationen geschähen". Nur in einigen Vorstädten gab es in derselben Nacht noch Katzenmusiken: in der Leopoldstadt beim Pfarrer Wiesinger und bei jenem in der Jägerzeile Johann Skerle, dann auf der Landstraße bei dem Fleischhacker F. Haubner, einem der Unterzeichner der Petition um Rechtsschutz für die ausgewiesenen Liguorianer. Da er nicht zu Hause war wurde seine Frau durch Pfeifen Schnarren Hundegebell gezwungen für ihren Mann Abbitte zu leisten. Ein N. G. Officier in Uniform aber erklärte: das sei nicht genug, Haubner selbst müße widerrufen; worauf das Spectakel von neuem losging, bis die kleinen und großen Jungen ermüdet weiter zogen.

Am 3. Mai brachte Löw's Oe. D. Ztg. eine außerordentliche Beilage mit dem vollen Wortlaute der vier Schriftstücke, deren Originale,



wie es in einer Redactions-Anmerkung hieß, in der juridischen Adjutantur erlagen, „wo jeder, der an dem Vorhandensein oder an der Aechtheit derselben zweifeln wollte, vollkommene Einsicht nehmen kann.“ Da zeigte es sich nun an einem recht auffallenden Beispiele wie weit schon die Frechheit, aber zugleich die Macht der Lüge gediehen war. Denn obwohl weder in der Petition der vier Bürger noch in der Eingabe des Erzbischofs, weder in dem Erlasse Pillersdorff's noch in dem Berichte Reichel's, kurz in keiner der vollinhaltlich abgedruckten Urkunden, auch nur mit einer Sylbe, ja mit einer noch so leisen Andeutung von Zurückrufung der Redemptoristen, Wiedereinführung derselben in ihre rechtmäßig benützten Häuser die Rede war, erdreistete sich Löw gleichwohl dem Blatte die Ueberschrift zu geben: „Habt acht, habt acht! die Liguorianer sind wieder da!“ Es gehörte wahrhaftig eine Unverschämtheit sonder gleichen dazu, sich eine so handgreifliche Discrepanz zwischen der Ueberschrift und dem was unmittelbar darunter schwarz auf weiß zu lesen war, herauszunehmen. Allein da half alles nichts. Die Rückkunft der Liguorianer war das Losungswort, welches zu einer abermaligen Hetze gegen sie und gegen alle die angeblich ihre Einberufung betrieben ausgenützt wurde. Daß die „Constitution“ und der „Freimüthige“ mit der Oe. D. Ztg. um die Wette logen war nicht zu wundern. Aber selbst Saphir der doch deutsch lesen konnte, erdreistete sich in seinem „Humorist“ am 4. Mai zu schreiben: „Se. fürstlichen Gnaden haben es in richtiger und geistvoller Erkenntnis der Zeit und ihrer Anforderungen für angemessen gehalten, im Verein mit vier wackeren Wiener Bürgern eine Petition um die Zurückberufung der † † † P. Liguorianer zu verfassen.“ Die natürliche Folge davon war neuerliche Aufregung der gedankenlosen Menge und erhöhte Erbitterung gegen jene die sich, wie ja in den öffentlichen Blättern gedruckt zu lesen war, so haarsträubende Dinge erlaubt hatten. Das erzbischöfliche Palais erhielt am Vormittag des 3. den Besuch eines Theiles der in der Bischofsgasse sich neuerlich ansammelnden Menge, die das Innere durchstöberte um einen angeblich dort versteckten Liguorianer herauszuholen; ein ehemaliger Polizei-Beamter, den sie für einen verkappten Ordensbruder hielten, wurde von der Nationalgarde in die Mitte genommen und unter großem Zusammenlauf auf die Hauptwache abgeführt. Die musikalischen Abendunterhaltungen fanden üppigere Pflege als je. Gegen Ficquelmont wiederholte sich die Demonstration der gestrigen Nacht in noch größerem Maßstabe. Die

Polizei-Ober-Direction erhielt eine Katzenmusik, „und wahrscheinlich mit Recht", wie die A. Oe. Ztg. Nr. 124 (N. F. 34) beifügte; es war damit ohne Zweifel der Fall Rößler gemeint bei welchem Dr. Giskra eine so bedauerliche Rolle spielte. Die vier Wiener Bürger erfuhren neue Beunruhigung. Flaschhart fand kein Erbarmen bis er ans Fenster trat und Abbitte leistete: „er sei irregeleitet worden". Parth war nicht zu Hause, was das Gesindel unten — darunter nicht wenige pl. tit. Herren Bürger und Nationalgarden — nicht glauben wollte, bis die Hausleute in ein Fenster zwei Lichter stellten und dazwischen das jüngste Kind Parth's setzten das bittend seine Händchen erhob, worauf der Haufe Gnade für Recht ergehen ließ und abzog.

Habt Acht, habt Acht! Die Liguorianer sind wieder da! Guten Abend! A. o. Beil. z. Oe. D. Ztg. Nr. 14 vom 3. Mai; 1 Bl. 4to.

Habt Acht, habt Acht! Die Liguorianer sind schon wieder da! Aus der Oe. D. Ztg. nebst einem Anhang: Geheime Ordensregeln der verjagten Liguorianer. Wörtlich übersetzt aus den vorgefundenen Papieren; 2 Bl. 4to.

Die Liguorianer sind fort und kommen nicht wieder! Bürger, Militair, Nationalgarde und Studenten-Legion werden von nun an vereint wachen! Eine Reaction undenkbar! Wie kamen die Liguorianer in Vorschein? 2 Bl. fol. Jos. Ludwig.

J. M. Schleichert. Die Liguorianer ruft man zurück!!! Vox populi vox Dei. Th. Ztg. Nr. 107 von 4. Mai. „Bei Gott, ein Liguorianer wird eher eine Schaar von Menschen depraviren, als eine ganze Räuberbande einen einzelnen. Und diese Auswürflinge der Menschheit, die Gott durch das Volk gerichtet hat, will man zurückrufen!"

Auferstehung der Liguorianer. „Ueber eine kleine Zeit werdet ihr mich nicht sehen, und abermals über eine kleine Zeit werdet ihr mich wiedersehen". Opp. f. Volk u. Recht 17. Lief. vom 5. S. 57—60. Der Artikel war eigentlich gegen die Leopoldinen-Stiftung gerichtet, namentlich gegen den am 7. September 1847 zwischen P. Martin Stark und P. Peter Chacut namens der Redemptoristen und dem Handlungshaus Benzinger und Eschbach in Baltimore über die in America zu gründenden Stationen errichteten Vertrag. Eine Fortsetzung dieses Artikels in der 20. Lief. v. 9. Mai unter der Aufschrift: „Liguorianer".

Katzenmusik-Scandal. Zuschauer Nr. 71 vom 5. S. 562—564. Der Artikel ist von Ebersberg und es war unter allen Journal-Stimmen jener Tage vielleicht die einzige, die sich gegen das allgemeine Geschrei vernehmen ließ: „Das sind also jene vier Artikel" (die von der Oe. D. Ztg. mitgetheilten Schriftstücke) „welche nicht blos Besorgnisse der Reaction, sondern auch ein brutales Scandal verursacht hatten! Unserer Meinung nach war der Fürst-Erzbischof verpflichtet

für die Bedürfnisse einer Congregation die unter seinem Hirtenstabe stand Vorsorge zu treffen. Er ist in seinem Erlasse über diese Pflicht auch nicht eine Handbreit hinausgegangen. Den Vertriebenen weder Pässe noch Unterhalt noch ein schirmendes Dach bieten — welches Menschenherz könnte das fordern? Und wenn sie die größten Verbrecher gewesen wären, durfte man ohne gerichtliches Urtheil ihr Vermögen confisciren, ihre Asyle durchstöbern?" Anders allerdings, meinte Ebersberg (vgl. Jahrg. 1883 S. 102), gestalte sich die Sache, wenn es sich um den ferneren Bestand der Congregation oder um deren Aufhebung handle. Diese Aufhebung hätte die Regierung schon früher aussprechen „und einem katholischen Lande damit die harte Schmach einer ungesetzlichen Gewaltthat ersparen sollen".

Der versiegelte Brief von der Anna Sch † † † † an den hochw. Pater Starkes im Liguorianer-Kloster vor drei Tagen gefunden. 2 Bl. 4to. Ludwig (6. Mai).

Verdienen die Liguorianer Pensionen? Const. Nr. 39 vom 6. S. 695. „Ich beginne mit der Frage: Verdienen Verbrecher Pensionen? Und sind die Liguorianer keine Verbrecher? .. Was hat man mit unsern großen Freiheits-Aposteln gethan? Man hat sie gehängt, in den Gefängnissen zu Tode gequält, ihr Lebensglück, ihre Gesundheit zerstört. . . Um wie viel edler das Volk als die Tyrannen sind, das beweist daß es Metternich und dessen Knechte blos davon gejagt, keineswegs aber ihr Blut gefordert hat. Nun erkühnen sich noch diese Knechte der Finsternis Pensionen vom Volke zu fordern? Dann werden Čapka und Metternich dasselbe thun! .. Diese Herren mögen sich an den Verein zur Unterstützung von entlassenen Sträflingen wenden". . . .

Die Flugschriftenweiber sagen ihre Manung über die zurückgekommenen Liguorianer, die sich als „Söhne des Volkes" wieder einnisten wollen, über die nirnuzigen Liguorianerfreundinen und sonstigen faden Puzkredln u. s. w. Geschrieben und herausgegeben von an Wiener Flugschriftenweib (welches auf der Titelseite hinter ihrem Auslagekorb sitzend und ein Blatt ausrufend abgebildet ist); 2 Blatt in 4°, Pell.

Richard Riegler. Der Papst und die Liguorianer. Was die Glocken in Rom gemacht haben. Die Liguorianer wollen wieder her! Habt Acht! Sie sind schon da!! 2 Blatt in 4to. Die Glocken der Wiener Kirchen reisen am Charfreitag nach Rom, erheben ihre Stimme gegen den dort angeschürten italienischen Aufstand, kommen auf ihre Schicksale in der letzten Zeit zu sprechen und ziehen einmüthig gegen „die Böhmin, unsere vertriebene Liguorianerin", los, die aber ergrimmt der Lichtenthalerin zuruft: „Wart nur bissel, kecke Luder, mir kummens schon wieder nach Wien, aber dann schaute zu, wie wir wern machen. Ich bleib ich zuruck, do red ich mit Papst, bring ich Brief von Bürger und zeig Bewilligung für Stadt Wien".

Die Liguorianer wollen zurück! Feierlicher Protest dagegen von Oesterreichs Völkern. 2 Blatt in 4to. Jos. Ludwig, 3 Ausg. Am Schluß heißt es: „Und nun Mitbürger erhebt euch allesammt wie ein Mann und protestirt gegen die Absichten der drei Machthaber (Erz-

bischof, Minister Pillersdorf und Regierungspräsident Talacko), erkläret laut und einstimmig daß ihr die Liguorianer nicht wollt, daß ihr nicht an den Gott der Liguorianer sondern an jenen allmächtigen Lenker der Völkergeschicke glaubt der sich in Christo, in Kaiser Joseph und in den glorreichen drei Märztagen geoffenbaret. Jetzt Volk rede noch einmal in unterthänigen aber ernsten Worten zu deinem guten Kaiser, dann aber — sollte deine Stimme misdeutet werden — wirst du handeln; denn dein ist die Macht und die Herrlichkeit des schönen Oesterreichs bis in Ewigkeit! Amen".

Die Liguorianer kommen zurück! Wünsch' wohl g'speist zu haben. (Auf dem Titelblatt ein davonlaufender Liguorianer — derselbe wie auf dem Flugblatt „Das letzte Stündlein der L." s. Jahrg. 1883 S. 104 — und ein ihm nachglotzender und nachschreiender Mann aus dem Volk) 2 Blatt in 4to. „Es ist ein geistliches Oberhaupt welches man stets mit Unrecht Milde nennt! Es ist ein Bürger den ihr gleich am Bart erkennen werdet . . . Darum Brüder und Schwestern seid auf eurer Hut! Kämpfet mit der euch zu Gebote stehenden Thatenkraft gegen das Eindringen dieses bestialischen Uebels!" . . .

Philipp. Der gefangene Liguorianer. 1 Blatt fol. Klopf u. Eurich. . . . „Um aber allen und jeden Zweifel von dem fest ausgesprochenen Willen ihrer Rückkehr zu nehmen, so erzähle ich euch, daß gestern schon ein solches eingeschlichenes niederträchtiges Subject in der Nähe von unserer hochgeachteten Universität von mehreren braven Nationalgarden eingefangen wurde. . . Und wer glaubt ihr, meine guten Leute, ist es der sich so warm für diese Söhne des Gott-sei-bei-uns annimmt? Ihr meint etwa ein recht wilder roher und unbedeutender Mann? Nein! Und abermals Nein! Der Mann ist weder ein Wilder noch roher Natur, er ist sehr ‚Milde' ‚Milde' wie ein Seelenhirt."

* * *

Es folgte nun eine Reihe von Abdankungen und Widerrufen. Der Minister-Präsident Graf Ficquelmont dankte ab, der Regierungs-Präsident Talacko von Jestětic dankte ab, der N. G. Ober-Commandant Graf Hoyos dankte ab, Pfarrer Wiesinger dankte ab. Der Fürst-Erzbischof Milde widerrief, Pofessor Fesl widerrief, der Bürger Haubner widerrief; sein Schicksalsgenosse Flaschhart hatte bereits widerrufen, Parth sollte noch widerrufen. Der Vierte im Bunde Navratil muß eine minder bekannte, oder eine auf seinem „Grund" beliebte Persönlichkeit gewesen sein, weil man rücksichtlich seiner weder von Katzenmusik noch von Widerruf etwas vernahm.

Sowohl Abdankungen als Widerrufe waren Erfolge der herrschenden Gewalten des Tages, denen man sich beugte oder denen man aus dem Wege gehen wollte. Letzteres war bei dem Grafen Hoyos der Fall

da er sich in entscheidenden Augenblicken machtlos einem Institute gegenüber sah, das den Beruf der Wahrung und Beschirmung der constitutionellen Rechte hatte und das er in so gemeiner Weise an Straßen-Scandalen mitwirken, Spür- und Häscherdienste gegen die verfolgten Liguorianer verrichten sah; denn es ist nicht bekannt geworden daß in letzterer Hinsicht, wie das n.-ö. Regierungs-Präsidium vom N. G. Ober-Commando verlangt hatte, ein Verbot fernerer Verfolgung der Redemptoristen seitens der Volkswehr wäre erlassen worden. Graf Hoyos ließ sich auf vielseitige Vorstellungen bewegen sein dornenvolles Amt noch einmal zu übernehmen, und es schien als sollte ein besserer Geist in das Institut kommen. Am 6. Mai abends war wieder einmal eine Katzenmusik — es war am Neubau gegen den Seidenzeug-Fabricanten Faßbinder — an der sich die Nationalgarde nicht betheiligte, wo sie vielmehr die wüsten Haufen mit gefälltem Bajonnet auseinandertrieb, was alle ordnungsliebenden Bürger priesen, während die Hetzblätter darüber in ungezähmte Wuth geriethen [1]).

In der Leopoldstadt erschien am 4. „zur Beruhigung des Publicums" eine Kundmachung: die Gemeinde Leopoldstadt habe sich aus dem Munde der Cooperatoren die Ueberzeugung verschafft, „daß Herr Pfarrer Anton Wiesinger heute Vormittag seine Stelle niedergelegt und sich bereits von hier entfernt habe". Nun kroch auch Prof. Fesl, der seinen Wohlthäter früher so warm in Schutz genommen hatte, zum Kreuz; er verwahrte sich dagegen daß man ihn „für einen Freund des Pfaffen-Regiments und des katholischen Aberglaubens" halte und verübelte es dem Erzbischof daß er sich nicht zu der Erklärung herbeigefunden: „die Congregation der Redemptoristen sei aufgelöst und werde nie wieder geduldet". Der Fürst-Erzbischof aber erklärte in einem öffentlichen Anschlag daß er niemals „eine Bittschrift um Zurückberufung der Redemptoristen-Priester unterschrieben oder einen Schritt dafür gethan habe". Haubner endlich leistete „Abbitte für seine Unterschrift auf dem Gesuche wegen Ausfolgung des Privat-Vermögens der Redemptoristen laut

[1]) Freim. Nr. 33 vom 9. S. 136: „Das sind Unterhaltungen! Stadt-National-gardisten haben bei Katzenmusiken jederzeit Prim- und Solo-Stimmen gehabt, weshalb auf einmal diese mörderische Wuth gegen die Katzenmusiker in den Vorstädten? Was den städtischen Musicanten Ficquelmont war, das war den Vorstädtern der Faßbinder."

Oe. D. Ztg. vom 3. Mai, worin aber von Zurückberufung derselben keine Rede war" [1]).

Kundmachung. Von der Gemeinde Leopoldstadt den 4. Mai. 1 Bl. fol. Unterzeichnet von den Cooperatoren Anton Gruscha, Bartholomäus Ehrlicher, Jos. Marek; dann von Klang Gemeinde-Vorstand, J. Schmidt Gerichts-Beisitzer, Raphael du Beine N. G. als Zeuge 2c.

Erklärung des Professors Fesl. Wien 4. Mai. Quer-fol. Lell. „Das Gerücht daß ich 2c. ist grundlos und unwahr." Vincenz Eduard Fürst-Erzbischof. Quer-fol.

Unter der Rubrik „Von der Straße" brachte der Freim. Nr. 31 vom 6. S. 116 einen Artikel gegen die Erklärung Milde's: „Wie, hat der Erzbischof in seinem Schreiben an den Minister nicht ausdrücklich erklärt daß er willens sei die Liguorianer in seiner Diöcese anzustellen? Ist das keine Zurückberufung? Oder sollte der Beisatz es entschuldigen, er wolle sie als Seelsorger auf dem Lande anstellen? Gott beschütze die Bauern vor Liguorianer-Pfarrern! Das hieße den Fluch des Himmels auf sie herabschwören!"

Die Heldenthaten der ersten Mai-Tage begeisterten einen Schriftsteller zu einem neuen großen Werke. M. Rumpelmayer, nom de guerre Johannes Nordmann, schrieb „in der Nacht des 2. Mai 1848", also unmittelbar nach der glorreichen „Volkskundgebung" in der Bischofsgasse, die Ankündigung desselben, das er marktschreierisch für das „Resultat seiner Forschungen", denen eine „ungeheure Anzahl von Briefschaften aus allen Weltgegenden" zugrunde gelegen, ausgab. Die Ankündigung brachte die abgedroschensten Kreuzerblattl-Phrasen über den Ursprung der Redemptoristen, die er gleich allen Katzenmusik-Politikern jener Tage mit den Jesuiten vereinerleite: Ignaz von Loyola und Alphons Maria von Liguori „stehen in der Legende der Heiligen; verflucht aber sei ihr Name in alle Ewigkeit, Amen!" Das banale Gewäsch über den Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel" und andere Dinge, die man den Jesuiten, keineswegs den Redemptoristen von denen doch das Buch allein handeln sollte, vorwarf: „Das Glück der Völker lag in ihren Händen", „sie spielten um Kronen", „in ihrer Garküche wurde die Kraftsuppe gekocht die man im gewöhnlichen Leben Gift nennt" 2c. 2c. bildete ein würdiges Seitenstück zu der Verherrlichung der Großthat vom 7. April S. 13: „Nur ein fanatischer Dummkopf oder ein jesuitischer Schuft wird die

[1]) Ob die Erklärung durch den Druck veröffentlicht wurde ist mir unbekannt. Ich zweifle; da sonst in meiner Sammlung, wo ich blos das Concept oder eine Abschrift davon besitze, ein Abdruck kaum fehlen würde.

gerechte Volks-Procedur verdächtigen wollen". Behufs Raumfüllung — das Werk sollte in einer langen Reihe von Lieferungen erscheinen — trug der Verfasser kein Bedenken S. 14—23 ein ihm aus Anlaß seiner Ankündigung zugekommenes Schreiben von „Jonas Südmann" abzudrucken, dessen treffende und witzige Abfertigungen er mit eben so anmaßenden als geistig hohlen Zwischenbemerkungen begleitete.

Noch einen zweiten Brief empfing Nordmann, worin ihm ein „K e i n Liguorianer" unterzeichneter Anonymus eine Anzahl von Liguorianer-Briefen zusandte, die er in dem Nachlasse einer ihm „verehrten Verwandten" gefunden: „nachdem aber selbe durchaus nicht geeignet sind spitzfindige Misdeutungen und Verleumdungen herauszufinden, die Liguorianer auch nie versuchten das Vermögen meiner Verwandten, einer hochbejahrten Frau, durch Erbschleichen an sich zu bringen, so werden Ihnen meine Documente zu Ihrem Zwecke nichts nützen. Wünsche", so schloß das Schreiben, „daß, wenn Sie ja an eine Ewigkeit glauben sollten, Sie so ruhig an Ihre Sterbestunde denken können wie die Liguorianer". Auch dieses Schreiben wird S. 46 abgedruckt und dazu vom Verfasser frivol bemerkt: über seinen Glauben an die Ewigkeit stehe niemand eine Frage zu; „doch will ich meinen Unglauben an die Fortdauer der Liguorianer offen darlegen und sie nach eigenen Kräften unmöglich machen".

Die weiteren Lieferungen brachten S. 49—108 die „Constitution der Congregation des Allerheiligsten Erlösers", und sodann eine lange Reihe von Actenstücken, Haus- und Küchen-Rechnungen, Missions-Berichte, endlich Briefe von frommen Anhängern und Anhängerinen der Congregation, über deren indiscrete Veröffentlichung jeder anständige Mensch nur e i n Urtheil haben konnte!

Die fürst-erzbischöfliche Kapuziner-Predigt. Unterzeichnet: M. R. Hum. Nr. 108 vom 5. Abdruck der Hauptstellen aus dem Hirtenbriefe Milde's von 27. April, der im Eingang und zum Schluße des Artikels in der frechsten Weise verhöhnt und angegeifert wird. Se. fürstliche Gnaden haben sich das „Privat-Vergnügen" gemacht „die bekannte Kapuziner-Predigt aus ‚Wallenstein's Lager' in schlechte Prosa zu übersetzen und dieselbe zur allgemeinen Erheiterung in dieser traurigen Zeit als Sendschreiben an die Gläubigen der Wiener Erz-Diöcese zu erlassen". Gegen die „fast sentimentalen Sympathien für die vertriebenen † † † Liguorianer" bemerkt der Verfasser, daß die letzteren „denn doch nicht s o nackt und hilflos sein mögen als er sie schildert, eine Ueberzeugung die durch die bei ihrer Vertreibung aufgefundenen Briefe bestätigt werden dürfte". . . Deuten diese Schlußworte nicht auf R u m p e l m a y e r, der mit seinem Aufsatze Reclame für sein in Lieferungen erscheinendes großes Werk machen wollte?

Die Liguorianer! Ihre Constitution und Correspondenz. Nach authentischen Quellen herausgegeben von Johannes Nordmann. Mit einem Schlußworte von Horatio. Wien Lechner 1849; 8vo VI u. 480 S. Die zehn Lieferungen, in denen das Werk erschien, zogen sich vom Mai 1848 bis in das folgende Jahr hinein, das darum auf dem Titel zu lesen ist. Gustav Kühne hat das Werk in seinem „Tagebuch aus bewegter Zeit" (Leipzig Denicke 1863) S. 714—721 besprochen. Der sächsische Protestant theilt natürlich den Abscheu von „Hans Rumpelmayer-Nordmann" vor dem katholischen Institut der Redemptoristen-Congregation, läßt sich über die „Masse von Erbärmlichkeiten" aus „die dem Lustspiele manchen Stoff liefern könnten", über die „Jämmerlichkeit der menschlichen Creatur" u. dgl. m. Dabei ist aber Kühne ehrlich genug zu bekennen, er habe nach der „Einleitung" des Verfassers in den von demselben mitgetheilten Schriftstücken „eine Reihe von Schandthaten" erwartet, davon aber nichts gefunden. Auch würde der Verfasser, meint Kühne, besser gethan haben „sie im Auszuge zu geben". „Die Beichtbriefe unschuldiger Lämmer sind in der Sammlung das interessanteste." Über den süßlichen überspannten Inhalt derselben bemerkt Kühne: „Es fällt uns nicht bei dies alles im sträflichen Sinne deuten zu wollen, aber vieles erinnert an die Conventikel der protestantischen Mucker. Fast alles hat einen höchst naiven, kindlich kindischen Anstrich."

Ein Beitrag mehr zur gehörigen Würdigung der Liguorianer. Von J. M. Schleichert Jurist der IV. Comp. Th. Ztg. Nr. 111 vom 9. Er hatte am 6. von der Hauptwache im bürg. Zeughause aus den Posten im ehemaligen Liguorianer-Kloster bezogen, durchstreifte die Zimmer, und was fand er da?! Brief-Couverts an den General-Vicar, an die Frau Oberin Maria Coelestine — „die Frau Oberin und der P. General-Vicar standen also in Briefwechsel!" —, dann einen mit Bleistift geschriebenen von Frauenhand an P. Martin Stark gerichteten Brief. Aus dem Inhalt desselben kann ein Unbefangener, weil er die thatsächliche Grundlage der darin vorkommenden Andeutungen nicht kennt, unmöglich klug werden; unser Jurist aber findet heraus, daß es sich dabei 1) um eine Erbschleicherei und 2) um ein unsittliches Verhältnis handelte.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Jesuiten. Mitgetheilt von Alexander Skofitz. Th. Ztg. Nr. 112 vom 10. S. 450. Geschichte einer Verführung im Beichtstuhl, angeblich von dem unglücklichen Opfer erzählt im December 1847 in Moll's Apotheke unter den Tuchlauben.

Die Liguorianer-Hetze währte fort, als Choragus im Gekläffe Allen voran der „Freimüthige". In der Nr. 31 vom 6. Mai brachte er nicht weniger als sechs Artikelchen: S. 126 über die Ansprache des Fürst-Erzbischofs wegen der Redemptoristen; S. 129 „Ich wittere Liguorianer-Luft" und „Forderung der Bürger um Aufhebung der Mönch- und Nonnen-Klöster"; S. 128 „Bremsen für Jesuiten-Freunde" (gegen

Professor Fesl als ehemaligen Vertheidiger des Pfarrers Wiesinger); dann unter den „Privat-Mittheilungen der Redaction" noch einmal gegen Milde und den Brief eines „aufgeklärten Mönchs".

Zwei Tage später erfolgte die erste Großthat des Ficquelmont-befreiten Ministeriums Pillersdorf. Ihr Inhalt und Wortlaut war wie folgt:

> Da die in der neueren Zeit in der Monarchie eingeführte Congregation der Redemptoristen und Redemptoristinen, dann der Orden der Jesuiten mehrmal zu Störungen der öffentlichen Ruhe Anlaß gegeben hatten; da sie bei dem Widerstande, welchen sie in den Gesinnungen und in dem Bestreben aller intelligenten Classen gefunden haben, nicht im Stande waren ihre Bestimmung zu erfüllen; und da die bestehenden kirchlichen Institutionen hinreichen um für die Bedürfnisse der Religion, des Unterrichts und der Volksbildung entsprechend zu sorgen, so hat der Minister-Rath den Entschluß gefaßt auf die Aufhebung der Congregation der Redemptoristen und Redemptoristinen und des Ordens der Jesuiten bei Sr. Majestät anzutragen, welchem Antrage Se. Majestät die Allerhöchste Genehmigung zu ertheilen geruhten.

Der Artikel erschien im amtlichen Theile der Wr. Ztg. Nr. 128 vom 8. Mai und zwar — so charakteristisch fügte es der Zufall! — unmittelbar **nach** einem andern Artikel von einigermaßen verschiedenem Inhalt und Wortlaut:

> Seine Majestät haben mit wahrem Bedauern aus einer Eingabe achtbarer Israeliten die kürzlich in Presburg gegen die israelitische Bevölkerung stattgefundenen Attentate vernommen, und Ihr schmerzliches Misfallen über die gesetzlosen Vorfälle und Verletzungen der öffentlichen Sicherheit, die jedes Mitglied des Staates ohne Unterschied des Standes und der Religion anzusprechen berechtigt ist, auszudrücken geruht. Es ist der ernste Wille des Kaisers daß dieser Schutz keinem seiner Unterthanen versagt werde.

Es ist überflüssig Glossen über den Gegensatz dieser beiden Erlasse zu machen: die einfache Zusammenstellung derselben spricht nicht, sie **schreit**. Nur die eine Bemerkung soll — mit Beziehung auf das im Jahrg. 1883 S. 179 gebrachte Bänkelsängerlied — nicht unterdrückt werden: daß sich die verantwortlichen Räthe Sr. Kais. Königl. Apost. Majestät mit jenen beiden Kundmachungen auf **eine** Stufe stellten mit den Heroen der Gassen-Literatur, auf die Stufe einer verschiedenen

Beurtheilung und Behandlung der verfolgten Wiener Redemptoristen und der verfolgten Presburger Juden!

Die Liguorianer waren also nicht blos vertrieben, ihre Congregation war aufgehoben! Ihr Gebäude in der Passauer Gasse stand vorläufig leer und es tauchten die verschiedensten Vorschläge auf, dessen Räume öffentlichen Zwecken dienstbar zu machen [1]). Es galt jetzt für jene die auf der Hochwart der Freiheit standen, nur Acht zu haben daß keine von den verfolgten und vervehmten Personen zurückkomme. Diese Furcht tauchte immer wieder auf. Am 18. Mai rief der „Freimüthige" (Nr. 41 S. 169): „Zwei Liguorianer sind noch da! Auf der Universität erschien ein Mann und brachte die Numer eines Hauses in der Vorstadt, wo zwei Liguorianer wohnen sollen. Denen könnte es schlecht gehen!"

* * *

Die neue Liguorianer-Hetze hatte eine neue Kloster-, Pfarrer- und überhaupt Geistlichen-Hetze in ihrem Gefolge. Am 4. Mai hielt der Jurist Anton Willner auf der Aula einen Vortrag über die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit der Klosteraufhebung die, wie ein Bericht lautete, „in ruhigem Tone gehalten" mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Die Wirkung aber war eine solche wie wenn die Rede im unruhigsten Tone gehalten worden wäre. Denn die Nacht vom 4. zum 5. war abermals eine sehr bewegte. Es hieß, Arbeiter würden massenweise in die innere Stadt kommen; die Klöster, namentlich das zu den Schotten, sollten gestürmt werden. Nationalgarde rückte aus, besetzte die Thore und die vorzüglichsten Plätze. In der Hauptsache geschah nichts. Nur am erzbischöflichen Palais fand man am andern Morgen mit fetten Lettern „National-Eigenthum" geschrieben; ein requirirtes Commando unter Befehl des Dr. Giskra besetzte das Innere zum Schutz gegen versuchte Angriffe [2]).

In diese Zeit fiel auch eine bewaffnete Ausfahrt nach dem Stifte Heiligenkreuz, unternommen von einer Schaar von Rittern, die durch das

[1]) Unter andern bat am 8. Mai Anton Ritter von Perger Professor der Anatomie an der Ak. d. Bild. Künste das Ministerium um zwei bis drei Zimmer im Erdgeschoße um daselbst eine „Auskunfts-Anstalt für Gesuchsteller aus dem Volke" einzurichten; er legte ein Namensverzeichnis einer Anzahl von Juristen bei, die sich erboten hatten in diesem Auskunfts-Bureau thätig zu sein.

[2]) Freim. Nr. 30 S. 122.

Vielweis'sche Schimpfblatt (s. Jahrg. 1882 S. 164, 169) auf die Meinung gebracht waren, sobald sie sich zeigten würden die Bauern in Masse aufstehen und sich zu ihnen schlagen um gemeinschaftlich das Kloster zu stürmen. Als nun der vier Mann starke Vortrab in die Nähe des Ortes kam waren allerdings, auf die Nachricht es sei etwas gegen das Kloster im Werke, Bauern aus den Dörfern der Umgegend zur Stelle, einige mit Flinten, die meisten mit Heugabeln bewaffnet; aber nicht zur Unterstützung der Angriffslustigen, sondern zur Abwehr derselben, die sich nun geschreckt zum Hofrichter flüchteten und diesen um Schutz anriefen. „Den Herrn Hofrichter, einen sehr gebildeten guten Mann, ergriff herzliches Mitleiden, und nachdem er den flehenden Helden einige wohlgemeinte ernste Lehren ertheilt, bat er die biedern Waldbewohner diese armen Hascher zu schonen", was denn auch geschah [1]).

Das Geschrei wegen Einziehung des Kirchengutes wurde wieder heftiger als je. „Was soll abgeschafft werden?" fragte der „Freimüthige" (Nr. 29 S. 119 f.): „Geldsendungen der Pfaffen nach außen; denn wir brauchen Geld nach innen". Die Missionen in dem heil. Lande wiesen, hieß es, einen Betrag von 48.921 fl. 28 kr. aus, die Summen über welche die Leopoldinen-Stiftung gebiete seien noch viel größer. Im „Humorist" (Nr. 112 S. 463) brachte Karl Scherzer aus der Revolutions-Geschichte von Thiers die Worte einer Deputation von St. Denis an die in ihrer Kirche aufgestellten Heiligenbilder: „O ihr, ihr Werkzeuge der Verblendung, ihr überglücklichen Heiligen, seid einmal Patrioten, erhebet euch insgesammt, dienet dem Vaterlande indem ihr euch in der Münze umgießen lasset, und macht in dieser Welt unser Glück das ihr uns erst in der andern bereiten wollt!" [2]) In der „Constitution" (Nr. 51 S. 701 f.) gab „Ein schlechter Kerl" seiner Freude darüber Ausdruck „daß die Ungarn nichts zahlen wollen"; denn dies werde Veranlassung sein daß der Staat nicht länger zaudern könne die Klöster aufzuheben.

---

[1]) Abenteuerlicher Feldzug nach Stift Heiligenkreuz im Walde. Eine wahre Begebenheit der neuesten Zeit von Joh. Engelbert. Th. Ztg. Nr. 109 vom 6. Mai S. 439.

[2]) „O vous, vous instruments du fanatisme, saints bienheureux, soyez enfin patriots, levez-vous en masse, servez la patrie en allant vous fondre à la monnaie, et faites en ce monde notre bonheur que vous voudriez faire dans l'autre."

Die Verleumdungen gegen die Pfarrer und Seelsorger überhaupt nahmen jetzt hauptsächlich die Richtung an daß man sie verfassungswidrigen Benehmens, constitutions-feindlicher Kundgebungen von der Kanzel, im Beichtstuhle beschuldigte und daher als Werkzeuge der Reaction ausschrie. Von einem Prediger der Minoriten in der Alser-Vorstadt ging das Gerede daß er gegen die Studenten gepredigt habe; in der Nacht vom 14. zum 15. Mai gab es eine Ansammlung von Leuten vor dem Kloster-Gebäude; es scheint aber zu keinem besondern Auftritte gekommen zu sein. Der Caplan Eduard Dietrich zu Wiener-Neustadt wurde beschuldigt gegen die Verfassung gepredigt, die Constitution und die Preßfreiheit verflucht, in seiner Wuth Eltern und Kinder mit in den Fluch hineingezogen zu haben. Der angegriffene Cooperator parirte den Ausfall: er habe von der Constitution „nie, auch nicht indirect, am allerwenigsten aber dagegen", je auch nur ein Wort gesagt, wohl aber über die „guten und schlechten Früchte" der Preßfreiheit, die er „einen Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen" genannt habe. Die Behauptung, er habe zu der Taufe eines katholischen Kindes einen protestantischen Pathen nicht zugelassen, hielt er aufrecht; denn er habe dabei nach kirchlichen und weltlichen Gesetzen gehandelt. .. Caplan Dietrich war in seinem vollkommenen Rechte; allein den Angriff hatte die „Constitution" (Ank. Bl. zu Nr. 46 S. 19 f.) gemacht, die Vertheidigung war in der — „Wiener Zeitung" (Nr. 146 S. 700) erfolgt: waren das gleiche Waffen?!

Das Stift Kremsmünster betreffend. Gegeben vom Stifte am 4. Mai 1848. Th. Ztg. Nr. 117 v. 16. S. 471 f. Widerlegung der dem Stifte gemachten, vorzüglich den „Geld- und Getreide-Wucher" betreffenden Vorwürfe.

Menschenfreundlicher Aufruf an den hochw. Herrn Prälaten von Mölk. Freim. Nr. 29 v. 4. S. 120. „Heraus mit dem unermeßlichen Geldvorrath den Sie durch so viele Jahre als ausgezeichneter Ökonom gesammelt, Primas Präses Vorsteher der reichsten Abtei in Österreich."

Eine gerechte Bitte großjähriger Kinder an ihren geistlichen Vater.

Setzet immer voraus daß der Mensch im Ganzen das Recht will,
Im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Unterzeichnet „im Namen der alluminirten (sic) Menschenclasse von J. S. (J. M. Schleichert?) Const. Nr. 39. v. 6. S. 602 f. Die Tendenz gipfelt in dem gesperrt gedruckten Satze: „Erkläret offen und frei Eure Güter als die in Zeiten des Überflußes aufgehäuften Schatzkammern der Nation." Die Form ist die einer Ansprache („Ehrenwerthe Väter"), gestellt von den „auf schleunige Besserung hoffenden Söhnen: Martin Luther Ex-Mönch, J. J. Rousseau wirkl. Proletarier, Carl Bourbon Arbeiter, Ludwig Philipp Ex-Banquier."

Joh. Nep. Brenner Aufruf an den gesammten katholischen Clerus des österr. Kirchenstaates.

„Thuet Werke der Barmherzigkeit, und erfüllet den erhabenen Spruch Eures göttlichen Herrn und Meisters."

Wien 10. Mai. Wand. Nr. 115 vom 13. „Die vermeintlich Euch gehörigen Schätze sind ein angestammtes Eigenthum des Staates, ein National-Eigenthum wozu Euch der Staat bisher die Verwaltung überlassen hat. Warum weigert Ihr Euch daher so lang fremdes Eigenthum seinem rechtmäßigen Besitzer auszufolgen?"

Bittschrift an den großen Todten Joseph II. Opp. f. B. u. R. 22. Lief. vom 11. „O gib uns, gewiß selige Majestät, den Schlüßel zu diesen Fundgruben, der Du mit den Schätzen von Maria-Zell bei weitem mehr Wunder thatest als das Gnadenbild so lang es besteht, und Millionen werden vom Drucke der ungeheuren Nationalschuld befreit zu neuem Leben erwachen, und Du wirst von Millionen Deiner dankbaren Kinder heiliger gesprochen werden als wenn ein Pius IX. Dich heilig gesprochen hätte."

Das Serail in St. Helena. Ein ernstes Wort an Pfarrer, ihre Köchinen und Wirthschafterinen. Von Friedrich Schmerz; 2 Bl. kl. 4to, Friedrich.

Über Begräbnis-Taxen nach dem Leichen-Tarif. Gespräch des constitutionellen Herrn Praxl mit dem nicht-constitutionellen Herrn Pfarrer N. M.

Den Reichen Glanz und Pracht bis in den Tod begleitet,
für den Armen auch nicht eine Glocke läutet —
Doch nur die sanft im Grabe ruh'n,
die im Leben das was recht ist thun! Alter Spruch.

1 Bl. fol. Ludwig. Als Verfasser dieses im Vergleich zu andern Pamphleten ziemlich anständig gehaltenen Flugblattes wurde „ein schlichter Handwerker" Franz Gaber genannt.

Ank. Beil. z. Const. Nr. 44 v. 12. S. 13 f. Über das in der Wr. Ztg. v. 14. April enthaltene Robot-Ablösungs-Patent. In Nieder-Österreich seien außer vielen sehr einträglichen Propsteien und Dechanteien „zwölf sehr reiche Stifte: warum sollen diese Stiftsgeistlichen, die gegen andere Staatsbürger und Staatsbeamte als wahre Faullenzer erscheinen, ein solches großes Staatsvermögen vergeuden und für sich Millionen zurücklegen, während der Staat mit allen seinen Unterthanen jetzt der größten Noth ausgesetzt ist." Auf den Gütern dieser Stifte wäre die Robot sogleich aufzuheben; aus dem übrigen Vermögen derselben wären zuvörderst die weltlichen Grundherrschaften für den Entgang der Robot zu entschädigen; darnach würde dem Staate „noch ein so bedeutender Überschuß verbleiben, womit er entweder einen bedeutenden Theil der Staatsschuld tilgen oder sich aus der gegenwärtigen drückenden Finanzlage vollkommen retten könnte."

Auch eine Meinung. Mit Anwendung des vom Verfasser gebrauchten Motto's „Herr verzeih rc." auf ihn selbst. In Sache der Stifte und Klöster. „Herr verzeih' ihnen, denn sie wissen nicht was sie schreiben!"

Variirter Spruch der Schrift. Wand. Nr. 115 v. 13. Unterzeichnet: „Ein Unparteiischer der sich auf Verlangen nennt“, wozu aber gleich die Redaction die Bemerkung machte: „(Und welcher auf vier Meilen nach Schwefel riecht)“, wie sie überhaupt sehr unartig und unerlaubt sich herausnimmt, in den Text des ihr unbekannten, die Klöster, besonders Klosterneuburg Mölk und Schotten vertheidigenden Verfassers höhnische Ausrufe, Fragen und Bemerkungen in der Klammer dazwischen zu schieben.

Idee über die Mittel dem Staats-Credite aufzuhelfen und der bestehenden finanziellen Nothlage zu steuern. Von Dr. Karl Haller. Ab. Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 43 vom 14. Unter den Mitteln nennt der Verfasser IV: Die Besteuerung der Erzbischöfe Bischöfe Domherren Pfarrer nach gewissen Quoten, die begüterten Stifte mit dem Fünftel ihres inventirten Gesammtvermögens; Herausgabe sämmtlicher goldenen und silbernen Geräthschaften mit Ausnahme der zur anständigen Haltung des Gottesdienstes nothwendigen.

Öffentliche Vertheidigung. Unterzeichnet: Michael Tauscher Ortsrichter der Gemeinden St. Helena Rauhenstein und Dörfel. Wr. Zst. Nr. 135 von 15. S. 650. Gegen den Pseudonymus Schmerz, der den Pfarrer von St. Helena bei Baden angegriffen hatte.

Zweite Gimpel-Versammlung in Wien, oder: Krieg allen Spatzen; 18. Mai (Auf dem Titel ein kleinerer und ein größerer auf der Brust roth bemalter Gimpel); 2 Bl. 4to Zu haben ꝛc. (wie oben S. 123). U. a. gegen den Pfarrer in Fünfhaus aus Anlaß der Kosten für die Beerdigung eines Kindes: „Wanns net so viel Geld habts, so laßts enger Kind in Sack einnähn!“ Zu bemerken ist daß 1848 weder in Fünf- noch in Sechshaus eine Pfarre bestand.

M. Enk als Zeuge in der Klosterfrage. Von Fr. J. Schaffer. Th. Ztg. Nr. 120 vom 19. S. 483. Gegen den Artikel des „Unparteiischen“ im Wand. von 15., der auch den Namen Enk's als eines hochverdienten Mitgliedes der geschmähten Orden angerufen hatte. Es wird nun aus einer Reihe von Stellen aus Enk'schen Briefen der Nachweis geliefert daß sich niemand unglücklicher im Kloster gefühlt habe als eben er.

Auch in der Hauptstadt der grünen Steiermark war es wieder auf einen kleinen Klostersturm abgesehen. Es ging zuerst von der „Pol. ind. Tages-Zeitung“ aus, welche in Nr. 29 die Aufhebung mehrerer klösterlicher Vereine des Landes, namentlich weiblicher, in neuerliche Anregung brachte (vgl. Jahrg. 1883 S. 113 f.). Daran schloß sich eine in der Gr. Ztg. vom 14. Mai enthaltene Petition der Ordinarien des Grätzer Krankenhauses, welche die Entfernung der Barmherzigen Schwestern von der Pflege und Wartung der Kranken verlangte, weil dieselben auf gewissen Abtheilungen den Dienst verweigerten; weil sie männliche Kranke überhaupt, ohne das Schicklichkeitsgefühl zu verletzen und wegen ihrer körperlichen

Schwäche, nicht zu pflegen vermöchten; weil sie den Ordinarien in deren ärztlichen Anordnungen nicht immer Folge zu leisten bereit seien u. dgl. m. Allein die angegriffenen Klosterfrauen wußten die ihnen gemachten Vorwürfe Punkt für Punkt zu widerlegen, und da sich auch aus Laienkreisen zahlreiche Stimmen zu ihrer Vertheidigung erhoben, so scheint es zu nichts ernsterem gekommen zu sein.

Bittschrift. Grätz den 15. Mai 1848. Unterschrieben bis jetzt von 150 Frauen. 1 Bl. fol. An den Statthalter Grafen Wickenburg gerichtet. Die Petition nahm sich besonders um die Schulschwestern auf das wärmste an: „Auf das kräftigste aber protestiren wir gegen den Tadel der gegen ihre Erziehung der weiblichen Jugend ausgesprochen wird . . . Sie leiten unsere Kinder nicht zur Frömmelei an, sondern zur wahren Frömmigkeit wie wir es wünschen . . . Obscurantismus? Verdummung?! Nein, davon merken wir nichts. Die Jugend lernt bei den Schwestern in allen nothwendigen und nützlichen Gegenständen, in Sprachen und Kunst, so viel als ihre Kräfte fassen, als ihr künftiger Stand erfordert, als der beste Unterricht im väterlichen Hause bieten kann."

Petition der barmherzigen Schwestern an Se. Excellenz den Herrn Landes-Gouverneur zur Beleuchtung der Petition der Herren Ordinarien der k. k. Versorgungs-Anstalten in Grätz um Entfernung derselben von der Wartung und Pflege der Kranken. Grätz am 18. Mai 1848. Schwester Leopoldine Brandis Oberin. Schwester Romana Lampel Assistentin. 1 Bl. fol.

IX.

Reformatio Ecclesiæ in capite et in membris.

Bei der Frage wegen Aufhebung der Klöster war es, wenn auch hauptsächlich, gleichwohl nicht einzig und allein die geldliche Seite der Frage welche die treibenden Elemente vor Augen hatten: es war zugleich der reformatorische Trieb der sich ja vom ersten Augenblicke des Umschwunges sowohl im Schoße des Clerus als in der Laienwelt geltend machte. Der Staat war ein anderer geworden: sollte es in der Kirche beim alten bleiben? Im weltlichen Regiment war das was sich als schwach und unhaltbar erwiesen abgestoßen worden: gab es im geistlichen nicht auch Dinge welche die Probe des Zeitgeistes nicht bestanden? Z. B. die Klöster! Was sollen, meinten die Neuerungssüchtigen, in den heutigen Verhältnissen Institute die im finsteren Mittelalter entstanden sind? Wir

brauchen thätige, durch Arbeit sich und ihre Familien erhaltende, nicht aber in ihrem nichtsthuerischen Wohlleben von den Andern zu ernährende Staatsbürger. „Sind wohlhabende Ackerbauer Industrielle Handelsleute nicht bessere Menschen und bessere Christen als verarmte mit Tagesnöthen kämpfende wortmaulende Betbrüder?" Der Klostermann, hieß es, werde zur Geistesträgheit erzogen, von der Welt abgeschlossen müße er Egoist werden; er werde verhindert in einem Buche zu lesen, „ich meine das Buch des eigenen Herzens, geschrieben von der Hand der Natur." Liebe und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft seien aus den Klostermauern verbannt; Kirchhofsruhe, die Ruhe seelenloser Vereinsamung, Verarmung des Geistes walte in ihnen. „Sich in Klosterzellen verkriechen, dem Wohlleben fröhnen und sorglos die Tage verschleudern, ist Verrath an der Zeit, an der allgemeinen Menschenbestimmung. Fort also mit den Klöstern!" Um das Recht dazu war den Klosterstürmern nicht bang: „so wie der Landesherr vor Jahrhunderten das Recht hatte eine geistliche Corporation zu stiften, so hat der moderne Staat das unzweifelhafte Recht jede Behörde die er errichtet aufzulösen"...

Wer erkennt nicht auf den ersten Blick das trügerische, zum Theil blödsinnige dieser und ähnlicher Vorspiegelungen? Also weil A das Recht hat eine Widmung d. h. ein Geschenk zu machen, so hat B das Recht diese Widmung zu widerrufen, die Schenkung zurückzunehmen? Denn es hat ja nicht der Staat die Klöster gestiftet, es haben dies einzelne Landesherren, begüterte Privatleute gethan; viele fromme Gründungen sind auch durch vereinte Kräfte der Gläubigen zustande gekommen: mit welchem Rechte käme der Staat dazu dieselben zunichte zu machen? Er dürfte dies nur wenn sie staatsgefährlich wären, und es wird sich doch niemand zu beweisen getrauen daß es staatsgefährlich sei wenn sich eine Anzahl Personen zusammenthut um ein frommes beschauliches Leben zu führen. Stört das die andern Staatsbürger? Erschüttert es die Grundlagen der Gesellschaft? Wer behauptet, die Klöster brächten keinen materiellen Nutzen, zeigt nur daß ihm die Geschichte des Klosterwesens im noch uncultivirten Europa, das heutige Wirken von Mönchen z. B. den Trappisten in der römischen Campagna, auf der Balkan-Halbinsel, in Süd-Afrika völlig unbekannt ist. Ist es ferner nicht eine baare Unwahrheit zu behaupten, daß die Klöster für Kunst und Wissenschaft nichts leisten? Und schließlich: ist materieller Nutzen das einzige Ziel des menschlichen Lebens und Treibens? Lebt der Mensch nur vom Brode? Nur vom l e i b l i c h e n Brode? Und

ist von wirklichem Werth nur was sich auf die Wagschale legen oder mit der Elle messen und nach Geld schätzen läßt? Der Trost den Du in banger Stunde vor dem Altare suchst, der Schmerz der ein gebrochenes Herz in die Räume einer frommen Stiftung flüchtet, wäre gar nichts!?

C. R. Frühauf Über das Klosterwesen. Th. Ztg. Nr. 103 v. 29. April. Die meisten führe die Noth in die Räume des Klosters. „Ich sah Cleriker die vor Ablegung der Profeß rastlos in die Lotterie setzten" — dann muß die „Noth" bei ihnen nicht sehr groß gewesen sein! — „in der Hoffnung eine ausgibige Terne zu machen und dann die Ordensketten abwerfen zu können. Ich sah Cleriker am Abend vor der Profeß schaudern und weinen. Ich hörte sie sagen: ‚Nur einen sichern Gulden W. W. täglich und ich trete aus'". Die Beschäftigung der Klostergeistlichen ist, nach dem Verfasser, nichts als Essen Trinken Kartenspiel: „und wahrlich in solchen Künsten kann man in Klöstern Virtuosen finden. Während tüchtige Männer in den Stürmen des Lebens kaum gegen den Hunger geschützt sind, schwelgt die Klosterdrohne an Tafeln von zwanzig bis fünfundzwanzig Speisen und vortrefflichen Weinen."

Aufhebung der Mönchsklöster. Freim. Nr. 44 v. 23. Mai S. 182.

Wider die Nonnen-Klöster und nothwendige Aufhebung dieser Schaudergefängnisse im constitutionellen Österreich. Unterzeichnet: Der Mann des Volkes (Theodor Scheibe). 2 Bl. 4to.

Rundschreiben an die Weinschänken Klosterneuburger Keller, Schotten-Keller, Dornbacher Pfarrhof rc.

Motto: Wollet ihr echten Wein,
Kehrt nur bei Pfaffen ein. Alte Melodie.

1 Bl. 8vo, gedruckt bei Fr. Schmid, Verlag von A. Wenedikt.

Die Geheimnisse des Bischofskellers als Fortsetzung des Rundschreibens: Dornbacher Pfarrhof rc. 1 Bl. 8vo ebenda. Das erste dieser beiden Flugblätter ist mehr satyrisch gehalten; aus dem Schluße des zweiten geht aber die Tendenz hervor. Die Klostergeistlichen, heißt es darin, möchten den Betrieb von Schankwirthschaften auf ihre Rechnung aufgeben: „sie haben ja andere Einkünfte. Die Weinschänken und Bierschänken, die sind ein Dorn im Auge eines jeden nicht geistlichen Wirthes ... Geben Sie ein Geschäft auf, das Ihrem hohen Stande nicht angemessen ist, und Gott wird Ihnen auf einer andern Seite das einbringen was Sie dadurch verlieren!"

Fr. Römersdorfer Die geistlichen Proletarier. Const. Nr. 58 vom 31. Mai S. 743—745. Über das Verhältnis des kärglich besoldeten Pfarrverwesers bei den Serviten in der Rossau sowie des dortigen Meßners zu dem reichen Schottenstifte als Patron. Der Verfasser wendet auf erstere die Worte Leporello's an:

Schmale Kost und wenig Geld,
Das ertrage wem's gefällt —

und bekennt bezüglich des letzteren sehr naiv: er könne sich „eben nicht rühmen ein großer Freund der Geistlichkeit zu sein. Oft schon habe

ich mich geärgert, wenn erkaufte Lobhudelei und Schmarotzer von den weltberühmten Thaten der sogenannten Herrenklöster und ihrer Vorsteher dummes erlogenes Zeug daher schwätzen. Da habt ihr, verächtlicher Literaten-Pöbel, einen Gegenstand der des Ruhmes am meisten bedarf. . . Ihr heuchlerischen Tischfreunde und pfäffischen Hof-Poeten habt vielleicht nicht gewußt daß auch die Clerisei ihre Proletarier hat; darum vernehmet die Nachricht von mir, eurem Verächter."

Erklärungen zu dem in Nr. 58 enthaltenen Aufsatze „Die geistlichen Proletarier." Const. Nr. 64 Ankünd. Bl. Unterzeichnet „Das Stift zu den Schotten". Eingehende Darlegung der rücksichtlich der Pfarre in der Rossau bestehenden thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse. Zum Schlusse heißt es: „Die Versicherung des Herrn Verfassers, er sei kein Freund der Geistlichkeit, glauben wir ihm aufs Wort. Allein von der Billigkeit und Klugheit auch unseres Feindes hätten wir erwartet daß er sich früher eine verbürgte und richtige Kenntnis der Sachlage verschafft haben würde, bevor er, auf einseitige und nicht ganz unparteiische Angaben hin, sein Verdammungsurtheil aussprach." (Im Abdruck komischerweise „Verdauungsurtheil" !)

Über den Benedictiner-Orden. Unbefangenen Staatsbürgern vorgelegt. Wien 1848. Fr. Beck. 29 S. 8vo Über den Begriff von „Orden" und „Regel" überhaupt und von den Benedictinern insbesondere; kurze Geschichte ihrer Stiftung und Ausbreitung, ihrer Verdienste namentlich in wissenschaftlicher Hinsicht; Beruf und Stellung in der heutigen Zeit.

Nach der Aufhebung der Klöster wurde in den Kreisen der Laien kein Thema häufiger angeklungen und abgehandelt als die Aufhebung des Coelibats. Es waren im allgemeinen dieselben seichten Gründe, die wir schon früher kennen gelernt und nach ihrer Art gewürdigt haben (Jahrg. 1882 S. 176—179); nur daß jetzt, wo von Woche zu Woche alles mehr ins rohe ausartete, die Person des heiligen Vaters selbst mit in das Parteigetriebe hineingezogen wurde.

Wohl unterließen es die Vertheidiger des Coelibats nicht, immer wieder alle Gründe in das Treffen zu führen die für diese ehrwürdige Institution sowohl vom theoretisch-geschichtlichen als vom praktisch-seelsorgerlichen Standpunkte sprechen. Graf de Maistre hat es als „eine unter den Menschen aller Zeiten, aller Orte und aller Religionen herrschende Meinung" nachgewiesen, „daß die Enthaltsamkeit etwas himmlisches habe" und daß daher jede gottesdienstliche Handlung sich mit dem Umgang mit Frauen, selbst dem rechtmäßigen, nicht vertrage. Namentlich das Seelsorge-Amt der katholischen Kirche legt den Verwaltern desselben Verpflichtungen auf, die sich mit dem ehelichen Stande wohl nicht vereinigen lassen. Der heilige Paulus sagt: „Der Unverehelichte ist bedacht auf das was

des Herrn ist, wie er Gott gefallen möge; der Verehelichte aber ist bedacht auf das was der Welt ist, wie er dem Weib gefallen möge, und er ist getheilt." Geziemt es einem verehelichten Priester das heilige Buß-Sacrament zu verwalten und den Richterstuhl der Beichte einzunehmen? Liegt da nicht die Befürchtung nahe daß es einer neugierigen und klugen Priestersfrau gelingen möchte dem nachgibigen oder unbedachten Ehemanne Geheimnisse zu entlocken die seiner amtlichen Verschwiegenheit anvertraut sind? Nun aber die Sacramente am Todtenbette und überhaupt die Pflicht den Kranken und Sterbenden in ihrer letzten schweren Stunde eine besondere Fürsorge angedeihen zu lassen! „Zur Zeit der Cholera hat man es besonders in England gesehen welch ein Hindernis der Pflichterfüllung für den Geistlichen der Ehestand sei, wogegen bei der Hungersnoth in Irland, und erst jüngst bei dem Hunger-Typhus in Schlesien, der ehelose Priester sich aller Opfer fähig zeigte die solch schreckliche Noth der Gemeinden von ihrem Seelsorger erheischt". Schließlich vergesse man die Werke der Nächstenliebe und Barmherzigkeit nicht! Welch großartige Stiftungen hat der katholische Episkopat, besonders in unsern Ländern der ungarische, aufzuweisen! Wäre das der Fall wenn unsere reichern Bisthümer gleich denen der anglicanischen Kirche mit Familienvätern besetzt wären? Je reicher die Einkünfte dieser letztern wären, desto mehr würden sie sich den Vorwürfen ihrer Angehörigen aussetzen, ihnen zu entziehen was sie nach Christen- und Priesterpflicht den Armen, den Kranken und Nothleidenden, gemeinnützigen Zwecken zuwenden möchten! . .

Meist war freilich diese Vertheidigung des katholischen Coelibats in theologischen Fachblättern zu finden die einen kleinern Leserkreis hatten, während die Angriffe auf die Institutionen der katholischen Kirche in Flugblättern auf Markt und Straße ausgerufen wurden. Uebrigens blieb es in den nicht-ungarischen Ländern im allgemeinen bei der Theorie; es sind wenig Fälle bekannt geworden wo entartete Priester, eigenmächtig die von der Kirche gezogenen Schranken brechend, ausrißen und ein Weib nahmen was sie nur durch Uebertritt zum Protestantismus zu thun vermochten. Viel ärger gestaltete sich die Sache in Ungarn. Schon am 4. April war es im Presburger Landtage zu einem Wortgefecht zwischen dem Lutheraner Kossuth und dem katholischen Abt Sárkány gekommen, da ersterer, der sich als Nicht-Katholik in derlei Dinge anstandshalber gar nicht mischen sollte, offen die Partei der Reformer aus den

Schichten der untern Geistlichkeit ergriff. Hier kamen die weitgehendsten Forderungen an die Reihe: bessere materielle Stellung des Curat-Clerus, selbständige Stellung der Capläne, Erlaubnis zum Tragen nationaler Kleidung mit Sporen und Kalpak, mit Schnurr- und Vollbart, Einführung der Volkssprache bei Taufen Trauungen Begräbnissen, Fernhaltung der Klostergeistlichkeit von der Seelsorge, Diöcesan-Synoden, Decanats-Versammlungen unter Theilnahme aller Geistlichen; und bei all diesem Beseitigung des Coelibats. Da man in Ungarn viel früher in der Revolution war als am linken Ufer der Leitha, so führten dort einzelne Geistliche ihre Reform-Ideen ohne viel zu fragen unmittelbar ins praktische Leben ein, erschienen in Volksversammlungen in der ungarischen Tracht mit umgeschnalltem Schleppsäbel, bedeckten ihr Haupt mit einem Kalpak mit Reiherfeder und dreifarbiger Cocarde, lasen wohl gar die Messe mit gespornten Stiefeln und — nahmen Weiber. Besonders in den confessional gemischten Gegenden war mitunter das Ärgernis groß. Es kam darüber zu Auftritten zwischen den Pfarrern und deren Gemeinden, da diese an der Verletzung der gewohnten priesterlichen Sitte eben so wenig Gefallen fanden als an den fortwährenden politisch-nationalen Agitationen ihrer entarteten Seelsorger, so daß viele der letzteren aus ihren Kirchsprengeln in andere Gegenden flüchteten.

Lasset die katholischen Geistlichen heiraten und strebet dieses zu bewerkstelligen. Von Dr. Wilhelm Wiesinger; 26. April. 1 Bl. fol. Klopf u. Eurich; 4 Aufl.

Dank-Adresse an Herrn J. Frieser für seinen begeisterten Aufruf an den katholischen Clerus: Kein Coelebat. Von Mathias Terklau Caplan bei St. Johann in der Praterstraße. Wien Mayer & Cie., 22 S. 8vo. (Angezeigt in der Kirch. Ztg. Nr. 6 vom 27. April S. 24 als „soeben erschienen"). Größtentheils Auszüge aus einer 1846 in Regensburg erschienenen Schrift von Beckedorff's „Worte des Friedens", von dem Wiener Weltpriester mit dazwischen gestreuten Bemerkungen versehen. In einer Zeit „da überlaut die Kirche um Freiheit und Schutz, die deutsche Nation um Rath, Österreich um Krieger und Geld, Irland und Schlesien um Brod, der Handel um Credit, anderes um anderes schreit", wisse Herr J. Frieser nichts besseres zu thun als den katholischen Clerus aufzuklären „über das Elend und den Druck unter welchem wir bisher seufzten" (S. 4). Aber nicht für die Priester sei es eine Schmach sich dem Gebote der Kirche zu fügen, sondern Bestrebungen à la Frieser seien eine Schmach für die Zeit, „in der es nur wenige gibt die, wenn sie auch selbst derlei Opfer zu bringen nicht Willens sind, doch wenigstens dafür Sinn haben eine solche Erscheinung gehörig zu würdigen und geistig

zu erfassen." Wenn man nicht selbst im Stande sei der Wissenschaft ein solches Opfer zu bringen wie der große Newton der bekanntlich jungfräulich gestorben, so müße man doch mindestens im Stande sein eine solche Enthaltsamkeit und Selbstlosigkeit hoch zu halten und zu verehren (S. 9). Und haben darum nicht jene Recht „daß der genußsüchtigen Welt gegenüber der Coelibat ein stummer Prediger ist, ähnlich wie das Institut der Bettelmönche dem glänzenden Ritterthum und der reichen Kaufmannschaft des XIII. Jahrhunderts gegenüber eine Predigt gewesen die inhaltreich und von dem herrlichsten Erfolge war"?! (S. 10.) Hinweisung auf Matth. 19, 9—12, wo Christus jene preist die „der Ehe entsagt haben des Himmelreiches wegen; wer es fassen kann der fasse es"; auf Apok. 14, 1—4: „Diese sind es die mit Weibern nicht befleckt sind; denn sie sind Jungfrauen und folgen dem Lamme nach wohin es geht" 2c. Beispiele aus der Geschichte der ersten französischen Revolution, wie herrlich sich der ehelose Priester gezeigt, alle Unbild und Verfolgung ertragen, das Märtyrerthum nicht gescheut habe. „Ja, der Coelibat ist die Hauptstütze der Unabhängigkeit der Kirche, aber auf dieser Unabhängigkeit der Kirche ruhet nicht blos die Macht ihres heiligen Einflußes, sondern auch die wahre Freiheit der Völker und zugleich die Sicherheit aller rechtmäßigen Herrschaft" (S. 18).

Was sagt die Geschichte von dem Coelibat? Rauk Volksfreund Nr. 14 v. 29. April S. 59.

Kein Coelibat? Von A. Ricker. Wr. K. Ztg. Nr. 20 vom 18. Mai S. 77—79. „Die Grundlage dieser kühnsten erhabensten Erscheinung der katholischen Kirche ist nicht eine politische, sondern eine religiöse, sie wurzelt in der Kirche als Darstellung des Erlösers und hängt innigst zusammen mit dem Wesen des Priesteramtes." Hinweis auf Cor. 7, 32; auf die Kirchenversammlungen von Elvira 305, Ancyra 314, Neu-Cäsarea 314; daher Gregor VII. nichts neues eingeführt, sondern nur das von Anfang geltende energisch durchgeführt habe.

α. Prag am 6. Juni. Wr. K. Ztg. Nr. 33 v. 15. S. 130—132. Auszugsweise Mittheilung einer von J. Ventura in der St. Peterskirche zu Rom gehaltenen Predigt, wo u. a. Tibull's II Eleg. 1 V. 11—12 angeführt wird:

Vos quoque abesse procul jubeo, discedite ab aris,
Queis tulit hesterna gaudia nocte Venus.

Der Papst heirathet! Wir gratuliren zu Ihrer Heiligkeit der Frau Päpstin. 1 Bl. fol. Klopf u. Eurich. (Das an der Spitze stehende Gedicht in meinem „Wiener Parnaß" S. 339 Nr. 1761). Um den an ihn aus allen Theilen der Welt gelangenden Bitten und Beschwerden „um Aufhebung des grausamen katholisch-christlichen Coelibats" gerecht zu werden, werde der Papst mit gutem Beispiele vorangehen und „sich selbst nächstens mit einer toscanischen Gräfin Celestina Pia gebornen Dea, einer anerkannt frommen und geheiligten Jungfrau vermählen."

Der Papst selbst copulirt eine Nonne. Von N. 2 Bl. 4to Leop. Grund. Rührsame Geschichte von einer Julie *** und einem „Juseppo", die von Pius IX. in der Kirche Sta Maria degli Angeli zusammengegeben worden.

Die neue Religions- und Kirchenmacherei, ausgehend von meist wenig gebildeten und durchaus unberufenen Leuten, machte sich mit allen und jeden kirchlichen Einrichtungen zu schaffen. Die bestehenden Seminarien seien eine überlebte Institution, weil sie mit dem fortschreitenden Geiste der Zeit nicht gleichen Schritt gehalten. „Es ist empörend für junge willenskräftige Männer die Fesseln der Knechtschaft zu tragen, wenn sie ringsum freie Brüder jubeln sehen. Freiheit Gleichheit Constitution, das sind die hochwichtigen Schlagworte der Jetztzeit; fünfunddreißig Millionen schwelgen am Kelche der Freiheit, nur ein Stand seufzt noch unter der Geißel des willkürlichsten Despotismus" . . . Was solle es auch ferner mit der Scheidung des geistlichen Standes von allen andern, die sich schon in ihrer Kleidung kundgebe? „Setzen Sie", ruft ein steiermärkischer Laie den Priestern zu, „Ihre Würde nicht in die hohen Stiefel, den langen Rock und das steife Collar! Macht vielleicht diese s. g. geistliche Kleidung den Menschen zum Priester? Warum beharrt er bei so abgeschmackten Kleinlichkeiten? Durch welches Breve ist dieses Kleid vorzüglich zum geistlichen autorisirt? Darum weg mit einem Kleide das doch am Ende an nichts mehr als an eine gemeine Livrée erinnert!" Aber auch der ganze Gottesdienst müße sich mehr dem bürgerlichen und politischen Leben nähern, anstatt dieses vielfach zu stören, wie die s. g. Sonntagsheiligung mit ihren lästigen polizeilichen Vorschriften und Beschränkungen; die inquisitorische Controle mit der Abnahme der Beichtzettel zur österlichen Zeit; die den Verkehr besonders in größeren Städten behindernden öffentlichen Bittgänge und Processionen u. dgl. m. Als bei den diesjährigen Bittgängen in der steirischen Hauptstadt die Gymnasial-Schüler nicht mehr zu sehen waren, meinte A. West (Stiria Nr. 67 S. 274): „Sie halten sich jetzt neutral, sie wollen keinen Sonnenschein aber auch keinen Regen. Recht so! Wozu die Herumzieherei? Der liebe Gott weiß ohnedem was er zu thun hat." Ueber den bisherigen Schulunterricht wurde der Stab gebrochen, vorzüglich über den in der Volksschule, weil derselbe ganz und gar der Geistlichkeit überantwortet sei und darum für das praktische Leben nichts biete. „Was soll uns ein Unterricht", ließ sich der „Freimüthige" vernehmen, „der den Katechismus

zum alleinigen Lesebuch, die Nomenclatur der Heiligen zur alleinigen Gedächtnissache macht. Besser der Junge sagt augenblicklich daß, wenn man 1/8 von 3/4 abzieht, 5/8 Rest bleiben, als daß der heilige Sebastian mit 73 Pfitscherpfeilen zu Tod gepfitscherpfeilt worden ist." Auch die Predigt müße einen andern Anstrich und Gehalt bekommen, die Kanzel müße zur Tribüne, der Geistliche zum Volksredner werden; „denn ein tüchtiger Staatsbürger wird auch ein tüchtiger Himmelsbürger werden und das Gericht Gottes nicht zu scheuen haben."

Auffallend war es hiebei daß die reform-freundlichen Laien, während sie in allen andern Stücken den Geistlichen in das bürgerliche Leben hineinzuziehen suchten, nur bezüglich des weltlichen Besitzthums von einer Gleichstellung der Geistlichen mit den Laien nichts wissen wollten. „Der Geistliche", sagten sie, „hat in seinem Berufe genug Arbeit um nicht seine Zeit mit irdischen Dingen zu vergeuden, seine Gedanken mit dem Kummer um die Bestellung seiner Felder zu beschäftigen." Die mehr Rechtsgefühl oder Billigkeit besaßen, mochten sich zwar nicht an dem Kirchengut vergreifen; nur meinten sie daß eine gleichmäßigere Vertheilung der übermäßigen Einkünfte auf der einen Seite und der oft kärglichen Besoldung auf der andern zu wünschen sei. Vorzüglich die Lage der „armen Capläne" kam immer wieder aufs Tapet, als ob nicht auch in andern Ständen die Stellung in den untern Sphären eine minder begünstigte wäre als in den obern, und als ob nicht der jetzige Cooperator es einmal bis zum Bischof bringen könnte, wie z. B. der jetzige Corporal mit seinen paar Kreuzern Löhnung zum hoch und glänzend gestellten General!

Einige Worte über die Vertheilung der Geistlichen und ihres Vermögens. Von Fr. J. Schaffer. Th. Ztg. Nr. 103 v. 29. April S. 414. An manchen Orten finde sich eine solche Anhäufung von Geistlichen daß die Hälfte, der vierte, der sechste Theil für die Seelsorge genügen würde, während in einzelnen Gegenden auf dem Lande, besonders im Gebirge, auf viele Stunden in der Runde kein Priester zu finden sei, so daß mehr als ein Kranker sterbe ehe der zu ihm gerufene Geistliche zu ihm gelangen könne. Ebenso sei es mit der geldlichen Entlohnung; es gebe Bischöfe mit 100000 fl., Capläne mit 200 fl. jährlicher Einkünfte.

Ad. Foglár Inquisition nach dem 15. März. Wr. Ab. Ztg. Nr. 27 v. 26. April S. 109. Gegen das Absammeln der Bescheinigung über die abgelegte Beicht und empfangene Communion zu Ostern und Pfingsten.

Reform-Vorschläge für die katholische Geistlichkeit. Const. Nr. 38 vom 5. Mai S. 59 f. 1) Aufhebung des Coelibats. 2) Einziehen

der pfarrlichen Wirthschaften und Salarirung der Seelsorger durch den Staat; der Clerus werde „dadurch dem Staate als Glied einverleibt und die Sucht nach Begründung eines geistlichen Standes behoben werden.“ 3) Aufhebung der Klöster und Stifte; man bedürfe keiner beschaulichen Orden mehr, „jeder soll arbeiten und seinen Theil am Ganzen tragen“; Klöster als Sitze der Wissenschaft seien heute, wo die Wissenschaft allgemein, überflüßig. 4) Reform der Kanzelberedsamkeit.

Die Niederträchtigkeit der Angriffe auf den Clerus. Von Terklau. Wr. Kirch. Ztg. Nr. 12 vom 6. S. 48. „Die Herren Pfarrer welche zur Osterzeit die Beichtscheine abverlangen erfüllen hiermit nur eine ihrer heiligsten Pflichten, die der Wachsamkeit nämlich und der Sorge daß ihre Anvertrauten der österlichen Pflicht katholischer Christen Genüge thun. Rechtschaffene christliche Beamten fühlen sich hiedurch keineswegs gequält; vielmehr erkennen sie daß ihr Pfarrer ein braver Mann ist der seine Schuldigkeit weiß und thut, ja sie suchen auch hier durch gutes Beispiel vorzuleuchten.“ Wenn aber Foglár den alten Pfarrern den jüngern niedern Clerus entgegenhalte, der gegen angemessenes Entgeld solche Beichtscheine leichtlich verabfolge, so müße ihn die Kirch. Ztg. „so lang als einen schamlosen Lügner und niederträchtigen Verläumder halten, als er nicht ausweist wann wo und vom wem ein solcher unwürdiger Judas = Handel getrieben worden ist oder noch getrieben wird.“

Eine von Seite der Polizei streng überwachte hohe n. ö. Regierungs-Verordnung. Von Michael Wellenschlag Const. Nr. 44 vom 12. S. 646. Bäcker dürfen an Sonntagen nur bis 9, an den höchsten Feiertagen nur bis 8 Uhr Vm. verkaufen, alles Brod muß von den Auslagen weggenommen, der Verschleißort meist zur Hälfte, an den höchsten Festtagen ganz geschlossen sein, gegen Strafe in Geld, verschärftem Arrest, selbst Wegnahme des Gewerbes. Dagegen dürfen Kaffee-, Wein-, Bier-, Branntweinhäuser den ganzen Tag, auch nachts geöffnet sein, „da solche nicht als Sonntags-Entheiligung in der hohen n. ö. Landesregierungs-Verordnung enthalten sind.“

Ein Wort an den Clerus. Stiria Nr. 58 v. 16. S. 237. Der Clerus möge sich kleiden wie alle Welt.

Worte eines Priesters von A. V. Stiria Nr. 74 v. 30. S. 262. Gegen den vorigen Artikel gerichtet. Die geistliche Kleidung sei thatsächlich in den verschiedenen Diöcesen verschieden; „wenn er (der Referent) aber glaubt daß der Priester in seiner Kleidung sich der weltlichen assimiliren soll, weil kein Breve über eine geistliche Kleidung besteht, so verweise ich ihn auf die Constitution Sixtus V., auf das Concilium von Constanz 14. Session und auf das von Trient ebenfalls 14. Session“.

Ein Promemoria für die Bischöfe. Von Ullrich Garbe; 2 Bl. 4to Klopf und Eurich (Juni). Gegen die Seminarien und die Einrichtung der theologischen Studien. Der Verfasser ergreift „als Laie das Wort, weil ich zu gut weiß daß eben in Folge dieser unmenschlichen Knechtschaft kein Cleriker es wagen darf die Initiative

zu ergreifen und ein wahres freies Wort zu reden . . . Bei dem nächstbevorstehenden hohen Reichstag werden alle Stände ihre Vertreter haben, hoffentlich auch der geistliche Stand."

Des Landmanns Ansicht in der Zehent- und Robot-Ablösungs-Frage. Von A. C. Irtep (Petri). Th. Ztg. Nr. 133 vom 3. Juni S. 535 f. Gegen die bisherigen unter dem Einfluße der Geistlichkeit stehenden Schuleinrichtungen. Die Erfahrung lehre „daß von diesem fünf bis sechsjährigen Schulunterricht, so brillant sich auch die Schulprüfungen ergeben mögen, nichts in das Mannesalter übertragen wird als monumentale dunkle Hieroglyphen-Züge von sechs Jahre eingeblechten Religionsformeln der Furcht, welche abergläubisch geschnitztes Holz küßt, Tage weit in Klöster um Ablaß und römische Weihpfennige pilgert, einer großen Anzahl von privatprotegirten Heiligen viele Tage der Arbeit opfert — während die wahre Pflicht der Selbst- und Nächstenliebe ihnen Sanskrit bleiben."

Inmitten von Strömungen solchen Charakters konnte auch der Deutsch-Katholicismus als die höchste Blüthe derselben von sich hören lassen. Schon am 17. April brachte der „Freimüthige" (Nr. 14 S. 59) eine Notiz: seit einigen Tagen finde man „in den Buchhandlungen die erste Numer einer deutsch-katholischen Zeitung aus Leipzig, die einen gepanzerten Aufsatz über österreichische Verfinsterungszustände enthält." Dieses überaus freche Blatt arbeitete seit seinem Erscheinen, soweit es nicht alle Religion überhaupt läugnete und höhnte, in deutsch-katholischem Fahrwasser [1]), faselte von einer „alleinseligmachenden Religion der Tugend", von einem „reinen Christenthum", von einer „veredelten Welt-Religion", von dem Geistesreichthum der „Neu-Evangelischen" u. dgl. m.

Einige Zeit später erschien Theodor Trautmann's „Rückkehr zum apostolischen Christenthum", eine Schrift in welcher die seichteste Vernünftelei mit einer Art scheinheiliger Verzückung Hand in Hand ging und beide zusammen, ganz im Sinne ihres Herrn und Meisters Johannes Ronge [2]), der deutschen Einigung zu Diensten gestellt wurden. Christus sei nur im geistigen Sinne der Sohn Gottes, meinte Trautmann, „der Welt von Gott gesandt als ihr Lehrer der Wahrheit, als ihr Heiland und Erlöser von Irrthum und Sünde. Das Ziel des Glaubens ist Seligkeit der Seelen. Das Hauptgebot ist: Liebe Gott aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, den Nächsten aber wie dich selbst. Das ist der Inhalt der

---

[1]) Vgl. Jahrg. 1883 S. 121 f. 127.
[2]) Ebenda S. 146.

apostolischen Schriften, das die Summe des Glaubens." (S. 14 f.) „In diesem apostolischen Glauben mögen alle Deutschen sich zu einem Brudervolk vereinigen; er sei das heilige Band das alle deutschen Herzen umschlinge; in ihm reiche und gebe sich, wer immer die Taufe auf den Namen Jesu empfing, die Hand zur Versöhnung, den Kuß der Liebe und des Friedens; in ihm ersterbe der Name Katholik und Protestant, es bleibe und lebe nur fort unter uns der Name Christ und Christenthum und christliche Kirche!" (S. 21 f.) Sebastian Brunner, der sich wie wir wissen in seinen Aussprüchen und Urtheilen wenig Zwang anthat, bezeichnete die Schrift als „eine Fülle von Wissenslosigkeit, von Hineinsymbolisiren in die blaue Welt, von Widersprüchen die einen schaudern macht", als eine „Kneipen-Philosophie und Kneipen-Theologie die einem das Mark in den Gebeinen frieren macht", den Verfasser selbst aber als einen falschen Propheten unter dessen schwarzem Frack, „dem Ornate des deutsch-katholischen Predigers", mehr als einmal der Fuchsschwanz zum Vorschein komme. „Herr Trautmann sagt, er glaube an einen heiligen Geist und eine allgemeine christliche Kirche. Was ist das aber für ein heiliger Geist der seine Kirche durch lange Jahrhunderte im Stich läßt daß sie in sich selber in allerhand Irrthum fällt, und der dann erst anno 1848 zu Herrn Trautmann sagt: ‚Sie Herr Trautmann, schauen Sie doch ein wenig nach! Die ganze Kirchengeschichte scheint schon über die tausend Jahre auf dem Holzweg zu sein, führen Sie die Sache ins rechte Geleise und bringen Sie selbige ein wenig in Richtigkeit' ... Wäre Ihr Christenthum, Herr Trautmann, das ächte, dann würde ich noch heute ein Apostat; denn mit einem so schalen unsinnigen pietistisch-heuchlerischen und dabei des Unglaubens und der Lüge vollen Zeug könnte ich mich schon nicht als ehrlicher Mann, viel weniger als einer der ein wenig auf Wissenschaft Anspruch macht vereinigen."

Im allgemeinen scheinen die Notiz des „Freimüthigen" und das Trautmann'sche Büchlein nur ein Fühler gewesen zu sein, wie weit man sich in Wien mit dem Deutsch-Katholicismus vorwagen dürfe, einer Afterlehre die draußen im Reich längst um allen Credit gebracht war. Für's erste schien der Köder seine Wirkung zu verfehlen. Es war ein blos literarischer Streit der zwischen einem falschen und einem wahren Theologen geführt wurde, und auch dieser ging in der Öffentlichkeit so ziemlich verloren.

Der Jude als Deutsch-Katholik, oder der neue Johannes Ronge am alten Fleischmarkt. Noch ein halbes Dutzend „Bremsen" für den

„Freimüthigen“ Motto: „Eine öffentliche Polizei die uns vor schlechten Kerln und unser Eigenthum schützt und die Ordnung erhält! Freim. Nr. 1 S. 7“. Wien Mayer und Cie; kl. 8vo, 23 S. Verfasser dieser am 27. April ausgegebenen Schrift war Dr. Häusle, der sarkastisch dem „Freimüthigen“, oder eigentlich dessen Herausgeber Mahler, „ehemaligem Bajazzo der Theater-Zeitung“, ein deutsch-katholisches Concilium in Wien zusammenzurufen räth. An Theilnehmer werde es nicht fehlen: „Da ist vor allem der treue Sancho Pansa des ‚Freimüthigen‘ Herr Weyl von Ypsilon, der geistreiche Bekämpfer des ‚Coelebats‘ Herr Frieser und dessen nicht minder geistreicher Genosse Alexander Skofiz; ferner der Prediger gegen die ‚Scheinheiligkeit‘ Theodor Scheibe, der Spatzen-Naderer F. Ullmayer und das ganze Heer der Pamphletisten aus allen 34 Vorstädten Wiens die sich an den Liguorianern ihren Muth kühlten um ein paar Groschen zu verdienen“ ꝛc. (S. 4 f.) In einer „Nachschrift“ S. 21 ff. wird in derben aber verdienten Ausdrücken die „Blasphemie“ und „Niederträchtigkeit“ von Aeußerungen gebrandmarkt die sich Mahler als Jude über Christus, über die katholische Kirche, deren Gebräuche und Diener zu machen erdreiste.

Rückkehr zum apostolischen Christenthum. An die Katholiken und Protestanten Deutschlands. Eine Stimme die um Gehör bittet. In zwanglosen Blättern. Erstes Blatt von Theodor Trautmann. Preis 12 kr. Wien Jasper Hügel & Manz; kl. 8vo, 25 S. Datirt vom 22. April, erschienen in der ersten Hälfte Mai (s. A. Ö. Zg. Nr. 122 N. F. 32 vom 2. Mai S. 614). Der Verfasser gibt sich als katholischen Priester: „Schon während meiner Studien beunruhigten mich manche Zweifel. Ich hoffte, mit den Weihen werde mir auch die Gnade des Glaubens zutheil werden. Es geschah nicht. Der ungekannte niemandem anvertraute Zwiespalt in mir blieb. Ich vermied es denselben durch Lesung neuerer Schriften von Strauß u. a. zu vermehren. Nach jahrelangen Kämpfen kommt es mir nun aber vor, ich müße meine verschwiegenen Gedanken offenbaren. Und so folgte ich dem nimmer ruhenden Drange, und gestützt auf kein anderes Buch als die heilige Schrift ging ich in den stillen einsamen Stunden der Charwoche mit Herz und Seele an die Arbeit“ (S. 20). . . Zum Schluße heißt es: „Das zweite Blatt in den nächsten Tagen“. Ein solches erschien aber nicht, ein Beweis daß die Abnahme des ersten Blattes keine für den Verleger aufmunternde war.

Der apostolische Fuchs. Widerhall auf die Stimme des Herrn Trautmann ꝛc. Ein Beitrag zur Beleuchtung deutsch-katholischer Umtriebe. Von Dr. Sebastian Brunner. Wien Mayer & Cie; kl. 8vo, 20 S. Datirt vom 4. Juli. Ernst und schlagender Witz verbinden sich hier gegen das saftlose Gesalbader des jüngsten Pseudo-Theologen. „Wenn euch einer kommt mit ‚Christus dem edlen Menschenfreund‘ und mit ‚Christus dem Weisen von Nazareth‘ und mit ‚Christus dem großen Volkslehrer‘, so sage ich euch: Glaubt ihm nicht; denn ihr könnt ja seinem Christus den er euch predigt keinen Glauben schenken, und wie wollt ihr erst einem Prediger eines solchen Christus glauben!

Da ist mir eine offen und ehrlich durchgeführte Lüge tausendmal lieber als so ein heuchlerisches mit Salbung angestrichenes Lügengewebe" (S. 5 f.). Über das s. g. „reine Evangelium" heißt es: „Sie reinigen das Evangelium so sehr, daß ihr auf euren Sterbelagern verzweifeln müßt wie Heiden und daß ihr zum Ausruf gelangt: Ich glaube nichts, ich hoffe nichts, ich liebe nichts, ich weiß nichts, ich habe rein gar nichts in mir als die Todesangst, keine Kraft die mich stärkt, keinen Trost der mich aufrichtet, keine Wahrheit die mich belehrt und befriedigt, ich bin schlechter daran als der Heide wenn er stirbt; denn ich habe wohl einige dürre abgefallene Blätter vom lebendigen Baume des Glaubens kennen gelernt, aber es geht in mir die schreckliche Ahnung auf, ich sei um die volle Wahrheit betrogen worden" (S. 3). Die oben im Texte angeführten Stellen finden sich S. 10 u. 19.

Johannes Ronge, der Luther des 19. Jahrhunderts. Naturgetreu geschildert von Dr. S. Brunner. Dritte Auflage (A. d. „Hiob" besonders abgedruckt). Regensburg 1848 Georg Jos. Manz. 8vo, 30 S.

* * *

Von der katholischen Geistlichkeit waren es nur sehr vereinzelte Individuen die im Taumel der Ereignisse auf Abwege geriethen. Zumeist beklagenswerth war das Auftreten des Supplenten der theoretischen und Moral-Philosophie an der Prager Universität, des Kreuzherrn Dr. Augustin Smetana, eines Mannes von großen Fähigkeiten, bei dem sich aber schon damals jener traurige Abfall von der Kirche, ja vom Christenthum und Gottesglauben überhaupt vorbereitete, der einige Zeit später zur vollendeten Thatsache werden sollte. Nicht in kirchlich-religiöser, aber in politisch-nationaler Linie trat bei einem gleichfalls sehr begabten kenntnisreichen und strebsamen Chorherrn von Klosterneuburg, dem Professor der Religionslehre und Erziehungskunde in Olmüz Dr. Hartmann Zeibig, eine Verirrung ein, die ihn dahin brachte unter der studierenden Jugend der mährischen Universitäts-Stadt eine ähnliche Rolle zu spielen wie der berüchtigte Füster in Wien. Er veröffentlichte ein Placat worin er die von slavischer Seite angestrebte staatsrechtliche Einigung Böhmens und Mährens in der höhnendsten Weise angriff, und suchte dieser seiner deutschen Gesinnungstüchtigkeit auch in anderen Wegen Durchbruch und Anhang zu verschaffen, was begreiflicherweise seiner berufsmäßigen pädagogisch-religiösen Wirksamkeit vom Katheder und von der Kanzel nicht zu statten kam. Als er eines Tages im Professoren-Collegium erschien, rief ihm der heftige und derbe, aber in seiner Haltung in jeder Hinsicht

correcte Professor des Kirchenrechts Dr. Theodor Pachmann die Worte zu: „Sie sind ein schlechter Priester! Hinaus mit ihm, wir leiden ihn nicht unter uns!" Zahlreicher waren die Fälle wo katholische Geistliche, ohne ihrem Stande und Berufe untreu zu werden, aber von dem allgemeinen Zuge der Zeit fortgerissen, auf eigenen Wegen das suchten und vorschlugen, was ihnen für eine gedeihliche Gestaltung des Kirchenwesens ersprießlich zu sein schien. Sie hielten sich als Priester und gläubige Söhne der Kirche von allen himmelsstürmenden Vorschlägen hinsichtlich der Sacramente und anderer heiliger und frommer von der Kirche gebotener Handlungen in der Regel fern. Was sie anstrebten und vorschlugen bezog sich mehr auf die vielfach gedrückte materielle Stellung der untern Geistlichkeit und auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, wobei sie in erster Hinsicht den vielfach aus Laienkreisen auftauchenden Vorschlägen über eine gleichmäßigere Vertheilung der kirchlichen Einkünfte beifielen. Im Punkte des geistlichen Regiments waren es hauptsächlich zwei Punkte die stets von neuem angeregt und in öffentlichen Organen erörtert wurden: die Bestellung der Kirchenvorsteher durch freie Wahl der berufenen Geistlichkeit; dann die Berathung kirchlicher Angelegenheiten und Interessen nach jetzigem constitutionellen Vorbild durch den Gesammt-Clerus in den Decanats-Versammlungen, durch Vertreter des Diöcesan-Clerus in den Synoden und weiter hinauf in den Provinzial-Concilien.

Aus dem Leben eines österreichischen Professors. Von Dr. Hartmann Zeibig Professor &c. Olmütz Skarnitzl; 8vo, 14 S.
Hanlivý list prof. Zeibiga v Holomouci; Tyd. Nr. 18 vom 14. Mai S. 143 f.
Ein Curiosum. Bohemia Nr. 92 v. 9. Juni S. 2 f. Ein Anonymus, der sich als „Alt-Lutheraner" unterschrieb, richtete an Dr. Smetana einen mit dem Postzeichen „Dresden" versehenen Brief, aus Anlaß einer Kanzelrede die jener bei dem Trauergottesdienste für die in Wien Gefallenen in der Teyn-Kirche zu Prag gehalten hatte. „Aneifern ermuthigen die so schon zügellose Freiheit, ist den Aufruhr predigen. Das thaten Sie durch eine verdammte Rede, thaten es in einem Gott geweihten Tempel, thaten es als gottgeweihter Priester; können Sie darüber nachdenken ohne den gähnenden Höllenschlund zu Ihren Füßen zu sehen?! . . Die Strenge der Kirche nennt die Freiheitswelt, nennen Sie, aufgeklärter Modepriester, ein Verkümmern der Religion. Die Gesetze dieser so herrlich organisirten Kirche dünken Ihnen schwere Fesseln die man um jeden Preis abstreifen müße; denn, sagen Sie in ihrem teuflischen Wahnsinn, der Mensch ist frei, man muß ihm nicht das Heiligste, seine Religion verkümmern,

er muß frei forschen und denken können! . . Mit Empören auch hörte ich, wie Sie sich erfrechten gegen Metternich in rasendem Geiste sich zu ereifern. Freilich war der große und fromme Metternich nicht der Mann, der der Zunge eines solch verruchten Priesters als Sie sind freien Lauf gelassen hätte. Freilich war er der Secte der verfluchten Freimaurer, der Sie und Ihr sauberer Consorte Exner wahrscheinlich angehören, nicht sehr hold . . Gott gebe daß Sie auf ihrem Sterbelager anders denken! Doch bezweifle ich es; denn wohl niemand bekehrt sich seltener als eben Freigeister."

Ein Geistlicher aus Österreich an die Wahlmänner für Frankfurt a. M. und für Wien. Retz den 22. April 1848. Von Ignaz Lamač Dominicaner und Kanzlei-Director des Retzer Convents. 1 Bl. 4to Gerold; 2 Aufl. „Wir wollen Leiter und geistliche Räthe die aus unserer Mitte durch eine frei wählbare Decanats-Verfassung und Candidirung hervorgegangen sind. Wir wollen keine Candidaten einer Camarilla oder eines hohen Beichtvaters der obendrein oft noch ein Ausländer ist" . . . Der radicale Bruder von der Regel des heiligen Dominicus zieht ferner gegen alle „aufgedrungenen" Orden (offenbar waren damit Jesuiten und Redemptoristen gemeint), gegen alle „blos beschaulichen Ordensleute oder Erbschleicher", gegen die Knaben-Seminare &c. los.

Gegenüber solch neuerungssüchtigem Eifer, der oft genug, sei es in der Sache sei es in der Form, die Gränzen des Erlaubten überschritt, gaben sich von allem Anfang aus dem Schoße des Clerus Bestrebungen kund, die es sich zum Grundsatze machten in keinem Stücke gegen die kirchliche Ordnung zu verstoßen. Sie erkannten klar daß jetzt, in einer Zeit wo sich alles regte und bemühte, mit blosem Wehklagen über das was sei und geschehe, mit blosen Seufzern und Wünschen daß es besser werden möge, nichts gethan sei: „wollen die Katholiken nicht leer ausgehen und nicht selbst das noch verlieren was sie besitzen, so mögen sie kräftig ihre Rechte wahren, sich einigen und durch die Einigkeit eine geistige Stärke gewinnen" [1]). Aber anderseits waren sie von der Überzeugung durchdrungen daß kein in dieser Richtung gethaner Schritt von heilsamen Folgen sein könne, wenn er nicht von Ehrerbietung vor den durch die heilige Kirche bestellte Obern, von pflichtschuldiger Unterordnung unter deren Weisungen und Gebote begleitet sei. Als ein Unternehmen solcher Art haben wir die April-Bewegung unter der Wiener Geistlichkeit erkannt (Jahrg. 1883 S. 135—144), eine Bewegung die in heilsamster

[1]) Katholische Blätter aus Tyrol Nr. 23 vom 5. Juni 1848: „Weckstimmen an Clerus und Volk" . . Ich kenne das Citat leider nur aus dritter Hand.



Weise auch auf Kreise der Wiener Laienwelt zurückwirkte [1]). Denn vorzüglich von dieser letztern Seite ging der Vorschlag aus, einen „Katholiken-Verein für Glauben Freiheit und Gesittung" zu gründen, wie denn auch der Vorstand desselben ganz, der Ausschuß zum größten Theile aus Laien bestand. Die Wirksamkeit des Vereins sollte eine dreifache sein: eine religiöse, eine politische, eine humanitäre; ein Vereinsblatt, das so bald als möglich ins Leben zu treten hätte und zu dessen vorläufiger Redaction sich Dr. J. E. Veith bereit erklärte, sollte in weiteren Kreisen katholische Gesinnung wecken und fördern. In Innsbruck bildete sich ein „katholischer constitutioneller Verein", dessen Mitglieder sowohl Laien als Geistliche waren; er hatte einen religiös-politischen Zweck, nämlich die „Wahrung und Beförderung der katholischen Interessen im Lande Tyrol und Vorarlberg, und der Grundsätze der constitutionellen Monarchie mit Berücksichtigung der eigenen Provinzial-Verfassung." Ein „Verein von Bürgern" in Grätz gab „Blätter für Religion Wahrheit und Freiheit" heraus; die Redaction leiteten Johann v. Scherer und Heribert Lampel, wie es scheint zwei Laien; sie hatten in der radicalen Hauptstadt der conservativen Steiermark genug Spott und Hohn, selbst Verfolgungen auszustehen.

Statuten des Katholiken-Vereins für Glauben ꝛc. 2 Bl. gr. 8vo. Die Constituirung fand wie es scheint am 15. Mai statt. Vorstand J. G. Schwarz Consul d. Verein. Staaten; Vorstand-Stellvertreter Dr. Ignaz Bondi Instituts-Director, Michael Knell Bürger. Unter den Mitgliedern des Ausschußes, 18 an der Zahl: M. A. Becker, Kunsthändler Jos. Bermann, Ludwig Donin Cooperator bei St. Stephan, Führich, Häusle, Kupelwieser, Fürst F. G. Lobkovic, Veith; im Ganzen 1 Aristokrat, 7 Bürger und Industrielle, 6 Geistliche, 3 Künstler, 3 Beamte, 2 Pädagogen.

Katholischer constitutioneller Verein für Tyrol und Vorarlberg; 4 Bl. 8vo. Satzungen vom 29. April, Programm vom 1. Mai. Vorstehung: Franz Graf v. Alberti Stadt- und Landrechts-Präsident, und Johann Amberg Decan und Stadtpfarrer (Stellvertreter); unter den Mitgliedern des Ausschußes: Professor Dr. Aloys Flir, Professor und Akademiker Albert Jäger, Dr. Johann Haßlwanter Dikast. Advocat, Dr. Peter Gspan k. k. Appellations-Rath ꝛc.

A propos, was machen denn die Jesuiten? Schall Schnellpost Nr. 43 vom 14. Juni. Höhnender Artikel gegen die Grätzer Herausgeber der „Blätter für Religion ꝛc."

[1]) Der „Freimüthige" Nr. 28 vom 3. Mai S. 114 f. verhöhnte und verlästerte unter der Rubrik „Raketen für Finsterlinge" eine Dank-Adresse des Comité der Wiener Bürger an den Clerus.

Am 26. März (Wr. Ztg. Nr. 87 vom 27.) hatte Pillersdorff an die Gesammtbevölkerung der k. k. Erbstaaten eine „dringende Aufforderung um Vertrauen Ruhe und Achtung für die bestehenden Gesetze", am 27. ein besonderes Schreiben an die Bischöfe gerichtet, „daß der Clerus in gleichem Sinne auf den öffentlichen Geist einwirken möge". Diese Mahnung, die ihm durch das mährisch-schlesische k. k. Landes-Präsidium am 6. April zugestellt worden, gab dem Fürst-Erzbischof von Olmüz Freiherrn von Somerau-Beeckh, nachdem er sich vorher mit dem Brünner Bischof Anton Graf von Schaffgotsche in das Einvernehmen gesetzt hatte, Anlaß zu einer Erwiderung an den Minister des Innern, worin er als die nächsten Hindernisse eines erfolgreichen clericalen Einflußes die theils aus Wien theils aus Prag in die verschiedenen Gegenden des Landes entsandten Agitatoren, dann den Misbrauch der Presse, welchem seitens der weltlichen Gewalt in wirksamer Weise Einhalt geboten werden möge, bezeichnete. Den tiefer liegenden Grund der beklagten Übelstände aber fanden die beiden Kirchenfürsten in jenen „hemmenden und entwürdigenden Fesseln, in welche die Kirche aus ungegründetem Mistrauen der Staatsgewalt durch die politische Gesetzgebung gelegt und, zu ihrer eigenen Verkümmerung wie auch gewiß zum Nachtheile des Staates, gehindert war die ihr gewordene göttliche Mission auf Erden vollkommen zu erfüllen." Der Herr Minister möge sich daher „die künftigen Geschicke der heiligen Kirche im Bereiche der constitutionellen Monarchie" empfohlen sein lassen, damit „auch das katholische Walten und Wirken sich frei und unbeirrt entwickeln könne." Vor allem müße „der Verkehr der Bischöfe mit dem Oberhaupte der Kirche in Dingen welche das Kirchen-Regiment betreffen freigelassen und die seitherige unwürdige Anforderung beseitigt werden, vermöge welcher die Bischöfe gehalten waren sich von der politischen Behörde eine Ermächtigung zu erbitten um in Sachen des Glaubens, der Sitten und der Kirchenzucht mit dem Oberhaupte der Kirche in Verkehr treten oder rein kirchliche Anordnungen dieses Oberhauptes in Ausführung bringen zu können." In gleicher Weise müße den Bischöfen nach unten freie Hand gelassen werden; denn nur der bisherigen Einschränkung in dieser Hinsicht sei es zuzuschreiben „daß hie und da das Bewustsein des canonischen Organismus der Kirche sehr matt geworden ist und die österreichischen Bischöfe beschämt ihren Brüdern des protestantischen Auslandes gegenüber stehen, denen es von Seite des Staates nicht verwehrt

wurde ihre Sprengel rücksichtlich der Lehre Liturgie und Disciplin im Sinne und Geiste der Canones zu lenken." Eine hoch wichtige Angelegenheit sei ferner das Volksschulwesen, bezüglich dessen neuester Zeit Stimmen laut geworden seien dasselbe von dem geistlichen Einfluße zu emancipiren. „Sollte es dazu kommen, so kann es verbürgt werden daß es um den Glauben und die guten Sitten der Jugend geschehen sei, wofür die Thatsache der Erfahrung spricht daß diese heiligen und auch im Interesse des Staatswohles unschätzbaren Güter desto mehr verkümmern, je weniger sich bei einzelnen Menschen und ganzen Communitäten der kirchliche Einfluß geltend machen kann. Wollte der bisherige Einfluß des Seelsorgers auf die Schule und die Schullehrer verdrängt werden, so wird man in kurzer Zeit die Erfahrung machen daß die Volksbildung eine staats- und kirchengefährliche Richtung nehme." Die beiden Kirchenfürsten berührten die geistlichen Seminarien, „das äußerst mangelhafte und unzureichende Institut der Pfarr-Concurs-Prüfungen, den Einfluß der Bischöfe bei Bestellung der Gymnasial-Katecheten, endlich das Kirchenvermögen, wobei sie das von gewissen Seiten immer lauter werdende Gelüste nach Einziehung des Kirchengutes für weltliche Zwecke nicht mit Stillschweigen übergehen konnten. „Die Occupirung des Kirchengutes von Seite des Staates hat erwiesenermaßen diesem so wenig Segen gebracht als den meisten Privaten in deren Hände solches Gut übergegangen ist." Sie berührten die Verhältnisse des „aus eingezogenem Kirchengute gebildeten" Religions-Fondes und erwarteten eine den kirchlichen Obern gesetzlich verbürgte Einsicht in die Gebahrung und Verwaltung desselben um so gewisser, „als auch dem einzelnen Staatsbürger die Einsicht in die Gebahrung des Staatshaushaltes gewährt werden wird". . . .

Aufforderung an den Clerus die Regierung in ihren Bestrebungen zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe kräftig zu unterstützen. Wiener Const. Currende Nr. 4 vom 14. April.

Zahme Fragen rücksichtlich einer Reform der theologischen Studien. Wr. K. Ztg. Nr. 10 vom 4. Mai S. 37—40, Nr. 12 vom 6. S. 47 f. Ein Aufsatz aus unverkennbar berufener Feder: 1) Gegen die bisherige Besetzungsweise nach der Anciennetät. Hinweis auf den Fall Zukrigl. Warum nicht erprobte Ausländer wie Buß, Ernst von Lassaulx, Döllinger? 2) Gegen den bisherigen Studienplan, der „eigentlich nichts anderes" sei als „ein erweiterter Migazzi'scher Katechismus". Unsinn die Apologetik oder s. g. General-Dogmatik an die Spitze zu stellen: „Kann die wissenschaftliche Einleitung zur Theologie

vernünftigerweise etwas anderes enthalten als die philosophische Begründung der Religion und Offenbarung aus der Natur und dem Wesen des Menschen?" 3) Gegen den Katheder-Vortrag in der bisherigen Weise eines „blos logisch-synthetischen Vortrages" ohne Eindringen in den Geist, Herableiern nach „logisch abgetheilten Schablonen". 4) Freiheit des theologischen Unterrichtes, unabhängig von aller bureaukratischen Bevormundung durch den Staat. 5 u. 6) Einführung neuer Disciplinen: Patrologie, Synodologie, christliche Archäologie, theologische Literatur-Geschichte. 7) Wird die lateinische Sprache noch ferner bei allen theologischen Disciplinen als Lehrsprache beibehalten werden? Die Punkte 8—12 betreffen den für Bewerber um eine Lehrkanzel vorgeschriebenen schriftlichen Concurs; die strengen Doctorat-Prüfungen; die hebräische und griechische Sprache, Erziehungskunde und Präparanden-Unterricht als angeblich „theologische" Lehrgegenstände; die „Religions-Wissenschaft an der philosophischen Facultät."

Die „an das hochlöbliche Ministerium des Innern zu Wien" adressirte, an die Excellenz des Ministers gerichtete und „Maximilian Joseph Fürst-Erzbischof" unterzeichnete Eingabe findet sich abgedruckt in der Wr. K. Ztg. Nr. 18 vom 16. Mai S. 70—72, dann bei Sylvius Zukunft der Kirche S. 73—82. Das Schriftstück, das kein Datum trägt, fällt in die ersten Tage des Mai, weil es am 7. der Brünner Bischof mittelst Consistorial-Currende 248/10 seinem Clerus mittheilte.

Offenes Sendschreiben an den Herrn Maximilian Joseph Fürst-Erzbischof von Olmütz. Einer für alle, alle für einen. Unterzeichnet: Die Lehrer mehrerer Decanate der Brünner Diöcese durch ihr bevollmächtigtes Organ. A. Ö. Ztg. Nr. 171 N. F. 81 vom 21. Juni. Gegen den erzbischöflichen Passus bezüglich des Schulwesens gerichtet.

Unter den Diöcesen, wo sich der Clerus voll Einsicht und Willenskraft in die neue Ordnung der Dinge zu schicken, das O. A. M. D. G. unter den geänderten Verhältnissen zur Geltung zu bringen wußte, stand jene von Linz vielleicht obenan. Kaum war die Preßfreiheit verkündet worden, als eine „theologisch-praktische Quartalschrift" ins Leben trat die sich sogleich der brennenden Fragen bemächtigte. Redigirt und herausgegeben vom Dom-Capitular Dr. Joh. B. Schiedermayer und von dem geistl. Rath und k. k. Professor Augustin Rechberger (Druck von Joh. Huemer's W^{we}, in Commission bei Quirin Haslinger, 8vo) bildete sie schnell einen literarischen Mittelpunkt für die strebsamen Mitglieder des Diöcesan-Clerus, die darin nebst gediegenen streng theologischen Aufsätzen zeitgemäße Fragen über Preßfreiheit und den Gebrauch den der Priester davon zu machen hatte, über die Verfassung und die Stellung der Kirche zu derselben, über die Aufgaben der Geistlichkeit in dieser Zeit des Aufschwungs und der Aufregung behandelten. Am 16. Mai

richtete der greise Bischof Dr. Gregor Thomas Ziegler, der älteste Diöcesan-Bischof von Deutschland, ein Schreiben an das Ministerium des Innern, worin er in zwölf Punkten die freie Handhabung der kirchlichen Verfassung in ihrer Gliederung von Gläubigen Bischöfen Metropoliten Papst; Behebung der Unterordnung des Ordinariats unter die politische Landesstelle; Vertretung des Clerus beim Reichstag; alleinige Geltung des canonischen Rechtes für alle priesterlichen Functionen; Reform des Schulwesens auf religiöser Grundlage rc. und dabei den Abschluß eines Concordates mit dem heiligen Stuhle in Anregung brachte. „Die freie Kirche", hieß es zum Schluße, „wird sich vertrauensvoll dem Staate anschließen; sie hält es nicht über ihrer Würde dem Staate das Oberaufsichtsrecht zuzugestehen, sie hält es auch nicht unter ihrer Würde um den Schutz desselben zu bitten." Schon waren die ersten Schritte für die Gründung eines Knaben-Seminars = seminarium puerorum gemacht, wozu die Erlaubnis bei der politischen Behörde angesucht, einstweilen in der ganzen Diöcese die Geistlichkeit zu freiwilligen Beiträgen und zu Sammlung von Gaben seitens der Laien aufgefordert wurde. Desgleichen dachte man daran den Clerus sowohl der Hauptstadt als des offenen Landes in geistigen Verkehr untereinander zu setzen, wiederkehrende Zusammenkünfte zum Zwecke von Besprechungen, aber auch für geistliche Beschauung und Uebung zu veranstalten und dadurch die seinerzeitige Abhaltung von Diöcesan-Synoden vorzubereiten. In der ersten Hälfte Juni begründete der Weltgeistliche Dr. Johann Baptist Salfinger, geb. 1816 zu Pennewang im Hausruck-Kreise, auf Reisen durch Deutschland Belgien und Frankreich in seiner Bildung und seinen Erfahrungen gefördert, eine „Wochenschrift für Oesterreichs Geistlichkeit und kirchliche Interessen" unter dem Titel: „Der Capitel-Bote" (Verlag M. Haas Buchdrucker und Consistorial-Buchhändler in Wels, 1. Nr. 14. Juni) und übernahm zur selben Zeit die Herausgabe einer andern Wochenschrift: „Der Welser Landbote .. für Oesterreichs Bürger- und Bauerschaft", mittelst welcher er in kirchlichem Geiste und volksthümlicher Sprache auf die Masse der deutschen Bevölkerung zu wirken suchte.

Der katholische Clerus in Österreich und die Constitution. Von Dr. Franz Rieder Dom-Capitular. Linzer Qu.-S. I S. 120—157. Der Verfasser untersucht: 1) wie sich der Clerus dem Volke gegenüber zu verhalten, und 2) was der Clerus von der Constitution zu erwarten habe, wie sich das Verhältnis des Kaiserstaates zur katholischen Kirche gestalten werde? I. Verhältnis der Kirche zum Staate. II. Bischöfliches

Hirtenamt. III. Dotation und Vertretung des Clerus. IV. Kirchen-vermögen. V. Volksschulwesen.

Ein Wort über die Preßfreiheit. Aus einem offenen Briefe. Von Friedrich Baumgartner Cooperator. Ebenda I S. 157—162. Gegen einen Zweifler über den Werth der Preßfreiheit. Wenn selbe vom Clerus gehörig benutzt werde, werde dies zum Heile desselben und zu dem der Kirche ausschlagen. Sei die Censur wirklich eine heilsame Schranke gewesen? Nein, sie habe nur wenig böses verhütet, aber noch mehr wirklich gutes nicht aufkommen lassen.

Petition des bischöflichen Ordinariates zu Linz an das hohe k. k. Ministerium des Innern bezüglich der neuen Regelung des Verhältnisses der katholischen Kirche zur constitutionellen Monarchie in Österreich. Linz den 16. Mai 1848; Gregorius Thomas Bischof, Joseph Schropp Dom-Capitular und Kanzler. Abgedruckt bei Sylvius S. 83—91; Wr. K. Ztg. Nr. 41 v. 4. Juli S. 162—164; Gärtner Spr. f. St. u. K. Nr. 2 S. 36.

Was hat der katholische Clerus unter den jetzigen Zeitverhältnissen zu thun? Von Stießberger Cooperator. Linzer Qu.-S. II S. 112—115. Keine irenischen Versuche, ruft der Verfasser aus! Freies Wort, Muth, fest und einig unter sich. Priester-Conferenzen als Vorbereitung für Diöcesan-Synoden.

Die ersten drei Zöglinge des Knaben-Seminars. Erzählt im Jahre 1867. Linzer Q. S. II S. 136—176. Phantasie, was aus drei Bürschchen, die bei Errichtung der Anstalt die ersten Zöglinge waren, nach zwanzig Jahren geworden sein wird. Der eine ist Geistlicher und „soviel werth als drei". Der zweite fromm und fleißig, aber mit Leidenschaft den Naturwissenschaften zugethan, wird ein menschen-freundlicher gottesfürchtiger Arzt, immer der Stiftung der er den Beginn seiner Laufbahn verdankt pietätvoll ergeben. Nur der dritte schlägt frühzeitig aus der Art, wird weltlichen Sinnes und tritt aus der Anstalt. Er bringt es mit schweren Sorgen, doch immer redlich, zuletzt bis zum Eisenbahnbeamten, erfährt aber auch hier eine Enttäuschung und Kränkung nach der andern und kann das ersehnte häusliche Glück nicht finden. Verbittert und verstört kehrt er zuletzt voll ernster Reue zu den Erinnerungen seiner ersten Knabenjahre zurück und endet fern von seiner Heimat, nachdem er brieflich die Verzeihung und den Segen seines greisen Seminarium-„Vaters" erhalten und die Anstalt zum Erben seiner geringen Hinterlassenschaft eingesetzt, als ein frommer und ergebener Sohn der Kirche.

Das Linzer Knaben-Seminar wurde mit Min. Erlaß vom 3. Juli 1848 Z. 38 bewilligt und demselben freie Vermögensverwaltung zugesprochen. Erster Regens wurde Aloys Filnköstl. Es sollte mit Beginn des nächsten Schuljahres, 2. October 1848, ins Leben treten. Das Ergebnis der freiwilligen Beiträge wurde mit Schluß des Militär-Jahres 1848 mit 8897 fl. 53 kr. Conv. M. und zwei Ducaten ausgewiesen. Linzer Qu.-S. III Anhang S. 16—18 findet sich ein Verzeichnis der ersten acht Zöglinge, und IV Anhang

S. 10—12 der Rechnungs-Extract über die Gebahrung mit dem Instituts-Vermögen bis Ende October 1848.

Über die Wichtigkeit der Presse und wie wir uns derselben bedienen sollen. Von A. Stießberger. Linzer Qu.-S. III S. 116—125.

Die beiden mährischen Ordinariate und das obderennsische waren in den s. g. deutsch-österreichischen Ländern die ersten welche in der großen Frage der künftigen Stellung der Kirche ein offenes Wort an die Regierung richteten. Noch entschiedener schien man in Ungarn vorgehen zu wollen, wo das Capitel der Erz-Diöcese Gran an alle Bischöfe des Landes eine Encyclica richtete und sie aufforderte Decanats-Conferenzen (coronas vice-archidiaconales) einzuberufen, deren Ergebnisse an die Diöcesan-Synode und in letzter Linie an eine noch vor dem nächsten Reichstage einzuberufende Provinzial-Synode geleitet werden sollten. Der General-Vicar Joseph Kunst ging in der Graner Erz-Diöcese mit gutem Beispiel voran, der Erzbischof von Kalocsa, der General-Vicar der Erz-Diöcese Erlau, jener der bischöflichen Diöcese Stuhlweißenburg, der Bischof von Veszprim stellten die Einberufung von Diöcesan-Synoden in Aussicht; die in Stuhlweißenburg sollte am 25. Mai, jene von Veszprim am 6. und 7. Juni zusammentreten. Ob in den sturmvollen Zeiten die unmittelbar darauf folgten das Vorhaben ausgeführt oder auch nur auszuführen versucht wurde, ist sehr fraglich. Jedenfalls war in Ungarn von oben herab ein thatsächlicher Anfang gemacht, während in den nicht-ungarischen Ländern von unten hinauf meist blose Wünsche und Vorschläge laut wurden.

Dies war namentlich in der Seckauer Diöcese der Fall, wo ein junger Theologe ein warmes Wort für die Einführung von Diöcesan-Synoden sprach, ein Aufsatz aus welchem, wie sich der Landpfarer B. D. „im Einverständnisse mit seinen Caplänen" ausdrückte, „ein verjüngter und erfrischender Lebenshauch uns entgegenweht. So wie der König sich jetzt seinem Volke nähert, also der Bischof seinem Clerus; sowie der König nicht mehr beschließt ohne Mitrath seines Volkes, also der Bischof nicht ohne Mitrath seines Clerus; und wie sich sonst alles sammelt und einigt, also der Priesterstand in seiner Synode". In gleichem Sinne sprach sich „eine Gesellschaft von Bauern-Geistlichen" derselben Diöcese für die Einführung von Decanats-Conferenzen und Diöcesan-Synoden aus und knüpfte daran eine Reihe anderer Vorschläge. Es mochte dabei eines und das andere unpraktisch, vielleicht ganz vergriffen sein; aber der Geist der das Ganze

durchwehte war ein lebenskräftiger und guter. „Vielen", meinten die Bauerngeistlichen, „gilt noch immer der Ruf: Seid einig einig! als die Summe aller Weisheit und Verbesserungen. Mit diesen Eintrachtspredigten sind wir herzlich einverstanden, aber sie haben keinen Sinn, so lang man jene Misstände fortbestehen läßt, die eine feste innere Krystallisation des Clerus verhindern. Statt auf den Trümmern des erschlagenen Absolutismus zu sitzen und fortwährend zu klagen über die Anmaßungen eines falschen Liberalismus, über die Abnahme der Zahl glaubenswarmer Katholiken, über die immer größere Verbreitung des Heidenthums, oder wohl gar das nahe Ende der Welt zu verkündigen, wäre es besser frisch Hand anzulegen, den alten Schutt wegzuräumen und einen zeitgemäßen festgefügten Neubau in die Höhe zu führen.". . .

In manchen Diöcesen war alles noch ganz still, sei es weil die Oberen eine gemeinschaftliche Kundgebung ihres Clerus nicht zuließen, sei es weil es sich unter der Geistlichkeit der Diöcese überhaupt nicht regte, woran in manchen Ländern die immer heftigere nationale und politische Aufregung ihren Antheil hatte. Ein Beispiel der ersterwähnten Art bildete die St. Pöltener Diöcese wo die unter dem Wiener Clerus entstandene Bewegung von allem Anfang begeisterten Anklang gefunden hatte, während der Bischof Dr. Anton Buchmayr in Stille zuwarten wollte. Als von einem Dechant mündlich ein schüchterner Antrag auf Capitels-Conferenzen und Diöcesan-Synoden gemacht wurde, erhielt er zum Bescheid: „Es wird zu seiner Zeit schon geschehen was noth thut. Der Clerus kann vollkommen beruhigt sein, da die Kirche auf einem Felsen steht den die Pforte der Hölle nicht überwältigen wird!" [1]) Nun, meinten die Anderen, „auch wir halten Capitels-Conferenzen und Diöcesan-Synoden nicht für den Felsen auf welchem der Herr seine Kirche gegründet hat. Aber ist es gerathen in einer so bewegten Zeit die Seelsorger in völliger Verlassenheit und Isolirtheit zu lassen?! Was ist bei uns bis jetzt höheren Orts geschehen um diesem entmuthigenden Zustande des Clerus abzuhelfen? Kein Wort der Belehrung, des Rathes, des Trostes ist an die Seelsorger und deren Gemeinden bisher ergangen, kein Mittel ergriffen, keine Einrichtung getroffen, wodurch dem schreien-

---

[1]) Wr. K. Ztg. S. 99. Der schneidige Brunner machte dazu die Anmerkung: „Wenn man sich mit dem Gewebe einer solchen Schrifterklärung zudeckt, wäre es leicht eine Diöcese im Schlafe zu regieren."

den Bedürfnisse nach Einigung der Priester unter sich und mit wohlgesinnten Laien einigermaßen Rechnung getragen worden wäre. Ist der Theil des Clerus der dem Dom-Capitel angehört nicht werth daß man auch ihn zu Rathe zieht oder wenigstens durch Angabe dessen was man vorhat beruhigt? Welch' günstige Gelegenheit bot nicht die jüngste Allocution des Papstes dar, durch möglichste Verbreitung derselben unter den Bisthums-Angehörigen den wühlerischen Umtrieben der Kirchenfeinde entgegenzuwirken?" Durch mehr als ein halbes Jahrhundert habe man nichts gethan zur Verbesserung des sittlichen Zustandes der Geistlichen; man habe „die kirchlichen Institute eingehen lassen, durch welche in der Blüthe des Mittelalters der kirchliche Geist fort und fort belebt und gekräftigt wurde. Rural- und Diöcesan-Synoden waren für unbequem und unnöthig befunden worden". Jetzt wolle man friedlichere ruhigere Zeiten abwarten um Verbesserungen einzuführen. Im Gegentheil „je bewegter die Zeit, desto nöthiger ist die Einigung, freibewustes lebendiges Zusammenwirken. Ich frage: unter welchen Zeitverhältnissen hat das Concil von Trient die unverzügliche Abhaltung von Diöcesan-Synoden angeordnet?!"

Conferenzen und Synoden in Ungarn von A. K—r. Wr. K. Ztg. Nr. 19 vom 18. Mai S. 76 (Aus der katholischen Zeitschrift: „Religio és Nevelés") vgl. mit ebenda Nr. 25 v. 27. S. 99.

Ein Wort in Sachen einer Diöcesan-Synode. Von einem jüngeren Theologen. Grätz Jac. Franz Dirnböck. (Ich kenne das Schriftchen nur aus einer Besprechung.)

Herzliche Wünsche für zeitgemäße Reformen in dem kirchlichen Leben der Diöcese Seckau. Dargelegt von einer Gesellschaft von Bauern-Geistlichen. Ebenda 4 Bl. 4to. Unter den hier aufgezählten Wünschen findet sich unter f): „Aufhebung aller jener Schranken Gepflogenheiten Instructionen rc. welche das Vertrauen zwischen den Priestern erschweren, die christliche Bruderliebe verunmöglichen". Daher u. a. „Ausübung des Corrections-Amtes in nöthigen Fällen durch den Pfarrer in erster, den Dechant in zweiter, das Ordinariat in letzter Instanz. Differenzen zwischen Pfarrern und Caplänen sollen, wenn sie nicht auf gütlichem Wege ausgetragen werden können, durch schiedsrichterlichen Ausspruch des Dechants beigelegt werden. Hätte man das immer beobachtet, manches Scandal wäre verhütet, manches Priesterglück gerettet worden!" Hieher gehören ferner „Einsichtnahme in die vom Dechant zusammengestellten Conduitelisten durch einen vom Decanats-Clerus zu erwählenden Ausschuß". Zu empfehlen seien „priesterliche Exercitien deren Besuch aber von jedem Zwang frei sein müßte". Unter k) empfehlen die Seckauer Bauern-Geistlichen „Einführung von Sittengerichten in den Pfarrgemeinden, wie selbe in älterer Zeit

bestanden, neuerdings vom sel. Bischof Sailer und Dr. Hirscher beantragt und unseres Wissens in Hessen Württemberg und Baden eingeführt sind. Es muß der sittliche Gemeingeist unter den Gläubigen geweckt werden und es müßen Organe da sein durch die sich der sittliche Gemeingeist, das öffentliche Urtheil und der Gemeinwille der Kirche aussprechen kann. Die natürlichsten Organe sind die Seelsorger in den Gemeinden denen sich aber andere geachtete mit dem öffentlichen Vertrauen beehrte Männer anschließen sollen. Zweck des christlichen Sittengerichtes: Wahrung und Beschützung alter guter Sitte, ein Bollwerk gegen die in der Gemeinde allgemein herrschenden Gebrechen, Ermahnung und Zurechtweisung der Gefallenen". Unter n) wird die „Einrichtung von Privat-Vorlesungen für Vernunftrecht im Seminar" vorgeschlagen, „als Vorbereitung zum gründlichen Studium des Kirchenrechtes, als Leitstern bei Beurtheilung alles positiven Rechtes, und weil das Vernunftrecht immer mehr nach alleiniger Herrschaft strebt. Weitläufigere philosophische Begründung des Dogma neben der positiven ist zeitgemäß und wahrhaft nothwendig".

An Wiens hochwürdigen Clerus, St. Pölten 3. Mai; 1 Bl. kl. 4to. Auch abgedruckt in Gärtner's Spr. f. St. u. K. Nr. 3 S. 48—51. Dank und Zustimmung der Professoren der theologischen Lehranstalt Karl Aigner, Dr. Friedrich Biehl, Sebastian Liebhart, Dr. Franz und Dr. Karl Werner, Joseph Zimmerl; dann Franz Zenotty, Katechet an der Kreishauptschule und zugleich Professor der Katechetik und Pädagogik im bischöflichen Alumnate.

Brunner's Erwiederung auf diesen Zuruf. Wr. Kirch. Ztg. Nr. 25 v. 27. Mai S. 99.

Correspondenz St. Pölten den 20. Mai. Wr. K. Ztg. Nr. 25 v. 27. S. 99 f. Betreffend die wenig erfreulichen Zustände der Diöcesan-Leitung. Zuletzt eine Anmerkung der Redaction: „Auch in der Kirche Gottes gab es bei uns seit vielen Jahren Revolten. Die freien Zugänge, die freien Gassen und Straßen die zum Tempel Gottes führen, wurden verbarricatirt mit alten Kanzleimöbeln, mit Actenkästen Schreibpulten und ledernen Schlafsesseln — man legte ordentlich zu Fleiß Hindernisse in den Weg, um das Volk abzuhalten daß es die Hoheit und Herrlichkeit der Kirche schauen könne. Gott bessere unsere Zustände!"

* * *

Weder die Vorschläge unberufener Kirchen-Reformer die wir kennen gelernt, noch die in verschiedenen Diöcesen im Schoße der Geistlichkeit auftauchenden Bestrebungen hatten den Charakter kirchlicher Revolte, wofür es von den Gegnern gern wäre ausgeschrien worden. Gar sehr dagegen spielte auf dieses Gebiet hinüber, was sich in den letzten Mai-Tagen in der Bukowiner griechisch-orientalischen Diöcese zutrug.

Dieselbe befand sich, als das Gebiet unter der Kaiserin Maria Theresia dem habsburgischen Ländergebiete angegliedert wurde, in einer argen Verwahrlosung, die nach mehr als sieben Jahrzehenten, obwohl von der kaiserlichen Regierung manche den Einrichtungen der katholischen Kirche ähnliche Anstalten getroffen worden, noch lang nicht gehoben war. Die Priester — so wurde noch um die Mitte der vierziger Jahre von höher strebenden Nationalen geklagt —, hervorgegangen aus den alten Clerical-Schulen, wo sie kaum mehr als lesen und schreiben, dann kurze Auszüge aus einigen theologischen Werken nachsagen lernten, besäßen besonders auf dem Lande kaum eine Bibel, geschweige denn eine wenn auch kleine, doch zweckmäßig eingerichtete Bibliothek; sie predigten gar nicht oder äußerst selten und immer schlecht, und hätten dabei, wenn ihre Ehe mit Kindern gesegnet, ihre Noth um das tägliche Brod. Die Klöster seien im elendesten Zustande, statt Hymnen erhöben die Mönche Wehklagen und Verwünschungen über die Willkür, die tyrannische Behandlung und die Habsucht ihrer Vorstände. Die Bevölkerung stehe auf der untersten Stufe der Bildung, nirgends eine Pfarrschule, keine geeigneten romanischen Schulbücher, in der ganzen Diöcese blos drei eigentliche National-Schulen. In einer solchen Verfassung, so ertönte die laute Klage, befinde sich eine Diöcese die nach den überreichen Mitteln ihres Religions-Fondes die blühendste ihres Ritus in der Monarchie sein könnte!

In der ersten Hälfte der dreißiger Jahre hatte die Regierung an die Stelle der dürftigen Clerical-Schule ein theologisches Studium und ein Seminarium für die Candidaten des Priesterstandes nach Art der in den katholischen Diöcesen bestehenden Anstalten dieser Art errichtet; aber beide ließen noch immer viel zu wünschen übrig. Es gebrach an zweckmäßigen Lehrbüchern; es gab keine Bibliothek, einige wenige Bücher abgerechnet die der Anstalt geschenkt oder bei Freunden für sie gesammelt worden waren. An der Spitze der Diöcese stand der Bischof, der unverheiratet sein mußte und darum meist aus den Klostervorständen genommen wurde; ihm zur Seite ein Consistorium das, nach dem Theresianischen Kirchen-Regulamente und dem von Kaiser Joseph II. 1786 genehmigten politischen Fundamental-Gesetze, unter Vorsitz des Bischofs alle Geschäfte zu berathen und zu beschließen hatte. Aber damit ging es lange Zeit sehr primitiv zu. Die Bischöfe vertheilten die einlangenden Geschäftsstücke nach Belieben; die Referenten, deren Bildung sich meist auf die absolvirte Normalschule beschränkte, hatten keine Ahnung von einem geregelten Ge-

schäftsgange; man arbeitete oft ohne Vor-Acten woraus sich Widersprüche mit früheren Erledigungen ergaben. Wichtigere Angelegenheiten, und solche in denen sich die Partei unmittelbar an den Bischof gewandt hatte, behielt dieser für sich und betraute mit der Ausarbeitung derselben Personen seines Vertrauens, wenn sie auch nicht dem Consistorium angehörten; so Bischof Daniel Wlachovicz den Kreis-Commissär Rankowicz, den moldauischen Translator Bortnik, den pensionirten Kreis-Commissär Böhm; sein Nachfolger Isaia II. Balosiescul den Consistorial-Actuar Manasses Draczynski, die Kanzellisten Andrej Tarnowiecki und Michael Zotta.

Im Jahre 1835 wurde Eugenius Hakman Bischof. Obwohl er die Professur des Bibelstudiums A. B. an der theologischen Lehranstalt versehen hatte, gingen ihm doch gründlichere Studien ab; auch glänzte er nicht durch hervorragende Geistesgaben. Fromm und sittenrein, war er gleichwohl, was seine neue Würde betraf, nicht ohne weltliche Eitelkeit, und seine Gegner, deren er von allem Anfang viele zählte, wollten von Ränken seiner Anhänger wissen, die von den zwei Mitbewerbern um den erledigten Bischofssitz den einen, den Archimandriten Böndewski, der übrigens die neueren Studien nicht hatte, bei der Behörde angeschwärzt, dem andern Suchopan gar eine strafgerichtliche Untersuchung an den Hals geworfen hätten, was sich beides nachderhand als grundlos erwiesen habe. Auch daß der neue Bischof bei seiner Inthronisation eine ungewohnte Pracht entfaltete; daß er sich mit der bisherigen Wohnung nicht begnügte, sondern ein geräumiges einem Juden gehöriges Haus gegen einen aus dem Religions-Fonde zu zahlenden Miethzins von 2000 fl. C. M. — für das damalige Czernowitz allerdings eine stattliche Summe — bezog und den Neubau eines Palastes von siebenzig Zimmern beantragte; daß er sich gegen die Mönchsregeln und die Landessitte „in Purpur kleidete" und seine Jahresbezüge von 6000 auf 9000 fl. erhöhen ließ, wurde ihm von der andern Partei auf das übelste vermerkt. Ueberhaupt wurde ihm Ueberhebung, Hochmuth geaen früher Gleichgestellte, aber auch gegen den Landadel, den er in seinem Vorzimmer stundenlang warten lasse, vorgeworfen. Im Kirchen-Regiment traf Hakman manche Neuerung die nicht jedem gefiel. Er nannte sich Ordinarius nach Art der katholischen Bischöfe und bestellte ein Ordinariats-Einreichungs-Protokoll für alle die persönlichen Rechte und die Amtsgewalt des Bischofs betreffenden Angelegenheiten.

Die politischen Zustände Galiziens erhöhten die Schwierigkeit der Lage. Die Zustände im Seminarium waren arg verfahren, die Zöglinge

klagten ihre Vorstände, diese das Consistorium, das Cosistorium den Bischof an. Zur Zeit des polnischen Aufstandes von 1836 fanden revolutionäre Sendschreiben und Flugblätter im Seminar Eingang, so daß Erzherzog Ferdinand den Bischof und den Lehrkörper auf die daraus wachsende Gefahr aufmerksam machen mußte. Der Bischof bestellte Philaret Böndewski zum Seminarial-Vorstand, womit aber wenig gewonnen war, da der sechzigjährige Archimandrit jeder höheren Bildung ermangelte, sehr wenig deutsch, sonst nur romanisch und slavisch sprach und überdies ein schwaches Gesicht hatte. Conflicte mit dem Lehrkörper blieben um so weniger aus, als der Bischof aus dessen Mitte hervorgegangen war und jetzt mit seinen ehemaligen Collegen, was eigentlich in der Natur der Sache lag, aber einigen derselben sehr ungelegen kam, nicht mehr auf dem früheren Fuße verkehrte. Die Professoren klagten über Zurücksetzung, sie wüßten nicht wer ihnen eigentlich zu befehlen habe: ihr Präses oder das Consistorium oder der Bischof. Der Bischof halte sie wie in seiner Macht, nach Belieben von ihm absetzbar; wenn sie sich auf das Regulirungs-Patent und Allerhöchste Verordnungen beriefen, heiße es: es sei nichts geistliches mehr an ihnen, sie seien ganz profan geworden; der Bischof sei wohl des Glaubens, der priesterliche Charakter äußere sich in blindem Gehorsam. Auch über den Mangel eines Berathungszimmers beschwerten sie sich: sie müßten bald im Consistorial-Saale, bald in einem des Lyceal-Gebäudes, bald in einem ursprünglich als Küche benützten ungesunden und unanständigen Raum zusammentreten.

Die Misstimmung zwischen dem Bischof und einem Theile seines Diöcesan-Clerus wurde bedeutend durch die Dazwischenkunft eines Mannes verschärft, der sich des ganzen Vertrauens und so zu sagen auch der ganzen Gewalt des Bischofs zu bemächtigen verstand. Eugen Hakman hatte bei Antritt seines Amtes als Consistorial-Secretär einen gewissen Georg Janowicz vorgefunden, der seit 1831 erkrankt von Jahr zu Jahr unfähiger zum Dienste wurde, bis ihn der Bischof im Mai 1837 durch einen andern ersetzte; Janowicz starb bald darauf. Sein Nachfolger Constantin Czechowski, zuletzt Czernowitzer Magistrats-Secretär, war ein Mann von unzweifelhafter Begabung und von eben so ausgesprochener Entschiedenheit und Willenskraft in Durchführung seiner Plane. Der Geschäftsgang wurde durch Czechowski, der vom Consistorial-Secretär bald zum Consistorial-Kanzler emporstieg, in eine früher nie dagewesene Ordnung gebracht; er wußte aber dabei, wie seine Gegner behaupteten,

seinen persönlichen Vortheil in einer Weise zu wahren, daß er, von Haus aus ein armer Mensch, binnen wenig Jahren es zu einem reich begüterten Manne brachte. Es gebe, hieß es, keine Ernennung, kein Zugeständnis, keine Flüßigmachung irgend eines Bezuges, ohne daß dafür eine verhältnismäßige Summe in die Hände des geldgierigen Kanzlers fließe.

Mit der Amtsleitung der theologischen Lehranstalt war seit 1840 der Professor des Kirchenrechtes und der Kirchengeschichte, Erzpriester an der Czernowitzer Kathedral-Kirche Constantin Popowicz betraut; 1841 wurde er Präses einer geistlichen Commission zur Prüfung und Bearbeitung von Katechismen und andern Religionsbüchern. Nach seiner amtlichen Stellung gehörte Popowicz dem bischöflichen Kreise an; aber seine persönlichen Anschauungen und Pläne näherten ihn der Partei der Reformer, unter denen Johann Kalinczuk, Weltpriester, Professor der Dogmatik, einen besonderen Rang einnahm. Die Absichten der Professoren gingen sowohl auf eine selbständige Stellung ihrer Lehranstalt, die sie zum Rang einer landesfürstlichen Facultät erhoben zu sehen wünschten, als auf Aenderungen im Kirchen-Regiment oder eigentlich, wie sie meinten, Zurückführung desselben auf den gesetzlichen Stand. Während der Bischof und sein Kanzler das Consistorium nur als bischöflichen Beirath (instantia episcopalis consultativa) gelten lassen wollten, durch den er in der Verwaltung seiner Diöcese, bei Besetzungen, bei Verleihung von Titeln und Würden nicht gebunden sein könne, beriefen sich die Professoren auf die Theresianischen und Josephinischen Verordnungen als Beweise daß die Consistorial-Assessoren nicht vota consultativa, sondern vota decisiva hätten, und rückten es dem Bischofe als ungesetzliche Eigenmacht vor wenn er Consistorial-Entscheidungen unberücksichtigt ließ, ohne Befragen des Consistoriums Archimandriten ernannte, neugeweihten Priestern Seelsorge-Stationen anwies, angestellte von einer Station auf die andere versetzte, Dispensen ertheilte u. dgl. und in allen diesen Stücken dem Consistorium, wie einem dem Ordinariate unterstehenden Amte, die blose Ausführung der bischöflichen Beschlüße überließ. Den römischen Begriff des Ordinarius kenne übrigens, sagten sie weiter, das orientalische Kirchenrecht ebenso wenig als das österreichische Regulirungs-Patent; die Leitung der Diöcese habe nicht der Ordinarius für sich, sondern der Bischof mit dem Consistorium. Dabei reiße allmählig der alte Schlendrian wieder ein; ungebildete Novizen würden vom Bischofe zu Priestern geweiht, Hieromonachen ohne alle Clerical-Bildung für die Klöster bestellt,

Priester die in der Moldau mit Umgehung des Gesetzes die Weihen empfangen, in der Diöcese verwendet; wofür Czechowski die Auskunft erfunden habe: „man müße weniger auf Studien sehen als auf Belege anderer Art". Anderseits irrten die Opponenten in ihrer Leidenschaft, in der Sucht gegen den Bischof und dessen Kanzler eine Stütze an der Regierung zu finden, immer weiter vom kirchlichen Wege ab, ließen „Se. Majestät als Stellvertreter Gottes" gelten, behaupteten die jura circa sacra seien „nach den ächten Grundsätzen des griechischen Kirchenrechts unveräußerliche Majestäts-Rechte", kurz waren auf dem besten Wege mit ihrer Rechthaberei den blühendsten Byzantinismus in die orientalische Kirche Oesterreichs zurückzuführen. Die Gereiztheit gegen den Kanzler nahm besonders bei dem unteren Clerus zu und machte sich da zeitweise in Ausbrüchen Luft wie sie dem Bildungsgrade dieser Herren entsprachen; im Jahre 1847 wurde von nächtlichen Zusammenkünften im Wirthshause erzählt, wo Czechowski einmal von erzürnten Priestern blau und gelb geschlagen worden sei.

So war das Jahr 1848 herangekommen, das wie anderwärts so auch in Czernowitz allem Groll und Unmuth die Schranken öffnete. Was man sich vordem in die Ohren geraunt hatte, das ertönte jetzt auf freiem Markte oder war in Maueranschlägen an den Straßenecken zu lesen; auch das „Institut" der Katzenmusiken fand Eingang in der Hauptstadt der Bukowina. Die Aufregung gegen den Kanzler wurde jetzt eine so heftige daß Czechowski es gerathen fand seine Geschäfte in die Hände des Erzpriesters Dimitrowicz, eines ganz in seinen Netzen gehaltenen Mannes, zu legen und die Hauptstadt zu meiden. Jetzt hatte die Partei der Misvergnügten freie Hand gegen den Bischof. Zu den alten Anklagen kamen immer neue. Man wies mit Fingern auf die vielen Frauenzimmer die theils als Dienerinen theils als Anverwandte in der bischöflichen Residenz gegen alle Regeln kirchlichen Anstandes wohnten; man sprach von Privat-Häusern die der Bischof, seiner Würde nicht achtend, mit seinen Besuchen beehre. Als ein Beispiel seiner tyrannischen Selbstsucht wurde angeführt daß er einem allgemein geachteten Priester, weil derselbe gegen seinen vom bischöflichen Kanzler begünstigten Kirchenvorsteher eine Beschwerdeschrift mitgezeichnet hatte, vor Beginn des Gottesdienstes die Mönchskappe vom Kopfe geschlagen habe so daß dieselbe mitten unter das zahlreich versammelte Volk geflogen sei. Ein allgemeines Aergernis gab es zu Ostern wo der Bischof die ihm auf-

wartende Geistlichkeit unwirsch empfing, so daß dann die meisten die Einladung zu seinem Frühstück ausschlugen, „weil sie in der Gemüthsstimmung in die sie der Bischof versetzt habe unmöglich etwas genießen könnten".

Gleich den meisten Ländern der Monarchie wurde es auch in der Bukowina, nach der damaligen politischen Eintheilung einem blosen Kreise von Galizien, nicht unterlassen die allgemeinen Wünsche in eine Petition zusammenzufassen, die eine aus allen Ständen gebildete Deputation vor die Stufen des allerhöchsten Thrones bringen sollte. Als Vertreter der Geistlichkeit wurden gewählt, und zwar vom Curat-Clerus der Erzpriester und Consistorial-Assessor Popowicz, von den Klöstern der Seminar-Spiritual Teoktist Blazewicz, von den Professoren Kalinczuk. Da aber in der Landes-Petition einige Punkte vorkamen mit denen der Bischof nicht einverstanden sein konnte — Wahl des Bischofs durch eine Art National-Convent; Regulirung des griech. nicht-unirten Kirchenwesens und Verwaltung des gr. n. u. Religions-Fondes durch ein gemischtes Comité —, so dachte er daran derselben eine besondere Petition des Clerus entgegenzusetzen und für diesen Zweck vor allem die Professoren-Partei zu begütigen. Denn er wußte daß die drei erwählten Mitglieder der Landes-Deputation mit dem Professor Jacob Worobkiewicz in der Kanzlei der theologischen Lehranstalt über eine Petition berathen hatten, deren Geist und Ziel durchaus nicht zu dem stimmte was in seinem Sinne lag, 27. bis 30. April [1]). Der Bischof rief daher am 3. Mai den Clerus der Stadt und Umgebung von Czernowitz zusammen, hielt einen Vortrag über die Nothwendigkeit der Einigung und Versöhnung und schloß mit den Worten: „Brüder verzeihet wenn ich bisher gefehlt habe, wie ich verzeihen will wenn ihr gefehlt habt!" Allein unmittelbar nach diesen Worten des Friedens brach der Unfriede neuerdings los. Denn nun erhob sich Kalinczuk, indem er betonte daß der fromme Wunsch des Bischofs sich nicht werde erfüllen lassen, so lang im Kirchen-Regimente die Ungesetzlichkeiten und Misbräuche fortbestünden unter denen der Clerus seit Jahren zu leiden habe. Nun verlor auch der Bischof seine

[1]) Bezeichnend für den Geist, der diesen ganzen Sturm in einem Glase Wasser charakterisirte, waren die Punkte 3) Glimpflichere Behandlung des Clerus, wenigstens an hohen Festen und vor dem Altare, und 4) Entfernung der Frauenzimmer aus der bischöflichen Residenz. Die Punkte 1 und 2 betrafen die Umgestaltung des Consistoriums und kamen bei den folgenden Verhandlungen wiederholt zur Sprache.

Ruhe und überhäufte den Professor mit Schmähungen. Kalinczuk berief sich darauf daß er nicht aus sich selbst so gesprochen, sondern einem weitverbreiteten Mistrauen Worte geliehen, eilte dann nach Hause und schickte die Petition vom 30. April, sammt einer persönlichen Beschwerdeschrift über die Behandlung die er so eben erfahren, dem Bischof zu. Dieser berief jetzt den Czechowski wieder an seine Seite, oder Czechowski kam von freien Stücken, und es erfolgte nun mit bischöflichem Rundschreiben vom 1. Mai a., 13. n. St. die Einberufung einer General-Congregation des Diöcesan-Clerus die am 15./27. in Czernowitz zusammentreten und eine abgesonderte Petition an Se. Majestät berathen sollte. Das Augenmerk der bischöflichen Berather war dabei wohl zumeist auf die Klostergeistlichkeit, dann aber auf den größeren Theil des Land-Clerus gerichtet, den sie auf ihre Seite zu bringen und dadurch die Opposition der Professoren mundtodt zu machen hofften. Ganz sicher waren sie ihrer Sache gleichwohl nicht, und von Czechowski wurde das Wort herumgetragen: „Wenn ich falle muß der Bischof fallen." Unter den Petitions-Punkten die man der Land-Geistlichkeit im voraus bekannt machte, wurde die Uebergabe des Bukowiner Religions-Fondes an den Bischof, die Reorganisation der theologischen Lehranstalt und des Seminariums als die dringendsten bezeichnet. Die Professoren-Partei argwohnte nicht ohne Grund, daß es mit den letztern Punkten eigentlich darauf abgesehen sei die Lehranstalt als „vorlaute Predigerin" auf den Stand der alten Clerical-Schule zurückzuführen, daher Popowicz dem Bischofe, der ihm ein Gutachten abverlangte, die ganze Sache auszureden suchte. Es sei, meinte er, überhaupt bedenklich in einer Zeit allgemeiner Gereizheit wie die gegenwärtige, wo das von der Robot noch nicht befreite Landvolk leicht sich erheben könnte, die Land-Geistlichen von ihren Posten, wo sie beruhigend einzuwirken vermöchten, wenn auch nur auf einige Tage abzuberufen. Zugleich legte er ein Fürwort für den Professor Kalinczuk ein und bat den Bischof wegen des unangenehmen Vorfalles am 3. um Nachsicht und Verzeihung.

Für die Versammlung am 27. war die Einleitung getroffen daß die Erzpriester von den Land-Geistlichen mit Vollmachten versehen werden, von letztern aber nur jene kommen sollten die Zeit und Lust dazu hätten. Da aber der bischöfliche Beirath gerade auf ein zahlreiches Erscheinen des untern Clerus gezählt und in diesem Sinne gewirkt hatte, so fanden sich am festgesetzten Tage mehr als hundert Geistliche in Czernowitz

ein, von denen ein großer Theil, weil ihnen kein Gastfreund in der Hauptstadt wohnte, in Wirthshäusern seine Unterkunft suchen mußte. Es führte das zu eben so vielen Conventikeln, wo die Gemüther bei Speise und Trank nicht immer ruhig blieben und manche erhitzte Berathungen stattfanden. Die Absicht des Czechowski'schen Anhanges war, den Secular- und den Regular-Clerus getrennt verhandeln zu lassen, indem man ihnen abgesonderte Räume in der bischöflichen Residenz anwies. Mit der Klostergeistlichkeit, aus drei Igumenen und einigen Czernowitzer Mönchen bestehend, hatten sie auch leichtes Spiel; man wünschte hier blos die Ausfolgung des Religions-Fondes an die Geistlichkeit, alles andere mochte bleiben wie es wollte. Die Weltpriester hingegen zeigten sich von allem Anfang schwierig. Das erste was sie verlangten war die Beiziehung der Professoren und Seminarial-Vorstände, was aber der Bischof trotz wiederholter Vorstellungen mit dem Bemerken verweigerte: er werde die Professoren nach geschlossener Versammlung zu Rathe ziehen. Der Clerus wollte jetzt ohne Einberufung der Ausgeschlossenen gar nicht verhandeln, bis zuletzt der Bischof strengstens gebot zu den Geschäften zu übergehen und mit der Wahl eines Vorsitzenden zu beginnen. Die Wahl fiel mit 80 Stimmen auf den Professor Kalinczuk. Ein Neffe des Kanzlers, der Pfarrer Samuel Andriewicz, legte im Namen der 20 Köpfe zählenden Minorität Verwahrung ein, wurde aber, als er sich nicht zur Ruhe geben wollte, zur Thüre hinausgewiesen. Ueberhaupt bot die Verhandlung, die an sechs Stunden währte und, da für die Eingeladenen keine Sitze hergerichtet waren — vielleicht auch eine Finte des Czechowski'schen Anhangs —, stehend geführt wurde, kein erfreuliches Bild und war nicht geeignet das Ansehen des Bischofs, der sich in manche Widersprüche verwickelte, zu erhöhen. Kalinczuk übernahm nun die Leitung und verfügte zunächst eine Vorberathung im Lyceal-Gebäude, wo das Verlangen um Einberufung der Professoren-Partei wiederholt, zugleich aber das weitere gestellt wurde, daß die gesammte Geistlichkeit vereint berathen, Welt- und Kloster-Geistliche nicht getrennt werden sollten. Wiederholte Deputationen gingen an den Bischof ab; eben so an Popowicz den man den Verhandlungen beiziehen wollte, der jedoch erklärte ohne höhern Befehl in ihrer Mitte nicht erscheinen zu können. Somit begab sich die gesammte aus ungefähr 80 Köpfen bestehende Opposition in die Residenz des Bischofs, der eben mit dem Czechowski'schen Anhang, den Consistorial-Assessoren und einigen Erzpriestern Rath hielt, wobei

Pfarrer Andriewicz als Actuar fungirte. Die im Vorzimmer auf das Warten angewiesene Geistlichkeit begann ungeduldig zu werden; als einer vom Anhang Czechowski's ihnen im Namen des Bischofs Ruhe gebot, wurde der Lärm noch größer. Da zeigte sich Eugen Hakman selbst, blaß vor Entrüstung, und rief den Versammelten zu: „Werdet Ihr stille sein! Wisset Ihr nicht daß Wir die Macht haben Euch schwer zu strafen!" Ein mehrstimmiges „Oho!" ertönte aus der Versammlung die sich aber, als nun der Bischof ernst gebot sich zu entfernen, ohne weitere Einsprache zurückzog. Am späten Abend wurden bischöfliche Diener in der Stadt herumgeschickt, mit dem mündlichen Auftrage an die Landgeistlichen sich, da morgen Sonntag sei, in ihre Stationen zurückzubegeben um den gewohnten Gottesdienst abzuhalten. Das war aber bei der weiten Entfernung und den bescheidenen Verkehrsmitteln für die meisten unmöglich; auch kam es den Widerspruchslustigen ganz gelegen sagen zu können: „Wenn morgen unsere Pfarrkinder keine Kirchenfeier haben so ist das nicht unsere, sondern Czechowski's Schuld; warum hat er uns an einem Samstag einberufen!"

Am 28. Mai erhielt Kalinczuk als Präsident der Secular-Congregation einen Erlaß des Ordinariats, worin ihm aufgetragen wurde sogleich vor dem Bischofe zu erscheinen und wegen des pflichtvergessenen Auftrittes am gestrigen Tage im Namen Aller Abbitte zu leisten oder sich die Folgen seiner Weigerung selbst zuzuschreiben. Kalinczuk erschien nicht, worauf der Bischof, der in seiner Haltung bereits schwankte, den Vorschlag Popowicz' genehmigte: nach dem Wunsche der Opponenten die Gesammt-Geistlichkeit in einer Synode zu vereinigen und die Verhandlung von neuem zu beginnen. Mit diesen Vorschlägen und mit Genehmigung des Bischofs begab sich Popowicz in das Lyceal-Gebäude; die Professoren Johann Tomiuk, Stephan Tarnowiecki, Nikolai und Ilarion Hakman begleiteten ihn, so daß also einem Hauptwunsche der Opponenten thatsächlich entsprochen wurde. Allein bei diesen war inzwischen der Trotz gewachsen. Als Popowicz die Geneigtheit des Bischofs auf ihre Wünsche einzugehen aussprach, nur möge erst Kalinczuk im Namen Aller Abbitte leisten, wozu sich dieser des Friedens wegen erbot, erhob sich ein wahrer Tumult: „Wir haben nichts abzubitten, wir sind nicht in der Stimmung abzubitten, wir werden nicht abbitten!" An der Zeit sei vielmehr, hörte man schreien, mit der bisherigen Kanzlerwirthschaft aufzuräumen; Czechowski habe längst verdient



wegen Simonie und Erpressungen vor Gericht gestellt zu werden! „Habe man diese Jahre her etwas beim Consistorium durchsetzen können ohne den Kanzler gespickt zu haben? Werde selbst ein von der Landesstelle ausgehendes Präsentations- und Anstellungs-Decret dem Betreffenden vom Consistorium ohne Loskaufung zugestellt? Müßten nicht Deficienten von ihrer Pension von 150 fl., alte verdiente Priester von ihrer Personal-Zulage von 100 fl. dem Czechowski einen Theil abführen wenn sie das übrige erhalten wollten? Ja hätten nicht priesterliche Witwen und Waisen einen jährlichen Tribut für die Erfolglassung ihrer kärglichen Gnadenbezüge an den Kanzler zu entrichten? Sei es nicht vorgekommen daß beim Consistorium anhängige Streitsachen von beiden Theilen bezahlt werden mußten? Seien die bischöflichen Visitationen, bei denen der Kanzler nie fehlen dürfe, nicht wahre Plünderungszüge?" Nach diesen und andern Reden, wo sich ein jüngerer Priester durch besondere Heftigkeit hervorthat, wurde eine Petition aufgesetzt worin 1) allsogleiche Amtsenthebung Czechowski's, 2) Zurücknahme des heutigen an Kalinczuk als ihren selbstgewählten Vorsitzenden ergangenen Ordinariats-Erlasses, 3) Wiederherstellung des Consistoriums in dessen verfassungsmäßige Rechte und 4) Verstärkung desselben durch Vertrauensmänner aus dem Schoße des Clerus verlangt wurde. Popowicz mußte der erste seinen Namen unter das Schriftstück setzen, der eigene Bruder des Bischofs durfte den seinigen nicht verweigern. Eine aus Priestern und Erzpriestern bestehende Deputation, abermals mit Popowicz an der Spitze, verfügte sich zu dem Bischofe, welchem sie zugleich anzukündigen hatten: es werde, falls ihrem Begehren nicht hier willfahrt werden sollte, die Geistlichkeit ihre Klagen vor dem Allerhöchsten Throne oder vor der heiligen Synode zu Karlovic anbringen.

Der Bescheid des Bischofs erfolgte am andern Morgen. Czechowski war entfernt, derselbe hatte die Consistorial-Acten in die Hände seines Bischofs übergeben; „die Entscheidung über die andern Punkte werde binnen acht Tagen erfolgen." Es lag auf der Hand daß mit dieser letztern Vertröstung nur Zeit gewonnen werden wollte, da die Landgeistlichen auf keinen Fall so lang in der Stadt weilen konnten. Auch waren diese keineswegs gemeint sich damit zufrieden zu geben, und sie erhielten eine unvermuthete Verstärkung als sich am Vormittage des 29. Vertreter des höheren Adels der Bukowina und Herren vom Ritterstande in ihrer Versammlung einfanden; selbst aus Beamten- und

Bürgerkreisen wurde die Geneigtheit ausgesprochen ihrer Petition beizutreten. So fand denn nachmittags am 29. Mai im Lyceal-Gebäude eine große Versammlung statt, zu der nicht blos der gesammte Secular- und Regular-Clerus, sondern auch eine Anzahl von Adeligen Beamten Bürgern erschien. Beschlossen wurde die Abfassung zweier Klagschriften: eine an das Landes-Präsidium zu Lemberg, die andere an die Karlovicer Synode; es sollte geradezu um Absetzung des Bischofs gebeten und diese Bitte mit all den Vorwürfen unterstützt werden die seit dem Amtsantritte Eugen Hakman's gegen ihn laut geworden waren.

Popowicz hatte dieser Versammlung nicht beigewohnt und verfügte sich am 30. zum Bischof um ihm Nachgibigkeit zu rathen. Er machte dabei auf die zahlreichen Landleute aufmerksam die, durch das sonntägliche Ausbleiben ihrer Pfarrer beunruhigt, zahlreich in die Hauptstadt strömten, was von schlimmen Folgen sein könne. Allein noch gab Bischof Eugen nicht nach, obwohl er wußte daß die Versammelten vom gestrigen Tage sich heute neuerdings einfinden und ihre Beschlüße zu Papier bringen würden. In der That fand Popowicz, als er sich vom Bischof in das Lyceal-Gebäude verfügte, eine aus etwa 130 Geistlichen, vielen Adeligen Beamten und Bürgern bestehende Menge vor, die im Begriffe war die Klagschrift gegen den Bischof zu unterfertigen. Unter den opponirenden Geistlichen befanden sich zwei Klosteräbte, ein Archimandrit, ein Igumen, aber auch die sämmtlichen Consistorial-Assessoren, die letzte Stütze des Bischofs. Popowicz rieth den Versammelten von einem Schritte gegen den Bischof ab, indem ja doch alle Schuld allein den Czechowski treffe der unschädlich gemacht sei; auch einige vom Anhang des abgesetzten Kanzlers wollten die Unterschrift verweigern. Zuletzt fügten sich aber alle, und selbst Popowicz erklärte sich bereit seinen Namen unter das Schriftstück zu setzen, unter der Bedingung jedoch daß noch ein Schritt der Güte versucht werde den Bischof zur Willfahrung zu bewegen. Das wurde ihm zugestanden und das brachte zuletzt den Frieden. Eugen Hakman, vollständig umgestimmt, gab nunmehr seine Zustimmung zu allen Punkten der Petition, bestätigte seine Zusage unter Anrufung Gottes, belobte den Präsidenten Kalinczuk, und fügte bei daß er in seiner Diöcese vortreffliche Männer habe. Noch im Laufe desselben Tages, 18./30. Mai, wurde das „Friedens-Instrument" ausgestellt, vom Bischofe gefertigt und in gegenüberstehendem deutschen und romanischen Texte in Druck gelegt. Dasselbe enthielt:

1) die Suspendirung des Consistorial-Kanzlers Constantin Czechowski „vom heutigen Tage" —
2) Die oberste Leitung der Diöcesan-Angelegenheiten solle, den diesfälligen Gesetzen gemäß, dem Consistorium überlassen bleiben —
3) Das Consistorium solle, um der Erledigung aller Geschäfte zu genügen, aus vier Consistorial-Räthen und wenigstens acht aus dem Secular- und Regular-Clerus, inbegriffen die Professoren der theologischen Lehranstalt, gewählten Ehren-Beisitzern bestehen.
4) Der Erlaß vom 28. gegen Kalinczuk wurde nicht blos zurückgenommen, sondern der Bischof fand sich veranlaßt „diesen so eifrigen Priester und befähigten Professor zu den bevorstehenden Wahlen bestens zu empfehlen".

Zur Ausführung der demnächst einzuleitenden Schritte, darunter die Vorschläge für die neuen Consistorial-Ernennungen, wurde ein eigenes Comité niedergesetzt, das sich dem amtirenden Kreishauptmann Georg Isseczescul vorstellte und von diesem die Versicherung erhielt, er werde demselben, solang es sich innerhalb der Gesetze halte, seine Anerkennung und Unterstützung nicht versagen.

Die Ruhe in der Diöcese war darum noch lang nicht hergestellt. Czechowski verfügte sich nach Lemberg wo er aus seiner Studienzeit viele Verbindungen hatte, während Andriewicz in Czernowitz das Comité bei den Behörden in Misgunst zu bringen suchte, den Professor Kalinczuk der Irrgläubigkeit hinsichtlich der Form der Eucharistie beschuldigte, den Popovicz als Rädelsführer in der berüchtigten Mai-Revolution hinstellte ꝛc. Eine von ihm in diesem Sinne abgefaßte Schutz- und Streitschrift, „Apologie", wurde vom Bischof, so hieß es allgemein, gebilligt und mit dessen Einverständnis in zahlreichen Exemplaren im Lande verbreitet. Das Consistorium in seiner neuen Gestalt trat zusammen. Allein es erwies sich in seiner Vielköpfigkeit als ein schwerfälliger Körper, der in Geschäften nichts vorwärts brachte, hingegen die Gränzen seiner Ansprüche immer weiter hinausrückte so daß dem Bischof zuletzt kaum etwas zur eigenen Entscheidung übrig blieb. Er berief also drei Beisitzer „von der friedlichen Partei", wie er es nannte, in das Consistorium: den früher genannten Andriewicz; den Erzpriester und Pfarrer Grammatowicz, von welchem das Wort herumgetragen wurde: „Und wenn es Tausende kosten sollte, Czechowski muß wieder ins Amt", und den Erzpriester und Pfarrer Gribowski.

Dabei zeigte es sich so recht daß der Coelibat der römischen Kirche, der jetzt in den westlichen Ländern des Kaiserstaates so heftige Angriffe zu bestehen hatte, hoch über dem Unwesen der Popen-Söhne und Popen-Töchter der orientalischen Kirche steht. Auch in der römischen Kirche hat es, besonders in manchen früheren Jahrhunderten, nicht an Klagen über Protection und Nepotismus an den Höfen der Kirchenfürsten gemangelt, was sich ja in dem bekannten Spruche: „Wer den Papst zum Oheim hat kann leicht Cardinal werden" erhalten hat. Aber selbst Gegner von Rom werden zugeben, daß das immer nur Ausnahmen, in Zeiten wo die kirchlichen Zustände gesunde sind sogar seltene Ausnahmen waren und sind, während anderseits Kenner des orientalischen Kirchenwesens nicht werden läugnen wollen daß dort Gevatterschaften und verwandtschaftliche Kameraderien zu dem alltäglichen gehören. Zu den einflußreicheren Anhängern des Czechowski gehörten außer den schon früher genannten der Erzpriester Sorethian, der Pfarrer Kassowicz der Pfarr-Administrator Isopescul, und wie stand es nun mit diesen zueinander? Andriewicz war Neffe das Kanzlers, Kassowicz war Vetter des Andriewicz; Isopescul war Geschwisterbruder des Andriewicz und Schwiegersohn des Gribowski; Gribowski war Schwager des Grammatowicz; Dimitrowicz und Sorethian waren Schwäger. Dimitrowicz, der im Consistorium saß, blieb in fortwährender Fühlung mit Czechowski in Lemberg, der durch ihn alles erfuhr was in Czernowitz vorging und die Seinen zur Ausdauer mahnte. „Ich glaube", schrieb er ihnen am 26. September, „daß, wenn man den Muth nicht verliert, die Entscheidung zu Gunsten des Gesetzes ausfallen muß. Darum vorwärts Ihr Edlen!" .. Allein die Entscheidung fiel nicht in seinem Sinne aus. Vom Landes-Gubernium wurden zwar alle neuen Stellen welche die Mai-Revolte geschaffen hatte beseitigt, und blos drei wirkliche Consistorial-Assessoren mit systemisirten Gehalten ernannt; allein diese Ernennungen fielen insgesammt auf Männer der Opposition: Johann Kalinczuk, Jacob Worobkiewicz, Theoktist Blazewicz.

Was weiter in dieser Angelegenheit vorfiel und welchen Ausgang sie nahm fällt außer den Rahmen dieser Geschichte, und nur das mag angedeutet werden daß sich der Zwiespalt in der Diöcese noch durch Jahre hinzog, wenn es auch nicht mehr zu solchen Auftritten kam wie im April und Mai 1848. Der Anhang des Czechowski, mit der „Apologie" des Andriewicz in der Hand, ruhte nicht. Eben so wenig



ruhte die Professoren-Partei die jetzt das Heft im Consistorium in Händen hatte und daselbst fortfuhr, dem Bischof das persönliche Regiment, das er nach dem Vorgang der katholischen Bischöfe handhaben wollte, streitig zu machen, ja bei dem Wiener Ministerium auf die Absetzung Eugen Hakman's zu dringen. Der Charakter des Bischofs, sagte hier Popowicz, errege in der Bukowina „Grauen, so daß sich viele gottesfürchtige Priester in ihrem Gewissen scheuen an dem gemeinschaftlichen Gottesdienste mit ihm theilzunehmen oder seinen Namen in der Liturgie zu nennen". Bischof Hakman hinwieder klagte, und vielleicht mit mehr Recht, über die Anmaßung der Neuerer die sich, wie er meinte, willkürliche Gesetzauslegungen erlaubten. Bezüglich der Ertheilung von Kirchenwürden und Auszeichnungen berief er sich auf den geistlichen Regulirungs-Plan Cap. IV §. 33, der diese Befugnis ausdrücklich dem Bischof zuspreche, und setzte der Behauptung der Professoren, das orientalische Kirchenrecht kenne kein Ordinariat im römischen Sinne, die Bemerkung entgegen: den lateinischen Namen Ordinariat gebe es allerdings in der griechischen Kirche, die dafür den Ausdruck Episkopie habe, nicht; aber durchaus nichts wisse das orientalische Kirchenrecht von einem Consistorium das eine bureaukratische Schöpfung der neuern Zeit sei: „Popowicz ist fünfzehn Jahre Professor, er möge seine Behauptung nachweisen, daß die den Bischöfen der orientalischen Kirche eingeräumte Gewalt eine geringere sei als die Kirchengewalt der lateinischen Bischöfe." Es wäre übrigens, sagte er weiter, eine große Anmaßung von den Consistorial-Assessoren wenn sie sich beifallen ließen zu behaupten, daß der Bischof, welchem allein die Diöcese anvertraut ist und der vermöge seines Eides die Verwaltung derselben zu verantworten hat, als bloser Vollzieher der Consistorial-Beschlüße angesehen werden solle: „Die Consistorial-Assessoren schwören ja dem Bischof den Eid und nicht der Bischof dem Consistorium". Der Punkt worin die Professoren gegen den Bischof in entschiedenem Rechte waren, betraf die höhere Bildung des Clerus, obwohl sich anderseits freilich nicht verkennen ließ daß ihr Streben, ihre Lehranstalt zur k. k. Facultät erhoben zu sehen, wohl auch sehr weltliche Beweggründe hatte.

Noch sind einige Worte über die Bukowiner Landes-Petition zu sagen. Dieselbe wurde nicht, wie dazu die Einleitungen getroffen waren, durch eine Deputation dem Kaiser überbracht; sie wurde im Juni,

vielleicht weil der Kaiser seine Residenz verlassen hatte, einfach mit der Post nach Wien geschickt und vom Ministerium, als dann der constituirende Reichstag zusammentrat, diesem abgetreten, 3. August. An die Mitglieder des Reichstages gelangte auch eine in Wien bei Karl Gerold und Sohn gedruckte Schrift: „Zur Begründung der Bukowinaer Landes-Petition" (8vo, 46 S.). Die drei auf die gr. n. u. Diöcese sich beziehenden Punkte waren:

10. Wahl des griechisch-nicht-unirten Bischofs durch eine National-Synode, bestehend aus den Repräsentanten des gr. n. u. Clerus, des Adels, Bürger- und Bauernstandes —
11. Zeitgemäße Regulirung des gr. n. u. Kirchenwesens —
12. Verwaltung und Verwendung des Bukowinaer gr. n. u. Religions-Fondes durch ein aus allen Ständen des gr. n. u. Clerus gewähltes Comité unter Controle des Provinzial-Landtages.

In der „Begründung" wurde die Bischofswahl auf „eine seit der Apostel-Zeit in der griechischen Kirche bewahrte Gewohnheit" zurückgeführt und durch den noch heute in den ungarischen und siebenbürgischen Diöcesen, in der Moldau und Walachei, in Griechenland, theilweise selbst in Rußland bestehenden Gebrauch bekräftigt. Dieses Rechtes habe sich auch die Bukowinaer Exarchie unter der moldauischen Regierung erfreut, „und sollte sich im Grunde des garantirten moldauischen Status quo auch unter Oesterreichs ‚mildem und gerechtem Scepter' erfreuen", was aber bei den seitherigen drei Besetzungen nicht beobachtet, sondern der bischöfliche Stuhl, „ohne die Stimme des Volkes oder Clerus zu befragen oder zu berücksichtigen, über ein einfaches Gutachten der Civil-Stellen von dem Kaiser besetzt" worden sei. Bezüglich des 11. sehr allgemein gehaltenen Punktes beschränkte sich die „Begründung" auf die pecuniäre Stellung der im Dienste der Kirche stehenden Personen. Die Priester sollten nicht mehr an die Robotleistung, die Mariaschen (Pfarr-Taxen) und Stola-Gebühren ihrer Pfarrlinge gewiesen sein; ohnedies habe der 1786 kundgemachte geistliche Regulirungsplan diese Auskunft nur für so lang getroffen als sich die Einkünfte des Religions-Fondes nicht gehoben haben würden; da letzteres seither eingetreten sei und der Bukowinaer gr. n. u. Religions-Fond über reiche Mittel gebiete, so sei kein Grund mehr vorhanden die vielfach gedrückte und von ihren Pfarrlingen abhängige Stellung der Seelsorger noch ferner zu belassen. Dabei müße die Congrua der wirkenden Priester, der Gehalt der Deficienten den Zeitverhältnissen entsprechend

erhöht, die Bezüge der Witwen und Waisen der Priester gesichert werden ꝛc. Auch die Consistorial-Frage, die unter dem Clerus seit Jahren eine so wichtige Rolle spielte und noch lang spielen sollte, wurde in der „Begründung“ der Landes-Petition nur von der Besoldungsseite ins Auge gefaßt. Bezüglich des 12. Punktes wurde die Natur des Religions-Fondes als eines aus kirchlichem Eigenthum herrührenden, darum für kirchliche Zwecke bestimmten und eben deshalb „von einem durch alle Classen des Bukowinaer gr. n. u. Ritus gewählten Ausschuße“ zu verwaltenden Provinzial-Fondes erläutert.

X.

P. Franz Seraph Náhlovsky.

Was mir jetzt zu berichten obliegt, fällt zwar durchaus in den Rahmen dessen, womit ich meinen vorhergehenden Abschnitt überschrieben habe. Wenn ich es gleichwohl aus demselben ausscheide und unter einen eigenen Titel reihe, so hat dies zwei Gründe: erstens das größere Aufsehen welches dem hier zu besprechenden Unternehmen in kirchlichen Kreisen, theilweise auch in solchen der Laien, zutheil wurde; und dann den eigenthümlichen Ausgang den dasselbe für dessen Urheber nahm und der es zu einem in dieser Hinsicht abgeschlossenen Ganzen stempelt, daher es schien diesem Unternehmen, trotz des Umstandes daß es in seinen Folgen über das Jahr 1848 hinausreichte, eine abgesonderte Darstellung zu widmen.

Es war schon früher von der Bewegung im böhmischen Clerus die Rede, sowie daß dieselbe, die sich zunächst in allerhand Zeitungs-Artikeln Luft machte, einen stark reformatorischen Anstrich hatte [1]). Dazu gesellte sich das nationale Moment, das zunächst in der Forderung, gewisse gottesdienstliche Handlungen in der Volkssprache zu verrichten und verrichten zu lassen, seinen Ausdruck fand und in mehreren Kirchen nicht nur von Prag sondern auch von Brünn zur praktischen Anwendung gelangte. In Prag führten die Dominicaner bei St. Egyd und die Mino-

[1]) S. oben S. 169—173. Zu dem P. der Ueberschrift sei bemerkt, daß in Böhmen sowohl in den deutschen als slavischen Gegenden jeder Geistliche „Pater“ genannt und angesprochen wird, nicht wie in Nieder-Österreich Tyrol u. a. nur der Franciscaner oder Kapuziner.

riten bei St. Jacob auf der Altstadt eine Frühmesse mit böhmischem Volksgesang, die Augustiner bei St. Thomas auf der Kleinseite nachmittägigen Gottesdienst mit Predigt Litanei und Segen in böhmischer Sprache ein. In Brünn willfahrte der Bischof Anton Graf Schaffgotsche der aus dem Schoße des Stadt-Clerus gestellten Bitte um Einführung böhmischen Kirchengesanges in der zuvorkommendsten Weise, und der Abt der Augustiner zu Alt-Brünn Cyrill Napp, ein in vieler Hinsicht um Mähren hochverdienter Mann, sowie der Provinzial der Minoriten von St. Johann säumten nicht dem gottesdienstlichen Bedürfnisse der zahlreichen slavischen Bevölkerung der mährischen Hauptstadt nach Kräften nachzukommen. In der Kirche zu Alt-Brünn war es überdies der Regens-Chori Paul Křižkovský, der sich um den musikalischen Theil dieser Andachten mit erfolgreichem Eifer und Geschick annahm. Gewiß wird kein billig denkender Mann in jenem Begehren und in diesen Vorkehrungen etwas unziemliches oder ungehöriges finden, wird vielmehr zugeben müßen daß es ja nur im Geiste der kirchlichen Einrichtungen und im Interesse von deren Wirksamkeit gelegen sein könne, sich dem Volke, insoweit dasselbe an der Andacht selbstthätig theilzunehmen hat, in dessen eigener Sprache verständlich zu machen. Gleichwol fehlte es namentlich in Brünn nicht an deutschen Hitzköpfen die über diese Einführung gewaltigen Lärm erhoben, über Verkürzung des Deuschthums klagten, als ob den katholischen Deutschen dadurch ein Unrecht geschähe, daß den katholischen Slaven zutheil wird was für sie recht und billig ist.

B. M. Lidmit Komu čest tomu čest. Tydennik Nr. 21 vom 25. Mai S. 164. Der Verfasser weist gegenüber den deutschen Angriffen auf das Beispiel von Troppau hin, da in einer der dortigen vier Kirchen von altersher böhmischer Gottesdienst gehalten würde, ohne daß sich, obwohl es auch dort an Slavenfressern nicht fehle, jemand darüber aufhielte.

Unter den kirchlichen Anstalten Prags nahm damals das s. g. wendische Seminar auf der Kleinseite nächst der Karlsbrücke eine eigenthümliche Stellung ein. Von den Domherren des Bautzener Capitels gestiftet und unterhalten, hat es bei dem Mangel einer solchen Anstalt in dem vorherrschend lutheranischen Sachsen die Bestimmung, katholische Jünglinge aus der Lausitz und aus Sachsen für den Priesterstand heranzubilden, für welchen Zweck sie zu jener Zeit das kleinseitner Gymnasium und dann die theologischen Vorträge an der Karl-Ferdinands-Universität besuchten. Da sich unter den katholischen Gemeinden Sachsens sowohl

deutsche als slavische befinden, so war es nöthig auch für das sprachliche Bedürfnis dieser letztern zu sorgen, was durch Unterricht in dem lausitzer Sprachzweige und durch Vorträge in demselben geschah. Früher Dobrovský, dann Hanka unterzogen sich seinerzeit dieser Aufgabe, und da beide diese berühmten Sprachforscher dadurch Einfluß auf die Veredlung der Sprache und besonders der Schreibweise der lausitzer Serben gewannen, so bildete das Prager wendische Seminar zugleich ein Organ literarischer Wechselseitigkeit zwischen den letztern und deren böhmischen Sprachverwandten. Dazu kam nun ein anderer Umstand. Präses des Seminars war von 1824—1839 Dr. Franz Přihonský, Schüler, treuer Anhänger und Freund Bolzano's, nach dessen Tode Herausgeber mehrerer Bolzano'scher Schriften; Přihonský's Nachfolger, als er in das Bautzener Capitel von St. Peter einberufen wurde, war Dr. Franz Náhlovský, gleichfalls frühzeitig als Bolzanist bekannt. Da nun der apostolische Vicar zu Dresden, Joseph Dittrich Bischof von Korykos, gleichfalls dem Bolzano'schen Lehr-Systeme huldigte, so steckte zu jener Zeit die ganze Anstalt tief im Bolzanismus, während sie, wie wir sahen, nach einer andern Seite hin als eine Stätte national-slavischen Geistes von den Einen gepriesen, von den Andern scheel angesehen wurde.

Es wurde früher (s. oben S. 172) erwähnt daß ein gegen Ende April 1848 erschienener Aufsatz eines P. W. in der „Prager Const.-Ztg." unter der böhmischen Geistlichkeit großes Aufsehen machte. Der Verfasser sprach darin seine Ueberzeugung aus daß unter den obwaltenden Umständen von Synoden kein Heil zu erwarten sei, „weil sie gewiß urdenklicher Praxis zufolge aus dem conservativen höhern Clerus constituirt würden, zu welchem weder die niedere Geistlichkeit noch das Volk genug Vertrauen habe". Derselben Ansicht, nur aus einem andern Grunde, war Präses Náhlovský; die Zeit, meinte er, sei für Synoden und Concilien nicht reif, „wir sind dazu nicht vorbereitet und nicht disponirt"; umsomehr thue Reden noth, „eine öffentliche Besprechung kirchlicher Interessen, mit geziemender Freimüthigkeit und Würde, mit Festhaltung des kirchlichen Gesichtspunktes". Von dieser Anschauung geleitet, und ohne Zweifel den Vorgang der Wiener Geistlichkeit im April vor Augen, erließ er nun eine Einladung an den Clerus der Stadt Prag, hoch und nieder, säcular und regular, sich am 18. Mai in den Räumen des wendischen Seminars zusammenzufinden. Es erschienen zur festgesetzten Stunde: der Domherr und k. k. Gubernialrath Ignaz Jaksch, der General-Großmeister des ritter-

lichen Kreuzherrnordens Dr. Jacob Beer, der Abt von St. Margareth und Braunau Dr. Johann Nep. Ignaz Rotter, der Domherr Peter Krejči, der fürst-erzb. Secretär Hron, die Professoren von der theologischen Facultät Dr. Johann Mařan und Vincenz Náhlovký, Bruder des Präses, Vice-Director Franz Schneider von der Realschule, der Spiritual bei St. Katharina und Herausgeber des „Blahověst“ Wenzel Štulc, die Weltpriester und Spirituale Dr. Karl Franz Průcha im f.-e. Seminar, Anton Slavíček im Waisenhause in der Bredauer Gasse auf der Altstadt, Franz Joseph Řehák im Klar'schen Blinden-Institute, und noch bei 25 andere. Präses Náhlovský begrüßte die Versammelten mit einer vorbereiteten Rede, in welcher er sich vor allem über die Aufgabe dieser Zusammenkunft ausließ. „Die Religion als ein Inbegriff von Lehren die zum Zwecke haben die Menschen besser und glücklicher zu machen“, sagte er, „muß, wenn sie eine vernünftige ist, die Menschen wie sie sind ins Auge fassen und auf ihre Bedürfnisse sorgsam Rücksicht nehmen. Sie hat die erhabenste aller Aufgaben, die Erzieherin des menschlichen Geschlechtes zu sein, würde aber als eine untaugliche Dienerin beiseite geschoben werden müßen, wenn sie nicht bewiese daß sie die Zeit begreift. Die Vorsteher unserer Kirche, nämlich jenes Vereines von Menschen die sich zur katholischen Religion bekennen, waren, man vergebe den Ausdruck aus dem Munde eines einfachen Priesters, schon bei der früheren Ordnung der Dinge mit der Würdigung der socialen Bedürfnisse und mit deren Befriedigung im Rückstande geblieben. Es ist also unter den gegenwärtigen Umständen viel zu thun und muß bald geschehen, die Zeit drängt“. Er entwickelte sodann die Gründe die es, seiner Meinung nach, nicht räthlich erscheinen ließen zu einer unverzüglichen Einberufung von Synoden zu schreiten: „Indem ich einestheils der Behauptung des P. W. beitrete daß sich ein großer Theil der Synodal-Mitglieder für die Beibehaltung des lieben, schon gewohnten und auch bequemen alten Kleides, höchstens auf Applicirung einiger kleiner Reparaturen entscheiden dürfte, theile ich anderntheils die Besorgnis unserer einsichtigen Bischöfe daß viele andere Synodal-Mitglieder, vom übermäßigen Eifer hingerissen und von dem sehr irritirten Zeitgeiste stark influirt, mitunter Forderungen stellen würden, die zu befriedigen nicht möglich oder doch zur Zeit wenigstens nicht räthlich und heilsam wäre. Die Zahl der Klarsehenden Ruhigen und wahrhaft Freimüthigen würde, glaube ich, eine kleine leicht verschwindende Minorität bleiben.“ Somit faßte er

den Kern dessen auf was es im gegenwärtigen Augenblicke ankomme in die Worte zusammen: „Reden thut vor allem noth“.

„Welche sind nun die Gegenstände, die öffentlich und freimüthig zur Sprache kommen müßen?“ Vor allem anderen müße 1) die Geistlichkeit, „den Nimbus beiseite legend mit welchem uns Amt Auszeichnung oder Geld umgeben hat, mit vereinter und lauter Stimme ein offenes Confiteor sprechen. Warten wir ja nicht bis die Massen Zeit gewinnen und anfangen uns unser Sünden-Register vorzulesen“. Die absolute Monarchie habe es darauf abgesehen gehabt den freien Gang der Kirche zu hemmen, „die Religion, die freie Himmelstochter, sank zu einem griechischen Sklaven in unseren Staatshaushaltungen herab, mit der Weisung gute und stille Kinder zu erziehen.“ Habe es je „irgend ein erleuchteter und gewissenhafter Priester“ versucht diese Fesseln abzustreifen und dem irreligiösen Zeitgeiste gegenüber freiere Bahnen einzuschlagen, die Religion, die Institutionen der Kirche auf eine sinnigere Art darzustellen, um den war es geschehen: man erinnere sich an Professor Bolzano und Bischof Hurdálek!“ Darum müßte 2) das nächste Augenmerk darauf gerichtet sein „den Gebildeten im Lande gesunde Begriffe über Religion überhaupt und den Katholicismus insbesondere vorzulegen“. Die katholische Kirche, allein von allen Glaubensbekenntnissen geeignet Welt-Religion zu sein, habe volle Ursache die ertheilte Constitution freudig zu begrüßen, denn diese setze auch die Kirche in Freiheit; man gestatte den Vorstehern der Kirche nur Zeit, „bis sie sich in der überraschenden Neuheit der Dinge orientirt haben.“ Einer freimüthigen öffentlichen Besprechung bedürftig seien 3) gewisse einzelne Lehren Einrichtungen und Gebräuche der Kirche, und namentlich 4) die Liturgie. Die Ritual-Bücher: Meßbuch Pontifical Pfarr-Agende und Perikopen-Sammlung, aber auch das Brevier und das Volksgebetbuch müßten insgesammt „revidirt und den gegenwärtigen Zeitforderungen, insbesondere der Bildungsstufe der gesammten katholischen Christenheit accomodirt werden“. Eine eingehende Aufmerksamkeit sei dabei der Frage über die allgemeine oder blos theilweise Einführung der Volkssprache in der Liturgie zu widmen; man werde dabei den Umstand nicht unbeachtet lassen dürfen, „daß sich die Menschheit nach Sprachen zu associiren strebt, ein Umstand der in der Zeiterscheinung liegt und immerhin als ein derzeit bestehendes Factum auch von der Kirche wird respectirt werden müßen“. Im 5. Punkte berührte der Vortragende „unsere Leibfrage über Kirchengut“, wobei er

voraussetzte daß im Geiste der neuen Verfassung die Kirche die Verwaltung ihres Eigenthumes, also namentlich des Religionsfondes zurückerhalten werde. Man müße dabei von der Auffassung ausgehen daß es, nach Analogie des durch die Gesetze geschaffenen Concretal-Kirchenvermögens auf den einzelnen Dominien, „eine Art von Concretal-Kirchen- und Beneficial-Vermögen im Bereiche des ganzen Landes, des ganzen Metropolitan-Gebietes gebe, ein Vermögen aus welchem der Cultus in diesem ganzen Bezirke bestritten wird. Denn daß auch Beneficien und Kirchen, wenn sie überflüssige Einkünfte haben, so wie jeder Privatmann im gleichen Falle, verpflichtet sind von diesem Ueberflusse andere ärmere zu betheilen, unterliegt, glaube ich, keinem Zweifel".

Wenn es von dieser Grundlage aus möglich sein werde eine bessere Stellung der armselig bedachten Geistlichen und Kirchen anzubahnen, so komme es 6) zugleich auf eine „Vermehrung niederer und höherer Seelsorgebezirke" an, und zwar: a) Errichtung neuer Pfarren, „in mehreren Gegenden ein schreiendes Bedürfnis". b) Errichtung neuer Diöcesen, resp. Theilung der bisherigen die in ihrem gegenwärtigen Stande viel zu ausgedehnt und bevölkert seien. Der Bischof könne „eine Diöcese, die sich über drei bis fünf Kreise ausbreitet, in 15 bis 20, und wenn es sehr gut geht in 10 bis 15 Jahren einmal zur canonischen Visitation bereisen, wobei nach der Ausspendung der heil. Firmung, die wegen enormen Andranges der Firmlinge in der Regel wenig erbaulich ausfällt und die physischen Kräfte des Bischofs erschöpfen muß, die eigentlichen Visitations-Zwecke eine nicht genügende Beachtung finden müßen". Die Diöcesen sollten „etwa die Ausdehnung eines Kreises" und zwar „mit möglichster Berücksichtigung der böhmischen und deutschen Ortschaften" haben. c) Da das römische Cardinal-Collegium überwiegend aus Italienern besteht, die von den Zuständen und Bedürfnissen entfernter Länder „eine spärliche oder gar keine Kenntnis" haben, so wäre „durch die Verwendung unseres constitutionellen Königs" der heilige Vater in Rom dahin zu bringen, „daß er einen durch seine kirchliche Macht innerhalb der Krone Böhmens für die beiden Metropolien Prag und Olmüz in Vorschlag gebrachten Mann unter die Räthe seines Consistoriums aufnehme". Was die Erhaltung eines solchen Cardinals in Rom aus den Mitteln des böhmischen und mährischen Religionsfondes kosten würde, könne gegen die Vortheile, die daraus der vaterländischen Kirche erwachsen müßten, in keinen Anschlag kommen.

„Manchmal ist, sagt ein großer Denker, auch der Rückschritt zum Alten ein Forschritt". Aus diesem Grunde 7) empfehle sich a) die Wiederherstellung des durch das alte Regierungs-System vollständig zerrissenen Metropolitan-Verbandes. b) „Eine echt kirchliche, vollkommen freie Wahl unserer kirchlichen Vorstände, der Pfarrer Bischöfe Metropoliten", sei eine Lebensfrage der sich verjüngenden Kirche; die Wahl müße dem Clerus zustehen, aber auch den Gemeinden ein gewisser Einfluß, etwa ein Veto, zugestanden werden. „Wir verlangen ja damit keine Neuerung, wir verlangen nur, was schon einmal in der Kirche vorhanden war". c) Möglichst baldige Einführung von Synoden, der „Athmungs-Organe unseres echt katholischen Lebens". Von den „kirchlichen Instituten" hob der Redner 8) die Volksschule hervor, die der vollen Aufmerksamkeit des Priesters würdig und bedürftig sei; das Streben die Schule von der Kirche zu trennen, sei zu verwerfen. Die Reform der Priester-Seminarien und deren Verhältnis zu den theologischen Lehranstalten sei ein Gegenstand hoher Bedeutung, worüber „ein erfahrener und tüchtiger Seminar-Vorstand seine Ansicht nicht vorenthalten möge". Desgleichen müßten sich die Klöster „eine große Reform, in der sie zu dem jüngsten Zustande der Kirche passeten", gefallen lassen. Schließlich kam der Redner 9) auf die kirchliche Disciplin zu reden, berührte das Fasten, das Almosengeben, das Gebet und endlich das Coelibat. „Aber daran muß ich dringend erinnern, daß dieser zarte Gegenstand eine würdige Behandlung in der Oeffentlichkeit finde; daß man, wohlbedenkend auch in allen anderen s. g. weltlichen Ständen gebe es in ledigen sowohl als ehelichen Verhältnissen eine Menge entehrender geschlechtlicher Ausschweifungen, derartige im Clerus vorkommende Fehltritte mit menschenfreundlicher Schonung oder als eine bekannte Sache lieber gar nicht zur Sprache bringen wolle; daß namentlich wir Geistliche, um unsere edlen Bemühungen nicht von ferner zu verdächtigen, für die Aufhebung unseres Ehelosigkeitsgesetzes nicht breite Worte machen, in der sicheren Voraussetzung daß, wenn diese Aufhebung, wie ich selbst glaube, überwiegend ersprießlich wäre, die auf einer Synode versammelten geistlichen Väter des katholischen Volkes freimüthig und gewissenhaft das Ergebnis ihres eigenen über diesen Gegenstand gewiß oft gepflogenen Nachdenkens in die Wagschale der Entscheidung hineinlegen werden".

Náhlovský wollte mit seinem Vortrage nur die Fragen angedeutet haben die ihm als zeitgemäß erschienen; die weitere Erörterung

derselben war nach seiner Ansicht auf einem dreifachen Wege anzustreben: durch Herausgabe einer Zeitschrift die als ein „Archiv für kirchliche Reform" die Artikel sowohl deutsch als böhmisch, wie sie eingeliefert würden, zu bringen hätte; durch Conferenzen die im ganzen Lande ohne Verzug zu eröffnen wären; durch eine in der Metropole zusammentretende Congregation von Priestern, „die das vollkommenste Vertrauen sowohl unserer Bischöfe als auch des übrigen Clerus im Lande besitzen", welche Congregation in mehrere Sectionen abzutheilen wäre und die für die nächste Synode nöthigen Vorarbeiten in Angriff zu nehmen hätte. In diesem Sinne forderte der Redner die Versammelten auf, sich über das Hauptziel seines Vorschlages zu äußern und in erster Reihe sich darüber auszusprechen, ob sie demselben im allgemeinen ihre Zustimmung gäben. Wie es aber bei derlei Anläßen zu gehen pflegt, wurde die Aufforderung Náhlovský's von Mehreren so aufgefaßt, als ob es sich jetzt schon darum handle in den Gegenstand selbst einzugehen, und es folgten allerhand Erörterungen über Einzelheiten gewisser Fragen, was im Sinne Náhlovský's dem Geiste und Zwecke der gegenwärtigen Zusammentretung nicht zusagte. Namentlich war es der General-Großmeister Beer der sich mit dem Geist und der Fassung des Ganzen nicht einverstanden erklärte, und mit Nachdruck hervorhob daß es in unseren Tagen vielmehr darum zu thun sei die Zahl der glaubensleeren Priester zu vermindern — dachte er dabei an seinen unglücklichen Conventualen Smetana? —, die glaubensschwachen zu befestigen. Er war im Begriffe auf die Zuläßigkeit einzelner der angeregten Reform-Punkte einzugehen, als ihm der Antragsteller in's Wort fiel und ihn aufmerksam machte daß es sich jetzt und hier nicht um sachliche Erörterungen, sondern nur darum handeln könne ob man mit den vorgeschlagenen Wegen und Mitteln einverstanden sei. Zuletzt wurde der Beschluß gefaßt, und auch von den anwesenden Prälaten gebilligt, daß der Seminar-Präses seinen Aufsatz dem Fürst-Erzbischof vorlege und denselben, falls dieser die Sache nicht ungünstig aufnähme, bitten möge darüber mit den anderen Landesbischöfen zu verhandeln und dieselben für ein wohlwollendes Entgegenkommen in dieser so überaus wichtigen Angelegenheit zu stimmen. In einer zweiten, für den 22. Mai anberaumten Zusammenkunft wollte man den Erfolg der Mission Náhlovský's entgegennehmen.

Präses Náhlovský fand seinen Oberhirten in einer sehr gedrückten Stimmung. Es war nämlich bei Schrenk durch das, was man ihm



von der Versammlung am 18. zugetragen hatte, die Meinung entstanden, es handle sich dabei um eine Nachahmung politischer Bewegungen ohne alle kirchliche Autorität, wobei man es wohl gar darauf abgesehen habe ihn zu Schritten zu nöthigen die nur von den Bischöfen als den von Gott eingesetzten Vorständen der Kirche ausgehen sollen. Erst als ihm der Präses, am Faden des summarischen Verhandlungs-Protocolls das er bei sich hatte, den Gang und Geist der gepflogenen Berathungen auseinandersetzte, erheiterte sich das Gemüth des Fürst-Erzbischofs und er zollte nun der Reinheit der Absichten des Veranstalters, sowie dem Bestreben desselben den kirchlichen Standpunkt nicht aus den Augen zu verlieren, volle Anerkennung. Er ging dann auf die einzelnen Punkte näher ein und gab seinen Bescheid in ernster und würdevoller, aber zugleich wohlwollender Weise. Freiheit vom Bischof bis zum Cleriker strebe Náhlovský an? Also Freiheit des Bischofs vom Papst, des Clerikers vom Bischof? Sei das wohl statthaft? „Die Persönlichkeit der augenblicklich die Kirche Böhmens regierenden Bischöfe kann bei Erörterung des Princips keine Geltung haben". Ein offenes Confiteor, ein öffentliches Bekenntnis der Gebrechen des geistlichen Standes sei gewiß nicht ohne Bedenken. Lasse dies nicht in der jetzt aufgeregten Zeit ein nur zu leichtgläubiges Entgegenkommen eines großen Theiles der Laienwelt für allerhand ihr aufgetischte Uebertreibungen und Lügen besorgen? Auf die einzelnen angeregten Fragen übergehend erklärte sich Baron Schrenk zu weitgehenden Zugeständnissen hinsichtlich der Sprache des Gottesdienstes bereit, und gewiß werde die Billigung des Kirchenoberhauptes hiefür nicht ausbleiben. Die Bemerkungen wegen des Kirchengutes seien ernster Natur, „wobei es eine höchst schwierige Aufgabe bleibt die Klippen des Communismus, der in allen Ständen, also auch in dem unsern spuckt, zu umschiffen, daher es durchaus nicht räthlich erscheint die Offensive zu ergreifen". Im Punkte der Synoden erscheine die vollkommen freie Wahl der Mitglieder kaum zweckdienlich; „von Gemeinden gewählte Vorstände sind selten die besten". Geistliche Uebungen und Andachten seien Sache eines jeden guten Priesters; öffentliche Besprechung solcher Gegenstände, wobei unausweichlich verschiedene Ansichten zur Sprache kämen, könnten auf ängstlichere Gemüther nur verwirrend wirken; auf den politischen Kampfplatz gehörten sie in keiner Weise. Gegen mündliche Besprechungen religiöser Gegenstände im würdigen Tone gehalten hatte der Fürst-Erzbischof nichts einzuwenden, förmliche Conferenzen und Congregationen aber, unter der Autorität der Bischöfe berufen,

würden als Vorbereitungen für Synoden angesehen werden, deren Einberufung, wie die Versammlung der Geistlichen selbst zugestanden habe, nicht an der Zeit sei. „In einzelnen Fällen", so schloß der Kirchenfürst, „wenn in meinem Wirkungskreise liegende Abänderungen oder Anordnungen von vertrauten kirchlich gesinnten Priestern, sei es durch Vorstellungen oder durch die Presse, besonders in der in Aussicht stehenden Zeitschrift, zu meiner Kenntnis kommen, will ich mit Freuden entgegennehmen und nach Maßgabe meiner schwachen Kräfte und dem Grundsatze folgend, qua Episcopis ad regendam ecclesiam a S. Spiritu positis, in Erwägung ziehen."

Montag den 22. Mai fand dann die zweite Versammlung statt, nicht mehr so zahlreich wie die erste besucht, obwohl sich einige neue Theilnehmer einfanden. Man hatte für diesmal nur den Zweck den Bescheid des Oberhirten entgegenzunehmen, worüber der Präses mündlichen Bericht erstattete. Es fanden noch Berathungen über die zu gründende Zeitschrift sowie über die weiterhin zu veranstaltenden Versammlungen statt. In der Zwischenzeit wollte man gewisse bei der ersten Versammlung angeregte praktische Arbeiten in Angriff nehmen, sich in der Abfassung eines zweckmäßigen Gebetbuches für Geistliche, einer gewählten Perikopen-Sammlung, eines brauchbareren Schul-Katechismus, eines Projectes zur besseren Vertheilung des Kirchengutes u. dgl. versuchen, um diese Arbeiten seiner Zeit zur competenten Beurtheilung vorzulegen und, sollten sie es werth sein, der allgemeinen Benützung zu übergeben.

(F. Náhlovský) Versammlung von Geistlichen gehalten zu Prag am 18. und 22. Mai 1848. Prag F. A. Credner und Kleinbub; 8vo, 31 S.

* * *

So sehr sich Náhlovský der Form nach unter die rechtmäßige Autorität seines erzbischöflichen Oberhirten stellte, so unverkennbar war sein Bemühen seinen Reform-Vorschlägen in jeder Weise Durchbruch zu verschaffen. Er ließ die Verhandlungen vom 18. und 22. Mai, ohne für diesen Schritt die Genehmigung des Fürst-Erzbischofs oder seines Ordinarius des Leitmeritzer Bischofs oder seines unmittelbaren Vorstandes in Dresden einzuholen, in Druck legen, machte das Erscheinen des Schriftchens mit großem Aufsehen doch öffentliche Maueranschläge bekannt [1]), vertheilte

[1]) Er hatte das Erscheinen schon voraus durch eine etwas marktschreierische vom 25. Mai datirte Erklärung angekündigt; Schopf Archiv IV S. 68.



und versandte es in zahlreichen Exemplaren nach allen Seiten. Er wollte aber auch auf politischem Wege für seine Idee werben und wirken. Er nahm die Wahl in die X. Section des National-Ausschusses an — die vom 21. Mai datirte Intimation war unterschrieben vom jüdischen Banquier Lämel — und bewarb sich eifrig um eine Abgeordnetenstelle in den um diese Zeit ausgeschriebenen böhmischen Landtag; P. Johann Pazout in Loukov, sein Jugendfreund und Gesinnungsgenosse, war für ihn in seinem Heimatsbezirke nächst Münchengrätz thätig.

Wohl blieben Mahnzeichen von der andern Seite nicht aus. Das erste war ein sehr wohlwollendes Schreiben des Bischofs Dittrich, Dresden 23. Mai, der es Náhlovský vorhielt daß er für seine Zwecke die Räumlichkeiten des wendischen Seminars benutzt habe, ohne bei denen die darüber zu verfügen haben früher anzufragen; daß er in der Prager Diöcese der er nicht angehöre Anträge gestellt, die nur den legitimen Organen des Ordinarius zuständen; daß er durch seine die Kirche Böhmens und Mährens zu reformiren beabsichtigenden Vorschläge das Gebot der Bescheidenheit verletzt habe. „Allein ich gestehe anderseits gern zu, daß außerordentliche Zeitverhältnisse vieles rechtfertigen was sonst dem Tadel anheimfallen muß. Hoffentlich wird die Güte des Herrn Fürst-Erzbischofs Ihre gute Absicht wägen und, was Sie gethan, Ihnen um so weniger als Schuld anrechnen, da Sie eben dadurch anderweitigen minder zu billigenden Bestrebungen mancher Prager Geistlichen begegnen wollten. Ob es der Herr Bischof von Leitmeritz ebenso gut aufnehmen werde will ich dahin gestellt sein lassen; jedenfalls kommt alles darauf an was Sie vorgeschlagen und in welcher Weise Sie es gethan haben". Die Voraussicht des Bischofs von Korykos war eine ganz richtige: sein Amtsbruder Hille nahm die Angelegenheit auf das ernsteste, und konnte kaum anders, da sich unter der Leitmeritzer Geistlichkeit bereits Stimmen regten die da frugen: ob sich wohl einzelne Priester herausnehmen dürften in unkirchlicher Weise vermeintliche Kirchengebrechen zu rügen und Vorschläge zu Reformen zu veröffentlichen? Er forderte den Seminar-Präses vor seinen Bischofsitz vor und empfing zwar aus dessen Munde die Versicherung, daß denselben nur die reinste Absicht im Geiste der heiligen Kirche und zu deren Verherrlichung zu wirken geleitet habe. Allein eine mündliche Besprechung, der sich Náhlovský im Auftrage des Bischofs mit dem Canonicus Schwarz unterzog, scheint in Leitmeritz nicht den Eindruck zurückgelassen zu haben, den sich

der Präses einredete und einbildete, besonders da er, nach Prag zurückgekehrt, in seinem Unternehmen verharrte, dasselbe nur mehr zu befestigen und zu verbreiten strebte und durchaus nichts that, um in pflichtschuldigem Einklang mit seinen kirchlichen Obern zu bleiben. Bischof Hille richtete an ihn ein eindringliches Mahnschreiben, aber zugleich an seine Diöcesan-Geistlichkeit einen Hirtenbrief, worin er derselben jenen „ohne seines Diöcesan-Bischofs Vorwissen und Zustimmung" geschehenen Schritt Náhlowský's bekannt machte und zugleich das Vertrauen aussprach, daß sein Clerus „die in dieser Schrift enthaltenen unkirchlichen Ansichten Meinungen und Vorschläge nicht nur nicht theile, sondern vielmehr große Betrübnis und tiefen Schmerz darüber empfinde, umsomehr da selbe dem Drucke übergeben und so den Laien zur Kenntnis gebracht wurden". Er bat zugleich seine Diöcesan - Geistlichkeit ihr Gebet mit dem seinen zu vereinigen, daß Gott „gnädig verhüten wolle daß nicht Unordnung und Unheil und verderbliches Beispiel aus dem Heiligthume selbst hervorgehe und daß Er meine Bemühungen mit fruchtbarem Gedeihen segnen wolle".

1 Bl. fol. Gezeichnet: Aus meiner bischöflichen Residenz zu Leitmeritz den 6. Juni 1848. Augustin Batholomäus Bischof. — Abgedruckt Wr. K. Ztg. Nr. 37 vom 24. S. 148.

Wenn schon die fieberhafte Ungeduld Náhlowský's seinen Ansichten Geltung zu verschaffen für die Angelegenheit die er verfocht nicht einnehmen konnte, so war dies noch weniger mit den Folgen der Fall die sein Unternehmen nach sich zog. Denn die mit so großem Aufsehen erfolgte Veröffentlichung seines Schriftchens drohte, wie sich eine zeitgenössische Stimme vernehmen ließ, „das Feuer das bisher nur in einzelnen hier und da auftauchenden Flämmchen den Horizont beleuchtete, zu einem großen Brande anzufachen, der Sucht nach Reformen und dahin zielenden Vorschlägen weitern Spielraum zu geben und so der katholischen Kirche Böhmens eine ernste Gefahr zu bereiten". Der Seminar-Präses sammelte Literaten um sich, die ihm Arbeiten für sein „Archiv" liefern sollten. Aber vielen neuerungssüchtigen Geistlichen oder auch Laien mochte das zu lang währen; auch schien ihnen ein theologisches Fachblatt nicht der geeignete Ort um ihre meist ungemessenen Vorschläge an den Mann zu bringen; sie benutzten dazu die politischen Tagesblätter wo sie meist mit geschlossenem Visier auftraten, was der Gerechtigkeit ihrer Sache noch weniger zu statten kam. Schon wenige Tage nach

der zweiten Versammlung, und ohne Frage außer allem Zusammenhang mit ihr oder deren Veranstaltern, erschien ein Aufsatz in der „Bohemia" gegen das Coelibat, dessen ungenannter Verfasser betheuerte daß ihn zur Bekämpfung dieser Institution „kein anderer Grund bestimmt habe als seine feste Ueberzeugung daß dasselbe die Religion untergrabe, die katholischen Priester dem Hasse und der Verachtung der Laien preisgebe und den nachtheiligsten Einfluß auf die menschliche Gesellschaft ausübe". Nicht lang darauf brachten „Národní Noviny" einen Aufsatz gegen den Kapuziner-Orden — der Verfasser zeichnete sich, offenbar pseudonym, Frater Veremundus Futrál —, dessen böhmisch-mährische Klöster, 21 an der Zahl, er insgesammt und ohne Verzug aufgehoben wissen wollte; denn ihr Ziel sei von jeher kein anderes gewesen als „das Volk in der Finsternis, im Stumpfsinn zu erhalten damit es nicht zur Erkenntnis seiner selbst komme". Man möge die Kapuziner wegjagen wie man die Liguorianer aus Wien fortgejagt hat; denn es sei „für sie, da das Licht für Oesterreich aufgegangen ist, keine Stätte mehr zu ihrem verfinsternden Wirken". Mit gleicher Heftigkeit wurde in dem Blatte Havlíček's gegen die Seminare losgezogen, deren Schutz und Unterricht er doch selbst einmal genossen hatte. „Eine traurige aber wahre Erfahrung lehrt", so schrieb ein Anonymus, „daß manch' frommes Gefühl, im Elternhause von Kindesbeinen an gepflegt, erst hier, hier wo es befestigt werden sollte, erstickt wird". Die Nachtheile des nahen Zusammenlebens, der gegenseitige Einfluß der Bevorzugten und der Neider, der Talentirten und der Armen am Geiste, der Unverdorbenen und der Unsittlichen, aber auch die ungünstige Einwirkung der physischen Ein- und Absperrung wurden in den schwärzesten Farben gemalt, um daraus den Schluß zu ziehen daß mit solchen Anstalten ein für allemal ein Ende zu machen sei. Zuletzt erschien in der „Prager Const. Allg. Ztg." ein Aufsatz: „Kurzgefaßtes Summarium der in Religions- und Kirchen-Angelegenheiten gewünschten Reformen", worin in nicht weniger als 42 Punkten alles zusammengefaßt wurde, was in den kirchlichen Einrichtungen geändert oder gänzlich abgeschafft werden müße um den Forderungen des Zeitgeistes zu genügen: Einziehung des gesammten Kirchenvermögens und Uebernahme desselben durch den Staat der dafür die Besoldung der Geistlichkeit übernähme — 300 fl. bei Antritt des Priesterthums, 4/500 als Caplan, dann sofort bis 2000 fl. Conv.-M. —; Aufhebung aller geistlichen Orden

als „eines constitutionellen Staates unwürdig", denn durch die Constitution werde jedermann freier Mitbürger, „nur der durch die Gelübde geknechtete Ordenspriester bleibt fortan ein Sklave seines despotischen Ordensvorstehers"; Aufhebung des Cölibates als „das Haupthindernis der Vereinigung der christlichen Glaubensgenossen" ꝛc. „Alle diese Reformen sollen von der Kirche selbst ausgehen, durch ein aus dem Schoße der Geistlichkeit zu bildendes unbefangenes freimüthiges Comité; dieses möge eine unparteiische Durchführung vornehmen, das wesentliche erhabene göttliche von dem unnützen kleinlichen aristokratischen sondern, den ganzen alten Zopf abschneiden und so sich und die Religion und die Kirche emancipiren, und der Nation den Beweis liefern daß es auch unter der katholischen Geistlichkeit Männer gibt welche ihre ehrenvolle Sendung mit der constitutionellen Freiheit zu vereinen wissen".

An die bevorstehende böhmische National-Vertretung. Von einem Geistlichen. Bohemia Nr. 83 vom 25. Mai. Der ehrwürdige Anonymus verlangte: 1) Bessere Dotirung der Land-Capläne. 2) Geregelte Besoldung der Pfarrer. 3) Verbesserung der Lage der Deficienten-Priester. 4) Abschaffung aller Patronate und Verleihung der Beneficien durch den Diöcesan-Bischof cæteris paribus nach dem Senium. 5) Abschaffung der Pfarr-Concurs-Prüfung. 6) Aufhebung des Coelibats.

Má bezženství katolických kněží ještě trvati (Soll die Ehelosigkeit der katholischen Priester noch länger bestehen)? Od katolického kněze. Nár. Nov. Nr. 45 vom 28. S. 178. Der künftige böhmische Landtag möge es sich angelegen sein lassen daß beim Papste die Aufhebung des Coelibats dringendst befürwortet werde.

Sind die Verrichtungen der katholischen Priester mit dem Ehestande vereinbar? Von einem Geistlichen. Bohemia Extra-Nr. 9 zum 31. — Ich fand in der Wr. K. Ztg. S. 132 die Notiz daß gegen diesen Artikel der Prager Seminar-Präses P. Rost seine Feder gespitzt, bin aber außer Stande mitzutheilen ob er seinen Vorsatz ausgeführt und welches Blatt er für seine Entgegnung gewählt habe.

Tajnosti seminářské. Nar. Nov. Nr. 49 vom 2. Juni S. 196. Der Seelsorger auf dem Lande bedürfe einer festen Gesundheit. Das vierjährige Verweilen im Seminar sei gesundheitsgefährlich; von 100 Alumen sterben im Jahre 4, in Prag die meisten an Lungensucht; Blutspucken, Entzündungen seien sehr häufig. „Das bleiche schlechte Aussehen ist so regelmäßig daß ein Professor der Theologie einen roth aussehenden Alumnen von vorn herein für einen Faulenzer erklärte." In gleicher Weise brauche die moralische Seite des seelsorgerlichen Berufes tüchtige abgehärtete Männer: sei wohl das Seminar-Leben die Schule dafür?

Návrh o řádu kapucínů. Nar. Nov. Nr. 51 vom 4. Juni. In den Bibliotheken der Kapuziner-Klöster, wo dieselben überhaupt

dergleichen besäßen, finde sich nichts als ein paar alte Scharteken, und nicht einmal zu diesen habe jeder Ordensbruder Zutritt. Die Kapuziner donnerten gegen die Constitution und deren Vertheidiger, weil sie die Furcht erfülle daß sie gleich den Jesuiten durch den politischen Umschwung aus ihren Höhlen, wo im Nichtsthun ihr Leben zu verbringen und ihrem Bauch zu fröhnen ihnen so gut gefalle, aufgescheucht werden könnten. Die meisten Vorstände seien Deutsche aus dem Egerer Gebiet, die, wie P. Adjut Birl am Hradschin, den Böhmen nicht wohlwollen, kein Kloster sei Mitglied der Matice, in keinem werde eine böhmische Zeitung gehalten. Der Verfasser fordert die jüngern und verständigeren Glieder des Ordens auf, sich einem solchen volksfeindlichen Geiste zu widersetzen: „Fürchtet nichts in der heutigen Zeit, der Fall des Grätzer P. Elisäus wird sich bei uns nicht wiederholen!“ Es folgen Vorschläge wie sich das Geld, das aus dem Religionsfonde für die Erhaltung der Kapuziner ausgegeben wird, zum Nutzen der Kirche besser verwenden ließe. Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Wie Jesuiten und Liguorianer haben wir auch Kapuziner nicht nöthig, und ich sage darum: Et antiquum documentum novo cedat ritui.“

Pojištěnost pozůstalosti kněžské. Nar. Nov. Nr. 53 vom 7. S. 211. Enthält einige gute Bemerkungen über die Verlassenschaftsabhandlungen nach Geistlichen, die nach dem bisherigen Schlendrian oft in die Jahre hinein verschleppt würden.

O zrušení seminářů. Ebenda Nr. 54 vom 8. S. 214. Der Verfasser verlangt Aufhebung der Seminare.

Die Klöster und das Coelibat. Von August Hiersch. Const. Prag. Ztg. Nr 94/5 vom 25. Juni S. 1756 f. Ein langathmiger Aufsatz wo all die längst bekannten Scheingründe gegen die Ehelosigkeit der Priester und das Klosterwesen neuerdings vorgebracht und breitgetreten werden. Bezüglich der Klöster will der Verfasser von nichts wissen als von deren Aufhebung; denn diese „bringt Millionen in den Schatz und Tausende von armen Schullehrern werden die Hand segnen, die ihnen so manche Lebenssorge erspart.“

Das „kurzgefaßte Summarium“ kenne ich nicht aus eigener Anschauung sondern blos aus der Besprechung in katholischen Blättern, z. B. in der Brunner'schen K. Ztg. Nr. 50 vom 25. Juli S. 199 f. α Prag 16. Juli. Als die ziemlich durchsichtigen Tendenzen des „Summarium“ erklärt der Correspondent: „die katholische Kirche ihrer Selbständigkeit gänzlich zu berauben, sie von der Gnade des Staates noch mehr abhängig zu machen als sie es je war; daher der Brodkorb dem Staate gänzlich übergeben werden soll um ihn nach Belieben hoch oder niedrig hängen zu können oder, wenn es gelüsten möchte, ihn gänzlich zu nehmen.“ Eine andere Tendenz sei: „die Kirche dem Protestantismus näher zu bringen“, daher die Seminarien und alle religiösen Genossenschaften aufzuheben und die Priesterehe einzuführen.

Haben wir Religionsfreiheit? (Als Motto der betreffende Absatz aus dem kais. Patent vom 8. April 1848). Bohemia Nr. 106 vom 2.

bis Nr. 108 v. 5. Juli. Der Aufsatz ist der Hauptsache nach gegen den Satz gerichtet, die katholische Religion sei als Staatskirche aufrecht zu erhalten. Es fehlt aber dabei nicht an allerhand heftigen Ausfällen gegen kirchliche Einrichtungen, z. B. gegen das Coelibat, dieses „unnatürliche Verhältnis" dessen Abschaffung „im Namen der Vernunft, im Namen der Sittlichkeit, im Namen des Wohles der bürgerlichen Gesellschaft" gefordert werden müße; denn „das Wohl eines mündig und frei gewordenen Volkes kann nur bei gesteigerter Sittlichkeit bestehen und gedeihen, es müßen beim Beginn eines freien Volkslebens alle privilegirten Quellen der Unsittlichkeit verstopft werden, es muß das Coelibat, diese reiche Quelle zahlloser Scandale, aufgehoben werden." Aus „gewichtigen moralischen Gründen" könne auch der Fortbestand der Klöster nicht länger geduldet werden. Der Aufsatz schließt mit dem Gegensatz von „Priestern die begreifen würden daß von neuem die Grundsätze unseres unvergeßlichen Joseph II. ins Leben treten müßen", und „Pfaffen" die man, „welchen Posten sie auch einnehmen mögen, als Feinde der menschlichen Gesellschaft unerbittlich verfolgen" müße.

Über die geistlichen Bruderschaften und ihre Folgen. Unterzeichnet: Aus dem Heinspacher Vicariats-Bezirke. J. A. N. Bohemia Nr. 129 v. 29. Juli. Gegen die Bruderschaften „zum unbefleckten Herzen Mariä", „zum heiligsten Herzen Jesu", „zum lebendigen Rosenkranze" &c. Dieselben seien nichts als eine Brutstätte des finstersten Aberglaubens, ein Herd von allerlei Unsittlichkeiten und „bei geistes- und nervenschwachen Personen, besonders weiblichen Geschlechtes" Ursache wiederholter Wahnsinnsfälle.

Kundgebungen von so gefährlicher Tragweite gegenüber konnte eine gleich heftige Gegenströmung nicht ausbleiben. „Der Anfang zur geistlichen Revolte ist gemacht", schrieb ein Prager Correspondent an die „Wiener Donau-Ztg." (Nr. 58 v. 29. Mai S. 458); ein „Schrei des Entsetzens" habe sich erhoben, ein „Wehklagen geht durch alle kirchlichgesinnten Kreise", wie von anderer Seite der Brunner'schen K.-Ztg. (Nr. 28 v. 3. Juni S. 112) berichtet wurde. „Wird der Fürst-Erzbischof sich zu einem entscheidenden Auftreten entschließen? Und was ist es mit Bischof Dittrich? Diese Bewegung geht hauptsächlich von der bolzanischen Partei aus, die jetzt den Kopf sehr hoch trägt, und er war von je ihr besonderer Begünstiger". Die Welt werde staunen wenn sie die Namen der Theilnehmer an jener Bewegung erfahren werde: „man hat an Vielen Säulen der Kirche verehrt, und sie sind zu Mauerböcken geworden welche mit ihrer frechen Stirn gegen die heiligsten Institutionen losstürzen". Vorzüglich die Punkte wegen der gottesdienstlichen Sprache und wegen des Coelibates gaben Anlaß zu den heftigsten Angriffen. Da zur selben Zeit der Prager Slaven-Congreß im Anzuge war, so erschienen

jene beiden Anregungen als Brücke die zu einem großen Slavenreich führen sollte: „Durch die Liturgie in der Muttersprache nähert man sich den Süd-Slaven, durch die Einführung der Priesterehe den vielen Protestanten Nord-Ungarns". Die „slavisch-anticoelibatische Afterfrucht" am Baume der böhmischen Kirche, „der anticoelibatische Priesterverein" der bereits an hundert Mitglieder zähle, die verkappten Ritter in den Tageblättern, „mit Waffen kämpfend die man vor dreihundert Jahren in den Fäusten der kirchlichen Gegner sah" u. dgl. m., dies waren die Redensarten mit denen die Gegner des Unternehmens die Veranlasser desselben im Lande und außer dem Lande verschrieen. Denn neben dem Präses galt ihnen der Herausgeber des „Blahověst" als Rädelsführer: „Náhlovský und Štulc sind Männer die der Kirche viel leisten können; aber wenn sie fortfahren die Bahnen zu wandeln die sie eingeschlagen haben, so werden sie viel, sehr viel Nachtheil stiften!" Sie rühmten sich die Zeit zu verstehen, aber wie sehr seien sie vom Irrthum umstrickt, von ihrer Leidenschaft geblendet! „Die sich jetzt so groß dünken, sie werden einst inne werden daß sie nichts mehr waren als ein Krankheitsstoff den die Kirche aus sich ausgeschieden hat!" [1])

Wohl fehlte es dem Präses nicht an aufmunternden Freunden. Fesl in Wien war Feuer und Flamme für Náhlovský's Unternehmen; er möge sich nicht irre machen lassen durch die Verläumdungen jenes „böhmischen Finsterlings" der in den Spalten der Wr. K.-Ztg. gegen ihn geifere; in Wien gebe sich eine Partei alle erdenkliche Mühe der Schule Günther's zu größerer Berühmtheit zu verhelfen, „und hauptsächlich darum sucht man den Bolzanismus zu antiquiren." Dechant Anton Krompholz in Böhmisch-Leipa schrieb dem Präses: seine Vicariats-Geistlichkeit, bis auf Einzelne, seien mit den Vorschlägen ganz einverstanden, hätten das bischöfliche Warnungsschreiben mit Misfallen aufgenommen; man dringe in den Bischof daß er die Abhaltung gemeinschaftlicher Besprechungen der Vicariats-Geistlichkeit gestatten möge. Auch von seinem Vorgänger Domherrn Přihonský in Bautzen, von Professor Johann Maresch in Leitmeritz, von seinem Freunde Pazout in Loukov und vielen andern Geistlichen wie Laien erhielt er theilnehmende Versicherungen, wobei jedoch mehr als einer nicht unterließ ihm geziemende Rücksicht und Reverenz gegen seinen Bischof ans Herz zu legen.

[1]) Wr. K. Z. S. 132.

Allein die Stimmen seiner Widersacher waren lauter und wirksamer; sie hetzten und schürten auf dem Hradschin, in Leitmeritz und Dresden, und vor allem durch giftige Correspondenz-Artikel in der Brunner'schen Kirchenzeitung, die nun schon ein großes Ansehen unter dem deutschen katholischen Clerus von ganz Oesterreich gewonnen hatte.

Die heftigen, den richtigen Sachverhalt theils übertreibenden theils geradezu entstellenden Artikel der Wr. K. Ztg. waren „α Prag" gezeichnet; 27. Mai, 4. Juni, 6. Juni Nr. 29 S. 116, Nr. 32 S. 129 f., Nr. 33 S. 132 ꝛc. Von der christlichen Charitas, die sich auch den Fehlern eines Bruders und Berufsgenossen gegenüber nicht verläugnen soll, war in diesen Aufsätzen wenig zu verspüren. Dadurch ließ sich Brunner selbst irreführen, als ob es Náhlovský und Štulc in erster Linie um die Aufhebung des Coelibats zu thun wäre; „denn alles andere war nur Aufputz, Zugabe . . . Gebt diesen Herren Weiber, und sie lassen euch alle andern Fragen und Petitionen liegen; man müßte blind sein wenn man nicht einsehen würde daß es die Weiber-Frage ist um die sich bei jenen, nicht ‚im Herrn' sondern ‚in der Frau' versammelten Clerikern alles dreht." Wr. K. Ztg. Nr. 30 v. 8. Juni S. 120: „Der Friede im Innern". Der Prager α-Correspondent war über dieses Thema unerschöpflich, rief dem Anticoelibatus witzelnd zu: „Tu felix Austria nube" u. dgl. m. Gleichwohl gibt der Correspondent S. 132 zu: „Der Vortrag bei der ersten Versammlung" — er wollte wohl sagen: der erste Theil des Vortrags bei der Versammlung, denn bei der zweiten wurde gar keiner gehalten — „hat äußerst empfehlendes, dem jeder brave Katholik beipflichtet und was seit Jahrzehnten Gegenstand unserer heißesten Wünsche war; aber warum dann mit Plänen hervortreten welche die Kirche jederzeit verworfen hat?!"

* * *

Es ist wohl nicht daran zu zweifeln daß die Ueberzeugung des Seminar-Präses Náhlovský, als er mit seinem Schritte vor die Oeffentlichkeit trat, eine aufrichtige, daß seine Absicht eine gute und reine war, wenn sich auch anderseits nicht läugnen läßt daß er von vornherein auf falschen Wegen war, die weiter verfolgt nur zum Unheil dessen ausschlagen konnten was er verbessern reinigen veredeln zu wollen erklärte. Wenn man seinen einleitenden Vortrag vom 18. Mai liest, so macht derselbe auf den gläubigen Katholiken und Kirchenmann einen unbehaglichen Eindruck; denn es könnten diese Worte ebenso gut von einem Vertheidiger der Vernunft-Religion gesprochen sein. Religion und Kirche behandelte der Redner einzig aus dem Gesichtspunkte ihrer praktischen Nütz-

lichkeit für das Menschengeschlecht: wenn sie diesen Zweck nicht erfüllte, müßte sie als „untaugliche Dienerin" beiseite geschoben werden (S. 7). Gewiß hat es Náhlovský in seinem Innern nicht so gemeint, aber jeder Urtheilsfähige konnte die Worte die er gesprochen nicht anders auffassen als wie ich so eben angedeutet. Ein grober Misgriff war es ferner, und des erhabenen Gegenstandes völlig unangemessen, wenn er den Punkt des Kirchengutes als die „Leibfrage" des Clerus hinstellte (S. 14); es wäre sehr betrübend wenn es sich in der That so verhielte. Geradezu gefährlich und verwerflich aber, was wir lediglich seiner mangelnden juristischen Einsicht zur Last legen dürfen, waren die Vorschläge die er in dieser Richtung machte. Seine Ideen über ein Concretal-Kirchenvermögen des ganzen Landes enthielten nicht blos den ausgesprochendsten Communismus, sie waren zugleich ein pietätloses Verläugnen aller frommen Widmungen und Stiftungen, die ja immer für gewisse Zwecke, gewisse Gegenden und Orte, gewisse Verrichter gottesdienstlicher Handlungen gemacht werden. Allerdings kann die oberste Kirchengewalt, unter Umständen die es zum Heil des Ganzen unausweichlich erscheinen lassen, auch rücksichtlich solcher Sonderzwecke ausgleichende Verfügungen treffen; allein in einer so gewaltsam rohen Weise daß man, gleich Räubern nach einem glücklichen Beutezuge, alles auf einen Haufen zusammenwirft und dann eine neue Austheilung vornimmt, darf und kann dies nie geschehen. Die Coelibats-Frage hat Náhlovský unläugbar sehr vorsichtig, man könnte sagen schüchtern, angefaßt, so daß ihm in dieser Hinsicht, wo er die herbsten Schmähungen über sich ergehen lassen mußte, eigentlich kein begründeter Vorwurf zu machen war. Allein besser und von ihm klüger wäre es jedenfalls gewesen, diesen Punkt entweder ganz unberührt zu lassen oder, weil ja doch in jenen Tagen vor der Oeffentlichkeit so viel darüber gesprochen und verhandelt wurde, mit würdevollem Nachdruck gleich die ernste Seite dieser von den Aposteln, den Kirchenvätern und Concilien von Anbeginn zuerst empfohlenen, dann befohlenen Institution hervorzuheben. Das waren auch die Gründe warum mehrere der Theilnehmer an der ersten Versammlung sogleich ihre Bedenken gegen die Anregungen des Seminar-Präses vorbrachten, und warum sie nachmals, als sich böse Anzeichen gegen das Unternehmen von allen Seiten häuften, offen demselben den Rücken kehrten. General-Großmeister Beer schickte an die Redaction der Wr. K.-Ztg. ein ausführliches Schreiben, worin er die verdeckten gegen ihn gerichteten Angriffe des Prager

α-Correspondenten abwies. Auch Abt Rotter erklärte, er sei eingeladen worden und erschienen ohne zu wissen um was es sich handle; er verwahrte sich feierlich dagegen, als ein Genosse der vom Vortragenden ausgesprochenen Ansichten und Gesinnungen angesehen zu werden und könne mit dem Inhalte der ausgegebenen Broschüre keineswegs einverstanden sein.

Wr. K. Ztg. Nr. 43 vom 8. Juli S. 172 und Nr. 50 vom 25. S. 198 f. mit dem vollen Wortlaute des aus Prag 8. Juli datirten Schreibens Jacob Beer's. Der Briefsteller behauptet darin u. a., er habe sich am 18. gegen die „Vorlegung des so gefaßten Vortrages an den hochw. Herrn Fürst-Erzbischof und gegen die Veröffentlichung desselben durch den Druck auf das entschiedenste ausgesprochen.“ Von anderer Seite dagegen wird versichert, sowohl der Kreuzherren-General als der Abt von Břevnov seien damit einverstanden gewesen daß Náhlovský in erster Linie die Meinung des Fürst-Erzbischofs einhole; und dies ist auch das wahrscheinliche, da ja durch die Berufung an den Ordinarius die beiden Stiftsvorstände sich vollkommen gedeckt wissen mußten. Von der beabsichtigten Drucklegung aber war am 18. wohl gar nicht die Rede.

Aber mehr noch als in der Sache hat Náhlovský in der Form und in den Beweggründen seines Thuns gefehlt, und nur zu richtig war es was Bischof Dittrich gleich am 23. ihm geschrieben hatte: er habe es an der gebotenen „Bescheidenheit“ fehlen lassen. Dieser dem Diener Gottes und der Kirche so unerläßlichen Tugend hat der Seminar-Präses auch nach der so wohlmeinenden Mahnung seines unmittelbaren Vorgesetzten zuwider gehandelt. Ehrgeiz und Eitelkeit, von den Freunden seines Unternehmens noch mehr angefacht, und mit diesen Eigenschaften im Bunde eine gewisse rechthaberische Hartnäckigkeit trieben ihn, seinem Vortrag im Druck immer weitere Verbreitung zu verschaffen. Von seinem Ordinarius Bischof Hille in Leitmeritz ergingen an ihn die väterlichsten Weisungen. „Komm, mein im Herrn geliebter geistlicher Sohn“, schrieb ihm dieser am 5. Juni, „komme auf Flügeln kindlicher Liebe, kindlichen Vertrauens, kindlichen Gehorsams, komme recht bald in die Arme Deines geistlichen Vaters der Dich mit Sehnsucht erwartet. Es drängt mich unter vier Augen mit Dir über Deine Neuerungen mit apostolischer Liebe an Dein Herz zu reden“. Vielleicht im Auftrage des Bischofs richtete einige Tage später Canonicus F. Schwarz eine weitere Mahnung an den Seminar-Präses: „Man schreibt einer großen Schule das Axiom zu: Was zu einer Zeit mehr nützt als anderes, soll als wahr angenommen und geglaubt werden. Es will mir scheinen als ob der Odem dieses Satzes

in Ihrer Broschüre wehete' und doch kann ich nicht glauben daß Sie diesem Satze huldigen. Gewiß Sie meinen es nicht so, darum wäre Ihnen recht bald eine Gelegenheit zu wünschen das Misverständnis glücklich zu beseitigen"; 12. Juni.

Mittlerweile hatten sich in Prag selbst die Dinge für Náhlovský noch ungünstiger gestaltet als sie bisher gewesen. Von seinem Beginne hatte der am 2. Juni eröffnete Slaven-Congreß in allen deutschen Kreisen ein peinliches Aufsehen gemacht, und als nun am Pfingst-Montag der Aufstand losbrach, den jene mit den Versammlungen auf der Sophien-Insel und im böhmischen Museum in Verbindung setzten, so konnte es nicht ausbleiben daß auch Náhlovský und seine Anstalt von dem tödtlichen Hasse der anderen Partei getroffen wurden. Es hieß, es hätten im wendischen Seminar Zusammenkünfte der Rebellen stattgefunden, es seien Waffen und Pulvervorräthe für den Aufstand daselbst bereit gehalten worden, und was derlei wahrhaft unsinnige Verläumdungen mehr waren. Allein es war eben eine Zeit der blinden Angst und leidenschaftlichen Aufregung, wo das Handwerk der geheimen Angeber goldenen Boden hatte. Der Präses des Seminars wurde vom Militair aufgehoben und auf's Schloß gebracht um in kriegsrechtliche Untersuchung gezogen zu werden, ein Schicksal dem auch P. Řezáč, einer der Theilnehmer an jener Mai-Versammlung, nicht entging. Allerdings kam dabei nichts heraus, beide mußten nach mehrwöchentlicher Haft wieder freigelassen werden, Náhlovský am 1. Juli; aber in den Augen all derer die jenem Unternehmen von allem Anfang nicht gewogen waren blieb doch etwas hängen, das die Angelegenheit auch nach dieser Seite hin in ein schiefes Licht stellte. Die Anklagen gegen Náhlovský wurden immer häufiger, immer heftiger. Aus Leitmeritz gelangten Correspondenzen in sächsische, namentlich lausitzer Blätter, die sein Verhalten nicht schwarz genug mahlen konnten. Sie warnten die Eltern ihre Söhne in einem Institute zu belassen dessen Vorstand seine Rechtgläubigkeit und kirchliche Gesinnung so schwerem Verdacht ausgesetzt habe, daß sein Ordinarius im Sinne habe mit kirchlichen Censuren gegen ihn vorzugehen. Der lausitzer Clerus gerieth in Folge solcher Mittheilungen in die größte Aufregung; die Klöster, die Pfarrgeistlichkeit, das Dom-Capitel von St. Peter in Bautzen, dessen Stiftung das Prager wendische Seminar ist, alles erklärte sich gegen den Präses der überdies, da ihn die Leipziger Zeitung als einen solchen darstellte der in die Prager Juni-Verschwörung verwickelt gewesen,

beim königlichen Hofe selbst in Verruf kam. Unter solchen Umständen blieb dem Bischof Dittrich, so leid es ihm that, zuletzt nichts übrig als Náhlovský zu erklären er könne, wolle er nicht sich selbst zur Zielscheibe des Argwohnes machen, ihn nicht länger auf einem so verantwortlichen Posten belassen, sei aber geneigt ihn Sr. Majestät dem Könige für die in Leipzig eben erledigte Predigerstelle in Vorschlag zu bringen, jedoch nur unter der Voraussetzung daß er Schritte mache von seinem Ordinarius wieder in Gnaden aufgenommen zu werden, 28. Juli.

Aber es bedurfte eines neuen väterlichen Schreibens des Bischofs Hille, der ihm dazu eine Bedenkzeit von acht Tagen setzte, 19. August, ehe Náhlovský's starrer Sinn sich beugte und ein reumüthiges Bekenntnis seiner langen ungehörigen Säumnis ablegte. Er gab dabei die Erklärung: „daß ich aus innigster Seele und Überzeugung meiner heil. katholischen Kirche anhänge, und nichts unternommen geschrieben und veröffentlicht haben will was dem Geist und Sinn derselben entgegen wäre; daß ich überzeugt bin alle etwa nöthigen Änderungen und Anordnungen können nur durch die von Gott gesetzten Bischöfe in's Leben treten, und jedes Glied der Kirche sei stets verpflichtet alle bestehenden kirchlichen Einrichtungen und Gebote gewissenhaft zu befolgen; daß ich keine Verläumdung und Kränkung meiner geistlichen Brüder beabsichtigte; daß ich endlich, was meinen Gott und mein Gewissen betrifft, wie ich es immer gethan, auch diesfalls meine Abrechnung vor meinem Beichtvater pflegen werde". Er bat sodann flehentlich, sein gnädiger Ordinarius und liebevollster Vater möge ihm huldreichst verzeihen, von dem wider ihn angedrohten Verfahren ablassen und ihn wieder für seinen guten Sohn ansehen, 26. August. Dem Bischof gereichte die Erklärung, wie er am 14. September Náhlovský schrieb, „zum Troste, zur Beruhigung, zur Freude", und „zum Troste, zur Freude, zur Aufmunterung und Bestärkung in der Treue gegen die heil. Kirche" werde sie auch seinem Diöcesan-Clerus gereichen, welchem er nicht säumen werde dieselbe mitzutheilen. „Dir aber, mein im Herrn geliebter geistlicher Sohn, wird dieselbe zum Verdienste vor Gott und Deinem Gewissen dienen, wenn Du das Opfer in Demuth Deines Herzens und mit dem Beifalle Deines Willens dem Herrn darbringst".

Náhlovský war mit seinem Bischofe ausgesöhnt, und auch vor der Oeffentlichkeit erfuhr er jetzt manche Genugthuung. Der Mainzer „Katholik" (September 1848 Nr. 7) brachte eine wohlwollende Be-

sprechung der Prager Mai-Versammlung [1]), und noch beiweitem günstiger war eine andere in Gärtner's „Sprecher für Staat und Kirche“ (Nr. 13 vom 30. September S. 224 f.) „Der Antragsteller“, hieß es an letzterem Orte, „hat sich streng in den geziemenden Gränzen gehalten; kein politisches, kein Wort der Trennung der Kirche vom Staate oder des Widerstandes gegen die Regierung, keine slavische Eigenstellung und Anmaßung; nicht einmal Synoden werden sogleich für nothwendig erklärt, sie sollen nur vorbereitet werden durch Conferenzen Congregationen und eine zu gründende Zeitschrift; keine Spur der Hinneigung zu irrthümlichen sectirerischen Neuerungen, zu dem so ganz vergriffenen Deutsch-Katholicismus“. Der Besprecher (wahrscheinlich Fessl) kennzeichnet die leidenschaftlichen Artikel gewisser Blätter als „boshafte, von bekannten Finsterlingen erstattete Berichte über panslavistische weibersüchtige kirchenfeindliche Priester, worunter die nach Wien gesandten die rohesten waren“, und erklärt die „Selbst-Purificirung“ eines Mannes wie Beer, „der einer solchen wahrlich nicht bedurft hätte“, für voreilig und nur von der Furcht eingegeben. Die Tübinger Quartal-Schrift (Heft IV. S. 660—677) brachte einen eingehenden Aufsatz aus Drey's Feder. Es wurden darin allerdings manche Zweifel erhoben: so erscheine es „bedenklich gewisse Misbräuche im Volk ohne Barmherzigkeit gleich auf der Stelle zu beseitigen“; den Aeußerungen über das Coelibat merke man „einige Verlegenheit“ an u. dgl. m. Aber im Ganzen sei „die Erscheinung an sich ein erfreuliches Zeichen der Zeit; denn sie bekundet das sich allerwärts regende Streben und Ringen nach freier Bewegung und Gestaltung in der Kirche, so daß man auch von ihm (Náhlovský) sagen kann: In magnis voluise sat est. Zwar findet sich unter den Reform-Vorschlägen manches was Referent nicht gutheißen kann, weil es sich mit dem Geiste der Kirche nicht wohl vereinigen läßt; Referent aber erklärt sich diese Fehlgriffe theils aus dem Nachwirken des alten Systems, welches das Joch das es auf die Geister legte mit dem Flittergolde der sogenannten Aufklärung verzierte, theils aus der Hastigkeit einerseits und einer unerklärlichen Unbeholfenheit im Reformiren anderseits. Wird der sich überstürzende Drang auf die vernünftige Temperatur herabgestimmt und durch die Misgriffe selbst der rechte Griff in allen Dingen gefunden

[1]) Trotz vielseitiger Nachfrage war es mir nicht möglich den betreffenden Jahrgang zur Einsicht zu erhalten.

sein, dann wird von dem jetzt Projectirten manches weggeworfen werden und der noch übrig bleibende gute Wille im Bunde mit dem guten Verstande ein gedeihliches und dauerndes Werk schaffen".

Aber das alles kam jetzt für Náhlovský's weitere Schicksale zu spät. Wenn er dem väterlichen Winke seines Ordinarius und den Rathschlägen einsichtsvoller Freunde wie namentlich Přihonský und Maresch beizeiten folgte, so war all den blöden Misverständnissen und giftigen Verdrehungen übelwollender, zum Theil fanatischer Berufsgenossen, die ihm in in- und ausländischen Blättern so übles nachsagten, die öffentliche Meinung gegen ihn so arg aufregten und namentlich in Bautzen und Dresden geradezu zwingend auf seinen unmittelbaren Vorgesetzten einwirkten, von vornherein die Spitze abgebrochen und alles würde sich bald wieder ausgeglichen haben. Jetzt aber war der entscheidende Schlag bereits gefallen. Er mußte seine ihm ans Herz gewachsene Anstalt, die ihm zum Bedürfnis gewordene geistige Atmosphäre Prags, sein über alles theures Heimatland verlassen und den Wanderstab in die Fremde ergreifen. Den Leipziger Posten erhielt er nicht, weil sich das sächsische Ministerium nicht getraute ihn dem Könige in Vorschlag zu bringen, bevor es über zwei Punkte beruhigende Aufklärung erhalten habe: a) über seine angeblich deutsch-feindliche Gesinnung, da er bei mehreren „čechischen" Vereinen Ausschußmitglied sei, und b) über seine im Juni erfolgte Arretirung. Bischof Dittrich schlug ihm eine Professur am Dresdener katholischen Progymnasium vor, und er möge diesen Ruf „nicht als Versetzung sondern als Beförderung" ansehen. Přihonský rieth ihm das wohlwollende Anerbieten nicht von der Hand zu weisen; Bischof Hille schrieb ihm einen liebevollen Brief sich diesem Fingerzeige der Vorsehung nicht zu entziehen, 7. October. Allein Náhlovský konnte sich, besonders nachdem er sich mit seinem Gewissensrathe Schneider berathen, nicht entschließen den Posten anzunehmen. Er hoffte noch immer eine Stelle in Böhmen zu finden, oder im schlimmsten Falle mit Berufung auf seine angegriffene Gesundheit in den Deficienten-Stand zu treten. Er wandte sich an den Fürsten Camille Rohan, unter dessen Patronat er von 1830 bis 1839 in der Seelsorge und in der Schule zu Böhmisch-Aicha gewirkt hatte, ihn wieder in seinen Patronats-Verband aufzunehmen, 17. Januar 1849. Erst nachdem dieser Schritt keinen Erfolg hatte und anderseits die Behörden keinen genügenden Grund fanden ihn als Deficienten zu erklären, nahm er mit schwerem Herzen die Professur in

Dresden an, 23. Februar, von wo er im Juni als Pfarr-Administrator nach Freiberg in Sachsen übersetzt wurde. Doch stets blieb seine Sehnsucht nach Böhmen gerichtet. Im August gebrauchte er, da seine Gesundheit in der That viel gelitten hatte, die Bäder von Wartenberg bei Turnau, und im Monat darauf gelang es ihm, von der Freifrau Antonia Tiegel von Lindenkron die erledigte St. Prokops-Pfarre zu Černobuda (Černé Budy) bei Sazava zu erhalten, 6. September. Doch seine Kräfte waren gebrochen, mehr noch sein Gemüth; der Seelsorgedienst wurde für ihn mit den Jahren aufreibend. Am 30. Januar 1853 schritt er um seine Versetzung in den Ruhestand ein, im März erhielt er dieselbe und zog zu seinem Bruder Johann, Müller in Jaroměř. Schon am 11. Juni darauf, kaum sechsundvierzig Jahre alt, war er eine Leiche — gestorben wie es in der von seinem Bruder Vincenz ausgegebenen Todesanzeige lautete, „nach langen und schweren Leiden des Gemüths und dann des Leibes, in Folge einer Magenverhärtung am Zehrfieber". Begraben wurde er auf dem Friedhofe von Teyn ob Rovensko in einem Grabe mit seinem ihm 1850 vorangegangenen Vater. . .

Wer würde nicht Betrübnis empfinden über das tragische Ende eines Mannes, der in einer aufgeregten von Ideen und Planen, von Angriffen und Abwehr aller Art erfüllten Zeit auf dem Gebiete, dem er nach seinem Berufe angehörte, sein Schärflein beitragen zu müßen glaubte um Abhilfe für eingerissene Misbräuche zu suchen, ihm sachgemäß erscheinende Verbesserungen vorzuschlagen, seine Amtsbrüder zu ernster und würdiger Erörterung dieser Angelegenheit Hand in Hand mit ihm aufzufordern?! Auch lag nicht darin sein Fehltritt, wenn auch in seinem Vorgang vieles voreilig, überstürzt, dem Geiste dessen um was es sich handelte zuwider war. Sein großes Verschulden war, und er hat dafür schwer gebüßt, nicht von Anfang das pflichtgemäße Einvernehmen mit seinen rechtmäßigen Obern gewahrt oder, nachdem der Schritt einseitig von ihm gethan war, dieses Einvernehmen auf die ersten von so vielen Seiten ihm zugekommenen Mahnungen nachträglich gesucht zu haben, statt noch lange Zeit hindurch auf seinem ordnungswidrigen Standpunkte zu verharren. Einige seiner persönlichen Freunde haben den Schlüssel zu seinem nachherigen Schicksal in allerhand Ränken, in einer Art gegen ihn gesponnener Verschwörung zu finden geglaubt. „Sie fallen als ein Opfer des Versprechens", wurde ihm von Přihonský geschrieben, „das unser Herr Bischof in jener August-Conferenz den beiden Herren

Bischöfen gethan hat"; unter letzteren waren die von Prag und Leitmeritz gemeint. Allein ein solcher Verdacht war völlig ungegründet. Was den Bischof Dittrich gegen seinen Willen genöthigt hatte Náhlovský von dem Posten eines Seminar-Präses zu entfernen, haben wir klar und deutlich gesehen. Fürst-Erzbischof Schrenk von Prag war ein milder, einer Aenderung des in der Kirche bislang waltenden Systems durchaus nicht abgeneigter, dem Präses persönlich gewiß nicht feindseliger Herr. Bischof Hille aber, so verrufen er wegen des strengen und gebieterischen Regiments in seiner Diöcese war, hat sich in diesem Falle mit einer Langmuth, gegen den reumüthig Zurückkehrenden mit einer versöhnlichen Huld benommen, die wahrhaftig eine „väterliche" zu nennen war. Was Náhlovský entschieden geschadet, sein Schicksal zuletzt unabwendbar gemacht hat, waren die unverantwortlichen Hetz-Artikel einzelner Brauseköpfe von der andern Seite, welche die Meinung der kirchlichen Kreise in Wien und in Bautzen gegen ihn irreführten und zu den äußersten Maßregeln antrieben. Diesem Treiben wäre aber, wie früher erwähnt, die Spitze abgebrochen worden, wenn Náhlovský das reumüthige Einbekenntnis, das er seinem Ordinarius gegenüber gegen Ende August ablegte, in den ersten Juni-Tagen, wo ihn sein geistlicher Vater wohlmeinend dazu aufforderte, abgelegt haben würde.

P. Franz Náhlovský hat sterbend die auf seine Angelegenheit sich beziehenden Briefschaften und Papiere unter der Aufschrift „Acta martyrii Francisci Náhlovský" durch seinen Bruder Vincenz dem Pfarrer Řezáč einhändigen lassen, von welchem er meinte daß dieser der geeignetste wäre davon den zweckdienlichsten Gebrauch zu machen. Von Řezáč rührt denn auch der Artikel über Franz Náhlovský im Rieger'schen Slovník Naučný V S. 612 her, welchem offenbar jene Schriftstücke zu Grunde gelegen. Es findet sich deshalb auch darin jene vergriffene Muthmaßung, als ob Fürst-Erzbischof Schrenk gegen den Seminar-Präses geschürt hätte. Der entscheidende Schlag aber, wird ferner behauptet, hätte letzterem die Würzburger Conferenz der deutschen Bischöfe gegeben, die in ihren Amtsbruder Dittrich gedrungen hätten einen so gefährlichen Geistlichen von der Leitung einer Priesterbildungsanstalt zu entfernen. Nun war aber Dittrich's unwiderruflicher Entschluß, wie wir gesehen, bereits Ende Juli gefaßt, während die Würzburger Zusammenkunft erst um die Mitte Herbst 1848 stattfand! Nach Řezáč', zuletzt Pfarrers in Litten (Liteň) bei Beraun, Tode übergab Propst Vincenz Náhlovský das Paketchen dem Böhmischen Museum, und ich habe es der Zuvorkommenheit des Herrn Ober-Bibliothekars Anton Jaroslav Vrťátko zu danken daß ich dasselbe benützen konnte. Es sind 46 Stück. Als Beilage zu Nr. 1



findet sich ein undatirter und nicht unterfertigter mit vielen Abkürzungen hingeschriebener Aufsatz, seinem Inhalte nach unverkennbar der Bescheid den der Fürst-Erzbischof zwischen dem 18. und 22. Mai dem Präses mündlich gegeben, zweifelsohne unmittelbar darnach rasch aufgezeichnet, jedoch nicht von des Präses Hand. Unter Nr. 14, datirt vom 18. Juli, befindet sich ein Concept von Náhlovský's Hand: eine sehr eingehende Entgegnung auf die gegen ihn gemachten Angriffe, vorzüglich den Artikel Brunner's und den an diesen gerichteten Brief Beer's. Ob diese Entgegnung veröffentlicht wurde und wo, habe ich nicht herausfinden können. — Verfasser der Prager α-Artikel in der Wr. K. Ztg. war ein P. Distl oder Diestel, ein kirchlicher Eiferer von sehr beschränktem Gesichtskreis, später Beichtvater Ihrer Majestät der Kaiserin ob dem Hradschin, der in den ersten sechziger Jahren Opfer einer plumpen Mystification wurde und in Folge dessen seinen ehrenden Vertrauensposten verlor. Daß er der Wr. K. Ztg. Nachrichten von mehr als fraglichem Werthe einsandte, hat Dr. Brunner leider zu spät in Erfahrung gebracht.



Gedichte von Eugène Obermayer.

Unwiderstehlich.

Mir thut das Herz nach ihr so weh',
Daß ich fast nicht mehr athmen kann,
Wenn ich ihr lange ferne steh'.

Und wenn ich wieder zu ihr geh',
So fängt es so zu pochen an,
Als thät es ihm noch ärger weh.

Sie ist vom Wirbel bis zur Zeh'
So reizend, daß wohl jeder Mann
Verwirrt erschrickt in ihrer Näh'.

Und wäre sie ein zahmes Reh,
Und hüpfte selbst an mich heran,
Ich fiel' wahrhaftig in den Klee.

Du aber, kalter Spötter, fleh',
Daß du vermeidest ihren Bann,
Sonst schmilzst du selbst wie Märzenschnee.

Der ich das Feld der Lieder mäh',
Ihr heut' ein Lächeln abgewann,
Ich ehr' als Göttin meine Fee.

D'rum ist es Zeit, daß ich gesteh',
Daß ich noch immer ohne Plan
In ihrem Zauberkreis mich dreh'.

Wie ich Dich liebe.

Wie die Blumen Sonnenstrahlen,
Wie die Bienen Blüthennektar,
Nachtigallen Rosendüfte,
Also lieb' ich Dich mein Mädchen.

Nein, ich liebe Dich Geliebte,
Wie die Glücklichen das Leben,
Wie die Kranken die Genesung,
Und die Todten Auferstehung.

Gnade.

O ihr süßen, schmerzhaft süßen
Feuerbanderillasblicke,
Muß ich also dafür büßen,
Daß ich ihr Gedichte schicke?

Ende die Tyrannenlaunen!
Läge lieber schon verschmachtet,
Als daß alle zu sich raunen:
Das ist der, den sie misachtet.

Dämmernde Vergangenheiten
Preisen Damen, deren Sterne
Kranke Ritter völlig heilten,
Leuchteten sie nur von ferne.

Aber du dämonischschöne
Schlägst mit jedem Blick mir Wunden —
Töne, Guitarilla, töne,
Nur noch bis ich todt gefunden.

Allein.

Unter grünen schwankenden Bäumen
Entdeckt' ich ein liebendes Paar,
Es mochte verborgen sich träumen,
Obgleich es im Freien war.

Er hielt die Geliebte umschlungen,
Wie Gott seine Tochter Natur,
Sie waren zum Himmel gedrungen,
Ihr Schatten nur saß auf der Flur.

Die Sonne, sie schaute voll Feuer
Herab auf der Liebenden Glück,
Die Lüfte säuselten scheuer,
Der Wald hielt sein Rauschen zurück.

Hin zog's mich mit zögerndem Schritte,
Ich sah sie stets trauriger an —
In der Schöpfung strahlender Mitte
Stand ich ein einsamer Mann!

Der Ritter.

Der Ritter ritt auf Abenteuer
Durch einen Wald, der nicht geheuer.

Für seinen Glauben und um Minne
Zu kämpfen, stand in seinem Sinne.

Geruhig ruht die Hand am Degen,
So wie auf ihm des Heilands Segen.

Die Nacht ist schwarz, Sturmwinde heulen,
Erschrocken schweigen selbst die Eulen.

Und Blitz und Donner leuchten, dröhnen,
Daß selbst die kühnsten Eichen stöhnen.

Und wo die Wege dort sich theilen,
Sieht er die schöne Waldfrau weilen.

Ein Götterweib zu allen Wonnen
Des Himmels und der Erd' ersonnen!

Sie eilt herbei als hätt' sie Flügel,
Sie fällt dem Pferde in die Zügel.

Die Gluthen ihrer Sinne brechen
Aus allem was die Lippen sprechen:

‚So hab' ich endlich dich gefunden,
O Ritter! reite nicht nach Wunden.

Du Langersehnter komm zum Schlosse!
O sei mein ehlicher Genosse!

Verkoste von dem Wein, der immer
Gleich schön erhält der Jugend Schimmer.

Da singen meine Mädchen Lieder,
Die hörest so du nirgend wieder.

Ein Leben lebst du süßer Wonne,
Als jemals reift die Erdensonne.'

Sie hebt sich und sie will ihn küssen,
Da hat er scheu sich losgerissen.

„Wahnwitzig Wesen, auf die Seite,
Sonst spreng' ich über dich ins Weite!"

Er spornt sein Roß, das sonst so schnelle,
Es bäumt und schäumt und bleibt zur Stelle.

Schon bebt er unterm Panzerkleide,
Da fährt sein Schwert jäh aus der Scheide.

Des Griffes Kreuz sprüht helle Flammen,
Es sinkt in Nichts die Fee zusammen.

Und wie er wagt umherzublicken,
Der Wald lag weit ihm schon im Rücken.

———

Verliebte Plaudereien.

,Auf meiner Liebe Schwüre
Kannst du so sicher bauen,
Als daß vom Lenz gerufen
Die holden Veilchen blauen.

Du weißt ja was ich wagte,
Du meine Engelinne,
Eh' du auch nur errathen,
Daß du's bist die ich minne.

Nun bist du mein; was thäte
Ich nicht dich mir zu wahren?
Den Satan selbst, ich triebe
Ihn dir zu Lieb zu Paaren.

Bei Gott!' . . . mit einem Kuße
Gebot sie mir zu schweigen.
Ei, dacht' ich, wie die Gute
Doch leicht zu überzeugen!

Da sprach ihr süßes Mündchen:
„Mein Held, mein Herz, mein Leben,
Laß' mich dir ein Geschichtchen
Hierauf als Antwort geben.

Ein Troubadour durchscherzte
Der Liebe Lenzeswochen,
Als plötzlich seine Dame
Also zu ihm gesprochen:

,Es klingt aus euern Liedern
Mein Preis fast unvergleichlich,
Doch fließen euch die Reime
Von jeher nur zu reichlich.

Mir ist es oft als liebtet
Ihr mich nur um zu singen;
Ihr sollt mir d'rum das schwerste,
Des Schweigens Opfer bringen.'

Und er erhob sich schweigend;
Wie sprach sein Blick im Scheiden!
Was trieb ich doch so sorgsam
Die ganze Welt zu meiden?

Es hieß, er sei erkranket,
Schier in des Todes Ketten,
Dann wieder, daß die Aerzte
Ihn doch gerettet hätten.

Doch sie war stumm, die Lippe,
Die einst so liederreiche,
Und tod sein ganzes Wesen,
Als wär' er eine Leiche.

Nur wenn er sie erschaute
Verriethen seine Blicke,
Daß er trotz allen Kummers
Noch dankbar dem Geschicke.

Er folgt ihr wie ein Schatten,
Gespenstig fast zu schauen,
Doch schwieg er immer männlich
In liebendem Vertrauen.

So litt er sieben Monde.
Es sprach ihr dieses Schweigen
Wohl in die tiefste Seele,
Doch mochte sie's nicht zeigen.

Da, mitten in dem Kreise
Der ehrwürdigsten Damen,
Rief sie urplötzlich freudig
Und zitternd seinen Namen.

Und seiner selbst vergessen
Lag er zu ihren Füßen,
Und wollt' und konnt' nicht sprechen,
Erstickt von ihren Küssen.

So hat sich's einst wahrhaftig
In Burgos zugetragen.
Bestünd'st du diese Probe?
Das sollst du treu mir sagen."

Ich sprach bewegt: ‚Mein Schätzchen,
Wie rührt mich die Geschichte!
Erlaub, daß ich sie eiligst
Nach deinen Worten dichte.'

Doch sie: „Nicht gleich, Geliebter,
Ich hör' dich gar zu gerne
Erzählen in der Stille
Der aufhorchsamen Sterne."

Ich lachte: ‚Wenn du murrest
Wenn selbst bei Nacht ich schweige,
So mußt du wohl verzichten
Daß ich den Granden zeige,

Wie ich so innig liebe
Als jener stumme Ritter;
Ich schwöre dir's, der Gedanke
Ist mir entsetzlich bitter!'

Da rief sie: „O mein Sänger
Ich glaub' ja deinen Eiden,
Doch daß so lang' du schwiegest,
Ich könnt' es gar nicht leiden!"

So plauderten wir weiter
Bis schon die Lerchen sangen
Und ihre Morgenlieder
Uns zu verstummen zwangen.

Der erste Reif.

Des Herbstes falscher Thau
Vergiftete die Bäume
Und von den Aesten schlau
Löst er die Frühlingsträume.

Ein Mörder über Nacht
Ist schleichend er gekommen,
Und hat mit kalter Macht
Das Leben fortgenommen.

So weiß der Liebe Mund
Betäubend zu umgarnen
Und schlägt dich todeswund,
Noch eh' du bist zu warnen.

Die Blätter morgens todt
Vom Stamme niedersinken —
So arge Labung bot
Die heit're Nacht zu trinken.

Es knistert schmerzlich leis,
Wie Trauermelodien
Die ihren ewigen Kreis
Durch kranke Herzen ziehen.

Und schauerlich umweh'n
Den Fröstelnden die Winde,
Er möcht auch sterben gehn,
So blätterleicht, so linde.

Ihm ist ein hartes Loos,
Daß Stürme nur ihn morden,
Und daß er arm und blos
Zu ihrem Spott geworden.

Sollt' er auch reich geschmückt
Zur Lenzeszeit erstehen,
Er fühlt was ihn beglückt
Im Keime schon vergehen.

Nachsterben möchte so
Das Herz auch seinen Träumen —
Um, da sein Mai entfloh,
Nicht duftlos hier zu säumen.

Immergrün.

Mahner an verlor'ne Tage
Fand ich jüngst zu meiner Klage;
Rosen, einst so frisch und roth,
Sah ich welk und bleich und todt.

Die mich damals hoch entzückten,
Als sie meine Brust noch schmückten,
Streu' ich fühllos in die Luft,
Ließen sie doch allen Duft.

Jenes Glück, das ich genossen,
Dem als Zeugen sie entsproßen,
Gleichet ihnen ganz und gar,
Da es auch vergänglich war.

Ueber all die duftigen Triebe,
All' die treulos bitt're Liebe,
Die ich jung im Herzen trug,
Weint' ich mehr schon als genug.

Nur von einer einz'gen Blume
Glänzt gleich einem Heiligthume
Immer noch das Blatt so grün,
Wie geweiht, nie zu verglüh'n.

Ist mir doch von einem Lieben
Süß Erinnern treu geblieben,
Fand ich doch auf meiner Flucht
Einmal eine sichre Bucht.

D'rum ist Immergrün die Blume
Die verborgen dir zum Ruhme,
Theure Freundin, in dem Grund
Meiner Seele auferstund.

Diese e i n e Himmelsblüthe
Dankbar hegend im Gemüthe,
Rührt mich nicht des Herbst's Gebot,
Schreckt mich nicht der Rosen Tod.

Denn mich schützt vor Winterschauer,
Vor unechter Liebe Trauer,
Schön'rer Lenze Zuversicht,
Dein verklärtes Angesicht.

Schlaf.

Alles Wachen ist Unfriede,
Alles Denken unerquicklich,
Schmerzlich jegliches Erinnern,
Falsch, still mordend jedes Hoffen,
Nur die Macht, die mich im Schlafe
Stärkt und tröstet, meint es gut.

Die auf glatten Spiegelbahnen
Heiter durch das Dasein gleiten,
Welchen Liebe nie gelogen,
Freundschaft nie das Wort gebrochen,
Gerne mögen sie in Träumen
Nochmals leben, neu sich freu'n.

Aber meine Friedenspalmen
Grünen nur am steilen Ufer
Jenes stillen Oceans,
Der zu tief, zu mächtig fluthet
Als daß ihn ein Sturm aufwühlte,
Blies' ihn auch die Hölle an!

Weil' ich Nachts auf den glücklichen Inseln?
Herzen mich dort die Lieder der Nixen?
Hellen die Sterne selbst mir den Busen?
Laben mich wirklich balsamische Lüfte?
Wüßt' ich es doch, so wie ich weiß,
Daß der Schlaf mein einziges Glück.

Schlaf, du tiefer bodenloser
Unerforschter Lebensabgrund,
Du Vergangenheit des Herzens,
Zukunft du der müden Seele,
Könnte mich ein Lied erlösen,
Dich besäng' ich, milder Gott! . . . .

Ein nieder-österreichischer Gebirgsort 1683.

Von Ferdinand Just, Pfarrer in Puchberg am Schneeberg.

Puchberg, der reizende Gebirgsmarkt am Fuße des Schneeberges, hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Mehr noch als es heutzutage der Fall ist, waren im Mittelalter Hauptstraßen die einen Ort durchzogen die Bedingung für die Wichtigkeit und Bedeutung desselben. Nun aber steht es fest, daß die Straße, welche das Wiener Becken mit den obersteirischen Eisen- und Salzbergwerken im Mittelalter (sicher schon im 12. Jahrhundert) verbunden hat, über Neustadt, Grünbach, Puchberg am Schneeberg und über die Mamau-Wiese geführt war [1]. Riesig viel Fuhrwerk, auf dem Eisen und Salz und Lebensmittel verfrachtet wurden, verkehrte seinerzeit durch Puchberg, wodurch eine große Wohlhabenheit seiner Bewohner begründet wurde. In das anderthalb Stunden lange und nahezu drei Viertelstunden breite Puchberger-Thal schauten seinerzeit stolz drei Burgen hinab, Puchberg, Stolzenwörth und Losenhein. Die Kirche in Puchberg war ein schöner gothischer Bau. Dieser stürzte im Jahre 1805, einige Minuten nach geendigtem Gottesdienst ein und wurde im Jahre 1808 — auf die stylwidrigste Art — reconstruirt. Von der Schönheit des gothischen Baues gibt Zeugnis das bei dem Einsturze unversehrt gebliebene Atrium und das Portale zur Chor-Stiege. Im Atrium findet sich auf einem steinernen Schildchen die Jahreszahl 1428 eingemeißelt. Der großen Bedeutung Puchbergs im Mittelalter und in den späteren Jahrhunderten dürfte es zuzuschreiben sein, daß unter den hier pastorirenden Pfarrern Männer zu finden sind, die große wissenschaftliche Bildung besaßen. So pastorirte hier um das Jahr 1651 ein Pfarrer Namens Joannes Antonius Staig, der Philo-

[1] Blätter für Landeskunde 1870 S. 279—292.

sophiae Magister war, von 1673 bis 1683 Johann Georg Mitis, der A. A. L. L. und Philosophiae baccalaureus war. In der Reihe der Pfarrherrn Puchberg's ragt auch hervor Johann Michael Gratl, A. A. L. L. und Philosophiae nec non ss. Theologiae ac ss. Canonum magister emeritus. Des Letzteren Grabstein trägt folgende Inschrift:

LEGENS HIC REQVIEM DIC.
IN PACE SEMPITERNA DEO REQVIESCAT
PLORA.

HIER RUHET VNTER SEINEN SCHÄFLEIN DER
HOCHWUERDIGE HERR IOHAN̄ MICHAEL GRATL
DER DURCH 32 IAHR ZU PUECHBERG EŸFRIG
STE SEELENHIERT SO IN GOTT ENTSCHLAF
FEN DEN 23 SEPT: 1758 IN DEN 72 IAHR SEINES
ALTERS GOTT VERLEIHE IHME DIE EWIGE
RUHE.

Dieses Grabmal, eine Platte aus Salzburger Marmor, ist in die ehemalige Friedhofsmauer, die zugleich Pfarrhofmauer ist, eingelassen und befindet sich knapp neben der Thüre zum Pfarrhofe.

Ueber die Vergangenheit des meistens wohlhabenden und bedeutenden Gebirgsmarktes Puchberg sind nur wenige Daten von historischem Werthe zu finden. Nachforschungen, die ich in den Matrikbüchern der Pfarre Puchberg am Schneeberg aus den Jahren 1651 bis 1720 anstellte, führten mich zufällig zur Entdeckung einiger interessanter Aufschreibungen. Im Tauf-, Sterbe- und Trauungsbuch der Pfarre Puchberg tom II. fol. 151 et sequ. hat einer meiner Vorgänger, der früher genannte Pfarrer Mitis, 1679 Vicarius, später Pfarrer in Puchberg, Bemerkungen über die Pest 1679 eingetragen, aus denen hervorgeht, daß dieselbe im benachbarten Gutenstein einige Opfer verlangte, während Puchberg von ihr verschont blieb. Die Angaben aus Wien können auf Verläßlichkeit schon darum keinen Anspruch machen, weil sie fast durchaus in runden Ziffern angegeben sind. [1])

[1]) **Specification.**

Waß Anno 1679 zue Wien in Österaich nach außsag der Richter Vnd . . . . in ein iede Krufften, Freythoff, Creutz vnd andere öehrter begraben worden.

Erstlich befindt sich in der Rusau 4 Krufften darinnen ligen begraben 3000
In Fürstl. Augsperg. Garten 11
Bey Thuri seyn 3 Creutz alda ligen 30
An eynem Creitz beym Augsperg Garten 40

Hans Georg Mitis schreibt die Thatsache, daß Puchberg von der Pest im Jahre 1679 verschont geblieben ist, dem Schutze der Lieben Frau Mariahilf und des heil. Sebastian zu, die von jeher als sogenannte Pestheilige verehrt wurden. Uebrigens hat Puchberg eine äußerst gesunde Lage; es liegt 582 Meter über dem Meeresspiegel und ist von (zwischen 3000 und 6600 Fuß) hohen bewaldeten Bergen umsäumt.

In der Spitlau ligen	100
Auff dem Bergl beym alten Lasaret sein 2 Krüfften darinnen ligen	1200
Im Altem Lasareth seyndt 9 Krüfften darinnen ligen	25000
Im Stainen seyndt 3 Krüfften, darinnen	2401
Im Freythoff Beym Neüen Lasareth ligen	2000
In der Alster Cassen beyn 3 Creütz	64
Beyn St. Ulrich seyndt 24 Krüfften vnd 2 Creutz auff dem Veld alda ligen	2699
In Schotten Freüthoff alda ligen	3049
In einem garten vnd weg gegen Schwartzen Wolt	250
Bey den Cruatischen Dorffl alda ligen	1500
Hinter den Zaunen bey Neübau ligen	400
Auff der Laimb gruben ist eine Krufft vnd darbey ein Creütz alda ligen	6000
Item bei Mariä Hilff ligen	3000
Auff dem Veld alda hinter den garten ligen	3000
Auff der Wien ligen neben den Weingart	1200
Auf der Wieden seynd 2 Krüfften	
in der Alten ligen	946
in der Neüen aber	80
Auff den Spitaller Freythoff alda ligen	632
bey 2 Creutzen vnd auf den Weg alda	2300
Auff dem Freythoff bei Vicelstorff ligen theilß auß dem torff theilß auß den hitten bey Wienner Perg	500
Bey einem Creütz außerhalb deß glagbaum	150
Auff dem Berg hinter der Favorita	100
Auff der Landtstrassen ist ein Kruft	800
Im Freythoff alda	200
Bey 3 Creützen alda	300
Vnter den Weißgärber seindt gestorben vnd auff der Landtstraßen begraben	200
In der Leopoldt Statt seyndt 2 Krüfften darinnen ligen	4000
Im dem Freythoff alda ligen	200
Auff dem Neüen Freythoff alda ligen	660
Auf der wisen bey der fahn Stangen	180
Zu Gunderßtorff ligen im Freythoff	353
In Burger Spital seyndt gestorben	304
Im Kays. Hoff Spital	72
Auff den Schotten Freythoff ligen	40
Bey den Barmhertzigen seyndt gestorben	72
Summa der Weltlichen	74833 Persohn.

Nicht so glücklich wie die Pest ist die Türkennoth an dem freundlichen Gebirgsmarkt vor zweihundert Jahren vorübergegangen. So eben hat Wien das glückliche Ereignis der Befreiung von der Türkennoth im Jahre 1683 feierlich begangen. An dem Festesjubel hat auch Puchberg am Schneeberg theilgenommen, es war ja bei der 1683 stattgehabten Türken-Invasion auch in's Mitleid gezogen worden. Die wilden Horden fanden ihren Weg auch in dieses Thal, und während die Hauptmacht der türkischen Armee die Metropole auf das äußerste bedrohte, verübten, ähnlich wie in Perchtoldsdorf und so vielen anderen Ortschaften auf dem Lande, kleinere Heeresabtheilungen in Puchberg die schaudererregendsten Grausamkeiten. Puchberg hat heutzutage drei bequeme Zugänge. Den einen von Ternitz über Stixenstein; auf dieser Straße wird heutzutage fast ausschließlich der Verkehr zwischen Puchberg und seiner Außenwelt vermittelt; diese Straße besteht aber erst seit einigen Decennien und das von ihr durchzogene Stixensteiner Thal hatte früher nur einen schmalen Fußsteig. Der andere Zugang führt über den Ascha aus dem Waidmannsfelder- und Miesenbacher-Thal; diese Straße wurde erst vor

Erstlich Schottner	12
Landthauser	14
Augustiner	13
Cap. in vnd Vor Statt	38
Dominicaner	13
Pauliner	12
Barnabiter	11
Spanisch Closter	7
Barmhertziger	14
Augustiner auff der Landtstrassen	20
Carmeliter yber die Schlagbrugn	11
Auff der Laimb gruben	23
Johaniter	38
Serviten	12
Dorotheer	1
Weltliche Gaistliche Seyndt hin vnd wider gestorben	123

Summa · 362 Persohnen.

Eben daß Jahr in der Contagion Seyndt zue Guettenstain bey vnser lieben Fraue Mariae Hilff gestorben 8 Serviten vnd 2 Jahr hat angefangen zue sterben.

Es hatt · · · · · und Crafirt dahier aber zue Puchperg nicht ein einige Person ist gestorben, eben ein Jahr zue Vor ist der Altar alhie unser Lieben Fraue Mariae Hilff vnd S. Sebastiano zue Ehren ehrhebt worden. Durch mich Hanß Georg **Mitis vicarium** vnd die Pfar Kirchen erweitert und gewelbt vnd vnter ein tach gebracht worden Anno 1673. Habe ich auch den Pfarhoff angefangen zue repariren vnd Anno 1682 zue Endt das Gebeü gebracht unter Pfleger Thoma Zainer Richter Hanß Kicker.

neun Jahren gebaut, zur Zeit der Türken-Invasion waren beide Orte sicherlich auch schon verbunden, aber höchst wahrscheinlich nur durch einen sogenannten Ochsenweg. Der dritte und seinerzeit bequemste Weg war der über Grünbach auf der Puchberg mit dem Wiener Becken verbindenden sogenannten Salzstraße. Wie schon erwähnt, beherrschten im Mittelalter drei Burgen das Thal; den durch das Herannahen der türkischen Schwärme arg beängstigten Puchbergern konnten sie aber keinen Schutz mehr gewähren, da sie damals schon theilweise oder ganz verfallen waren. Von Stolzenwörth kann man fast keine Spuren mehr entdecken; von Losenheim sind noch einige Mauern übrig, nur Puchberg ist verhältnismäßig besser erhalten, war aber gewiß schon anno 1683 eine Ruine. Kein Wunder, daß die Bewohner des Puchberger-Thales ihr Heil in der Flucht suchten. Wer halbwegs konnte, suchte Schutz in den Bergen oder in fremden Gemeinden.

Ueber die traurigen Verhältnisse Puchberg's zur Zeit des Einfalles der Türken geben die Matrikenbücher einigen Aufschluß oder gestatten manchen berechtigten Schluß. Im Tauf-Protokoll des Jahres 1683 kommt die Bemerkung vor: „Julius, Augustus, September vacant", d. h. in den Monaten Juli, August, September kein Tauf-Act. Daneben finden sich von derselben Hand geschrieben die Worte: „Belagerung Wien's durch die Türken". Das Trauungs-Protokoll vom Jahre 1683 enthält sieben Trauungs-Acte, welche sämmtlich in die Faschingszeit (vom 31. Januar bis 28. Februar) fallen: darnach aber wurde erst im Jahre 1684 wieder an's Heirathen gedacht. Auch Beerdigungen haben zur Zeit der Türken-Invasion nicht stattgefunden; denn es steht im Sterbe-Protokoll vom Jahre 1683 zwischen den Eintragungen im Monate Juni und denen des Monats October die kurze Bemerkung: „Julius, Augustus, September vacant". Daß in den drei Monaten der Invasion keine Copulation stattgefunden habe, ist leicht begreiflich; daß aber in diesen Monaten unter den Parochianen Puchbergs, die damals fast ebenso zahlreich waren wie jetzt, kein Geburts- und Sterbefall vorgekommen sein soll, ist mehr als unwahrscheinlich, und der Umstand, daß die Matriken für diese Monate ein „vacant" ausweisen, läßt sich nur dadurch erklären, daß die Bevölkerung abwesend war, und auch der damalige Pfarrer die Flucht ergriffen hat. Seiner Vorsorge verdankt die hiesige Pfarre die Erhaltung der Protokolle, die er vor der blinden Zerstörungswuth der Feinde rettete, entweder dadurch, daß er sie gut zu verbergen

wußte, oder daß er sie bei seiner Flucht mit sich nahm. Ein Theil der flüchtigen Puchberger scheint sich in das Stixensteiner Thal und zwar, nach Stixenstein selbst begeben zu haben. Ein Tauf-Act ex anno 1686 pag. 62 lautet nämlich: „Die 8. Martii Parentes: Pancratius Butz, Gedruta uxor, eius Infans Gregorius . . . . . .“, und daran schließt sich, jedoch in einem eigenen Absatze, die weitere Eintragung: „In turcico bello natus est Ei etiam filius nomine Aegydius 1. 7bris 1683 et baptizatus fuit in Stixenstain Et Patrinus fuit“ [1]) . . . . . Dieser Tauf-Act ist der einzige, der aus der Invasions-Zeit nachgetragen ist, ja überhaupt der einzige Matrik-Act aus den verhängnisvollen Monaten.

Ein Theil der hiesigen Bevölkerung verbarg sich in den Waldungen und suchte, um sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, Höhlen auf. Die hiesigen Leute erzählen heute noch, daß sich viele Puchberger in der am nördlichen Abhange des Himberges befindlichen Alleluja-Höhle versteckt haben, die für ein Versteck äußerst günstig situirt ist, ziemlich hoch und im Walde gelegen, der Zugang etwas anstrengend und durch keinen Weg oder Steig angedeutet. Der seit einigen Jahren hier bestehende Verschönerungsverein hat den Weg dahin bezeichnet. Die Ueberlieferung erzählt ferner, daß sich die in dieser Höhle aufhaltenden Flüchtlinge durch den Rauch eines Feuers, an dem sie ihre Speisen bereiteten, verrathen und die Türken hinaufgelockt haben, von denen sie massacrirt wurden. Und fürwahr, man findet noch heutzutage in dieser Höhle Menschenknochen.

Die Türken haben in Puchberg selbst ihrer Zerstörungswuth freien Lauf gelassen, wie das die Matrik-Bücher beurkunden. Es heißt nämlich:

> Anno 1686. Wiederumb auffs Neue der Pfarhoff erhebt worden, die Khir Stal vnd Stadel, wie auch die Kuchel Vnd führ Hauß gewelbt. Vnter mich Hanß Georg Mitis, vicarium vnd Edlen Gestrengen Herrn Laurentz Zenger, vnd Laurentz Kicker Richter.

Tom. II. Pag. 153 hat Johann Georg Mitis, wie schon früher erwähnt, aufgezeichnet daß er a. 1673 die Pfarrhof-Reparatur angefangen und erst 1682 zu Ende geführt hat, diese Reparatur muß also eine große und gründliche gewesen sein. Wenn daher der Pfarrhof a. 1686

[1]) Während des Türkenkrieges ist ihm (dem Pancratius Putz) noch ein Sohn Namens Ägidius am 1. September 1683 geboren und in Stixenstein getauft worden. Pathe war . . .

„widerumb auffs Neue ehrhebt worden“, so zwingt dies zur Annahme, daß er von den Türken zerstört worden sei.

Zu den Greuelthaten, welche die Türken in Puchberg verübt haben, gehört auch die, daß sie wehrlose Frauen, die es versäumt haben dürften rechtzeitig zu fliehen oder die aus irgend einer wichtigen Ursache, z. B. fluchtunfähiger Eltern wegen, zurückgeblieben waren, gefangen genommen und fortgeschleppt haben. Ein Tauf-Act tom. II. Fol. 62 ex 1686 vom 26. März thut Erwähnung der Gefangennahme eines Mannes, da es heißt: „Mater Helena Steinhauserin, eius vir a Turcis captus est“ [1]).

Das Traunngs-Protocoll tom. II. macht sechs Frauen namhaft, die von den Türken in die Gefangenschaft abgeführt wurden. Wie aus den Matriken zu ersehen ist, schritten Männer, die ihrer Weiber durch die Entführung beraubt wurden, zu neuen Ehen. In eherechtlicher Beziehung hochinteressant sind die Andeutungen, die das Traunngs-Protocoll darüber gibt, wie man seitens der Behörden in diesen schwierigen Fällen der angestrebten Wiederverehelichung vorgegangen. Die Kirche hat von jeher Bigamien auf das strengste verboten; nun aber konnte ein derlei Ehewerber Todtenscheine, Documente über das Ableben der bisherigen Ehegattin, nicht beibringen. Was war da zu machen? Nach unseren heutigen Begriffen gehören Todeserklärungen in das Bereich des Richterstandes. Vor zwei Jahrhunderten aber war die Gerichtsbarkeit noch keineswegs in festen Bahnen und es scheint, daß in den erwähnten Fällen der Dechant die Vollmacht besaß, die Todeserklärung des abwesenden Gatten auszusprechen und dem Ehewerber die Bewilligung zur Wiederverehelichung zu ertheilen. Wenige Jahre schon nach der türkischen Invasion gingen Männer, deren Weiber in Gefangenschaft gerathen waren, neue Ehen ein.

Diese Traunngs-Acte lauten folgendermaßen: „Den 29. Aprilis 1687 ist per impetratam licentiam ab Adm. Rev. Dno. Decano Mathia Angst Parocho in Kirchperg etc. copuliert worden der Ehrsambe vnd beschaidene Laurentius Joannes Khikher der Zeit Richter Zu Buechberg, Wittiber saltem probabiliter ob captive deductam uxorem suam, mit Sophie Khrumpockhin“ ꝛc. ꝛc. (S. 116).

„Den 8. Juni 1687 ist ebenfalls uti prior per impetratam licentiam ab Adm. Rev. Dno. Decano Mathia Angst, Parocho

[1]) Mutter Helene Steinhauserin, ihr Mann ist von den Türken gefangen worden.

in Kirchperg etc. copuliert worden Von mir der Ehrsambe Mathias Khrumpöckh ein Wittiber mit der Tugentsamben Katharina Zwinzin" etc. (S. 116.)

„Den 15. Februar 1688 ist der Ehrsambe Simon Khren, Ein Wittiber saltem probabiliter ob captive deductam priorem uxorem eius, obtenta prius licentia ab Adm. Rev. Dno. Mathia Angst Decano copuliert worden mit der Tugentsamben Justine Millhofferin" etc. (S. 117.)

„Den 11. July 1688 ist copuliert worden per licentiam Adm. Rev. Dom. Decani Mathiae Angst, Parochi in Kirchberg etc. der Ehrsambe Sebastian Haußman, dubie solutus ob captam uxorem, mit Vrsula Rottenfelderin" etc. (S. 118.)

„Den 20. November 1689 ist der Ehrsambe Hans Khrumpökh, Ein Wittiber per licentiam prius ab Adm. Rev. Dno. Decano Mathia Angst adeptam von mir copuliert worden, Mit der Tugentsamben Maria Tischin" etc. (S. 118.)

„Den 24. Jänner 1690 ist der Ehrsamb Philipp ein Wittiber, saltem probabiliter ob captive deductam uxorem suam, cum licentia Adm. Rev. Dni Decani et Parochi in Kirchberg Mathiae Angst etc. copuliert worden mit der Tugentsamben Gertraudt Hauer" etc. (S. 118.)

Die Bewilligung zur Wiederverehelichung ertheilte nach diesen Matrikacten für Puchberg der Dechant Mathias Angst in Kirchberg. Daß man aber den Dechant mit einer so weit gehenden Befugnis ausstattete und daß nicht das Ordinariat selbst sich diese Fälle zur Entscheidung vorbehielt, erklärt sich daraus, weil damals Puchberg sowie der ganze südliche Theil von Nieder-Oesterreich zur Diöcese Salzburg gehörte. Bei den damaligen, nichts weniger als raschen und bequemen Verkehrsmitteln hätte es einem Puchberger Witwer viel Zeit und Geld und Strapazzen gekostet, bei dem Ordinarius in Salzburg sich die nöthigen Ehe-Documente zu erwirken.

Wie aber, wenn eines oder das andere dieser weggeführten Weiber nach Jahren plötzlich erschienen wäre? Freilich wären die Behörden keinen Augenblick in Zweifel darüber gewesen, wie sie in einem solchen Falle zu entscheiden hätten; allein die Lösung wäre eine höchst schlimme sowohl für den Ehegatten als für dessen zweite Ehegattin und deren Kinder geworden. Sicherlich ist ein solcher Fall nicht vorgekommen; die

Matriken melden nichts davon und der Umstand, daß den zurückgelassenen Ehemännern schon nach wenigen Jahren gestattet wurde eine neue Ehe einzugehen, beweist zur Genüge, daß man sich damals betreffs des Looses, das den von den Türken gefänglich weggeführten Weibern bevorstand, keiner Täuschung hingab. Außer Zweifel theilten auch viele Mädchen das Loos der gefangenen Eheweiber.

Man sieht, daß die Türken anno 1683 in Puchberg arg gewüthet haben müßen. Aber auch diese Gefahr ging vorüber, freilich, nicht ohne der hiesigen Bevölkerung schwere Wunden geschlagen zu haben. Der 12. September 1683, an welchem Tage das Kreuz über den Halbmond vor den Thoren der Stadt Wien siegte, war auch für Puchberg im wahrsten Sinne des Wortes ein Tag des Heiles; denn dieser Tag befreite auch diesen Gebirgsmarkt von dem grimmigen Feinde, der nur groß war im Zerstören dessen, was christlicher Fleiß errichtet hat.

Gott dankend für die glückliche Errettung aus türkischem Joche, kehrten die Flüchtlinge zurück in ihre Wohnungen, aber sie fanden statt derselben rauchende Trümmerhaufen. All ihr Hab und Gut war zerstört; nichts als das nackte Leben hatten sie gerettet. Christlicher Fleiß und christliche Gesittung haben bald alle Spuren der angerichteten Verwüstungen verwischt, die Felder wurden wieder bestellt, die Häuser wieder aufgebaut; Friede und Ruhe und Ordnung kehrten zurück und alle Segnungen und Wohlthaten des Christenthums und des habsburgischen Scepters.



Ebbe und Fluth.

Ein Cyklus kleiner Gedichte von Karl Domanig.

Forderung.

Sag's Einer wie er denke
Mir in's Gesicht,
Das Munkeln und die Ränke
Vertrag' ich nicht.

Freund ziert wie Feind, allbeide,
Ein g'rader Mund;
Leg bloß! Denn mit der Scheide
Klopft man den Hund!

Einsicht.

So hat sich tückischer Uebermuth
An seinem Herrn gerochen!
Mir ist erstarrt das heiße Blut
Und meine Faust gebrochen;

Vom Rosse fiel ich jäh herab,
Da eh' ich hoch gesessen —
O weh, ich nahm den Muth und hab'
Die Demuth gar vergessen.

* * *

Kindes Auge.

O weile noch! Und laß mich schauen
Dein Auge mild!
In seinem Sterne seh' ich glänzen
Mein eigen Bild.

In seinem Sterne seh' ich's glänzen
So klar und rein —
Ach, deiner Unschuld, deines Friedens
Der Wiederschein!

Stella Matutina.

(Düstere Nacht. Am Meere gelagert die vorchristliche Menschheit; der Prophet ruft:)

„Herr! Hörst Du nicht?! Sie klagen:
Viertausendjährig harren
Wir, frieren und erstarren,
Laß' die Erlösung tagen!“ —

Und siehe, aus dem Osten fuhr
Ein heller Schein vom Meere:
„„O wenn's der Morgen wäre,
Und nicht die Wolken nur!““

Die Wolken zieh'n; es bricht sich Bahn
Ein Stern durch das Gewühle,
Auch zeigt sich in der Kühle
Die nahe Sonne an:

„„O Morgenroth! O Morgenstern!““ —
Die Völker alle schweigen,
Ihr Haupt und Herz sich neigen
Der Mutter unser's Herrn.

Ruhe.

Ich steh' allein am Strande.
Die Fluth ist still und blau.
Kein Lüftlein, das sich regte,
Keine Wolke, wohin ich schau'.

Und wie ich stehe, da schlummern
Mir alle Sorgen ein,
Und in mir selber hier innen
Ist Ruhe und Sonnenschein.

Segen.

Mich überkam es still und mild
Als wie ein Frühlingsregen,
Und siebenfarbig, Bild an Bild,
Schau' ich den Gottessegen.

O thu' dich auf, liebe Seele mein,
Und laß den Himmel thauen,
Nun dürfen alle Engelein
In deinen Frieden schauen!

* * *

Erwartung.

Noch hab' ich nicht ihr Wort vernommen,
„Ich liebe Dich", das süße Wort:
Noch ist mein Schiff nicht angekommen
In dem erstrebten sichern Port.

Es ruht die See. Die Winde schweigen,
Vom Ruder läßt die müde Hand,
Und dort im Abendscheine zeigen
Sich meine Heimath und der Strand.

O hübe sich im weiten Westen
Ein Lüftlein aus dem gold'nen Duft
Und trüge mich zu meinem Besten
In jenen Port: an ihre Brust!

Der Mönch vor der Krippe.

Ich däuchte mich ein König,
Die weite Welt mein Reich,
An Glücke stunden Wenig',
An Stolz mir Keiner gleich.

Doch war mir mehr verheißen
In eines Sternes Bahn,
D'rum schloß ich mich den Weisen
Des Morgenlandes an;

Und Herr! All mein Genießen,
Freiheit und Lieb' und Ruhm,
Es liegt zu Deinen Füßen
Mein ganzes Königthum!

Liebe.

Ein Maaßstab ist, der Liebe Macht
Und Werth zu messen:
Wie weit du es durch sie gebracht
Im Selbstvergessen.



Oesterreicher in der Ferne.

Friedrich Hassaurek.

Von M. v. S.

Den Oesterreichern aus den Provinzen, besonders den Böhmen, Schlesiern, Mährern ist es in Amerika häufig sehr gut gegangen. Der ächte Wiener aber eignet sich im allgemeinen nicht zur Auswanderung. Er ist zu weich und zu gemüthlich, und wohl auch nicht activ genug für den Ernst und die Energie, womit in den Vereinigten Staaten alle Geschäfte und Gewerbe betrieben werden. Er ist zu sehr an die Eigenthümlichkeiten seiner alten Vaterstadt gewöhnt und damit verwachsen, als daß er sich leicht in eine ihm ganz fremde und unbequeme Welt hineinfinden könnte. Während daher die Anzahl der Wiener, die in der neuen Welt großen geschäftlichen Erfolg gehabt haben, nur eine verschwindend kleine ist, hat es zu politischer und literarischer Bedeutung und hohen Stellungen wohl nur ein Einziger gebracht und das ist Friedrich Hassaurek, dessen Carriere im Nachstehenden geschildert werden soll.

Hassaurek wurde am 8. October 1832 in Wien in der Spiegelgasse geboren. Sein Vater Franz Hassaurek war ursprünglich wohlhabend, Kaufmann von Beruf, Literat aus Liebhaberei. Zu Grillparzer, Castelli, Deinhardstein und anderen Celebritäten des vormärzlichen Oesterreich stand er in den vertrautesten Beziehungen. Er hatte eine erhebliche Anzahl von Lustspielen, Novelletten, Gedichten und Operntexten geschrieben, worunter sich sein Text zum „Joseph in Aegypten" noch bis heute auf dem Repertoir erhalten hat. Als sehr hervorragendes Mitglied der humoristischen Verbindung „Ludlams-Höhle" wird er von Castelli in dessen Memoiren mehrfach erwähnt. Durch unglückliche Speculationen und vertrauensvolle Groß-

muth verarmt, starb er im Jahre 1836 in sehr bedrängten Verhältnissen in Pötzleinsdorf, wo er factisch die erste Sommerpartei war. Sein Grab mit der folgenden von Castelli verfaßten Grabschrift befindet sich, Dank der Pietät seines Sohnes, noch heute im Zustand bester Erhaltung:

Der hier ruht war ein braver Mann,
Darüber einigen sich alle Stimmen.
Viel Gutes hat er Andern einst gethan;
Darum erlitt er selbst so viel des Schlimmen.
Dort ist Gerechtigkeit, wie nicht auf Erden:
Dort wird auch ihm vergolten werden.

Der junge Hassaurek besuchte das Piaristen-Gymnasium in der Josephstadt in derselben Classe, der auch der verstorbene Dr. Vivenot jun. der jetzige Consul Lippich, Theater-Director Karl Costa, Professor Andreas Rungger und andere bekannte Persönlichkeiten angehörten. Konitschek, Hassaurek und der jetzige Dr. Hotter, Rechts-Consulent in der nieder-österreichischen Sparkassa und Versorgungs-Anstalt, redigirten zusammen im Jahre 1847 unter dem Titel „Parnaß" eine geschriebene belletristische Zeitung, die zweimal im Monat erschien und den Professoren gratis, den Mitschülern gegen eine kleine Vergütung für das Abschreiben geliefert wurde. Die Revolution machte seinen Studien zeitweilig ein Ende. Der am 13. März 1848 gefallene Karl Konitschek, ein sehr talentvoller und vielversprechender Jüngling, gehörte demselben Jahrgang des Piaristen-Gymnasiums an, und war ein intimer Freund Hassaurek's. Strenggenommen hätten die Mitschüler Hassaurek's, die sich beim Ausbruch der Revolution erst im letzten Gymnasial-Jahre befanden, nicht zur akademischen Legion gehört, da diese nur aus wirklichen Universitäts-Hörern bestehen sollte. Aber die jungen Herrchen wollten ebenfalls Soldaten spielen, und hielten nach dem Muster ihrer älteren Vorbilder Versammlungen auf der Dominikaner Bastei ab, um ihr „Recht" geltend zu machen Mitglieder der Legion zu werden. Der kaum sechszehnjährige Hassaurek machte bei dieser komischen Gelegenheit seine ersten oratorischen Versuche. Auf der Aula mit ihrem Verlangen anfänglich zurückgewiesen, ernannten die jungen Gymnasiasten oder „sechsten Lateiner" ein Comité, welches ihre Sache vor den Erzherzog Johann bringen sollte. Hassaurek war der Wortführer desselben und hatte wirklich eine Audienz in der Burg beim Erzherzog Johann, der ihnen mitleidig lächelnd versprach ihr Ver-

langen zu befürworten. Der kindische Wunsch wurde zuletzt erfüllt, und die Schüler der letzten Gymnasial-Klasse dem Philosophen-Corps als dritte Compagnie eingereiht. Dem jungen Hassaurek trug dieser legionäre Ehrgeiz eine leichte Verwundung ein, und zwar am 6. October an der Tabor-Brücke. Da er jedoch außer einem während der ersten Märztage verfaßten und als Flugblatt veröffentlichten Trauergesang auf seinen gefallenen Freund Konitschek, sowie in Folge seiner frühen Jugend, auf keine hervorragende Weise compromittirt war, blieb sein Mitmarschiren als Legionär ohne unangenehme Folgen.

Seine Mutter, eine Schwester des pensionirten Feldmarschalls Baron Vincenz von Abele, hatte sich in der Zwischenzeit wieder verheiratet und war mit ihrem Manne nach Amerika ausgewandert. Sie hatte sich in Cincinnati, im Staate Ohio niedergelassen, wohin ihr der junge Hassaurek nach dem schon im December 1848 erfolgten Tode seines Stiefvaters folgte. Einige Artikel, die er für dortige deutsche Zeitungen schrieb, lenkten die Aufmerksamkeit einiger Redactionen und Herausgeber auf ihn. Die deutsche Presse in Amerika hatte damals noch nicht ihre heutige Bedeutung und Größe erreicht. Es fehlte ihr an genügenden literarischen Kräften, die ihr erst durch die politische Emigration vom Jahre 1849 an zugeführt wurden. Hassaurek fand daher trotz seiner Jugend schnell eine Anstellung in einem neugegründeten Tageblatt, welches den Titel „Ohio Staatszeitung" führte und in welchem er als Uebersetzer der telegraphischen Nachrichten aus dem Englischen, sowie als Redacteur der europäischen Berichte und Miscellen thätig war. Durch einige Freunde in den Stand gesetzt, gründete er bald ein eigenes Blättchen, das wöchentlich erschien und „Der Hochwächter" hieß. Dasselbe war noch ganz angehaucht von dem Geiste der Revolutions-Periode und förderte so manches Unreife und Ueberspannte zu Tage, das mit der Jugend des Verfassers und der wilden Erregtheit jener Zeit entschuldigt werden muß, um so mehr, als ihm die Erfahrung, ein sehr tüchtiger Lehrmeister, bald zu einer ruhigeren und gediegeneren Auffassung der Dinge verhalf.

Trotzdem war es im „Hochwächter" nicht alles Sturm und Drang. Er hat auch verdienstvolle Kämpfe geführt, und einer der verdienstvollsten war sein Kampf gegen das Unwesen der Einwanderungs-Agenten, die in den östlichen Hafenstädten, besonders aber in New-York ein wahres Blutsauger- und Seelenverkäufer-Handwerk trieben. Die



armen der Landessprache unkundigen Einwanderer wurden von jenen Gaunern, die sich ihnen als Landsleute und wohlmeinende Rathgeber präsentirten, auf's grausamste beschwindelt. Namentlich prellten sie sie durch den Verkauf von Fahrbillets, die bis an ihren Bestimmungsort im fernen Westen reichen sollten, sich jedoch schon in östlichen Städten, wie Albany, Buffalo, Erie oder Dunkirk als ungiltig erwiesen, so daß die Betrogenen mit ihren Familien unterwegs liegen bleiben und großes Ungemach erdulden mußten. In vielen Fällen hatten die armen Leute zur Weiterreise kein Geld und waren dem Elend und der Verzweiflung preisgegeben. Zwischen einer jener Firmen, dem Hause Rischmüller & Löscher, das bald darauf den verdienten Untergang fand, auf der einen und dem jungen Hassaurek auf der anderen Seite entspann sich ein Kampf, der Jahre lang dauerte und in Zeitungs-Artikeln, Pamphletten, sowie in den Gerichten geführt wurde. Hassaurek, dem damals nur geringe Geldmittel zu Gebote standen, sollte durch Preß- und Injurien-Prozesse mundtodt gemacht werden, was jedoch nicht gelang. Das große Aufsehen, welches diese Kämpfe erregten, hatte vielmehr zur Folge, daß in New-York, sowohl auf Privatwegen wie auf dem Wege der Gesetzgebung, Maßregeln zum Schutz der Einwanderung und zur Verhinderung des betrügerischen Billet-Verkaufs getroffen wurden. Diese Maßregeln gipfelten zuletzt in der Errichtung des Einwanderungs-Depots von Castle-Garden, d. i. eines Landungsplatzes, der eigens für Emigranten-Schiffe eingerichtet und mit Wartesälen, Waschzimmern und allen nöthigen Bureaux versehen wurde. In diesem konnten diejenigen Einwanderer, welche weiter reisen wollten, ihre Eisenbahn-Billets kaufen, ohne der Gefahr des Betrogenwerdens ausgesetzt zu sein. Für diejenigen, welche in New-York bleiben wollten, gab es ein Arbeits- und Nachweisungs-Bureau, das bald auch von außen Aufträge erhielt. Die Agenten der Gasthöfe hatten keinen Zutritt. Mahlzeiten und Lebensmittel wurden im Local selbst zu mäßigen Preisen geliefert. Die Direction war in den Händen einer Commission, deren Mitglieder theils vom Gouverneur des Staates, theils von der deutschen und irländischen Gesellschaft ernannt wurden. Lange Jahre hindurch entfaltete dieses Institut eine segensreiche Wirksamkeit zum Schutz und Nutzen der Einwanderer. Leider sind ihm in den letzten Jahren theilweise die Mittel entzogen worden, theils ist seine Verwaltung der alles auffressenden Corruption anheimgefallen, und sein Bestehen wird wohl kaum mehr ein langes sein. Die großen Ver-

dienste aber, die es sich während seiner Blüthezeit um die Einwanderung erworben, gehören der Geschichte an und dürfen nicht unterschätzt werden.

Auch an den Kämpfen gegen die damals noch bestehende und ebenso grausame wie unsittliche Neger-Sklaverei betheiligte sich Hassaurek mit der ganzen Gluth jugendlicher Begeisterung, sowohl durch Wort als Schrift. Hier war es auch, wo seine seltene Rednergabe zuerst einen segensreichen Wirkungskreis fand. Er erwarb sich in kurzem einen großen Ruf als Volksredner, und erfreute sich bald einer solchen Beliebtheit, daß selbst seine politischen Gegner ihm mit Vergnügen zuhörten. In den politischen Partei-Verhältnissen der Vereinigten Staaten hatte damals eine große Umwälzung begonnen. Eine neue Partei war entstanden, die sich im Gegensatz zu der herrschenden demokratischen die republicanische nannte, und sich zwar noch nicht die Abschaffung, aber doch vorläufig die Verhinderung der weiteren Ausbreitung der Sklaverei zur Aufgabe machte. In seinem Staate Ohio war Hassaurek einer der Mitbegründer dieser neuen Partei, sowie ein persönlicher Freund des späteren Präsidenten Abraham Lincoln. Die Partei hatte im Anfang mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Vor dem Jahre 1855 hatten die Deutschen in Amerika fast durchgängig der demokratischen Partei angehört, weil diese sich der Einwanderung am freundlichsten gezeigt hatte. Auch hatten sich die der Partei-Verhältnisse unkundigen Einwanderer vielfach durch den Namen „demokratisch" bestechen lassen, weil sie glaubten, er bedeute in der amerikanischen Politik dasselbe, wie in Europa, was natürlich nicht der Fall war. Die Namen „Demokraten", „Whigs", „Republicaner" u. s. w. hatten keine andere Bedeutung als die politischer Unterscheidungs-Zeichen. Durch die fremdenfeindliche Bewegung der sogenannten „Know-Nothing-Partei" waren die Deutsch-Amerikaner in ihrer Anhänglichkeit an die sogenannte demokratische Partei noch bestärkt worden, weil diese sich dem Know-Nothingthum entgegen und auf die Seite der Einwanderer gestellt hatte. Es fiel daher schwer die Deutschen von der demokratischen Partei loszureißen, als diese sich im Verlauf der Jahre immer mehr und mehr zu einem blosen Werkzeug der Sklavenhalter herabwürdigte. Für die neu-gegründete republicanische Partei, die Anfangs im Verdacht des Know-Nothingthums stand, mußte daher das Terrain Schritt für Schritt erobert werden; und Hassaurek trug durch seine volksthümliche Beredsamkeit und unermüdliche Thätigkeit mehr als irgend ein anderer Führer zu dem politischen Umschwung bei, der jetzt unter den Deutschen Amerikas eintrat.

Im April 1855 wurde Hassaurek von seinem städtischen Bezirk in den Gemeinderath erwählt, in welchem er vier Jahre (zwei Termine) verblieb, nach deren Ablauf er die ihm angebotene Wieder-Erwählung ablehnte. Als Mitglied dieser Behörde (eines unbesoldeten Ehrenamtes) zeichnete er sich hauptsächlich durch seinen Kampf gegen die strengen puritanischen Sonntags-Verordnungen aus, deren theilweise Milderung er bei verschiedenen Gelegenheiten durchsetzte. Dieser Kampf trug ihm die besondere Opposition der s. g. Know-Nothings, der heftigen Gegner der Einwanderung ein, die damals im Cincinnatier Stadtrath stark vertreten waren. Es kam zu häufigen Wortgefechten, aus denen er fast immer als Sieger hervorging. Besonders eine seiner kurzen Erwiderungen auf die Angriffe seiner Gegner verdient hier erwähnt zu werden, weil sie damals in allen Landestheilen Aufsehen erregte und fast von allen Zeitungen nacherzählt wurde. Einer seiner Gegner, ein fanatisches Mitglied der Know-Nothing-Partei und zugleich ein starrer Puritaner, hatte ihm nämlich im Verlauf der Debatte zugerufen: „daß Cincinnati eine amerikanische, und keine deutsche oder österreichische Stadt sei; daß man in Cincinnati unter amerikanischen Gesetzen und amerikanischen Institutionen lebe; und daß das Land unter diesen Institutionen groß und frei geworden sei. Wenn daher Herrn Hassaurek diese Institutionen nicht behagten, so brauche er nicht hier zu bleiben. Er könne zurückgehen in das Land, aus welchem er gekommen. Aber es sei eine Unverschämtheit, wenn jemand, den man drüben nicht habe brauchen können, jetzt herüber kommen und uns Eingeborenen zum Dank für unsere Gastfreundschaft Gesetze vorschreiben, unsere guten Institutionen nach dem schlechten Muster der alten Welt zuschneiden wolle." Sobald der Redner seinen Angriff geschlossen hatte, richteten sich aller Augen erwartungsvoll auf Hassaurek. Dieser erhob sich äußerlich ruhig, aber voll innerer Erregung, und streckte seinen Gegner mit wenigen Worten in den Sand. „Mein Vorredner", sagte er, „weidet sich darüber, daß ich nicht wie er das Verdienst besitze, auf dieser Seite des Weltmeeres geboren worden zu sein. Leider hat man mich vor meiner Geburt nicht befragt, auf welcher Halbkugel ich geboren werden wollte. Auch an meinen Vorredner ist, so viel ich weiß, diese Frage nicht gerichtet worden. Er hat also kein Recht sich mit etwas zu brüsten, woran er weder Urheberschaft noch mitwirkendes Verdienst beanspruchen kann. Noch weniger hat er ein Recht, meinen Amerikanismus herabzusetzen. Mit Stolz kann ich sagen, daß ich ein besserer Amerikaner bin als er; denn ich bin

ein Amerikaner aus freier Wahl, während er blos Amerikaner aus Zufall ist. Der Unterschied zwischen uns Beiden ist der: Er kam nackt in dieses Land; während ich Rock und Hosen an hatte, als ich kam." Schallendes Gelächter und langandauernder jauchzender Beifall sowohl der Mitglieder wie der stark besetzten Galerien begrüßte diesen glänzenden Nachhieb, und die Know-Nothings im Gemeinderathe vermieden es nach diesem Intermezzo, sich auf einen neuen Waffengang mit Hassaurek einzulassen.

Seinen anstrengenden literarischen und politischen Beschäftigungen hatte er im Verlauf der Jahre die nöthige Zeit abgerungen, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Man braucht hierzu im Staate Ohio keine Universität zu besuchen, sondern kann es unter der Privat-Anleitung eines anerkannten Rechtsgelehrten thun, worauf man sich zu der gesetzlich vorgeschiebenen Prüfung melden muß. Diese Prüfung bestand Hassaurek vor einer vom Obergericht des Staates ernannten Commission im Sommer 1857. In Folge dessen zur ausübenden Rechts-Praxis zugelassen, verkaufte er seinen „Hochwächter", der in anderen Händen nicht lang fortlebte, und widmete sich ganz und gar dem Betrieb der Advocatur, in welcher er bei dem mündlichen Gerichts-Verfahren Amerikas seine Rednergabe fast täglich verwerthen konnte. In kurzer Zeit hatte er sich in diesem neuen Wirkungskreise nicht allein einen bedeutenden Namen, sondern auch eine sehr einträgliche Praxis erworben.

Er führte sich dem Publicum gleich im Anfang (1857) durch seine Vertheidigung des Joseph Loeffler vor, dessen Fall einer der merkwürdigsten war die in den Annalen der amerikanischen Criminalistik verzeichnet sind. Loeffler war ein armer deutscher Arbeiter, der von Dämono-Manie besessen war. Dies will nicht etwa sagen, daß er an Hexen und böse Geister blos glaubte; sondern daß er sie sah, hörte und fühlte und sich unablässig von ihnen verfolgt wähnte. In jeder Katze erblickte er eine Hexe. In unschuldigen Personen, die an ihm vorübergingen, glaubte er Dämone zu entdecken. Mehr als einmal vergriff sich Loeffler auf offener Straße an Personen die ihm wildfremd waren, würgte sie am Halse und sah ihnen dann blödsinnig lachend in's Gesicht. Seine Mutter war in seinem Heimathsdorfe in Deutschland allgemein als eine verrückte Person bekannt. Auch sie litt an dem Wahn, daß Hexen und böse Geister sie verfolgten. Loeffler wohnte in der inneren Stadt Cincinnati die in einem Thalkessel liegt, und diente bei



einem sehr wohlhabenden Amerikaner Namens Horton, der auf einem der die Stadt umschließenden Berge eine Villa nebst Gartenanlagen besaß. Auch Loeffler's Frau war im Horton'schen Hause beschäftigt. Der Hexerei hatte er in seinem Wahn die Unglückliche schon lang für verdächtig gehalten. Nun aber begann sich bei ihm auch der Glaube zu entwickeln daß sie mit Horton, seinem Brodherrn, unerlaubten Umgang triebe, und daraus entwickelte sich die Befürchtung, daß die Beiden ihm nach dem Leben trachteten, weil er ihr ehebrecherisches Treiben entdeckt habe. Einige Zinn-Bestandtheile, die er in seiner Frühstücks-Butter bemerkte, und die sich wahrscheinlich von der Blechbüchse losgelöst hatten, in welcher sich die Butter für die Hausdiener befand, hielt er für Quecksilber. Noch an demselben Morgen betrat er mit verstörter Miene eine Apotheke und fragte den dienstthuenden Provisor, ob man jemand mit Quecksilber umbringen könne. Dieser, nichts Arges ahnend, bejahte die Frage, vorausgesetzt daß man dem zu Vergiftenden genug davon eingebe. Nun wurde es Loefflern zur Gewißheit, daß seine Frau und Horton eine schwarze That gegen ihn beabsichtigten, und er beschloß ihnen zuvorzukommen. Er erdrosselte des Nachts seine Frau im Bette, und ging dann auf den Berg in das Haus seines Herrn, zu welchem er als Hausdiener einen Kellerschlüssel hatte. Als er den Keller betrat, flüchtete sich, wie er später aussagte, eine schwarze Katze zwischen das Brennholz, welches dort zum Feueranmachen aufgespeichert war. „Warte, Dich will ich herausräuchern!“ dachte er in seinem Wahn und steckte das Holz in Brand. Die Flammen loderten hell auf und theilten sich natürlich bald dem ganzen Hause mit. Horton stürzte in Unterkleidern in die Vorhalle, und wurde dort von Loeffler mit einem zum Kleinmachen des Holzes benützten großen Messer niedergestoßen. Der Mörder begab sich sodann auf einen damals noch unbebauten Grasplatz, in der Nähe des Hauses, legte sich unter einen Baum und schnitt sich mit demselben Messer den Hals durch. Auch die Pulsadern an beiden Händen suchte er sich aufzuschneiden. Man fand ihn in seinem Blute schwimmend, und brachte ihn ins Spital, wo er Dank seiner eisernen Körper-Constitution bald wieder hergestellt wurde, so daß ihm der Prozeß gemacht werden konnte.

Die That war selbstverständlich im Wahnsinn begangen worden; und wohl nie war eine Vertheidigung auf diesen Grund hin so gerechtfertigt, wie in diesem Falle. Aber die Wahnsinns-Vertheidigung war

gerade zu jener Zeit häufig und erfolgreich zu Gunsten von wirklichen Verbrechern misbraucht worden. Die öffentliche Meinung war empört und verlangte ein Opfer. Loeffler war ein armer Teufel, der keine Freunde hatte und überdies ein Eingewanderter war. Aufgeregte Menschenmassen füllten die Räume des Justiz-Gebäudes und verlangten drohend seinen Tod. Der Unglückliche wäre sicher gehängt worden, wenn ihn nicht die unermüdliche Ausdauer Zähigkeit und Energie Hassaurek's gerettet hätte, dessen Anstrengungen es zuletzt gelang einen derartigen Justiz-Mord zu verhindern. Die Erfahrung zeigte bald, daß seine Annahme der Unzurechnungs-Fähigkeit Loeffler's vollkommen richtig war. Ins Staatszuchthaus auf lebenslänglich abgeliefert, hielten die Beamten seinen Wahnsinn zuerst für Verstellung, die sie durch energische Strafmittel zu brechen suchten; aber ohne Erfolg. Weder Dunkel-Arrest noch Hungerzelle, noch das in amerikanischen Zuchthäusern gebräuchliche schreckliche Schauerbad, wobei man den Kopf des Arrestanten fest in einen durchlöcherten Balken zwängt, und ihm dann einen starken ihn fast erstickenden Wasserstrom auf Gesicht und Mund laufen läßt, weder diese noch andere ähnliche Disciplinar-Mittel konnten ihn aus seinem Stumpfsinn reißen. Die Beamten sahen bald ein, daß sie es mit einem wirklichen Wahnsinnigen zu thun hatten. Loeffler ist noch am Leben und befindet sich im Irrenhause zu Columbus, Ohio, in der Abtheilung für unheilbare Gefangene.

* * *

Die Wogen der Aufregung stiegen von Jahr zu Jahr höher, und es fehlte bei den Versammlungen der Gegner der Sklaverei nicht an tumultuarischen Auftritten. Auch versuchten es die Gegner häufig mit gewaltsamen Störungen, die Hassaurek jedoch fast immer durch guten Humor und Festigkeit zu beruhigen wußte. Aus seiner an solchen Vorfällen reichen Carrière als Volksredner will ich zwei oder drei der interessantesten hervorheben.

Hassaurek's Ruf hatte sich in den verschiedensten Landestheilen verbreitet, und aus einer Menge von Staaten und Städten gingen ihm Einladungen zu, dort deutsche oder englische Reden zu halten, so daß er während eines wichtigen Wahlkampfes fast unausgesetzt auf Reisen war. So sollte er im Sommer 1856 in der Stadt Dayton in Ohio eine Rede halten. Die dortigen Deutschen gehörten jedoch fast

durchgängig der Gegenpartei an, und wollten ihn nicht zu Wort kommen lassen. Sie ließen ihn daher keine zwei Minuten fortsprechen, ohne ihn durch Tumult Stampfen Pfeifen und Schreien zu unterbrechen. Hassaurek erklärte zuletzt mit der größten Ruhe, daß er gekommen sei um in Dayton eine Rede zu halten, und daß er es unter allen Umständen thun werde. „Wenn Sie mich daher", so sagte er, „heute nicht sprechen lassen, so werde ich morgen wieder am Platze sein. Wenn Sie mich morgen wieder unterbrechen, so ist übermorgen auch noch ein Tag. Loswerden können Sie mich nicht eher, als bis ich meine Rede ungestört und ungehindert beendet habe, und wenn ich einen Monat hier bleiben müßte. Wollen Sie mich also von hier fort haben, so geben Sie sich lieber gleich heute in das Unvermeidliche und lassen Sie mich ausreden, wie Sie es als anständige Leute verpflichtet sind. Wer mich nicht hören will, der braucht ja nicht hier zu bleiben. Es ist niemand gezwungen mir zuzuhören. Wer mich aber hört, der möge als vernünftiger Mensch nach den Worten des Apostels handeln: Prüfet alles und das beste behaltet." Dies wirkte. Der Tumult legte sich und Hassaurek konnte nicht allein seine Rede vollenden, sondern hatte auch die Genugthuung, daß nach Beendigung derselben viele seiner Gegner auf ihn zukamen, ihm die Hand schüttelten und ihm sagten, daß sie selbst seiner Ansicht geworden seien.

Bei einer andern Gelegenheit ging es nicht so glatt ab. Es dürfte den Lesern des Jahrbuches nicht unbekannt sein, daß in den Vereinigten Staaten politische Versammlungen häufig im Freien abgehalten werden, auf Marktplätzen, an Straßen-Ecken, vor den Gerichts- oder städtischen Gebäuden ꝛc. Eine solche Versammlung fand im Jahre 1856 während des Präsidenten-Wahlkampfes auf einem freien Platze im deutschen Stadtviertel von Cincinnati statt, und zwar in einer Nachbarschaft, in welcher meistens Gegner der neuen Partei wohnten. Unter ihnen befand sich eine Anzahl junger verwahrloster Bursche, denen es auf eine gelegentliche Rauferei oder Gewaltthätigkeit nicht ankam. Zuerst warfen sie Steine auf die Rednerbühne, und suchten den Redner dadurch einzuschüchtern. Hassaurek aber behauptete sich mit entschlossener Ruhe auf seinem Posten und sprach weiter. Die Polizei, die der Gegenpartei angehörte, schloß geflissentlich die Augen. Die Raufbolde dadurch ermuthigt schickten sich an, die Rednerbühne zu stürmen um den Redner herunterzureißen. Da zog Hassaurek einen Revolver aus der Tasche, zeigte ihn der

Versammlung, legte ihn dann vor sich auf den Tisch und sagte daß er den Ersten damit niederschießen würde, der es wagen sollte Hand an ihn zu legen. Dieses Auftreten imponirte der wilden Rotte. Sie verstummte und zog bald darauf von dannen. Solche Roheiten und Gewaltthätigkeiten trugen immer mehr dazu bei, die Partei, die sich derselben schuldig machte, in Miscredit zu bringen und der neuen Partei die Sympathien der nüchternen und anständigen Bevölkerungs-Elemente zuzuwenden.

Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich im Jahre 1860, als Hassaurek in englischer Sprache vor einer politischen Versammlung in Covington im Staate Kentucky eine Rede halten sollte. Kentucky war damals noch ein Sklavenstaat, und die Sklavenhalter-Partei ging fast immer mit fanatischer Intoleranz und Gewaltthätigkeit zu Werke. Hassaurek hatte kaum die Rednerbühne betreten, als er von einem Sturm von Feindseligkeits-Bezeugungen und tobendem Lärm begrüßt wurde. Die Kentuckier waren entrüstet, daß ein Fremdgeborener es wagen sollte auf ihrem eigenen Grund und Boden ihr Institut der Sklaverei anzutasten. Hassaurek's Freunde befürchteten daß der Mob sich an ihm vergreifen würde, und beschworen ihn daher sich zu entfernen. Doch er ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er würde es für eine Schande gehalten haben unter solchen Umständen das Feld zu räumen. Er benutzte daher einen Moment der Stille um zu sagen: „Die, die mich hier unterbrechen, können keine Demokraten sein; denn der wahre Demokrat ehrt die Redefreiheit. Es können keine wahren Amerikaner sein; denn Amerikaner würden nicht die Grund-Bedingungen republikanischer Freiheit mit Füßen treten. Noch weniger können es Kentuckier sein; denn Kentuckier sind berühmt wegen der Gastfreundschaft und Großmuth womit sie dem Fremden begegnen.“ Die Wirkung dieser Worte war elektrisch. Der Misfalls-Sturm verwandelte sich in Beifall, und man ließ den Redner ungestört fortfahren.

* * *

Mit der Präsidentschaft des edlen Abraham Lincoln begann eine neue Aera für das deutsche Element in Amerika. Unter keinem Präsidenten vor ihm — und ich muß leider hinzufügen auch nach ihm — sind so viele hervorragende und fähige Deutsche mit Aemtern und Würden ausgezeichnet worden, wie unter Lincoln. Die Leser des Jahrbuches wissen, daß es in den Vereinigten Staaten keinen regulären Staatsdienst und

keine reguläre diplomatische Carrière gibt. Die Aemter werden dazu benützt die der Partei geleisteten Dienste zu belohnen. Sie werden natürlich immer nur mit Anhängern der herrschenden Partei besetzt. Kommt eine Partei ans Ruder so besteht ihr erstes Geschäft darin, die geschlagenen Gegner aus den einheimischen Bundesämtern, sowie aus den auswärtigen Gesandtschaften und Consulaten zu entfernen und diese Preise unter ihre eigenen Anhänger zu vertheilen. Selbstverständlich ist dies ein großer Unfug, weil dadurch sehr häufig Unbefähigte oder Unerfahrene in Stellen kommen denen sie nicht gewachsen sind; aber der Amerikaner hat ein merkwürdiges Talent sich in die verschiedensten Lebens- und Berufs-Verhältnisse hineinzuarbeiten, und wir begegnen daher vielen amerikanischen Consuln und Diplomaten, die trotz ihrer anfänglichen Unerfahrenheit in Verlauf weniger Jahre höchst tüchtige Beamte geworden sind.

Auch Hassaurek war in dieser Beziehung ein echter Amerikaner. Zur Belohnung der Verdienste, die er sich um die Begründung Ausbreitung und den endlichen Erfolg der Anti-Sklaverei-Partei erworben hatte, wurde er vom Präsidenten Lincoln gleich in den ersten Wochen nach seinem Amtsantritt zum Gesandten (Minister-Residenten) in der süd-amerikanischen Republik Ecuador ernannt, und wie sehr er sich in diese Stellung zu finden wußte, werde ich später erwähnen.

Nachdem seine Anstellung bekannt geworden war, begab er sich zum Präsidenten und bedankte sich bei ihm dafür, daß er ihm die höchste Stelle gegeben habe über welche die Administration zu verfügen hätte. Quito, die Hauptstadt der Republik Ecuador, liegt nämlich zwischen 9000 und 10.000 Fuß über der Meeresfläche. Abraham Lincoln, der einen guten Witz zu würdigen wußte, lachte herzlich darüber, erzählte ihn den Mitgliedern seines Cabinets und verschiedenen anderen Besuchern, bis er zuletzt in die Zeitungen gelangte.

Bevor Hassaurek nach Süd-Amerika abreiste, übertrug er seine unerledigten Rechtsgeschäfte an eine neugegründete Advocaten-Firma (amerikanische Advocaten practiciren nämlich häufig in Compagnie) die aus den Herren R. B. Hays und L. Markbreit bestand. Letzterer war ein Stiefbruder Hassaurek's und wurde später Gesandter in Bolivia. Ersterer trat bald darauf in die Armee und wurde General, später Congreß-Repräsentant und zuletzt Präsident der Vereinigten Staaten.

Die Reise von New-York nach Quito, der Hauptstadt Ecuador's, ist eine langwierige und beschwerliche. Zuerst fährt man mit einem Dampf-

schiff nach Aspinwall in Central-Amerika, von dort mit der Eisenbahn über den Isthmus von Panama nach der Hafenstadt Panama, wo man sich abermals einschifft und das stille Meer hinunter nach Guayaquil fährt, dem Haupthafen der Republik Ecuador. Die Reise von New-York nach Guayaquil dauert zum wenigsten vierzehn Tage, manchmal auch drei Wochen. Guayaquil liegt in einer herrlichen Landschaft, umwachsen von der üppigsten tropischen Vegetation. Kleine Dampfschiffe fahren den Guayas-Fluß bis zur Station Bodegas hinauf, wo die Landreise beginnt die zu Pferd oder Maulthier gemacht werden muß, weil es in jener Gegend noch keine Fahrstraßen gibt. Der tropische Wald muß zuerst durchritten werden, bis man den Fuß der Andengebirge erreicht und langsam die Höhen hinauf zu den Tafel-Ländern steigt. Die Ecuadorianer sagen mit Recht: „Unsere Straßen sind Wege für Vögel, aber nicht für Menschen." Der Weg geht bald durch Wälder und Moräste; bald an schwindelnden Abgründen vorbei, einen steilen Berg hinauf und einen andern herunter, wobei Schluchten und Engpässe und brückenlose reißende Ströme durchschritten werden müßen. Dabei werden bei Regenwetter die Straßen so schlüpfrig daß sich die Pferde kaum auf den Füßen halten können, sondern oft pfeilschnell den Abhang hinunterschießen. Diejenigen unserer Soldaten, die den Feldzug in Bosnien mitgemacht haben, werden sich einen ungefähren Begriff von südamerikanischen Reise-Routen machen können. Der Riesenberg Chimborazo wird auf einer Höhe von 15.000 Fuß passirt. Und an dem feuerspeienden Berg Cotopaxi führt der Weg dicht vorüber. Es ist eine Reise, die an malerischer Schönheit, haarsträubendem Interesse, romantischer Wildheit, sowie an wissenschaftlichem Reichthum ihresgleichen sucht. Hassaurek machte diese Reise, die durchschnittlich fünf bis sieben Tage dauert, wenigstens ein dutzendmal, wie er überhaupt während seines vierjährigen Aufenthaltes jenes geheimnisvolle Wunderland nach allen Richtungen kennen lernte.

Man sollte kaum glauben, daß sich am Ende einer solchen Route eine civilisirte Stadt befinden könnte. Und doch ist die Hauptstadt Quito eine sehr schöne Stadt, mit eleganten Häusern und Palästen, prachtvollen Kirchen, riesigen Klostergebäuden, gut gepflasterten Straßen und mit allem Luxus von bequem gelegenen und leichter zugänglichen Städten. Trotzdem z. B. Pianos auf dem Rücken von Indianern nach Quito getragen werden müßen, weil solche Instrumente für eine Maulthier-Ladung zu groß und zu schwer sind, befinden sich Hunderte von Pianos

dort, und eine Menge von Leuten die sie mit künstlerischer Virtuosität zu spielen wissen. Das Klima des Tafel-Landes von Quito ist herrlich. Es ist vielleicht das gesundeste und angenehmste der Welt, nicht heiß und nicht kalt — ein ewiger Frühling. Es gibt blos zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine Regenzeit. Die Früchte aller Zonen vereinigen sich in den Märkten von Quito. In wenig Stunden kann man in die heißen Thäler hinuntersteigen, wo das Zuckerrohr und die Orange wächst. In wenig Stunden kann man in die kalten Regionen hinaufsteigen, wo alle Vegetation aufhört und ewiger Schnee beginnt. Das Tafel-Land von Quito selbst erzeugt die Producte der gemäßigten Zone, Weizen, Kartoffeln, Gerste u. s. w. Schade, daß bei einem solchen Klima und solcher Fruchtbarkeit häufige Erdbeben das Leben unsicher machen, und oft ganze Städte und Districte verwüsten. Und eben so vulcanisch wie der Boden ist der politische Charakter seiner Einwohner. Revolutionen und Bürgerkriege wechseln ab mit Kriegen gegen die Nachbar-Republiken. Von geregelter republikanischer Freiheit ist keine Rede. Die Regierung ist eine rein willkürliche. Wer sich die Unterstützung des schlecht oder gar nicht bezahlten Militairs erkaufen oder durch Versprechungen sichern kann, der ist Herr des Augenblicks, bis er von einem glücklicheren Parteigänger gestürzt wird. Trotzdem bestehen die hohen Gesellschafts-Kreise zum großen Theile aus Leuten von feinster Bildung und Hoch und Niedrig zeichnet sich durch die verbindlichsten Umgangs-Formen und elegantesten Manieren aus. Doch wer mehr über jenes merkwürdige Land, dessen Sitten und Gebräuche, Einrichtungen und Geschichte erfahren will, dem empfehlen wir (vorausgesetzt daß er Englisch lesen kann) Hassaurek's Werk „Vier Jahre unter Spanisch-Amerikanern", das er im Jahre 1867 nach seiner Rückkehr nach Nord-Amerika in New-York und London erscheinen ließ. Ich muß hier nämlich bemerken, daß Hassaurek die englische Sprache sowohl auf der Rednerbühne wie mit der Feder mit derselben Gewandtheit und Leichtigkeit handhabt, wie seine deutsche Muttersprache. Das Werk ist das vollständigste und zuverlässigste, das über jenen Theil Süd-Amerikas geschrieben wurde, und hat überall die ehrendste Aufnahme von Seite der Kritik gefunden. Ein Beweis seiner Popularität liegt darin, daß erst im vorletzten Jahre, also dreizehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen, eine neue Auflage nothwendig wurde.

In seiner Eigenschaft als Gesandter schloß Hassaurek mit Ecuador einen Vertrag zur Erledigung der schwebenden Forderungen und Ansprüche

amerikanischer Bürger ab, von denen viele noch aus den Zeiten der alten Republik Columbia herstammten, zu welcher das heutige Ecuador als integrirender Theil gehört hatte. Diese Forderungen sollten durch eine sogenannte gemischte Commission (ein internationales Schiedsgericht) erledigt werden, bestehend aus je einem Vertreter der beiden Regierungen und einem Unparteiischen. Hassaurek hatte sich durch seine geschickte Führung der Gesandtschafts-Geschäfte bereits derart das Vertrauen seiner Regierung erworben, daß diese ihn zum amerikanischen Mitglied des Schiedsgerichtes ernannte. Seine sorgfältig ausgearbeiteten Gutachten, besonders in den alten columbianischen Fällen, trugen ihm die ehrenvolle Anerkennung europäischer Diplomaten ein. So z. B. war Sir Frederick Bruce, der englische Gesandte in Washington, zum Schiedsrichter einer ähnlichen Commission ernannt worden, die ganz dieselben Fälle in Bezug auf Neu-Granada verhandelte, welches ebenfalls ein Theil der alten Republik Columbia gewesen war. Sir Frederick Bruce gab kein eigenes Gutachten ab, sondern schickte einfach eine Abschrift des Hassaurek'schen Gutachtens ein, mit der höchst schmeichelhaften Erklärung, daß Hassaurek die Frage erschöpfender und treffender klar gelegt habe, als er (Sir Bruce) es im Stande wäre. Eine solche Anerkennung seines völkerrechtlichen Wissens war gewiß eine hohe Auszeichnung für ein in einen amerikanischen Diplomaten verwandeltes Wiener Kind.

Im Jahre 1864 kehrte Hassaurek auf Urlaub nach den Vereinigten Staaten zurück und zwar aus zwei Gründen: 1. um sich an dem damaligen Präsidenten-Wahlkampfe als Volksredner im Interesse der Wiedererwählung Abraham Lincoln's zu betheiligen, und 2. um sich für die Befreiung seines Stiefbruders, des Obersten L. Markbreit, zu verwenden, der von den insurgirten Südländern im Verlauf des Union-Krieges gefangen genommen worden war und als Geißel für einen zum Tode verurtheilten Rebellen-Officier festgehalten wurde. Die Südländer behandelten ihre nördlichen Gefangenen, besonders diejenigen die sie zu Geißeln gemacht hatten, auf's grausamste und ließen sie beinahe Hungers sterben. Hassaurek gerieth beim Betrieb dieser Angelegenheit mit dem berüchtigten General Butler von Massachusetts in Conflict, der sich allen Auswechslungen von Gefangenen hindernd in den Weg gestellt und namentlich die Befreiung Markbreit's durch ungeschickte Manöver hintertrieben hatte. Gegen die Handlungsweise Butler's appellirte Hassaurek an den Präsidenten, der die Angelegenheit dem Ober-Commandirenden

General Grant zur Entscheidung überwies. Hassaurek reiste nun in's Hauptquartier des Letzteren, der ihn auf's freundlichste empfing, ihn einlud sein Gast zu sein und ihm ein Zelt anweisen ließ. Acht bis zehn Tage brachte nun der beurlaubte Diplomat in Grant's Lager in City Point (Virginien) zu, und der Ober-General traf nach Anhörung der Gründe und Untersuchung der Thatsachen sofort die nöthigen Maßregeln zur Befreiung Markbreit's, die auch bald darauf erfolgte.

Nachdem Hassaurek dieses Werk der Bruderliebe vollendet und den Wahlkampf bis zur Wiedererwählung des großen Lincoln mit durchgekämpft hatte, kehrte er im März 1865 auf seinen Posten in Süd-Amerika zurück, wo er bis zum Anfang des Jahres 1866 verblieb. Nun aber eröffnete sich ihm eine neue und namentlich in pecuniärer Beziehung vielversprechende Carrière, die ihn dazu veranlaßte, seinen ihm allerdings sehr liebgewordenen Posten freiwillig niederzulegen und nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren.

* * *

Der damalige Eigenthümer des deutschen täglichen „Volksblattes" in Cincinnati, einer der größten ältesten und einflußreichsten Zeitungen des amerikanischen Westens, hatte sich von seinem Geschäfts-Theilhaber getrennt und sah sich nach einem neuen um, der wo möglich einen Ruf als Journalist und Politiker haben sollte. Sein Augenmerk richtete sich auf Hassaurek und er machte ihm das Anerbieten, sich als gleichberechtigter Theilhaber in das Geschäft einzukaufen und zu gleicher Zeit die Leitung der Redactions-Angelegenheiten zu übernehmen. Hassaurek nahm, da ihm sehr vortheilhafte Bedingungen gestellt wurden, das Anerbieten an und trat im Februar 1866 in das „Volksblatt" ein, in welchem er seit jener Zeit thätig geblieben, und durch welches er im Verlauf der Zeit zum wohlhabenden Manne geworden ist. Das „Volksblatt" erscheint seit dem Jahre 1835 und ist somit beinahe ein halbes Jahrhundert alt. Es erscheint in drei verschiedenen Ausgaben: einer täglichen, einem Wochenblatt in welchem der Hauptinhalt des Tageblattes zusammengestellt und das hauptsächlich in den Land-Districten gehalten wird, und einem Sonntagsblatt welches mehr der Unterhaltungs-Lectüre, besonders auf dem Gebiete der Belletristik gewidmet ist, und den Titel: „Westliche Blätter" führt. Die

tägliche Ausgabe hat innerhalb der Stadtgränzen von Cincinnati eine größere Circulation, als irgend ein anderes dort erscheinendes deutsches oder englisches Blatt. Es muß nämlich hier bemerkt werden, daß Cincinnati eine deutsche Bevölkerung von wenigstens 80- bis 90.000 Seelen hat. Die Deutschen bilden ungefähr den dritten Theil der Gesammt-Bevölkerung. Ein anderes Drittel besteht aus Irländern und der Rest aus eingebornen Amerikanern. Das wöchentliche „Volksblatt" circulirt in Tausenden von Exemplaren im Westen, Nordwesten und Süden der Union. Selbst in einigen der östlichen Staaten, besonders in Pennsylvanien, wird es stark gehalten. Die „Westlichen Blätter" haben eine noch größere Circulation und haben sich vor wenigen Jahren durch eine Preis-Ausschreibung für die drei besten deutsch-amerikanischen Original-Novellen ein besonderes Verdienst um die Sache der deutschen Belletristik in Amerika erworben.

Die Redaction einer täglichen Zeitung in Amerika erfordert die angestrengteste Thätigkeit. Sie wird nicht eher geschlossen, als bis das Blatt früh Morgens zur Presse geht. Die telegraphischen Nachrichten laufen erst des Abends ein, und die wichtigsten, besonders die Kabel-Depeschen aus Europa oft erst nach Mitternacht. In einer deutschen amerikanischen Redaction müßen diese Depeschen, da sie in englischer Sprache einlaufen, erst in's Deutsche übersetzt werden. Dann werden sie gesichtet und mit passenden Ueberschriften versehen; und wenn sie irgend eine wichtige oder besonders interessante Nachricht enthalten, muß, und wenn es nach Mitternacht wäre, noch ein redactioneller Commentar darüber geschrieben werden, für die Seite welche die Leitartikel enthält. Mit ebenso großer Sorgfalt wird das Local-Departement verwaltet. Wenn irgendwo spät in der Nacht in der Stadt ein Feuer ausbricht, ein Unglück geschieht oder ein Verbrechen begangen wird, muß schon am nächsten oder besser gesagt noch an demselben Morgen ein Bericht darüber in der Zeitung sein, wenn sie die scharfe Concurrenz mit anderen Blättern aushalten will. Ausführliche Kritiken über theatralische und Opern-Vorstellungen, und wenn sie bis gegen oder nach Mitternacht dauern, müßen ebenfalls schon am nächsten Morgen in der Zeitung stehen; ebenso Berichte über bemerkenswerthe Reden und Vorträge, die am Abende vorher bei politischen oder literarischen Versammlungen gehalten wurden. Die Leser des Jahrbuches werden daraus ersehen, daß das Redactions-Personal einer amerikanischen Zeitung nicht auf Rosen

gebettet ist. Die Leute müßen gewöhnlich die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machen.

Das „Volksblatt" hat eine sogenannte Bullock-Presse — sie führt diesen Namen nach ihrem Erfinder — eine Dampfpresse, welche in einer Stunde 10.000 bis 12.000 Exemplare drucken kann. Und zwar werden die Zeitungen von dieser Presse nicht allein gedruckt, sondern auch gefalzt, an den Enden aufgeschnitten und in der Mitte, wie ein gebundenes Heft zusammengeklebt. Diese complicirte Maschine, welche trotz ihrer tausendfachen Räder Walzen Cylinder und Messer mit der größten Sicherheit arbeitet, kostet über 30.000 Dollars oder ungefähr 75.000 Gulden nach österreichischem Gelde.

* * *

Trotz seiner angestrengten journalistischen Thätigkeit fand Hassaurek die Zeit, sich den Musen zuzuwenden. In den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus Süd-Amerika erschien unter dem Titel: „Welke Blüthen und Blätter" im Verlag von M. & R. Burgheim in Cincinnati ein Bändchen von Gedichten, die auch in Europa gelesen zu werden verdienen. Einige davon waren schon vor Jahren im „Hochwächter" erschienen; andere hatte er für die „Westlichen Blätter" geschrieben. Einige davon behandeln südamerikanische Gegenstände. Einige wenige sind freie Uebersetzungen aus anderen Sprachen. Fast alle athmen eine schwermüthige düstere Stimmung, die wohl in den damals sehr unglücklichen häuslichen Verhältnissen des Verfassers ihren Grund hatte. Die meisten derselben lassen uns bedauern, daß der Dichter die Leier zur Seite gelegt und seit vielen Jahren nur in Prosa geschrieben hat.[1])

Sein bedeutendstes Werk ist jedoch das in englischer Sprache verfaßte „Geheimnis der Anden". Es ist ein historischer Roman, der in Quito spielt, ungefähr sechzig Jahre nach der Entdeckung und Eroberung Peru's durch die Spanier. Das „Geheimnis der Anden" ist der vergrabene oder versteckte Inka-Schatz, nach welchem in Bolivia Peru und Ecuador drei Jahrhunderte lang gesucht wurde und heute noch gesucht wird, ohne daß er bis jetzt gefunden werden konnte. Zahllose Legenden, einige von hochpoetischem Werthe, verdanken dem Glauben an

[1]) Wir behalten uns vor, im nächsten Bande dieses Jahrbuches zwei lyrische und ein episches Gedicht unseres americanisirten Wieners dem geneigten Leser vorzuführen.

diesen geheimnisvollen Schatz ihren Ursprung. Einige verlegen ihn in die Tiefen des Sees Titicaca, andere in die Wildnis der Llangarati-Berge, wieder andere in die nächste Umgebung von Quito. Hassaurek hat die letztgenannte Localität gewählt und der Sage einen historischen und psychologischen Hintergrund gegeben, der von erschütternd tragischem Interesse ist.

Zum Verständnis der Leser des Jahrbuches ist es nöthig etwas weiter auszuholen. Als die Spanier den unglücklichen peruanischen Inka Atahualpa hinterlistiger Weise in ihr Lager gelockt und zum Gefangenen gemacht hatten, bemerkte dieser die Gier womit die fremden bärtigen Männer überall nach Gold und Silber suchten. Er erbot sich daher zur Wiedererlangung seiner Freiheit, das Gemach in welchem er gefangen gehalten wurde, so hoch als seine ausgestreckten Arme reichen konnten, mit goldenen und silbernen Gefäßen zu füllen. Zu diesem Zwecke sandte er in alle Theile seines großen Reiches Befehle, das Gold und Silber aus den Tempeln und Palästen zu nehmen und nach Cajamarca zu schaffen, wo sich das spanische Lager befand. In allen Theilen und Städten des Reiches wurde diesem Befehl Gehorsam geleistet, nur in Quito nicht; denn dort hatte ein Usurpater, ein Feldherr Namens Riumñagui die Zügel der Regierung an sich gerissen, die Prinzen des königlichen Hauses abschlachten lassen und sich selbst zum Herrscher ausgerufen. Er hatte das kleine Häuflein der Spanier gesehen, das sich seines Herrn des Inka's bemächtigt hatte, und glaubte, auf seine numerische Uebermacht gestützt, sich in den Bergen von Quito mit Leichtigkeit der fremden Eindringlinge erwehren zu können. Seine Täuschung war jedoch von kurzer Dauer. Gegen Schießgewehre, Pferde und eiserne Panzer konnten seine nackten Indianer nicht standhalten, und unaufhaltsam zogen die Spanier unter der Führung Benalcazar's gegen Quito heran. Auch leisteten die Indianer-Massen, die dem Inca-Hause im Herzen treu waren, dem Usurpator nur ungern Gehorsam, und bald sah er ein daß seine Sache verloren war. Aber die Spanier sollten sich der ersehnten Früchte ihres Sieges nicht erfreuen. Der Indianer-General zündete die Stadt an allen Ecken und Enden an, tödtete die Sonnen-Jungfrauen damit sie den Eroberern nicht in die Hände fielen, und schleppte den großen königlichen Schatz mit sich in die Gebirge, wo er ihn vergrub oder in einen See versenkte. Durch einen seiner Diener verrathen, fiel er bald darauf nebst seinen bedeutendsten Häuptlingen

dem spanischen Feldherrn Benalcazar in die Hände, der ihn und eine Menge seiner Getreuen auf die Folter spannen ließ, um ihnen das Geheimnis des Schatzes abzupressen. Aber ein Indianer der schweigen will schweigt. Selbst die größten Qualen können ihn nicht dazu bringen ein Geheimnis seiner Race zu verrathen. Auch Rumiñagui und die Seinigen schwiegen, und wurden von den entrüsteten Spaniern hingerichtet. Ihr Geheimnis nahmen sie mit in's Grab. Wie oben bemerkt, hatte der ehrgeizige Usurpator die Prinzen und Prinzessinen des königlichen Hauses, die er durch List in seine Gewalt bekommen, hinrichten lassen. Es war ihm jedoch eine entgangen, ein Enkelkind des Inca, das durch einen getreuen Caziquen Namens Cunduragu gerettet und auferzogen wurde, damit sie den Spaniern nicht in die Hände fallen sollte, die zur Befestigung ihrer eigenen Macht alle möglichen Thronerben aus dem Wege räumten. Diese (allerdings nicht historische) Prinzessin Toa ist die Heldin des Hassaurek'schen Romans. Ihr wendet sich die Loyalität des Indianer-Volkes von Quito zu, das in ihr seine rechtmäßige Beherrscherin erblickt. Ihr wird freiwillig das Geheimnis des Schatzes entgegen gebracht, das die spanische Folter den Indianern nicht erpressen konnte. Ihren Befehlen gehorcht ihr Volk blindlings in allen Theilen des alten Königreichs Quito, durch dessen Traditionen auch die weibliche Erbfolge gerechtfertigt war. Aber sie darf sich nicht offen zeigen, sondern hält heimlich ihren Hof, um den auf sie fahndenden Spaniern nicht in die Hände zu fallen, bis sie zuletzt für diese zu einer Art Mythe geworden ist.

Geleitet von der Staatskunst ihres Erretters aus des Usurpators mörderischer Hand, faßt sie den Plan ihr Volk von dem Druck der Fremdherrschaft zu befreien. Aber sie ist zu weise um das unmögliche zu versuchen. Eine blose Indianer-Erhebung wäre hoffnungslos. In der Zwischenzeit sind aber auch die spanischen Colonisten, die Nachkommen der Eroberer, misvergnügt und rebellisch geworden. Philipp II. hat das von seinem Vater Karl feierlich gegebene Wort gebrochen, daß Peru auf ein Jahrhundert lang von der drückenden spanischen Steuer, Alcabala genannt, befreit bleiben sollte. Eine Revolution bedroht Peru, und in Quito sind die Flammen der Empörung bereits zum Ausbruch gekommen. Toa's weiser Rathgeber Cunduragu entwirft folgendes Project: Für den Fall daß den Indianern ihre Befreiung von der sie decimirenden Leibeigenschaft zugesichert wird, sollen diese die Revolution der Creolen

unterstützen; ein Creole von edelstem Blut soll zum König ausgerufen werden und sich mit Toa, der Erbin Atahualpa's vermählen, Peru soll von Spanien losgerissen und auf diese Weise sowohl Indianern wie Creolen ihre Freiheit gesichert werden.

Dies ist der Plan, allein er scheitert 1. an der unglücklichen Wahl Toa's, deren liebendes Herz sich einem zwar guten, aber schwachen und unschlüssigen jungen Manne zugewandt hat, der im kritischen Momente der Entscheidung immer den Eingebungen der nächsten Umgebung folgt und in die Netze einer reichen, aber herz- und treulosen Creolin Dolores Solando geräth, deren Vater es mit Spanien hält; 2. an der Abneigung der reichen creolischen Gutsbesitzer gegen eine Allianz mit den Indianern, deren Knechtschaft gerade die Quelle des Reichthums ihrer Bedrücker ist; und 3. an der Staatskunst Philipp II. der insgeheim einen der creolischen Edelleute Manuel Paredes veranlaßt hat, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, um sie hernach um so besser verrathen zu können. Während die Partei der Aufständigen die größten Anstrengungen macht, um eine Armee in's Feld zu stellen und sie mit allem nöthigen zu versorgen, kommen die Befehlshaber nie zum handeln, sondern schieben unter allen möglichen Vorwänden die zu führenden Schläge immer weiter hinaus, bis es zuletzt zu spät geworden ist.

Prinzessin Toa hat ihre Hand und mit ihr die Krone des zu begründenden Reiches dem jungen Grafen Carrera angeboten, der sich der Bewegung in ihren ersten Stadien mit dem Feuereifer einer poetischen Seele angeschlossen hat. Die plötzliche Erkrankung seines Onkels, des reichsten Mannes im ganzen Lande, dessen Erbe er ist, ruft ihn im entscheidenden Momente von Quito weg an dessen Sterbelager. Aber der Oheim stirbt nicht gleich, sondern lebt noch Wochen lang, während welcher er durch die schlagenden Argumente des erfahrenen praktischen Weltmannes seinen Neffen von der Hoffnungslosigkeit einer Erhebung gegen Spanien, damals das mächtigste Reich der Erde, zu überzeugen weiß und ihm das Versprechen abnimmt, der abenteuerlichen dem Tode geweihten Allianz mit der geächteten Indianer-Königin zu entsagen, und sich um die Hand der schönen und loyalen Dolores Solando zu bewerben. Toa, verletzt durch das lange Schweigen des vermeintlichen Geliebten, hat nicht versucht während seiner Abwesenheit mit ihm in Verbindung zu treten. Endlich kehrt er nach Quito zurück. Dolores,

handelnd im Interesse der spanischen Partei deren Seele sie ist, bemächtigt sich seiner noch am Abend seiner Rückkehr und nimmt ihm das Versprechen ab, alle Anerbietungen der Unabhängigkeits-Partei zurückzuweisen. Zu gleicher Zeit verstrickt sie ihn in das Netz ihrer verrätherischen Liebe, der er später als ihr Gatte zum Opfer fällt.

Ein Volksauflauf am andern Tage bietet ihm die Krone an. Carrera — und hier bewegt sich der Verfasser auf dem Boden erwiesener geschichtlicher Thatsachen — weigert sich dies Geschenk anzunehmen, wird von dem künstlich aufgestachelten Pöbel schrecklich mishandelt und für todt in einer einsamen Straße liegen gelassen, wo ihn die verrathene Toa aufnehmen, in eine Indianer-Hütte tragen und während seiner langen Krankheit auf's sorgsamste pflegen läßt.

Die Erhebung schlägt fehl, Graf Arana, der Vertreter des Königs, rückt mit Heeresmacht in Quito ein und schreckliches Strafgericht wird über die Empörer gehalten. Carrera aber, der Märtyrer der königlichen Sache, wird tausendfach belohnt und geehrt und sein höchster Lohn ist die Hand der reichen und herzlosen Dolores. Sie aber hat ihn nie geliebt. Der wahren Liebe unfähig, spricht in ihr nur der Ehrgeiz und die Leidenschaft. In wilder Sinnesgluth ist sie längst für Manuel Paredes entbrannt, für denselben hinterlistigen Creolen, der im geheimen Einverständnisse mit dem Cabinet von Madrid offen an die Spitze der Bewegung getreten war, um sie heimlich zu verrathen. Für Carrera aber beginnt eine traurige Zeit. Er ist der Reichste und doch der Unglücklichste im Lande. Der Stachel der Eifersucht, der nagende Zweifel, die langsam dämmernde Gewißheit des Betrogenseins, ist die Rache, die ihm Toa die verschmähte Indianer-Königin hinterlassen hat. Die Schilderung seiner unglücklichen Ehe ist eine der wahrsten und ergreifendsten Episoden des Romanes.

So wie Carrera arm und elend trotz seines Reichthumes ist, so ist es Toa, die Besitzerin des riesigen Indianer-Schatzes, der ihrem Herzen das Glück und ihrem Volke die Freiheit nicht erkaufen konnte. Unwillig über das werthlose Gold will sie den Eingang der Höhle, in welcher der Schatz verwahrt ist, durch Entfesselung eines Gebirgsstromes auf ewige Zeiten unzugänglich machen. Aber Prinz Cunduraza, ihr alter Rathgeber, verwehrt es ihr, indem er ihr vorhält, daß der Schatz nicht ihr Eigenthum sondern das Eigenthum ihrer Nation sei, für die er bewahrt und verwandt werden müße und wenn auch Jahrhunderte

vergehen, bis die Zeit zu seiner gewissenhaften Verwendung gekommen sei. Bis dahin bleibe er unversehrt! In zwei Familien vererbe sich das Geheimnis des Horts vom Vater auf den ältesten Sohn, damit mit dem Aussterben der einen die andere für eine zweite Hüterin sorge. Und so glaubt man es in den Anden bis auf den heutigen Tag. Zwei Indianer-Familien, so geht jetzt noch die Sage, wissen um das Geheimnis des Schatzes und kennen den Ort, wo er begraben liegt. Aber wer und wo diese Familien sind, das wird kein Weißer zu erforschen im Stande sein.

Vom höchsten tragischen Effect ist die Schluß-Katastrophe. Toa hat sich, nachdem alles verloren, in die Wälder auf dem östlichen Abhange der Cordilleren zurückgezogen, und dort die nur halb unterjochten Indianer-Stämme unter der Leitung des Jivaronen-Häuptlings Quirruba zu einer gewaltigen Erhebung vereinigt, die an hundert Orten an einem und demselben Tage losbricht, die spanischen Städte Mendoza, Logroño, Sevilla de Oro und andere Ansiedlungen vernichtet und der spanischen Herrschaft im tropischen Urwalde für immer ein Ende macht. Die dortigen Indianer-Stämme sind noch heute unbezwungene Söhne des Waldes, die sich in ihrer nackten Wildheit drei Jahrhunderte lang behauptet haben. Die Sage erzählt, daß Quirruba dem letzten spanischen Gouverneur den Mund aufzwingen und geschmolzenes Gold hineingießen ließ, damit er endlich davon genug bekäme.

Carrera, um sich ohne Aufsehen von der treulosen Gattin loszureißen, hat sich um das Commando einer Expedition beworben, welche den durch die Indianer bedrohten Ansiedlungen zu Hilfe kommen soll. Er kommt zu spät, wird von den Indianern bedrängt und verfolgt, vom Regen im tropischen Urwald aufgerieben und zuletzt, nachdem seine Leute durch Krankheit und Hunger zu Tode ermattet sind, von den siegreichen Feinden umzingelt. Und hier erfolgt in der Nacht sein letztes Zusammentreffen, seine letzte Unterredung mit Toa. Zwei vernichtete Existenzen, die zu spät einsehen wie alles so ganz anders hätte kommen können, sinken sich hier zum letztenmal in die Arme. Toa bietet ihm Rettung an, die er jedoch nur für den Fall annehmen will daß auch seine Kameraden gerettet werden. Dies ist unmöglich und so wählt er den Tod, der ihm während des Kampfes am nächsten Morgen aus ihrer Hand zu Theil wird, weil sie ihm auf diese Weise die Folterqualen erspart welche die Gefangenen erwarten.

Es sind hier natürlich nur die Haupthandlung und einige der Haupt-Charaktere skizzirt. Der Roman ist so reich an spannenden Episoden,

daß es zu weit führen würde, wollte man auch nur die wichtigsten derselben aufgreifen. [1])

Hassaurek hat noch andere historische-Arbeiten geliefert, wovon eine betitelt: „Ein indianischer Toussaint L'Ouverture“ hier in Wien im 7. und 8. Heft der „Heimat“ 1882 erschienen ist. Dieser Artikel behandelt die blutige Indianer-Revolution, welche im Jahre 1782 durch den Caciquen Jose Gabriel Condorcanqui, genannt Tupac Amaru in's Werk gesetzt wurde und sich von Hoch-Peru aus über einen großen Theil Süd-Amerika's verbreitete. Die Geschichte dieser Erhebung, die beinahe einen halben Continent bis in seine Grundfesten erschütterte, ist bis jetzt nur sehr wenig bekannt geworden, da die spanische Regierung, die damals absolute Controle über ihre Kolonien hatte, über den Verkehr mit denselben nichts in die Oeffentlichkeit gelangen ließ. Nichtsdestoweniger bildet diese Erhebung und das tragische Ende ihres Urhebers eines der interessantesten und zugleich schrecklichsten Capitel in den Annalen der amerikanischen Geschichte.

* * *

In den politischen Verhältnissen der Vereinigten Staaten hatte sich inzwischen so manches verändert. Die republikanische Partei war aus einer Allianz der heterogensten Elemente hervorgegangen. Ihr ursprünglicher Zweck war nicht die Abschaffung, sondern die Verhinderung der Weiterverbreitung der Sklaverei. Ihr nächster Zweck war ihr durch die Secession des Südens vorgezeichnet worden, nämlich — Aufrechterhaltung, resp. Wiederherstellung der gefährdeten Union. Unter diesem Banner hatten sich alle patriotisch gesinnten Amerikaner vereinigt, unbeschadet ihrer früheren Parteistellung und unbekümmert um Meinungs-Verschiedenheiten in Bezug auf alle anderen Fragen, die im Angesicht der großen alles überschattenden Hauptfrage zeitweilig vom Schauplatz verschwinden mußten. Frühere Whigs d. h. Schutzzöllner und frühere Demokraten d. h. Freihändler oder Finanzzöllner; puritanische Neu-Engländer und Temperenz-Fanatiker, dann lebenslustige Deutsche die nichts von Sonntags- oder Enthaltsamkeits-Zwang wissen wollten; ehemalige Know-Nothings (Gegner der Einwanderung) und Eingewanderte aller

---

[1]) The Secret of the Andes. A Romance. By F. Hassaurek etc. Robert Clarke & Co. Cincinnati 1879. oder Low, Sampson & Co. London.

Nationalitäten, kurz Männer der schroffsten Gegensätze und der verschiedensten politischen Schattirungen hatten sich in dem einen Punkte zusammengefunden: die Integrität des gefährdeten Vaterlandes zu wahren und, bis dieses große Ziel erreicht war, alle anderen Fragen und Meinungs-Verschiedenheiten zu vertagen. Aus dem Kriege selbst gingen neue Fragen hervor welche die Partei in Thätigkeit erhielten. Mittel mußten beschafft werden um den Krieg zu führen. Neue Zölle und Steuern wurden aufgelegt, riesige Verbindlichkeiten wurden in Form von Anleihen übernommen, ein neues Papiergeld wurde geschaffen. Die Sklaverei war die Ursache des Krieges, der Kampf durfte sich daher nicht auf die Verhinderung ihrer Weiterverbreitung beschränken, sondern er mußte sich zuletzt auf die Hinwegräumung der Ursache erstrecken. Und wie sollten nach beendetem Kriege die bezwungenen Staaten reorganisirt, ohne Gefahr eines neuen Ausbruches in den alten Verband zurückgebracht werden? Durfte man die befreiten Sklaven schutzlos der Willkür und Rache ihrer früheren Herren preisgeben, oder sollte man sie vorher durch Ertheilung des Stimmrechtes in den Stand setzen sich selbst zu schützen?

So lange diese und ähnliche Fragen vorlagen, hatte die republikanische Partei so viel zu thun, daß für Meinungs-Verschiedenheiten auf Grund anderer Fragen keine Gelegenheit übrig blieb. Aber als die Rebellion vollends niedergeworfen, die Union der Staaten wieder hergestellt, die Sklaverei abgeschafft und der Neger zum gleichberechtigten Bürger und Stimmgeber erhoben war, hatte die herrschende Partei ihre Aufgabe erfüllt. Was blieb ihr zu thun übrig? Die Kriegsfragen waren erledigt; wollte sie an neue Fragen herantreten, so lief sie Gefahr an der Meinungs-Verschiedenheit der heterogenen Elemente zu zerschellen, aus denen sie ursprünglich zusammengesetzt worden war. Auch konnte es nicht fehlen, daß sich Misbräuche, Verschwendung, Günstlings-Wirthschaft und Corruption einschlichen, dort wo eine Partei so lange in unbeschränktem Besitz der Macht geblieben war und über so riesige Geldmittel zu verfügen hatte. Wäre daher die republikanische Partei nicht im Stande gewesen ihre auseinanderstrebenden Bestandtheile zur Abwendung einer neuen Gefahr zusammenzuhalten und sich auf Grund einer Frage, in Bezug auf welche ihre Mitglieder abermals übereinstimmten, eine neue moralische Existenz-Bedingung zu sichern, so würde der Zersetzungs- oder besser gesagt Verschiebungs-Proceß, der jetzt in der amerikanischen Politik langsam vor sich geht, schon vor Jahren eingetreten sein.

Aber die Oppositions-Partei der Demokraten war so gefällig, ihr das zu liefern, was ihr nach Erledigung der Kriegsfragen fehlte, nämlich ein neues Lebens-Princip, eine neue Existenz-Berechtigung, eine neue Mission. Die Demokraten hatten nämlich im Widerspruch mit ihrer eigenen Vergangenheit angefangen mit den Inflationisten zu liebäugeln. Nachdem das Land in Folge der horrenden Kriegskosten mit uneinlösbarem Papiergeld überschwemmt und in Folge dessen alle Werthe in ein stetes Schwanken gerathen waren, war es nothwendig allmälig wieder festen Boden zu gewinnen und auf eine Gold- und Silber-Basis zurückzukehren, d. h. die Einlöslichkeit des Papiergeldes zu sichern. Die Demokraten widersetzten sich dem. Die Bundes-Regierung hatte, als sie in der Zeit der Noth ihre großen Anlehen contrahirte, verordnet daß ihre Obligationen nicht von den einzelnen Staaten besteuert werden sollten; die Demokraten wollten auch diese Verordnung rückgängig machen. Die tollsten Finanzprojecte kamen nun zum Vorschein.

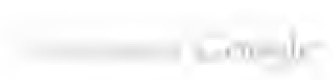
Es gab Leute, die geradezu behaupteten daß ein Papier-Dollar kein Zahlungs-Versprechen, sondern wirkliches Geld und daher die Idee der Einlösbarkeit eine ganz überflüssige sei. Die Regierung, so sagten sie, könnte ebenso gut aus Papier, Leder oder Zinn Geld prägen, wie aus Gold oder Silber. Es sei der Stempel der Regierung und nicht der innere Werth, der Geld schaffe. Diese Idee führte zu einer anderen ebenso thörichten. Wozu sollen wir, so hieß es, Interessen auf unsere Nationalschuld bezahlen, wenn wir die Schuld selbst bezahlen können? Man lasse einfach so viel Papiergeld drucken als nöthig ist um die Schuld zu tilgen, und wir sind diese Last los. Diese haarsträubende Idee fand eine Zeit lang eine Menge Anhänger in beiden Parteien. Man nannte sie Inflationisten, weil sie eine Inflation (Anschwellung, massenhafte Vermehrung) uneinlösbaren Papiergeldes anstrebten, oder auch „Greenbackers", weil die Rücken (backs) der Regierungs-Papiergeldes in grüner Farbe gedruckt waren.

Die demokratische Partei neigte sich, wie gesagt, diesen Verirrungen zu oder coquetirte mit denselben, nicht sowohl aus Ueberzeugung, sondern weil sie dadurch Stimmen zu gewinnen hoffte. Diese gefährlichen Albernheiten schienen nämlich zu jener Zeit allgemein Eingang zu finden und sehr populär werden zu wollen, und der amerikanische Politiker oder Parteiführer liegt gar häufig auf der Lauer, um jeden neuen Wind aufzufangen der ihm die Segel schwellen könnte. Durch eine solche unzu-

verlässige, ja geradezu alarmirende Stellung in der Währungsfrage zwang die demokratische Partei ihre republikanische Gegnerin, die entgegengesetzte Stellung einzunehmen und sich gleichsam zur Hüterin des nationalen Credits und der nationalen Ehre aufzuwerfen.

In diesem Kampfe ward den Republikanern die wärmste und thatkräftigste Unterstützung von Seiten Hassaurek's und seines „Volksblattes" zu Theil, trotzdem er bereits erkannt hatte, daß sich die Partei in jeder anderen Beziehung überlebt hatte und auf Grund neuer Fragen eine Verschiebung, beziehungsweise Umgestaltung der Partei-Verhältnisse nothwendig geworden war. Während des Ohioer Wahlkampfes vom Jahre 1875, in welchem die Demokraten einen Inflationisten als ihren Gouverneurs-Candidaten aufgestellt hatten, zeichnete sich Hassaurek durch eine Reihe höchst klar, populär und überzeugend geschriebener Artikel über die brennende Währungsfrage aus, die vielfach abgedruckt, in's Englische übersetzt und allgemein gelesen wurden. Dieser Wahlkampf war ein politischer Wendepunkt. Die Niederlage der Demokraten, wenn auch nur mit einer sehr geringen Mehrheit, die ohne die eifrige Mitwirkung des „Volksblattes" nicht hätte erzielt werden können, besiegelte das Schicksal der Inflationisten. Der Gouverneurs-Candidat der Republikaner war der glückliche R. B. Hays, der diesem Siege seine ein Jahr darauf erfolgte Aufstellung als republikanischer Präsidentschafts-Candidat verdankte. Hays selbst war an seinem Siege sehr unschuldig. In seinen Wahlreden hatte er gerade die Währungsfrage soviel als möglich zu ignoriren gesucht; denn die Inflations-Idee hatte sich auch in der republikanischen Partei ziemlich eingefressen und Hays befürchtete, die davon ergriffenen eigenen Parteigenossen durch eine zu kräftige Betonung seiner „Gesundheit" in der Geldfrage vor den Kopf zu stoßen. Gar oft mußte er daher von Hassaurek im „Volksblatt" daran erinnert werden, um was es sich eigentlich handelte, und daß seine Erwählung nur dann wünschenswerth sei, wenn sie als ein Volksgericht über den Wahnwitz der Inflationisten gelten könne.

Durch die einige Jahre später erfolgte Wiederaufnahme der Spezie-Zahlungen, wodurch das amerikanische Papiergeld gleichen Werth mit Gold und Silber erhielt, war die Währungsfrage erledigt. Inflationisten und „Greenbacker's" gibt es zwar jetzt noch, ihre politische Bedeutung haben sie jedoch verloren. Dagegen kamen nun andere zeitweilig in den Hintergrund gedrängte Fragen auf's neue auf die Bildfläche, und zwar



ganz besonders die Zollfrage und die Frage des Getränke-Verbots, die sogenannte Temperenz-Frage. Während die Kriegs-Bedürfnisse neue Revenuen nothwendig machten, wurden Zölle auf Zölle auferlegt. Die Schutzzöllner beuteten die Geld-Verlegenheiten der Regierung aus und am Ende des Krieges sah sich Amerika aus einem Land des Freihandels, oder besser gesagt der einfachen Finanz-Zölle, in ein Land des extremsten und ungerechtesten Schutzzolls verwandelt. Kein Wunder also, daß alle nicht schutzzöllerisch gesinnten Republikaner anfangen mußten, mit dem Gebahren ihrer Partei unzufrieden zu werden. Wenn nun auch die demokratische Partei mit der dem amerikanischen Politiker eigenen Vorsicht, die oft bis zur Feigheit ausartet, nicht durch offene Opposition die schutzzöllnerischen Elemente vor den Kopf stoßen wollte, so wußte man doch, daß ihre Tendenzen und ihre Vergangenheit sie eigentlich zu einer Gegnerin des Schutzzolles machen sollte, und sie hätte sich daher durch größere Kühnheit und mehr Consequenz längst eine vortheilhaftere Stellung sichern können.

Mit mehr Entschiedenheit und Glück trat sie in der Getränkfrage auf. In der republikanischen Partei hatte vom Anfange an die aus den Neu-England-Staaten stammende puritanische Richtung den Ton angegeben. Diese Leute hatten den Kampf gegen die Sklaverei hauptsächlich aus religiösen und speciell biblischen Gründen geführt. Es sind Leute, die stets das Thun und Lassen ihrer Nachbarn reguliren wollen, und denen jeder fröhliche Lebensgenuß, Gesang, jedes Theater und besonders das, was sie die Entheiligung des Sabbaths nennen, ein Gräuel ist. So kam es denn, daß fast überall, wo die Republikaner in den Staats-Legislaturen die Mehrheit hatten, strenge Temperenz- und Sabbaths-Gesetze erlassen wurden, welche zur Folge hatten, daß sich namentlich die deutschen Republikaner häufig genöthigt sahen, zur Abwehr für die gewöhnlich weit liberaleren demokratischen Candidaten zu stimmen.

Hassaurek hatte die Verschiedenheit dieser Tendenzen und ihre tiefe innere Begründung in der amerikanischen Parteigeschichte, wie oben bemerkt, schon vor Jahren erkannt, und sich im Jahre 1872 einer Bewegung, der sogenannten liberal-republikanischen, angeschlossen, welche die Partei mit den Anforderungen der Gegenwart in Einklang bringen sollte. Diese Bewegung erhielt namentlich von Seite derjenigen Republikaner starken Zuwachs, welche in Folge der Scandale der Grant-Administration die Wiedererwählung des Generals Grant zu verhindern

beabsichtigten. Leider schlug diese Bewegung dadurch fehl, daß sie einen sehr excentrischen, wenn auch genialen Journalisten namens Horace Greeley zu ihrem Präsidentschafts-Candidaten machte, zu welchem der gesunde Sinn des Landes, namentlich der Geschäftswelt, kein Vertrauen fassen konnte. Trotzdem Greeley auch von den Demokraten als Candidat adoptirt und von den bedeutendsten deutschen Politikern wie Karl Schurz, Hassaurek und Anderen unterstützt wurde, wurde er bei der Wahl geschlagen, und mit seiner Niederlage brach auch die liberal-republikanische Bewegung zusammen. Ebenso schlug ein Versuch fehl, der im Jahre 1873 von Hassaurek und anderen hervorragenden Männern beider Parteien in Ohio gemacht wurde, eine neue Partei aus den besseren Elementen der beiden alten zu gründen.

Diese seine Abweichung aus dem alten Parteigeleise trug Hassaurek eine Zeit lang die Feindschaft vieler seiner früheren Parteigenossen ein, die sich durch seine Bestrebungen im Besitz ihrer Aemter, sowie in ihren künftigen Aemter-Bewerbungen bedroht glaubten. Und da die Wahlkämpfe in Amerika fast immer mit großer Leidenschaftlichkeit und mit einem Aufwande der gehässigsten Personal-Angriffe geführt werden, so blieben auch ihm die unverdientesten Schmähungen nicht erspart. Er ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, im Jahre 1875 zur Zeit des oben geschilderten Inflations-Kampfes abermals der republikanischen Partei zu Hilfe zu kommen, sobald seiner Ansicht nach die Wohlfahrt des Landes und dessen bedrohter finanzieller Credit auf's neue ihren Erfolg erforderte.

Als aber im Jahre 1876 die Demokraten das Land mit einer lebenskräftigen und gesunden Principien-Erklärung überraschte, in der namentlich den Ungerechtigkeiten des extremen Schutzzoll-Systems, sowie den puritanischen Bevormundungs-Maßregeln in Bezug auf die Temperenz-Frage der Krieg erklärt wurde; als sie ferner auf Grund dieses Programmes in der Person des Samuel H. Tilden von New-York einen Mann zu ihrem Präsidentschafts-Candidaten machten, der sich durch seine Kämpfe gegen die Corruption in der eigenen Partei und vorzugsweise gegen die berüchtigte Tammany-Gesellschaft, den Ruf eines unerschrockenen Reformators erworben hatte, da fühlte sich Hassaurek durch die Logik seiner eigenen Ueberzeugungen veranlaßt, sich in einer glänzenden englischen Rede für die Candidatur Tilden's zu erklären. Wäre es ihm allein nachgegangen, so würde auch das „Volksblatt" für diese Candidatur

eingetreten sein. Aber Hassaurek's Mit-Actionäre wollten das gewohnte republikanische Geleise nicht verlassen und da sich eine, wenn auch unerhebliche Mehrheit des Actien-Capitals in ihren Händen befand, entschied sich das „Volksblatt" für Tilden's Gegen-Candidaten, den bereits erwähnten General Hays. Der Letztere wurde Präsident, zwar nicht erwählt, aber in Folge eines Wahlstreites durch eine vom Congreß eingesetzte Commission für gewählt erklärt. Die Mehrheit der Volksstimmen war für Tilden gefallen.

Hassaurek, von seinen Mit-Actionären überstimmt, konnte daher während des Wahlkampfes die Redaction des „Volksblattes" nicht fortführen. Er legte dieselbe sofort nieder und nahm sie erst nach Jahresfrist wieder auf. Diese Muße benützte er zu einer Reise nach Europa, während welcher er besonders in Italien verweilte. Ueberhaupt hat Hassaurek seit seiner Rückkehr von Süd-Amerika manche europäische Reise gemacht, theils zum Gebrauch der Kur in Karlsbad und zum Besuch seiner alten Vaterstadt, theils zur Bereicherung seiner Kenntnisse und zur Erweiterung seines Gesichtskreises. Frankreich, die Schweiz, Italien, Belgien, Holland, die Donau-Fürstenthümer, die Türkei und Griechenland sind von ihm nutzbringend durchstreift worden. Seine Erlebnisse und Beobachtungen schilderte er in der ihm eigenthümlichen lebendigen und unterhaltenden Weise in einer Reihe von Reiseberichten, die theils unter dem Titel: „Europäische Kreuz- und Querzüge", theils als „Wanderungen durch die alte Welt" im „Volksblatte" erschienen und fast von der gesammten deutsch-amerikanischen Presse nachgedruckt wurden. Seine Sprachkenntniß erleichterte ihm den Verkehr mit den Angehörigen anderer Nationen. Er spricht fünf Sprachen, darunter spanisch, französisch und italienisch.

Als Volksredner ist er in den letzten zehn Jahren nur sehr selten aufgetreten, da ihm ein Halsübel das angestrengte öffentliche Reden — wie's drüben bei Wahlkämpfen Mode ist — sehr erschwert, ja so zu sagen, unmöglich macht. Aemter und Würden, Candidaturen für den Congreß und Gesandtschaften im Ausland sind ihm während seiner Redactions-Thätigkeit häufig angetragen oder in Aussicht gestellt worden; allein er ging von der Ansicht aus, daß die Annahme solcher Stellungen mit der von ihm angestrebten journalistischen Unabhängigkeit nicht vereinbar sei, und hat daher alle derartigen Anerbietungen oder Lockungen zurückgewiesen.

Das „Volksblatt" hat sich unter seiner Leitung gerade dadurch am meisten ausgezeichnet, daß es sich nie zum blinden Partei-Organe herabwürdigte, sondern mit fast richterlicher Unparteilichkeit lobte was zu loben war, und tadelte was zu tadeln war, unbekümmert darum, welche Partei das Lob oder der Tadel traf. Daß eine solche Unabhängigkeit dem Troß beider Parteien nur misfallen konnte, versteht sich von selbst. Ebenso begreiflich aber ist es, daß Hassaurek gerade dadurch die Anerkennung aller einsichtsvollen und vorurtheilsfreien Männer erntete.

Nach der Rückkehr zur Goldwährung erfolgte in den Vereinigten Staaten eine Periode der politischen Stagnation, während welcher der Kampf zwischen den beiden großen politischen Parteien gewissermaßen nur als ein Kampf um die Beute zu betrachten war, dem das „Volksblatt" mit einer seiner Stellung entsprechenden Gleichgiltigkeit zusah. Die Demokraten erfüllten die Hoffnungen nicht, zu denen sie das Land durch ihr Tilden-Programm berechtigt hatten. Statt sich als Gegner des Schutzzolls consequent zu bleiben, erwählten sie, sobald sie die Majorität im Repräsentanten-Hause des Congresses erhalten hatten, einen Schutzzöllner zum Sprecher desselben, der die Committees, in deren Händen das Uhrwerk des Congresses liegt, mit Schutzzöllnern besetzte. Es bestand also factisch für den Augenblick kein principieller Unterschied zwischen ihnen und den Republikanern, so daß die Erwählung Garfield's 1880 sich mit Leichtigkeit bewerkstelligte. Seither sind jedoch in Folge des puritanischen Eifers, mit welchem die Republikaner abermals das Sabbaths- und Temperenz-Banner entfalteten, die Deutschen wieder massenhaft in's demokratische Lager getrieben worden. Eines der Resultate davon war in dem großen und wichtigen Staate Ohio die im letzten October erfolgte Erwählung eines höchst tüchtigen und freisinnigen Gouverneurs, des Ex-Richters Hoadly, eines Mannes, der die demokratische Partei aus ihrer Lethargie aufzurütteln und auf Grund lebenskräftiger Principien zu verjüngen strebt. Es kann daher sein, daß auch Hassaurek wieder in die politische Arena zurückkehren wird. Seit August 1882 weilt er in Europa und beabsichtigt noch einige Jahre auf dieser Seite des Ozeans zu verweilen, falls er nicht durch geschäftliche oder politische Nothwendigkeiten nach Amerika zurückgerufen wird.

Oesterreichische Bürgertreue.

Historisches Bild aus der Chronik Alt-Wiens von Dr. Isidor Proschko.

In den Tagen der Gefahr
Stellt das rechte Herz sich dar.

Die wahre Vaterlandsliebe, die echte und aufrichtige Begeisterung für ein hochgeliebtes Herrscherhaus erprobt sich am schönsten in den Tagen der Gefahr, in welchen der treue Staatsbürger, ohne seinen Blick nur auf ersehnte Ordenszeichen oder Geldgewinn zu richten, mannhaft und opferwillig für seinen angestammten Landesfürsten eintritt und auch während dem Hochgewitter des feindlichen Ueberfalles und dem Drucke des siegreichen Feindes seinen ehrlichen Patriotismus beweist.

So war es in Alt-Wien anno 1805.

Als der Traubenmonat das schöne Land Niederösterreich mit seinem reichen Rebengolde bedeckte, verlautete in Wien die Trauerkunde: daß der nimmersatte Zwingherr Europa's Napoleon I., den seine Lobredner den Großen nennen, der aber durch die Härte und Rücksichtslosigkeit, mit welcher er in Europa auftrat und Tausende von Menschen seinem Ehrgeize opferte, diesen Namen am wenigsten verdiente, dem edlen unvergeßlichen Vater seiner Völker, dem Kaiser Franz I. zum drittenmal, wie der Chronist sehr wahr und bedeutungsvoll sagt, „den Krieg abgezwungen" habe und mit seinen Truppen bereits über den Rhein gegangen sei.

Da galt es nun dem kleinen Corsen sogleich wieder große Mannschaft entgegenzustellen und mit edlem Patriotismus traten die braven uniformirten Bürger Wiens heran, damals 7600 an der Zahl, und erboten sich sogleich alle Wachposten in der Reichshauptstadt zu besetzen, damit die kaiserlichen Soldaten zum Kampfe auf das Schlachtfeld hinausziehen konnten, und auch alle anderen Bürger Wiens ließen sich nun, nach den Worten des Chronisten „nicht mehr aufhalten, alle Garnisonsdienste mit

der Pflicht zu übernehmen, ihr Leben und Gut für den geliebten Landesfürsten und für die Vaterstadt hinzugeben."

Adel und Bürger stellten, als das Wort des Kaisers sie zur Mithilfe bei der Vorbereitung für diesen Kampf aufrief, „mit froher Bereitwilligkeit" ihre entbehrliche Dienerschaft und ihre Arbeitsleute zur Mannschaft für das Feld des Kampfes und die schon bestehenden Bürger-Corps wurden bald um 3000 Mann vermehrt. Freiherr von Geramb warb ein Frei-Corps, welches den Namen der Kaiserin trug.

Die Uniformirung dieser Bürger-Corps bestand in grauen Kaputröcken mit hohen rothen Halskrägen und rothen Aufschlägen an den Aermeln, weißledernen Säbelkuppeln und Patrontaschen. Schon am 10. November übernahmen die Bürger den Dienst auf der Hauptwache der kaiserlichen Burg und am Hof vor dem Hof-Kriegsgebäude, und unter den Herren vom hohen Adel, welche sich dieser Vertheidigung der Reichshauptstadt Wien anschloßen, nennt der Chronist insbesondere die Grafen von Palm, Hardegg, Colloredo, Brigido und den Freiherrn von Mark.

Als nun die Gefahr der feindlichen Invasion näher und näher trat und der blaue Franzose bereits im Lande ob der Enns, an dem Scheideflußе dieses Landes, seine Stellung genommen hatte, war es wieder ein edler Patriot, das Mitglied des äußeren Rathes des Wiener Magistrates, Johann Evang. Weiß, welcher ein bürgerliches Cavallerie-Corps errichtete, und ein anderer Patriot Alt-Wiens, der Steueramtsverwalter der Stadt Wien Joh. Michael Mayer, warb ein Regiment der sogenannten Schutzverwandten. Die erwähnten Bürger-Cavalleristen trugen einen Helm mit einem weißen Federbusche und einem Kamm von schwarzer Bärenhaut, auf dessen Schild das alte Stadtwappen angebracht war, dann ein blaues Reitcollet mit rothem Kragen, ein weißes Beinkleid, eine graue rothegalisirte Reithose, einen stählernen Cavalleriesäbel, ein silbernes Portepée und vergoldete Epaulets, ferner einen Kartusch mit dem vergoldeten kaiserlichen Adler. Die genannten Schutzverwandten waren dunkelgrau mit blauen Aufschlägen uniformirt.

Schon am 7. November hatte der Feind sein Haupt-Quartier in St. Pölten und am 11. ritt Kaiser Napoleon auf seinem Schimmel in diesem Lager ein; noch am selben Abende folgte ihm General Sebastiani.

Da stand nun wahrlich eine düstere drohende Gewitterwolke über der Reichshauptstadt Wien und diese war nicht länger vor dem mit Uebermacht heranstürmenden Feinde zu halten.

Der edle und innigst verehrte Vater seiner Unterthanen, Kaiser Franz, wollte seine treuen Wiener vor den Schrecknissen einer Belagerung, gegen welche sie doch vergebens angekämpft hätten, wahren; mit seinem Wissen und Willen begab sich daher eine Landes-Deputation: Fürst von Sinzendorf, Prälat Ignaz von Keeß des Klosters zu Seitenstätten und der Wiener Bürgermeister Stephan Edler von Wohlleben, dessen Namen nun eine schöne Gasse im Wiedner Bezirke führt, ferner der Stadt-Oberkämmerer Schwinner und der Magistratsrath Pöltinger ohne Waffen und Bedeckung in das französische Lager, wo sie dem Prinzen Murat die Uebergabe der Stadt bekanntgaben. Kaiser Franz hatte in derselben zur Vorsorge für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und alle dazu nothwendigen Anstalten den Hofkammer-Vicepräsidenten und Rudolf Grafen von Wrbna zum landesfürstlichen Hof-Commissär ernannt. Dieser Mann voll Ruhe, Thatkraft und Edelsinn, welchen der Chronist einen „seltenen Menschenfreund" nennt, versah das ihm von seinem Kaiser anvertraute Amt mit einem so ehrenvollen Erfolge, daß ihn sein Monarch deshalb später mit einem vom 12. Jänner 1806 datirten, in der officiellen Wiener Zeitung vom 22. Jänner 1806 enthaltenen Schreiben zum Oberstkämmerer ernannte, ihm das Großkreuz des St. Stephans-Ordens verlieh und ihm die ehrendste Anerkennung mit den Worten aussprach: „Ich danke Ihnen für das, was Sie zu einer Zeit, die noch keine ähnliche hatte, für Ihren Landesfürsten, sowie für das Wohl Ihrer Mitbürger mit rastloser Anstrengung, beispielloser Rechtschaffenheit und der edelsten Selbstverläugnung thaten. Sie haben in einer Periode, wo der Drang der widrigsten Umstände viele sonst rechtschaffene Diener des Staates um alle Fassung gebracht haben würde, nie aufgehört, ihr Ziel mit Standhaftigkeit zu verfolgen, um mit festem Muthe bis an das Ende auszuharren."

Nun kamen die Tage heran, in denen der Eroberer Napoleon Bonaparte zum erstenmal das Weichbild Wiens betrat. Schon war das feindliche Lager der Franzosen vor den Linien Wiens aufgestellt und Kaiser Napoleon kam mit seinen Marschällen herangeritten, um in Schönbrunn sein Haupt-Quartier zu nehmen.

Nochmals wollte man sich in Wien über die Stimmung und die Absichten versichern, mit welchen der nimmersatte Eroberer die große Reichshauptstadt Oesterreichs betreten wollte. Eine zweite Deputation, bestehend aus dem Landgrafen von Fürstenberg, dem Erzbischofe von Wien, dem Prälaten von Klosterneuburg, dem Fürsten von Sinzendorf,

den Grafen von Brenner und Trauttmansdorff, dem Herrn von Mayenberg, dem zweiten Wiener Bürgermeister Weber, dem Stadt-Oberkämmerer Schwinner und den Magistratsräthen Wildgans und Eck traten dem Kaiser Napoleon in Sieghartskirchen entgegen. Sie erhielten von demselben eine beruhigende Versicherung und die Anerkennung der bereits bekannten Ordnungsliebe der Wiener Bürger, welche Anerkennung Napoleon auch zwei Tage später gegenüber dem Wiener Erzbischofe Grafen Hohenwart mit den Worten aussprach: „Versichern Sie den mir wegen Güte, Treue (für ihren Monarchen) und Ordnung empfohlenen Einwohnern Wiens meinen doppelten Schutz." Dieses Lob aus dem Munde eines Feindes war für die damaligen Bewohner Wiens, welche auch in diesen ernsten Tagen der Gefahr mit Liebe und Treue an ihrem angestammten Kaiser und Herrn Franz I., hingen, höchst ehrenhaft.

Am 13. November vor 12 Uhr Mittags kam nun die erste Colonne des französischen Heeres unter Anführung des Prinzen Murat 15.000 Mann stark von der Schönbrunner Linie mit geladenen Gewehren, gespannten Hähnen, blosen Säbeln, mit geladenen Kanonen und brennenden Lunten mit Panieren, Fahnen und klingendem Spiele durch das Burgthor herein und marschirte über den Kohlmarkt, Graben, Stock-im-Eisenplatz, Stephansplatz, durch die Rothenthurmgasse in die Leopoldstadt über die Brücke nach Oberhollabrunn.

Die hochtrabenden Herren Franzosen hatten geglaubt, die friedliebenden Wiener würden sich nun aus lauter Respect vor den sieggewohnten Marschällen und Truppen Napoleon's in alle Winkel der Stadt verkriechen und das Blitzen der Säbel und Bajonnete der „Neufranken" nimmer vertragen können — aber sie irrten sich gewaltig, denn als die stolzen Franzmänner von der Seine anmarschirt kamen, wurden, wie der Chronist sagt, in Wien „weder die Hausthöre, weder die Kaufmanns- und Handelsgewölbe, noch die Werkstätten geschlossen; alles blieb ruhig in diesen und trieb ungestört seine Geschäfte, selbst den Verkauf der Producte und Waaren an den durchziehenden Feind, fort". Auffallend war dem Feinde diese ruhige Stimmung und groß war, wie der Chronist sagt, „sein Erstaunen in Wien und in den Vorstädten, welche man ihm alle als menschenleer geschildert hatte, über 200.000 Menschen zu sehen, die sich weder aus Furcht noch aus Tücke gegen die Feinde verschloßen, noch weniger verborgen gehalten hatten; aber er wußte nicht, daß wir alle für diese gefahrvollen Tage von unserem liebevollen Vater (dem Kaiser

Franz durch dessen Schreiben aus Brünn vom 13. November 1805) schon mit Trost gestärkt waren, und daß wir durch die geringste Verletzung der gewöhnlichen Ordnung seinen edlen besten Wunsch nach dem Frieden noch lang unausführbar, seine Sorge für uns auch schmerzhafter gemacht, und wir selbst durch unzeitigen Eifer dem Feinde Gelegenheit gegeben haben würden, seine erst gethane Zusage von Schutz in Rache gegen unser Leben und Eigenthum zu verwandeln."

So hatten also die Franzosen Wien besetzt. . . Durch volle sechzig Tage dauerte diese Last für die Bewohner der Reichshauptstadt Oesterreichs. Während dieser langen traurigen Zeit herrschte aber, um mit dem Chronisten zu sprechen, „ununterbrochen die nämliche und von dem Feinde selbst bewunderte Ruhe mit der größten Sicherheit im Innern, welche das Ehrgefühl jedes einzelnen Einwohners seine Pflichten in höchster Vollkommenheit zu beobachten, und die Ueberzeugung bei jedem einzelnen, daß nur durch ruhige Stimmung die Ordnung gesichert bleiben würde, sowie die sorgsamste Wachsamkeit eines jeden, den anderen in dieser zu erhalten, ohne Befehl und Zwang erwirket hatten." Man wollte, wie der Chronist weiter sagt, „durch Ausharrlichkeit und Treue für den angestammten Landesfürsten den Feind ermüden."

Nun machten sich aber die Herren Franzosen in Wien allmählig breit. Einquartirung folgte auf Einquartirung. Vom 13. November 1805 bis 13. Januar 1806 wuchsen die Neufranken in Wien von 8000 bis auf 34.000 Mann; deren Commandirender der Befehlshaber der kaiserlichen Grenadier-Garde Napoleon's General Hulin wurde, und welche die Wiener in den Vorstädten Wiens in 6590 Häuser, wie der Geschichtsschreiber sagt, „täglich mit übertriebener Gemächlichkeit, mit schneller Befriedigung ihre Forderungen und mit verschwenderischen Gastereien, von denen manchmal die Frühstücke mehr als die besten bürgerlichen Mittagsmahle gekostet hatten, nicht nur verpflegen und beherbergen, sondern auch oft mit Pferden und Wägen zur Gemächlichkeit bedienen und ihre Lebensbedürfnisse in Wien und auf dem Lande mit Vorspannswägen, nicht selten mit Verlust der hiezu gestellten Pferde täglich zuführen mußten."

Ein solches Frühstück der eßlustigen Herren Neufranken bestand gewöhnlich aus Kaffee, Schinken, Würsten, Kalbsbraten, Zungen, gebratenem Federvieh, Käse, Obst, Bäckerei, Rosoglio und Weinen.

Die Küchen der ungebetenen Gäste aus Frankreich mußten stets gar reichlich versehen werden. So verlangte z. B. am 5. December ein

französischer Koch für die Küche zum Nachtmahl einen halben Ochsen, einen Schöps, ein Kalb, zwölf Hühner, zwölf Tauben, sechs Enten, hundert Stück Krebsen, zwölf Pfund Butter, ein großes Geschirr mit Schmalz, 200 Eier, zwei Metzen Erdäpfel, ebenso viel Rüben und Zwiebel; Wildpret und Fische hatte er mitgebracht und diese mußten für die Küche der Franzosen besonders abgekauft werden.

Am 15. November wurde durch eine Kundmachung des Zwingherrn Napoleon eine neue Regierung und Verwaltung in Oesterreich durch den französischen General-Gouverneur Clarke und den General-Intendanten Daru mit dem später ernannten General-Steuereinnehmer La Bouillerie eingesetzt, durch welche somit die kurze Dictatur des Franzosen-Kaisers in Wien repräsentirt wurde.

Dagegen fanden die ehrlichen, ihrem hochgeliebten Landesherrn treu ergebenen Wiener, wie der Chronist sagt, „die Schutzwehr der treuen Stände, und des Adels, welche in dieser Zeit mehr für die Wiener als für ihre eigenen Güter auf dem Lande sorgten." Wirklich hatten die Landstände Niederösterreichs ihrem letzten Landtage am 28. October 1805 erklärt, Wien nicht zu verlassen und alles zur Erhaltung dieser Reichshauptstadt zu opfern. Sie sorgten auch treulich für die Etappen auf dem Lande, übernahmen die Requisitionen von Hafer, Stroh, Heu, Schuhen, Pferden und Fleisch, welche die Stadt an den Feind zu liefern hatte, und sorgten für die stete Füllung der Magazine.

Nun kam der Tag heran, an welchem der gewaltige Machthaber Napoleon in Wien seinen Einzug halten wollte.

Da mußten am 16. November die gesammte bewaffnete Bürgerschaft Wiens, die Landstände und der Magistrat von 8 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags unter freiem Himmel bei großem Schneegestöber und kaltem Winde auf die Ankunft des stolzen Franzosen-Kaisers warten. Aber der Gewaltige kam nicht. Es hieß, daß er nach Znaim abgegangen sei, um den Anmarsch seiner gesammten Armee nach Brünn so lang aufzuhalten, bis Kaiser Franz in Olmüz eintreffen werde.

Die blauen Franzosen spielten nun die Herren in Wien. Sie bezogen die Wachposten in der Burg, am Hof, am Peter, an den Stadtthoren, und nur wo die Bürgermiliz dieselben gemeinschaftlich mit ihnen beziehen durfte, war es ihr erlaubt, Pulver und Blei bei sich zu führen oder ihre Gewehre zu laden.

„Das schmerzlichste aber von allem," sagt ein Augenzeuge jener traurigen Tage, „war, was Wien seit dem Jahre 1485, seit den Zeiten des Königs Mathias Corvinus von Ungarn nicht erduldet hatte, daß der Feind am 29. November mit Feldmusik und wie im Triumphe die österreichischen und russischen Gefangenen in die Stadt einführte und sie unseren Bürgern in dem hofkriegsräthlichen Gebäude zur Bewachung übergab. Es kostete dieser schmerzvolle Anblick viele tausend Thränen."

Nun wurde von den beutegierigen Franzosen noch der Hauptsturm auf das österreichische Staatsvermögen unternommen und dasselbe am 14. November mit Beschlag belegt. Der Verlust, welchen die Landescasse der Stände damals erlitt, wurde auf eine Million 900.000 Gulden und jener der Stadt Wien auf 500.000 Gulden veranschlagt. Die tägliche Ausgabe, welche das Land Niederösterreich für die Franzosen während der Besetzung Wiens durch dieselben zu bestreiten hatte, wurde auf 500.000 Gulden und für die ganze Zeit dieser Besetzung der Reichshauptstadt durch dieselben auf 32 Millionen Gulden veranschlagt.

Da mußten nun die Bürger Wiens an die Feinde die Stadtschlüssel abliefern; da wurden von diesen alle Stadtthore, Minen, Gänge, Basteien, und Bollwerke geschlossen, die kaiserlichen Magazine und Zeughäuser von allen ihren Vorräthen an Tuch, Leinwand, Leder, Schuh- und Monturstücken, Gewehren, Kanonen, Säbeln, Pulverwägen und sonstigen Armaturen entleert und bei Nußdorf eine Brücke über die Donau geschlagen, auf welcher nach der unglücklichen Schlacht bei Austerlitz von den übermüthigen Franzosen am 15. December erbeutete österreichische und russische, durch unzählige feindliche Hiebe und Schüsse ehrwürdig gemachte Fahnen im Triumphe durch Wien nach Schönbrunn getragen wurden, wo Kaiser Napoleon am 12. December eingelangt war und im kaiserlichen Lustschlosse seine Wohnung genommen hatte.

Nun wurden von den siegestrunkenen Franzosen auch wieder eine Menge Gefangene mit fliegenden Fahnen und Feldmusik der Feinde durch die Stadt geführt, denen die Bewohner Wiens aus den Fenstern Geld, Fleisch und Brod zuwarfen. Daß diese pompösen Züge den Unwillen der Wiener in hohem Grade erregten, war wohl selbstverständlich, daher die übermüthigen Neufranken sie auch, um nicht Aufstände zu erregen, alsbald einstellten.

Aber nun gab es auch in Wien eine Menge Kranker und es wurden in der Stadt bei St. Anna, bei den Augustinern, bei St. Michael,

bei den Dominicanern, und in den Vorstädten bei den Serviten, in der Liechtensteinischen Reitschule, bei den Minoriten auf der Alserstraße, im Transporthaus auf der Wieden, in der dortigen Stuckgießerei, bei den Augustinern auf der Landstraße, im Kloster der Karmeliter auf der Windmühl und im ehemaligen Waisenhause am Rennweg, Spitäler für dieselben angelegt.

Da ließen sich die wohlthätigen Frauen Wiens das Charpie-Zupfen für die Verwundeten angelegen sein; manches Haus in der Stadt brauchte mehrere Wägen, um Bettzeugen und Bettstätten für dieselben in die Depots in der Schwarzenbergischen Leihbank auf dem Hohen Markte und in der Liechtensteinischen Reitschule in der Herrengasse abzuführen und täglich mußten viele Hunderte, welche solche Bettzeuge und Bettstätten abzuholen kamen, auf den nächsten Tag verwiesen werden, weil nicht genug vorhanden waren. Außerdem wurden an die Verwundeten 5000 Hemden, fast ebenso viel Leintücher, bei 10.000 Ellen Leinwand und eine Menge Trinkgeschirr, Löffeln und Schalen vertheilt. Viele hundert edle Männer und Frauen Wiens erboten sich zur unentgeltlichen Wartung der Verwundeten, brachten ihnen Speisen und kostbare Weine und eine wahrhaft christliche Thätigkeit entwickelten hiebei die Priester Wiens, von denen viele, welche den Kranken und Sterbenden in diesen Spitälern den letzten Trost spendeten, von den Spitalseuchen befallen wurden und als Opfer ihres Berufes starben.

Einen wahrhaft schönen und edlen Charakterzug entfalteten die damaligen Wiener in der thatkräftigen Menschenliebe, welche sie selbst gegen diese so sehr bedrängenden Feinde bewiesen, indem sie stets für die feindlichen Verbrecher, welche sie an ihrer Person und an ihrem Eigenthume schwer gefährdet hatten, von dem französischen Gerichte Milderung der Strafen zu erbitten bemüht waren.

So erzählt die Numer 102 der Wiener Zeitung vom Jahre 1805 den schönen Zug mehrerer Bauern aus dem Viertel unter dem Manhartsberge, welche selbst zum Kaiser Napoleon nach Schönbrunn kamen, um für einen französischen Soldaten, welcher von ihnen gegen das strenge Verbot des Kaisers Geld erpreßt hatte und deshalb von dem französischen Militärgerichte zum Tode verurtheilt worden war, Gnade zu erbitten, was ihnen auch gelang. Ebenso wollten die Bürger Wiens einem französischen Grenadier-Tambour, welcher in der Leopoldstadt einen Hausmeister erstochen hatte, bei dem Feldmarschall Soult Gnade erbitten,

was ihnen jedoch nicht gelang; denn der erwähnte Tambour wurde am 5. Jänner 1806 vor dem Schottenthore bei den Holzgestätten ohne Gnade erschossen.

Kaiser Napoleon hielt überhaupt in jenen Tagen die Ordnung und Sicherheit auf den Straßen Niederösterreichs sehr aufrecht. Er errichtete zur Verhinderung des Straßenraubes ein eigenes Gensdarmerie-Corps und gab den strengsten Befehl, daß kein Bauer oder Müller an der Zufuhr von Lebensmitteln nach Wien gehindert werde; jeder Uebertreter dieses Verbotes sollte als Dieb und Räuber der strengen Strafe unterzogen werden. Diese Vorkehrungen waren wahrscheinlich deshalb sehr nothwendig, weil es die französischen Soldaten vorzugsweise waren, welche den österreichischen Landmann bei den Zufuhren der Lebensmittel gefährdeten. Der französische Commandant in Wien, General Hulin, erließ demnach eine strenge Warnung, daß den französischen Soldaten ohne vorerstige Bezahlung der Waaren und Feilschaften nicht das mindeste von den Wienern verabfolgt werden dürfe, ferner daß niemand von diesen Soldaten das aus den Kasernen entwendete Brennholz oder Einrichtungsstücke kaufen dürfe; geschah dieses doch, so wurde gegen die Schuldigen strenges Gericht gehalten. Solche strenge Straf-Executionen gegen französische Soldaten, welche diese Warnung nicht beachtet hatten, erfolgten wirklich am 2. December zu Hütteldorf, am 6. December zu St. Pölten, am 20. December 1805 und am 5. Januar 1806 zu Wien. In der Stadt selbst mußten auf General Hulin's Befehl alle Gast- und Kaffeehäuser schon um zehn Uhr, in den Vorstädten aber um neun Uhr geschlossen werden.

Ungeachtet dieser Erhaltung einer strengen Ordnung in der Reichshauptstadt Wien zeigte sich Napoleon selbst in derselben fast gar nicht; ohne Zweifel fürchtete der finstere Zwingherr Europa's, daß zwar keiner der ehrlichen Wiener, wohl aber irgend ein wüthender Gegner seiner Politik aus den anderen deutschen Staaten, wie z. B. später der junge Erfurter Staps, ein Attentat auf ihn wagen könnte; er wollte aber diese heimliche Besorgnis den Wienern nicht durchaus recht merken lassen. Als er daher nach dem Abschluß des Friedens, nachdem er noch am 20. December das Chorherrnstift Klosterneuburg und das unter der Aufsicht des Ober-Chirurgen Bourdet gestandene Spital für die verwundeten Franzosen besucht hatte, am 28. December Wien verließ, um nach Paris zurückzukehren, betonte er in dem Abschiedsschreiben, welches er der Wiener Bürgerschaft zurückließ, daß er den Wiener Bürgern seine Achtung und die

Zufriedenheit mit ihrem guten Betragen kundgebe und bemerkte weiter: er habe sich ihrem Ehrgefühle, ihrer Redlichkeit und Aufrichtigkeit anvertraut und seinem Zutrauen sei von ihnen entsprochen worden; übrigens habe er sich unter ihnen nur deshalb wenig gezeigt, um von ihnen nicht jene Hochachtungsfühle für ihren Monarchen abzulocken, welche die Wiener so sehr auszeichneten; er glaube nun, da er Wien verlasse, den Bewohnern dieser Reichshauptstadt keinen stärkeren Beweis seiner Achtung geben zu können, als daß er, nachdem er 10.000 Wiener Bürger immer bewaffnet gelassen und ihnen alle Thore der Stadt zur Bewachung überlassen habe, ihnen nun auch ihr Zeughaus unberührt zurückstelle.

„Wo, Bürger und Einwohner Wiens", ruft der Augenzeuge dieser Vorgänge in seiner Erzählung hierüber aus, „wo liest man in der Weltgeschichte, daß ein derlei Schreiben ein siegender Fürst einer Nation, einem Land, einer Stadt bei seinem Abzuge zurückgelassen hatte? Wo liest man von einem Fürsten das Geständnis, daß er unter jener Nation, die er selbst bedrängt hatte, ruhig gesessen? Nur Wien's Einwohner erwarben sich durch ihre Bürgertugend, durch Redlichkeit, durch Liebe zu ihrem Fürsten und ihrer Vaterstadt dieses Zeugnis, das noch in der spätesten Nachwelt ein glänzendes Licht verbreiten wird, und es ist kein Zweifel, daß auch einst unsere Nachkommen, so wie wir durch die Thaten unserer Voreltern seit 600 Jahren her geleitet waren, durch unsere Beispiele werden geführet werden, die alte vaterländische Redlichkeit mit der ererbten Treue für den Fürsten als Schutzmauer gegen die Feinde aufzustellen."

„Wir konnten", sagt der erwähnte Augenzeuge, „kaum den Abzug des Feindes erwarten."

Aber die beutegierigen Franzosen wollten noch, was ihnen möglich war, aus Wien mitnehmen; sie hatten bei ihrem Einzuge nicht weniger als 32 Millionen Francs requirirt. Graf Wrbna begab sich daher am 17. December zum zweitenmal mit einer Deputation zum Kaiser Napoleon nach Schönbrunn um die Nachsicht dieser ungeheuren Zahlung zu erwirken. Der stolze Dictator Europa's entließ sie aber nur mit dem Troste „daß er den Frieden ernstlich wünsche."

Einen recht freundlichen Empfang fanden aber die Abgeordneten der Landstände, aus dem Minister Karl Grafen von Zinzendorf, dem Propste von Klosterneuburg, den Herrn von Kleß und dem Bürgermeister Wohlleben bestehend, am heiligen Abende in Holitsch bei dem geliebten

Landesvater Kaiser Franz, welcher ihnen die Versicherung des zu gewärtigenden Friedensabschlusses gab.

Dieser erfolgte nun auch wirklich und wurde am 27. December Nachts in Wien durch den französischen General-Gouverneur Clarke und den österreichischen Hof-Commissär Grafen von Wrbna bekannt gemacht.

Das war eine wahrhaft freudenvolle Nacht für die bedrängten Wiener. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von diesem Frieden in der alten Vindobona. „Von dieser frohen Nachricht beseelt ging nun alles zur Ruhe", sagt der erwähnte Augenzeuge „und ein süßer, nach kummervollen durchgewachten 55 Nächten nunmehr ruhiger Schlaf machte alles vergessen, was geschehen war. Kummer, Sorge, Noth, Schrecken, Furcht, Angst und die zur Winterszeit ungewöhnliche Witterung, welche bald kalt, bald mittelmäßig war, hatten den körperlichen Zustand der Menschen gewöhnlich in Unordnung gebracht, daher sich nachhin eine große Sterblichkeit in Wien täglich zu vierzig und mehreren Menschen einstellte. Der folgende Morgen", so fährt er fort, „erweckte in uns die froheften Empfindungen. Es war uns wie einem von einer schweren Krankheit Genesenen, der zum erstenmal wieder an einem Maymorgen die freye Luft genießt; ja selbst in den Mienen der Feinde lasen wir gleiche frohe Empfindungen, denn jene Glocke, welche unsere Voreltern im Jahre 1739 wegen des zu Wien mit Frankreich geschlossenen Friedens zum Dankfeste geruffen hatte [1]), forderte uns auch jetzt auf, dem Dankamte für den nunmehrigen Frieden im St. Stephansdome beizuwohnen."

Bei diesem feierlichen Dankamte erschien, neben dem Hof-Commissär Grafen Wrbna, der ganzen Geistlichkeit Wiens, den Landständen, des Magistrats und den Spalier machenden Bürgern, auch der französische Gouverneur Clarke mit den französischen Generälen und Officieren. Sobald er eintrat wurde die Trommel gerührt „und alles warf sich mit ihm vor dem mächtigen Throne des Alleinsherrschers (Gott des Herrn) nieder und dankte mit Freudenthränen für den geschenkten Frieden." Die Andacht und das innige Gebet des genannten Gouverneurs rührte alle Anwesenden.

[1]) Es war die große sogenannte Josephinische Glocke, welche Kaiser Joseph I. anläßlich der Dankfeste im Jahre 1710 anfertigen ließ und welche aus dem Erze der den Türken nach der Belagerung Wiens im Jahre 1683 abgenommenen Kanonen gegossen wurde.

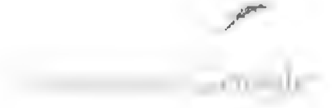


Aber ein wahres Freudenfest wurde erst dieser Tag als an die Landstände in Wien ein huldvolles Schreiben des hochgeliebten Landesvaters Kaiser Franz I., datirt von Holitsch am 26. December einlangte, ein Schreiben, welches eines der merkwürdigsten und schönsten historischen Documente aus jener traurigen Zeitperiode bildet und von welchem der mehrerwähnte Augenzeuge sehr bedeutungsvoll sagt: „Dieses gnädigste Schreiben verdient nicht allein in verschlossenen Archiven aufbewahrt sondern in unsere Herzen, damit es nie verloren gehe, eingeätzt zu werden". Es lautete wörtlich: „Meine getreuen Stände können versichert seyn, daß Ich, auch entfernt von Ihnen, nie aufgehört habe, an ihrem Wohl den innigsten Antheil zu nehmen, und alles, was immer in Meiner Macht steht, zu dessen Beförderung beyzutragen. Die Bande, welche zwischen dem Landesfürsten und seinem Volke bestehen, sind heilig, aber Meinem Herzen noch werther sind jene, die mein gutes Volk in einer der beschwerlichsten Lage durch standhaftes Ausharren und durch die unerschütterlichste Anhänglichkeit an Mich geschlungen hat. Ich werde dieß nie vergessen. Dem Land Oesterreich, sowie Meinen übrigen Erbländern den Erlag drückender Contributionen zu ersparen, war ich schon lange besorgt, und habe es deßhalb bei den Friedensunterhandlungen an keinen Vorstellungen, an keinem Opfer ermangeln lassen. [1]) Der Ausgang steht nun zu erwarten und Ich sehe ihm um so ruhiger entgegen, als Ich das frohe Bewußtsein hege, nichts unterlassen zu haben, was zu unserem gemeinschaftlichen Ziele führen kann. Wäre Ich an Schätzen so reich, wie man es Meinen treuen Ständen glauben machen will, so würde Ich keinen Augenblick anstehen, sie ebenso mit Meinem Volk zu theilen, wie Ich dieß selbst in ungleich weniger bedrängten Zeiten mit Meinem Privatvermögen immer zu thun gewohnt war. Allein die Mittel stehen mit Meinem Willen in keinem gleichen Verhältnisse und überdieß bin Ich Meinen erschöpften Ländern die Vorsorge schuldig, Mich schon jetzt mit der kostspieligen Herbeyschaffung jener ersten Bedürfnisse unabläßig zu beschäftigen [2]), die zu ihrer Er-

---

[1]) Durch diese wahrhaft landesväterliche Vermittlung des edlen Monarchen gelang es bei der Friedensverhandlung, daß die von den Franzosen angesprochene Contribution von 32 Millionen Francs (der Franc zu 24 Kreuzer gerechnet) auf 12 Millionen herabgesetzt und daß weiter von Kaiser Napoleon versprochen wurde, daß die Verpflegskosten für den Rückmarsch seiner Armee von ihm ersetzt werden würden.

[2]) Der edle Monarch hatte für seine Unterthanen unter anderem z. B. im Hafen von Odessa in Rußland Getreide für zwei Millionen Gulden bestellt.



haltung und zur allmähligen Erlangung ihres vormahligen Wohlstandes unumgänglich nothwendig sind."

Holitsch, den 26. December 1805.

Franz m. p.

Diesem Schreiben schloß der edle Monarch für die Landstände Niederösterreichs 200.000 Gulden bei, um ihnen durch dieses Geschenk die Einbringung des in dieser schweren Zeit gemachten Zwangsdarlehens zu erleichtern.

Am 28. December verließ, wie bereits oben bemerkt, Kaiser Napoleon von seiner Garde und den Mameluken begleitet die Reichshauptstadt Wien, ihm folgte am zweiten Tage General Hulin, bald darauf der Gouverneur Clarke, der General-Intendant Daru, der Intendant Sabatier, der General-Steuereinnehmer La Bouillerie und Roquin, das diplomatische und Ingenieurs-Corps der Franzosen, die Ordinateurs, der Kriegscommissär Michel, dann alle ihre Stabs- und zahlreichen Polizeibeamten, welch' letztere in der ungarisch-siebenbürgischen Kanzlei in der Schenkenstraße der innern Stadt ihren Unterstand und in dem Althan'schen Hause bei den Franciscanern ihre Druckerei und die besondere Aufgabe hatten: die Stimmung der Wiener gegen die Franzosen fortwährend auszuforschen und die Fremden, welche sich in diesen Tagen in Wien einfanden, zu überwachen.

Nur Feldmarschall Soult weilte mit seinem Corps noch einige Tage hindurch in Wien und als französischer Stadt-Commandant blieb Morand zurück.

Noch ehe Marschall Soult Wien verließ, ließ er dem Magistrate die Thorschlüssel der Stadt in einer großen Kiste mit einer besonderen Feierlichkeit, bei welcher eine Escadron französischer Kürassiere auf dem Spitalplatz vor der Wohnung des Stadt-Commandanten Morand, dann die Bürger-Cavallerie aufzogen, zwei Magistratsräthe erschienen und dieser Zug sich bis zum Rathhause in der Wildwerkerstraße (nunmehr Wipplingerstraße) bewegte, dem Bürgermeister im Rathsaale zurückstellen.

Nun räumten auch die zahllosen Lieferanten und Commissionäre aller Art, die damals Wien überschwemmt hatten, um mit den fouragebedürftigen Franzosen Geschäfte zu machen, die Stadt.

Jetzt zog wieder die alte Ordnung und Ruhe in Wien ein. Die lästigen Einquartirungen, die oft bis in die Nacht dauernden Gastereien

nahmen ein Ende und die argen Belästigungen der Frauen und Töchter der Wiener Bürger hörten auf. „Das schöne Geschlecht", sagt der oben erwähnte Augenzeuge, „konnte, damals besonders Abends nicht sicher auf der Gasse erscheinen, selbst das Theater mußte es meiden; bei aller Sorglichkeit aber wurden doch einige aus diesen (Wiener Töchtern) durch die Schmeicheleien der Franzosen bewegt, als Gattinen mit ihren französischen Geliebten von Wien abzuziehen, aber die meisten von ihnen wurden außer den Linien wieder nach Wien zurückgeschickt."

„Der Magistrat Wiens erfand nun", wie der bezügliche Bericht weiter lautet, „neue Beschäftigungen und Arbeiten, um den außer Arbeit gesetzten Gerwerbsleuten Verdienste und sorgenfreie Ruhe für die Ankunft des römischen und deutschen Kaisers, unseres Vaters zu verschaffen; er lud alles zu einer Armenfeyer ein, um der ärmsten Classe der Menschen mit wohlthätigen Beyträgen das ausgestandene Leiden vergessen zu machen und sie auf diesen Tag auf Frohseyn zu stimmen."

Da wurde nun von den Bürgern Wiens für die Verschönerung ihres Regiments, für die Vermehrung ihres Corps mit einer Musikbande und mit einer Genadier-Division gesorgt und „die Redner und Dichter sannen auf Reden, Volkslieder auf Symbole und Reime, mit denen sie ihre Fenster zieren wollten", wenn der hochgeliebte Landesvater herannahen würde.

So endete das traurige Kriegsjahr 1805 und das neue Jahr 1806 tagte, wie der Chronist sagt, „mit dem Frieden auf" und „nun blieb auch uns", fährt er fort, „nichts als nur ein Wunsch zum neuen Jahr übrig: o möchte auch unser Kaiser unter uns seyn, so sind wir die glücklichsten Menschen auf Erden!"

Am 2. Januar des folgenden Jahres 1806 ging nun wieder eine landständische Deputation, bestehend aus dem Staats- und Conferenz-Minister Fürsten von Trauttmansdorff, dem Fürsten Prosper von Sinzendorf, dem Abte von Seitenstätten, dem Herrn von Aichen und dem Stadt-Oberkämmerer Schwinner nach Holitsch ab, um dem hochgeliebten Kaiser Franz den innigsten Dank aller seiner Stände für das obenbemerkte huldreiche Trostschreiben und den heißen Wunsch der ganzen Bevölkerung Wiens, daß der edle Monarch recht bald die Reichshauptstadt Wien mit seiner Ankunft wieder beglücken möge, darzubringen.

Und so wurde der 16. Januar des Jahres 1806 für Wien der große Festtag, an welchem Kaiser Franz I. in seine Reichshauptstadt wieder einzog. Die Schilderung dieses wahrhaft freudenvollen Festtages, dessen Feier ein prächtiges Strahlenbild in der Chronik dieser Reichshauptstadt bietet, und die weiteren erhebenden Bilder des unter dem Scepter dieses so segensreich regierenden Monarchen wieder neu auflebenden Bürgerthumes Wiens, sind einer späteren Folge dieses Jahrbuches vorbehalten.



Die Todtenschilde.

In den vorhergehenden Bänden dieses Jahrbuches wurde das Wesen der mittelalterlichen Grabdenkmale eingehend besprochen, insoferne es sich um die eigentlichen Denkmale u. z. zunächst aus Stein handelte, welches Materiale anfänglich für diesen Zweck nur allein verwendet wurde und späterhin gegenüber dem ebenfalls hiefür in Verwendung genommenen Bronce, Messing u. s. w. immer das bei weitem bevorzugte blieb.

Neben den Grabmalen und oft auch an deren Stelle, besonders wenn es sich nur um ein Erinnerungs-Denkmal und nicht um die Bezeichnung der Ruhestätte selbst handelte, trat der sogenannte Todtenschild in Verwendung, der in der Kirche an einer bevorzugten Stelle der Innenwand und daher fast nie über der Grabstätte angebracht wurde.

Der Todtenschild — ein sehr schönes und würdiges, leider aber auch ein höchst gebrechliches Denkmal — war fast immer in der conventionellen runden Form aus Holz angefertigt und mit dem entweder in Holz geschnitzten oder in Stucco ausgeführten bemalten und vergoldeten Wappen geziert. Eine das Ganze am Rande umgebende Inschrift vollendete das Denkmal.

Die Todtenschilde kamen um das XVI. Jahrhundert in Gebrauch und erhielten sich mit Vorliebe bis ins XVIII. hinein, doch in allmählicher Umgestaltung. Bei der Gebrechlichkeit des Materials und in Folge des Einflußes der Zeit, der sich eben deshalb an diesem viel intensiver geltend machen konnte als an irgend einem anderen Materiale der Denkmäler, endlich bei der Leichtigkeit dieselben von ihrem Aufstellungsplatze zu entfernen, sind die Todtenschilde heute überhaupt bereits recht selten.

In Oesterreich haben sich davon ganz wenige erhalten und diese sind in der Mehrzahl bereits arg zerstört. Ein oder die andere Kirche besitzt eine solche Tafel, die abseits aufgehängt, ihre Wappendarstellung und Inschrift unter der Staub- und Schmutzdecke kaum erkennen läßt.

Größere Partien finden sich beispielsweise in der Kirche zu Murstetten in Nieder-Oesterreich, sich auf die Herren von Althan beziehend, in der Kirche zu Gars der Familie Teufel, in der Kirche zu Bärneck in Steiermark (Familie Pernegg), in der Burg-Capelle zu Hochosterwitz in Kärnten (Familie Khevenhüller) u. s. w. Eine reiche Collection fand sich auf der diesjährigen herrlichen culturhistorischen Ausstellung zu Grätz, es waren deren zwölf, die verschiedenen Kirchen der Steiermark entnommen worden waren.



Fig. 1.

Wir wollen einige solcher Todtenschilde näher besprechen.

In der Kirche zu Teisten in Tyrol und namentlich in der dabei befindlichen Erasmus-Capelle, welche um 1474 von Balthasar von Welsberg als Begräbnisstätte für dieses Geschlecht erbaut worden war, finden sich mehrere Grabdenkmale dieser Familie und drei runde Wappentafeln aus der ersten Zeit des XVI. Jahrhunderts, welche als ganz tüchtige Holzschnitzwerke und durch ihre lebhafte gelungene Polychromie die besondere Aufmerksamkeit verdienen. Fig. 1 veranschaulicht einen solchen Todtenschild, der seiner Umschrift nach dem Hans von Welsperg † 1503 gewidmet ist. Die Behandlung dieses Todtenschildes in Wappen und Umschrift, in Form und Decoration ist für ihre Zeit geradezu typisch. Das viergetheilte Wappen (heraldisch) rechts gehört den Welspergern, das andere links der edlen Familie der Weisbrinch an.

Ganz besonders interessant war unter den in Grätz ausgestellten Todtenschilden jener des Bartholomäus v. Perneck, aus der gleichnamigen Pfarrkirche. Wir bringen von demselben in Fig. 2 eine Nachbildung. Die Durchführung der beiden Wappen (des der Pernegger und der



Fig. 2.

Söbriach), insbesonders der Helme mit ihren Kleinoden gehört zu ganz vorzüglichen heraldischen Darstellungen. Die Umschrift lautet: Hie ligt begraben der edel wolgeborne Herr Herr Bertlme zu Berneck und Katherina ain geborne von Sobriach sein gemaehl den Gott genad.

In der Kirche zu Schleißheim in Ober-Oesterreich finden sich zwei Todtenschilde, beide in der einfachen scheibenförmigen Gestaltung. Der eine bezieht sich auf Hans Dietmayer von Grientaller von Khremsegg ob. d. ennser

Commissari u. Zalmeister † 1598, der andere und hier in Fig. 3 abgebildete auf Erhard von Gruentall z. K. & A kay. May. n. ö. Regiments Rat. gestorben zu Wienn den 16. 7tember Anno dom. 1614. Während im Wappen des ersteren nur ein wachsender Mann mit einem Adlerfuße und am Helm ein Arm erscheint, sieht man auf dem anderen das vierfeldige Wappen, darin ein Arm und der Adlerfuß abwechselnd und auf dem einen Helme den gestürzten Adlerfuß, am anderen einen wachsenden Mann ohne Arm.



Fig. 3.

In der Kirche zu Ebenfurt in Nieder-Oesterreich befindet sich ein hölzerner mit einem bemalten Wappen in Relief verzierter Grabschild, der dem Andenken eines Jacob von Stanz gewidmet ist, für welchen auf seiner Ruhestätte in der Kirche auch ein rothmarmorenes Platten-

Monument mit der Figur des Ritters, jedoch eine sehr rohe Arbeit, aufgestellt wurde. Ritter Jacob von Stanz (auf dem Grabmal Stamp genannt) starb am 8. November 1552. Der Grabschild ist in der Hauptsache noch gut erhalten.



Fig. 4.

In der heil. Grab-Capelle im Schottenkloster zu Wien ist am Pfeiler zwischen den beiden Eingängen ein länglichrunder hölzerner und bemalter Todtenschild befestigt, in dessen Mitte sich das gräflich Unverzagt'sche Wappen befindet. Der gut erhaltene Schild ist gewidmet


Philipp Friedrich Breuner
und Rebenstein
General Feldzeugmeister

Fig. 5.

dem Wolff Unverzagt zu Ebenfurth, Freiherrn zu Retz, k. Maj. Rath † 1605.

In Fig. 4 wird der Todtenschild des Freiherrn Karl von Teuffenbach veranschaulicht, der sich jetzt in Privatbesitz befindet. Derselbe weicht von der conventionellen Form bereits einigermaßen ab, indem er statt rund, oval geformt ist und ihm am Rande allerlei Ornamente der Spät-Renaissance angefügt sind. Die Mitte des Feldes nimmt das Teuffenbach'sche Wappen in Hoch-Relief ausgeführt und bemalt ein; es ist heraldisch besonders correct durchgeführt und durch seine vornehme Einfachheit recht wirksam. Die Inschrift umläuft den Rand und erzählt, daß Karl Freiherr zu Teuffenbach auf Offenburg, Sauerbrunn u. s. w. 1610 starb. Ursprünglich befand sich der Todtenschild in der Kirche zur hl. Cäcilia nächst St. Georgen ob Murau. Eingehende Nachrichten über diesen Herrn von Teuffenbach, des dritten Gatten der sieben Männer zählenden Anna geb. Neumann von Wasserleonburg, finden sich aus der Feder des Genealogen Leop. v. Beck-Widmanstetter im IX. Bande der neuen Folge der Mitth. der Cent.-Com.

Als letztes Beispiel der Grabschilde möge hier noch jener angeführt werden, der sich in der Schottenkirche zu Wien über dem Eingange zur Tauf-Capelle befindet und dem Andenken des Philipp Friedrich Breiner Freiherrn auf Stübing und Fladnitz, General-Feldzeugmeisters † 25. März 1638 gewidmet ist. Zwar ist daran (Fig. 5) noch der Grund-Typus der rundlichen Tafel mit dem Wappen beibehalten, doch ist die Inschrift auf einer besonderen Platte darunter angebracht, die Wappen des Stammbaumes des Verstorbenen umgeben den Hauptschild und Figuren, Waffen, Fahnen u. s. w. fügen so viel des Ueberflüßigen bei, daß damit in der Entartung der ursprünglichen bescheidenen Todtenschilde schon die Gränze erreicht war. Das XVIII. Jahrhundert bediente sich dieser Denkmale nicht weiter.

Dr. Lind.



Die Alten und die Jungen.

Erzählung von Joseph Maurer.

„Nur eine Weisheit führt zum Ziele,
Doch ihrer Sprüche gibt es viele."

„Grüß' Euch Gott, Heumüller", sagte ein Bauernbursche von zwanzig und einigen Jahren beim Eintreten in des Müllers Wohnung zu diesem.

„Grüß' Dich Gott, Georg", erwiderte diesem der alte Heumüller. „Setze Dich, was bringst Du mir denn?"

„Ihr wisset, Heumüller, fing Georg wieder an, daß mir mein Vater leider gestorben ist, und daß ich nun unser Bauernhaus übernommen habe, um es mit Gottes Segen, mit meinem Fleiß und Glück weiter zu bewirthschaften."

„Ja freilich weiß ich das", versetzte darauf der Müller, „und ich wünsche Dir auch alles Glück dazu. Wird sich auch wohl machen, denke ich."

„Das hoffe ich auch", meinte Georg, der verlegen seiner Mütze zwischen seinen Händen einen immer schneller werdenden Kreislauf vollbringen ließ. Noch nie hatte er seine Zunge so schwer gefühlt oder fast an Athembeklemmungen gelitten, wie nun; und leichter hätte er in der Wirthsstube den gewagtesten und scharfsinnigsten Bemerkungen der anderen Burschen zu entgegnen vermocht, als er nun dem ruhigen alten Heumüller gegenüber wieder ein Wort aus der Kehle brachte. Doch es mußte sein, und er fuhr also langsam und mit Anstrengung fort: „Es wird mit der Wirthschaft wohl gehen, denn ich bin mit allem wohl versehen, habe zehn Stück Rindvieh im Stalle, ein halbes Hundert Schafe und auch gute Pferde."

Der Heumüller sah die Verlegenheit Georg's und die Mühe, die ihm das Sprechen verursachte, und da er ein Bischen spottsüchtiger

Natur war, so weidete er sich eine Weile mit Vergnügen an der Unbeholfenheit Georg's, der jedenfalls kein geborner Redner war. Dann that es aber dem Heumüller doch etwas leid, als die Langsamkeit von Georg's Reden fast in ein Stottern sich verwandelte, die Mütze aber schon in ein schnelles Kreiseln gekommen war, während Georg's Angesicht purpurroth gefärbt war und die Stirnadern mächtig angeschwollen hervortraten; außerdem trieb die Neugierde noch den Heumüller an, nun bald zu erfahren, was etwa der Zweck des Besuches Georg's wäre, weshalb er an diesen die Frage richtete: „Willst Du vielleicht, daß ich Dir von Deinem Viehstande oder von Deinem Getreide etwas abkaufe?"

„Nein, das will ich nicht", antwortete Georg, „denn das kann ich jetzt alles selbst brauchen."

„Oder soll ich Dir etwa ein Geld leihen?" katechisirte der mitleidige Müller weiter.

„Nein", stieß Georg heraus, wobei er seine Mütze so heftig fortbewegte, daß sie bald aus ihrer Bahn gesprungen und zu Boden gefallen wäre, hätte sie nicht noch ein energischer schneller Griff von diesem ungeschickten Beginnen kräftig abgehalten. Aber Georg hatte stark gegen die Zumuthung protestiren wollen, als sei er wegen einer Geldverlegenheit zum Heumüller gekommen, und um sich von diesem Verdachte gründlich zu reinigen, brachte er schnell noch heraus: „Geld brauche ich keines, Heumüller, aber etwas brauche ich doch, und deswegen bin ich zu Euch gekommen." Mit einem tiefen Athemzuge hatte er die letzten Worte gesprochen. Es wäre ihm vielleicht ebenso leicht und noch leichter angekommen, wer weiß wie hochverrätherische oder gotteslästerische Worte auszusprechen als diese. Er war aber sehr froh, daß sie heraus waren. Auf den Heumüller hatten sie auch einen Eindruck gemacht. Auf seinem Gesichte war die Frage abzulesen, ja, was will denn der Bursche von mir, wenn er mir nichts verkaufen oder von mir kein Geld ausleihen will? Braucht er vielleicht meine Protection bei der Gemeinde, will er von dieser etwas? Darum fragte er: „Also Du brauchst etwas und willst es von mir? Schön daß Du gekommen bist. Aber was wünschest Du denn von mir?" Begierig harrte er auf die Antwort auf diese Hauptfrage und wollte sie mit seinen Augen förmlich von den Lippen Georg's ablesen. Dieser wurde aber durch diese geradeaus gerichtete Frage und durch die forschenden Blicke des Heumüllers nicht wenig verwirrt und womöglich im Gesichte noch röther, als er schon war. Aber was ließ sich machen, Antwort mußte er nun geben, und wie er sah, eine ganz klare und ohne viele Umschweife.

„Ihr könnet Euch ja denken, Heumüller", radbrechte er, als ob er in einer ihm ganz fremden Sprache reden würde, „daß ich meine Wirthschaft nicht allein werde führen können, sondern nun auch um ein Weib als Herrin des Hauses mich umsehen muß, und da hatte ich auf Eure Marie gedacht." Nun war es heraus. Wie Centnerlast fiel es vom ängstlichen und bedrängten Herzen Georg's, der nun gefaßter die Antwort des Heumüllers erwartete, jedenfalls glaubte er die größte Heldenthat seines Lebens hinter sich zu haben. Der Müller hatte staunend mit Augen und Ohren zugleich diese begierig erwartete, aber zugleich auch sehr unerwartete Antwort vernommen. Er blinzelte, wie wenn ihm etwas in die Augen gefallen wäre, und sein Gesicht ging aus der Frageform in den Ausdruck der Verwunderung und schlauen Vorsicht über. Einen Werber um die Hand seiner Marie mußte er mit ganz anderen Augen betrachten als etwa einen gewöhnlichen Kunden. Diese Antwort hatte er auch von Georg gar nicht erwartet. Freilich näherte sich Marie dem zwanzigsten Jahre schon sehr stark, der Vater hielt sie nicht für unschön und andere Bewohner Erlendorfs hatten ihm das zu seiner großen väterlichen Freude rückhaltlos bestätigt; und noch etwas behaupteten die Leute mit Recht: Der Heumüller wird seiner Tochter auch eine Mitgift geben, die erfreulicherweise mit ihren körperlichen Vorzügen im harmonischen Einklang stehen wird. Also warum, dachte der Müller schnell, sollte Georg nicht daran denken, Marie zu seinem Weibe zu begehren? Er war ja selbständig begütert angesehen, freilich ein wenig unbeholfen — aber für Erlendorf Weltmann genug.

Auf ein solches Begehren sagte aber der Müller nicht so geschwind ja oder nein. Das mußte gehörig überlegt und erwogen werden. Darum sprach er: „Also das führt Dich heute zu mir, Georg? Schau, schau; die Marie möchte er haben. Weißt Du denn aber nicht, wie jung sie noch ist? Kaum zwanzig. Glaubst Du denn, daß sie Deiner großen Wirthschaft wird ordentlich vorstehen können?"

„Das wird sie wohl können," erlaubte sich Georg kühn einzuwenden, indem er sich im Stillen gute Hoffnungen machte, weil er von dem Müller nicht gleich rundweg abgewiesen worden war. „Und ich würde ganz gewiß mit ihr recht zufrieden und glücklich sein."

„Nun ich will das glauben", meinte der Müller, machte aber eine schlau-spöttische Miene, die wahrscheinlich sagen sollte: So leichten Kaufes wirst Du mich und meine Marie nicht kriegen. „Wer weiß aber", frug er,

„ob ich und die Marie mit Dir zufrieden sind." Da diese Worte geeignet waren einen neuen Blutstrom in das Angesicht Georg's zu treiben, und dieser auch sogleich mühevolle Anstalten sich zu vertheidigen machte, es aber nur zu einem lauten „Hm" brachte, fiel ihm der Heumüller sogleich in das noch nicht ergriffene Wort und begütigte ihn: „Ja freilich Georg haben wir an Dir und Deiner Familie nichts auszusetzen, lauter brave ehrliche Leute; auch vom Vermögen ist nicht die Rede; aber weißt Du denn, ob Du der Marie gefällst, daß sie Dich auch zum Manne nehmen will, und dann sage ich Dir, verlange ich von meinem künftigen Schwiegersohne, daß er auch mir gefalle und zwar darin, was so meine Ansichten in der Wirthschaft und in unserer Gemeinde sind." — Das waren freilich heikle und gefährliche Punkte. Der erste machte Georg verlegener, als er bei seiner ersten Schulprüfung gewesen war, wobei er über den hohen Inhalt der Fibel hatte Auskunft geben müßen. Zum Glücke war der zweite fragliche Punkt dergestalt, daß er ihn ruhigen und guten Gewissens im Sinne des Heumüllers beantworten konnte, was auf sein erregtes Gemüth so besänftigend einwirkte, daß er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Beantwortung des so überaus schwierigen ersten Punktes richten konnte.

„Ja", meinte Georg etwas zögernd, „ob ich Marie gefalle und sie mit mir zufrieden wäre, das weiß ich freilich nicht, weil ich sie noch nie darum gefragt habe, und ich wollte mich in dieser Sache zuerst Eurer Zustimmung versichern, bevor ich noch mit Marie davon ein Wort sprach. Aber ich meine, sie hat mir auch noch nie ein Zeichen der Abneigung gegeben, sondern stets freundlich mit mir geredet, auf der Kirchweihe getanzt und überhaupt keinen von uns Burschen besonders bevorzugt. Sie würde vielleicht mit mir zufrieden sein. Und daß ich sonst mit Euch harmoniren werde, das könnt Ihr Euch denken; Ihr seid ja ein Freund meines Vaters gewesen und seid gewiß mit ihm in Wirthschaftsfragen und in der Gemeinde immer eines Sinnes gewesen. Und wie mein Vater war, will ich auch sein, und was er that, will ich auch thun."

„Freilich", versetzte darauf der Müller, „sind Dein Vater und ich in der Beziehung einig gewesen, und es wird mich recht freuen, wenn Du diesen Weg auch gehen willst und Dich nicht von den anderen jungen Leuten bethören läßt, die alles auf den Kopf stellen wollen und meinen, wir Alten hätten gar nichts verstanden, und sie müßten nun kommen, um alles erst in die rechte und beste Ordnung zu bringen und unsere

Fehler zu verbessern. Ja, zu Grunde richten werdet ihr jungen Leute unser schönes Erlendorf, wenn es Euch gelingen sollte, in die Vorstehung unserer Gemeinde je zu kommen, was Gott noch lang verhüten möge, und bin ich todt, dann ruinirt nur alles, was euch gefällt, ich sehe dann wenigstens nichts mehr davon".

Bei diesen Worten war der Heumüller sehr in die Hitze gekommen, denn er hatte eine Angelegenheit berührt, die ihm sehr am Herzen lag. Die jungen Leute des Dorfes wollten nicht mehr nach alter Sitte und Art weiterleben, ja nicht einmal weiterarbeiten, sondern brachten manche Neuerung in das Dorf, was den Müller nicht wenig aufbrachte, und welchem Beginnen er in seinem Bereiche — und dazu rechnete er das Haus seines künftigen Schwiegersohnes auch — nach Kräften entgegenzuwirken bestrebt war. Er that das im besten Sinne, denn das Ende von diesem neuen Liede, meinte er immer, wird nur der Ruin sein, was natürlich die jungen eigensinnigen Leute gar nicht einsehen wollen, die nicht einmal einem so erfahrenen Manne wie dem Heumüller in dieser Sache Gehör schenkten. „Werden es schon sehen und an mich denken, wenn es zu spät ist", war stets sein Schlußwort.

Georg wußte sein Gewissen zu seinem nicht geringen Troste in der Beziehung rein. Er war von seinen Aeltern nach den Anschauungen des Müllers herangezogen worden und hatte nie daran gedacht es mit den Neuerern zu halten. Er ließ sie reden von Maschinen, die sie sich zum Betriebe ihrer Landwirthschaft kaufen wollten, von dem Anbau von Zuckerrüben, wozu sie von einer neuerrichteten Zucker-Fabrik waren aufgefordert worden, von einer neuen Straße, die für Erlendorf schon eine Nothwendigkeit war. Er dachte aber dabei, redet so viel ihr wollt und verbrennt euch nur die Finger mit neuen Einführungen, die sich nicht halten werden; denn wäre etwas anderes für unsere Gegend tauglich, so würden es unsere Vorältern längst eingeführt haben. Er verhielt sich allen solchen Vorschlägen gegenüber ablehnend.

Darum glaubte Georg den Müller, wenigstens was seine Person betraf, trösten zu können, und sprach zu ihm: „Kann schon sein, daß unsere jungen Köpfe unsere Gemeinde ruiniren würden, aber sie haben noch lang nicht die Gewalt dazu; und so lang Ihr, Heumüller und die anderen Gemeinderäthe und Ausschüsse die Leitung in der Hand haben, wird nicht so leicht ein Schaden über unser Dorf kommen. Und ich halte es ja durchaus nicht mit diesen Neuerern, sondern will alles

fortführen, wie ich es bei meinem seligen Vater gesehen und gelernt habe." Die Schmeichelei und diese Versicherung beruhigten offenbar den Heumüller ein wenig, jedoch besiegt war er nicht.

„Weißt Georg", sprach er weiter, „bevor ich in Betreff der Marie Ja sage, muß ich auch wirklich sehen, ob Du das auch hältst, was Du nun gesprochen hast, darum wollen wir über die Heiratssachen erst wieder nach der neuen Bürgermeister- und Ausschußwahl reden; denn diese Wahl wird über den ferneren Fortbestand oder Untergang unseres Dorfes entscheiden, je nachdem die Erfahrenheit der Alten oder die Unklugheit und Uebereiltheit der jungen Hitzköpfe den Sieg davon trägt. Bis dahin sehe ich auch, wie Du es in Deinem Hauswesen und in Deiner Wirthschaft zu halten gedenkst. Da hast Du auch Zeit vor Dir, um von Marie zu erfahren, ob sie die Deine werden will oder nicht".

„Wenn Ihr es so haben wollt, Heumüller, so ist es mir recht und ich hoffe, daß Ihr auch nach dieser Zeit nichts an mir werdet auszusetzen haben. Behüt' Euch Gott, Heumüller". Und damit nahm Georg seine Mütze, die bei seiner letzten Rede, die er vor dem Heumüller hielt, schon ruhig gewesen wie eine Mühle ohne Wasser, in seine rechte Hand und verließ die Mühle. Im Blumengarten vor der Mühle sah er, es überfiel ihn plötzlich ein gelinder Schrecken, des Müllers Töchterlein Marie, eine ziemlich hochgewachsene schlanke Gestalt, über welche die Burschen Erlendorf's und der Umgebung das einstimmige Urtheil fällten, Marie hatte keine Nebenbuhlerin, die ihre Schönheit verdunkeln könnte. In einem schneeweißen vollen Gesichte ein Paar blaue Augen, runde Wangen, die bei freudiger Erregung wie Pfirsiche roth wurden, ein trotziges, fast zu kleines Näschen; und der Mund mit seinen etwas aufgeworfenen Lippen war nicht das übelste aus dieser gelungenen kunstvollen Zusammenstellung. Einem Anderen gefiel wieder weniger die Vergißmeinnichtfarbe ihrer Augen als ihr reichliches rabenschwarzes Haar, das ihr in langen Zöpfen über den Nacken herunterhing. Marie arbeitete gerade bei den Blumenbeeten. Sobald sich Georg von seiner Ueberraschung erholt hatte, denn er meinte, Marie müße es ihm am Gesichte ablesen können, was er mit ihrem Vater gesprochen, und allerdings war sein Gesicht wieder den Rosen ähnlich gefärbt, grüßte er nun Marie mit einem „Grüß Gott, Marie! Recht fleißig!" — „Ein wenig, grüß' Gott, Georg!" war die kurze Antwort. War es Georg anfangs angenehm gewesen, daß sich Marie ziemlich weit entfernt vom Zaune aufhielt, weil er deshalb sich leichter

und eher wieder fassen konnte, so wäre es ihm nun doch lieber gewesen, hätte sie sich in der Nähe befunden, so hätte er von ihr vielleicht ein paar freundliche liebe Worte oder gar einige Blumen erhalten, von denen er zwar sonst kein besonderer Freund war, die ihm aber als Geschenk von solcher Hand doch werth und theuer gewesen wären. Einen Versuch wenigstens wollte er noch machen. Am passendsten hielt er dazu eine Schmeichelei, so schön sie herauszubringen in seiner Macht war.

„Du hast aber viele und schöne Blumen. Aber freilich, sie müßen schön sein, wenn sie die Marie anbaut."

„Es sind nicht viel und nicht gar schöne", sagte Marie heftig und ohne vom Boden, wo sie sich zu schaffen machte, aufzusehen, „und sie wären ebenso schön geworden, wenn sie der Georg angebaut hätte." Dieser merkte, daß seine Schmeichelei nicht günstig aufgenommen worden, und erwiederte nur kleinlaut: „Ah, das glaube ich doch nicht. Behüt' Dich Gott, Marie!"

„Behüt' Dich Gott!"

Georg ging nach Hause und war in Gedanken versunken, wie das nicht oft bei ihm vorkam. Zuerst staunte er sich selbst an, wo er den Heldenmuth hergenommen habe, zum Heumüller zu gehen und so ungenirt mit ihm zu reden, ja um seine Marie zu freien. Freilich — überlegte er dann auch das Resultat seiner ausgeführten Heldenthat, von der er in seiner Bescheidenheit dafür hielt, daß sie genügend gewesen wäre, etwa eine nicht unbedeutende Festung einzunehmen, so kam er zur Einsicht, den Heumüller habe er doch nicht bezwungen, wenigstens nicht ganz, und Marie hätte mit so einem kühnen Burschen auch freundlicher sein können; aber sie wußte ja nichts. Aber mit einem Streiche, tröstete er sich, fällt man keinen Baum.

2.

Nicht lang darnach kam eine Zeit, in der Georg schon einen Theil seiner Probe, welche der Heumüller mit ihm anstellen wollte, bestehen konnte. Wirklich hatten die jungen Hitzköpfe Erlendorfs sich durch das Zureden des Heumüller's nicht überzeugen lassen von ihren verfehlten Bestrebungen abzulassen und nicht dem Ruine Erlendorfs entgegenzuarbeiten. Sie ließen sich nicht aufhalten. An ihrer Spitze stand ein junger Bauer Namens Joseph Heusler, der gerade volljährig war. Diesen hatte sein Vater in eine landwirthschaftliche Schule gegeben, wo er manches ge-

lernt hatte, oder wie der Heumüller sich ausdrückte, wo er das Gift einer verderbenbringenden Wirthschaftsmethode in sich eingesogen, womit er nun auch sein Heimatdorf anstecken und vernichten werde. Die Altersgenossen Heufler's schenkten diesem Gehör, versuchten gleich ihm manches, was er ihnen gerathen, und da es sich bewährte — in den meisten Fällen wenigstens — so wurden er und sie in ihren Plänen immer kühner, was die alten Bauern nicht wenig verdroß, da ihnen das Abgehen von väterlichem Thun und Lassen als eine Revolution erschien, die zu keinem guten Ausgange führen könne. Nun aber gaben die Jungen sich schon nicht mehr zufrieden, auf eigenem Grund und Boden zu reformiren, sie wollten — gerade weil sie bei den Anderen Widerspruch fanden — auch auf Gemeindegründen nach ihren Ansichten wirthschaften. Dazu hatten sie ein Mitglied des Gemeindeausschusses für ihr Beginnen gewonnen. Es war dies der Rosenbauer, welcher ehrgeizig war, sich aber von den anderen älteren Gemeindegliedern nicht nach seinem wahren — natürlich nicht geringen Werth — geschätzt und respectirt sah, denn sonst hätte er ja müßen schon längst Bürgermeister sein, was er aber durch den Unverstand der Erlendorfer, oder wie er sagte, durch ihren Neid, noch nie gewesen. Der Rosenbauer sollte in der Sitzung des hohen Gemeindeausschusses von Erlendorf beantragen, es möge die Haide, welche Eigenthum der Gemeinde war und die zur Schafweide benützt wurde, vom nächsten Jahre an verpachtet werden, damit ein größerer Nutzen von diesem Boden erzielt werde, was dadurch geschehen könne, wenn die Pächter der Haide darauf Zuckerrüben bauen würden, deren Verkauf ein viel größeres Erträgnis als die Wolle der Schafe abwerfen würde. Der Rosenbauer war innerlich über diesen Antrag selber nicht erbaut, das schien ihm eine zu radicale Aenderung für Erlendorf; doch vor seinen ehrgeizigen Plänen mußten diese Gewissensbisse schweigen. Mit Hilfe der Jungen wollte er sich kühn über jung und alt hinweg an die Spitze der Gemeinde emporschwingen, und dann sei er der Herr, und das Regiment läge in seiner Hand — zum Aerger der Alten, die ihn so miskannten und hintansetzen. Als Bürgermeister konnte er außerdem, beschwichtigte er sich, manchen zu kühnen Plan der Jungen vereiteln und so doch noch Erlendorf auf dieser Welt in seinem Bestande erhalten.

Diese hochwichtige Sitzung, in welcher der Rosenbauer seinen, die Welt oder mindestens Erlendorf, erschütternden Antrag auf Verpachtung der Gemeindehaide stellen sollte, kam. Nichts ahnend waren die Ausschuß-

mitglieder, wie gewöhnlich zum Hemmüller, denn dieser führte damals die Zügel der Regierung Erlendorfs, gekommen, welcher der Gemeindevertretung ein Zimmer mit großem Tische und einigen Bänken zur Verfügung stellte, allwo sie ihre weisen Berathungen abhalten und ihre staats- oder zum wenigstens dorfrettenden Beschlüße fassen konnten.

Die Sitzung schien einen ganz gewöhnlichen Verlauf nehmen zu wollen. Der Rosenbauer wunderte sich nur, daß ihn seine Collegen noch mit altgewohnter Freundlichkeit oder auch Unachtsamkeit behandelten und seinen geplanten Umsturzantrag nicht von der Stirne ablasen. Zum Schlusse der Sitzung mußte aber die Sache vorgetragen werden; nachdem schon alle laufenden Angelegenheiten Erlendorfs, wie der Ankauf eines neuen Stieres, die Regelung der nächtlichen Feuerwache, eine dem Nachtwächter zu ertheilende Rüge, weil er einmal verschlafen und nicht gerufen hatte, das Datum des Schafewaschens und der Schafschur abgethan und durch solonische Kraftsprüche und unsterbliche Beschlüße erledigt waren, räusperte sich der Rosenbauer nicht wenig und spuckte hinter dem Rücken seiner Nachbarn in heftiger Weise auf den Stubenboden. Das war in Erlendorf das Zeichen, daß nun etwas nicht Gewöhnliches kommen werde, und daß Einer eine nicht unwichtige Rede zu halten sich anschickt. Aller Augen und Ohren waren daher jetzt dem Rosenbauer zugekehrt, der in diesem Augenblicke gewiß nicht mit Recht hätte behaupten können, er finde in Erlendorf zu wenig Beachtung. Jetzt fand diese der Rosenbauer fast zu viel, und sie brachte ihn ein wenig in Verwirrung, besonders wenn er den gefährlichen Inhalt seines Antrages bei sich erwog. Fast hätte er ihn hinunterschlucken mögen, obwohl sein Vorbote, der Speichel schon heraus war; allein das ging schwer — und zudem, wo wäre denn seine Aussicht das Oberhaupt Erlendorfs zu werden! Er begann also langsam und feierlich: „Männer, ich habe noch einen Antrag. Wenn wir nämlich unsere Gemeindehaide besser als wie jetzt, wo sie nur als Schafweide benützt wird, verwerthen würden. Das könnte dadurch, meine halt ich, geschehen, wenn wir sie verpachten, wovon wir dann mehr einnehmen werden, als uns die Schafe jährlich Nutzen abwerfen."

Wie wenn eine Bombe in die Mitte des hohen Rathes von Erlendorf gefallen wäre, so wirkte die Staatsrede des Rosenbauer auf seine höchstgestellten Mitbürger. Einige fuhren von ihren Sitzen auf, schlugen auf den Tisch und fast Alle schrien durcheinander: „Unerhört! So etwas

ist noch nicht im Erlendorfer Gemeindeausschuß seit Beginn der Welt dagewesen! Also die einzig dastehende Gemeindeordnung unseres Dorfes soll umgestürzt werden! Welch' eine Schande für den Erlendorfer Gemeindeausschuß, daß ein Mitglied desselben sich getraut, in einer Sitzung solch' einen unsinnigen Antrag zu stellen! Schön von Euch, Rosenbauer, daß Ihr Euch von den jungen Sprudelköpfen für ihre widersinnigen und verderblichen Pläne gewinnen laßt. Wo habt Ihr denn Euren Verstand, Eure Erfahrung? Woher habt Ihr denn dann Eure grauen Haare herbekommen?"

Während es diese Fluth von unwilligen Aeußerungen auf den armen Rosenbauer von allen Seiten regnete, hatten sich seine Nachbarn auf der Bank alle entfernt, und er saß nun auf derselben ganz allein wie ein angeklagter armer Sünder, wider den Alle Anschuldigungen erhoben. Sein Muth und seine Weisheit, selbst sein Ehrgeiz ließen ihn im Stiche, und wer weiß, ob er nicht in diesem kritischen Augenblicke es über sich gebracht hätte, seinen Antrag zur Rettung seiner und des Dorfes Ehre wieder zurückzuziehen; denn zu sprechen versuchte er, aber in diesem lebhaften Stimmendurcheinander wurde er gar nicht gehört. Als Blitz und Donner dieses Gewitters so ziemlich nachgelassen hatten, suchte sich der Bürgermeister durch seine eigenartige Glocke, indem er nämlich mit der Faust mehrmal kräftig auf den Tisch schlug, und durch seine kräftige Stimme vernehmlich zu machen und rief: „Ich glaube über diesen Antrag brauchen wir gar nicht weiter zu verhandeln oder abzustimmen, denn das ist alles schon geschehen, die Sitzung ist geschlossen!" Wie der Nachhall eines vorübergezogenen Wetters gingen die Erlendorfer Senatoren aus der Mühle weg — nochmals kräftig ihr Veto gegen solch' ein Untergraben der Erlendorfer Ordnung wiederholend, wobei sie dem Rosenbauer wie einem Verurtheilten scheu aus dem Wege gingen. Dieser sah sich um seine entrüsteten Collegen gar nicht mehr um, sondern trachtete sobald als möglich aus der Mühle hinaus und nach Hause zu kommen. Dort hatte er, weil Sonntag war, den ganzen Abend Muße darüber nachzudenken, ob er einen klugen oder dummen Streich gemacht und was für Folgen es für ihn haben werde. Er konnte aber, je länger er nachdachte, desto weniger sich darüber ein sicheres Urtheil bilden und wollte warten, was für Früchte die Folgezeit für ihn zeitigen würde. Er hoffte die besten, die gewünschten.

Natürlich war bald das ganze Dorf voll von dem neuen Revolutionär, dem Rosenbauer und seinen verderblichen Gesinnungen und

Anschlägen, die aber von den wachsamen Vätern der Gemeinde gleich in ihrem Keime zur Ehre und zum Nutzen derselben gründlich erstickt worden waren. So rühmten sich die stolzen Wächter Erlendorfs selbst. Die „Jungen“ aber lachten ob der Sache, denn sie hatten diesen Ausgang vorausgesehen und sprachen nun offen davon, daß sie trotz der Misbilligung der „Alten“ auf ihrem Grund und Boden Zuckerrüben zu bauen beabsichtigten, ja, daß diejenigen, die selber ein Stück Haide besäßen, dasselbe umpflügen und zu Aeckern für Zuckerrüben herrichten würden. Damit war ein gewaltiger Zankapfel in das friedliche Dorf geworfen. Wollten die Jungen diese verwünschten Unglücksrüben, so nannten sie die Alten, schon durchaus bauen, um damit einen sehr unsüßen Untergang zu erleben, so sollten sie es zu ihrem Schaden; jedoch die Stücke Haide, die sich im Besitze einiger Jungen befänden, dürften sie nicht umpflügen, denn das wäre auch gemeinsamer Weidegrund für die zahlreichen Schafe des Ortes, und wohin käme die weitberühmte Schafzucht von Erlendorf, wenn dessen Weidegrund eine Einschränkung erführe? Der Rosenwirth, der erste Gemeinderath des Dorfes, der sich aber immer als „Gemeinderad“ unterschrieb — man wußte nicht, that er dies aus Bescheidenheit oder aus Hochmuth; die Jungen meinten aus Selbsterkenntnis thue er das, weil er nämlich das fünfte Rad am Wagen der Gemeinde sei —, dieser Rosenwirth hielt große Stücke auf sich selbst, wie es bei einem Gemeinderathe der Mustergemeinde Erlendorf auch ganz in der Ordnung war; dieser meinte nun, so lange er „Gemeinderad“ von Erlendorf sei, würden diese jungen Hitzköpfe die Gemeinde nicht in das gränzenlose Elend führen, in das sie offenbar mit ihren Absichten hinlenkten. Nie und nimmer würde er zugeben, daß der Ruhm und Reichthum seiner Heimat, die ansehnliche Schafzucht daselbst, eingeschränkt oder gar abgeschafft würde. Aehnlich sprachen andere ebenso gewichtige Stimmen Erlendorfs wie die des Rosenwirthes.

Um dieser Umsturzbewegung ein energisches Ende zu bereiten, wurden viele Sitzungen des Senates von Erlendorf gehalten. Doch so sehr sich die Weisen ihre Köpfe zerbrachen, sie konnten kein Mittel finden, ihre Jugend von ihrem eigensinnigen Treiben zu bekehren, oder sie zu zwingen es zu unterlassen. Als man endlich sah, daß Pflüge über die Haide, die im Privatbesitze Einzelner war, hinzogen, da beauftragte die Gemeindevorstehung den Schullehrer, es bis auf ein halbes Schaf genau auszurechnen, wie viele Stücke dieser nützlichen Thiere jeder Bauer

Erlendorfs gemäß seines Antheils am Besitze der Gemeindehaide und je nach der Größe seiner eigenen Haide halten dürfe. Das war der Antrag des besorgten „Gemeinderades", des Rosenwirthes, welcher erklärte, nie werde er sich dazu herbeilassen eine Schaar von Schafen, die abwirthschaftenden Leuten, die nicht einmal eine Handbreite Haide besitzen, gehören, mit seinem Grase zu füttern. Die Jungen mußten sich diesem Beschlusse fügen und ihren Schafstand verringern, weil sie keine eigene Haide mehr hatten; denn der Rosenwirth machte Miene, fremde Schafe, die in ungesetzlicher Zahl auf seine Haide kamen, durch kurzen gewaltsamen Proceß zu entfernen. Der Bürgermeister Heumüller war nun noch mehr unter die Propheten gegangen und sagte den baldigen Untergang des halben Dorfes mit großer Bestimmtheit vorher, wobei er außerdem das Beklagenswerthe hervorhob, daß die Zugrundegegangenen wahrscheinlich dann nicht einmal genug Wolle für Kleider übrig behalten werden. Der Rosenbauer führte ein eingezogenes Leben, denn in den hohen Rathssitzungen konnte er sich füglich nach seinem aufrührerischen Antrage und dem darauf folgenden Aufstande nicht mehr blicken lassen. Er verkehrte nur noch hie und da mit den Jungen, auf die er seine einzige Hoffnung für die Zukunft baute.

Georg wurde schon durch sein Versprechen, das er dem Heumüller gegeben, gehalten, wenigstens in der Stille der Partei der Alten sich anzuschließen und nach ihrem Recepte zu leben und die Wirthschaft zu betreiben, wollte er nicht jede Hoffnung, Marie zu gewinnen, verlieren. Freilich hänselten ihn seine Altersgenossen, die durch ihn die Zahl und Macht ihrer Gesinnungsgenossen vermehren wollten; aber Georg blieb taub gegen ihre Verführungsversuche und ließ sich lieber den Spott der Jungen gefallen, ehe er die Gunst des Heumüllers verscherzte. Diesen freute die Standhaftigkeit Georg's recht sehr und er hätte nach dem weiteren Bestehen dieser Proben nichts dagegen gehabt, Georg zu seinem Schwiegersohne zu machen, da er sich als der einzige von den jungen Bauern erwies, der sich nicht renitent gegen die Rathschläge der Alten erwies. Und einem getreuen Alten konnte der Heumüller seine blutjunge Marie doch nicht geben. So unbarmherzig hätte er nicht sein können. Leider konnte aber Georg nicht sagen, daß seine Bemühungen, sich in die besondere Gunst Mariens zu setzen, von einigem Erfolge gekrönt gewesen wären. Sie erwiderte seine Freundlichkeit wieder mit Freundlichkeit, aber nur kurz, da sie eben mit Allen gut und freundlich verkehrte, was ihr alle Herzen im Dorfe gewann. Aber größerer Erfolge als einiger guter Worte



konnte er sich nicht rühmen. Marie schien von der großen politischen Erregung Erlendorfs gar nichts zu merken und zu wissen; denn sie konnte mit den „Jungen" so heiter und fröhlich scherzen und lachen, als ob diese die besten Freunde ihres Vaters wären. Oder wollte sie durch ihre Zurückhaltung gegen Georg diesem vielleicht jeden Gedanken an sie aus dem Kopfe verscheuchen und ihm gar keine Hoffnung geben? Georg hatte manchmal diesen Einfall auch, und der drückte ihn dann mehr als die schwere Arbeit des Feldes. Er wurde noch einsylbiger und zurückgezogener als früher, in seinem ganzen Wesen drückte sich durch noch größere Ungelenkigkeit diese Niedergeschlagenheit aus.

3.

Eines Tages sah Georg beim Vorübergehen an der Mühle etwas Sonderbares. Einer der Jungen, gleichsam ihr Führer, Joseph Heusler, ging in die Mühle hinein. Aus welchem Grunde? Das war die schwer zu beantwortende Frage, die aber Georg gar so gern beantwortet haben wollte. Wird es vielleicht schon noch erfahren. Jedenfalls war es keine geringfügige Veranlassung, die jenen Besuch hervorrief. Heusler ging durch den Vorgarten, tritt in die Hausflur, wo er Marie findet, welche die Neugierde, die durch die nahenden Tritte war geweckt worden, herbeigelockt hatte. Joseph war über das unerwartete Zusammentreffen mit Marie nicht erschrocken, sondern eher erfreut und grüßte gleich Marie: „Grüß' Dich Gott, Marie; weißt Du warum ich komme?"

„Nein, grüß' Dich Gott, Joseph, das weiß ich nicht. Willst Du mit dem Vater etwas sprechen?"

„Freilich," erwiderte Joseph, „und zwar will ich Dich von ihm begehren, wenn Du nichts dagegen einwendest."

„Geh' weiter, Joseph", sprach Marie mit hellem lustigen Lachen, „Du bist heute gut aufgelegt und treibst mit mir einen Spaß und dann sage ich Dir, daß ich Dich nicht mag." Und damit lief Marie davon, wobei sie aber so fröhlich lachte, daß Joseph daraus erkennen konnte, diese Abweisung sei nicht so ernst zu nehmen.

Er ging zum Müller hinein.

„Grüß' Euch Gott, Heumüller!" begrüßte er diesen.

„Grüß' Dich Gott, was führt Dich denn zu mir? Was bringst Du?"

„Bringen thue ich nichts," erwiderte Joseph. „Ich komme in einer anderen wichtigen Angelegenheit."

„Das hätte ich mir zwar so denken können", spöttelte der Heumüller, „daß Du nichts bringst, höchstens einen Rübensamen; das weißt Du aber, daß Du den bei mir nicht an den Mann bringst. Oder willst Du mich doch dazu bekehren? Dann spare Deine Worte, das wäre vergebliche Mühe."

„Tröstet Euch, Heumüller", beruhigte Joseph den Müller, der sich zur ungelegenen Zeit ihrer Gegnerschaft erinnerte, „ich will Euch mit allen diesen Dingen nicht im mindesten belästigen, denn aus einer ganz anderen Ursache bin ich gekommen. Ihr kennt mich und mein Haus und mein Vermögen, und ich wollte Euch fragen, ob Ihr mir nicht Eure Marie zum Weibe geben wollt."

Wenn einer dem Heumüller gesagt hätte, er solle freiwillig vom Bürgermeisterthrone heruntersteigen und ihn einem Anderen überlassen, so hätte er vielleicht kein solch' verwundertes Gesicht gemacht, wie auf die Worte Josephs hin. Doch er war bald wieder gefaßt und war der Meinung, nur mit Hohn dürfe solch' ein Freier behandelt werden.

„Ah, das ist schön! Ist das wirklich Dein Ernst, oder willst Du Dir mit mir einen Scherz erlauben? Sonst immer der Gegner des um die Gemeinde so bekümmerten Bürgermeisters, dessen Fürsorge man ganz vernichten will, und nun will man dessen Liebstes haben. Das kann nicht Dein Ernst sein, Joseph? Oder doch? Und glaubst Du denn, Dir könnte ich ruhigen Herzens meine Marie anvertrauen? Du kennst ja meine Ueberzeugung, daß ich dafürhalte, ihr Neuerer werdet mitsammt euren Neuerungen gar bald aus Erlendorf verschwunden sein. Und da sollte ich Dir meine Tochter geben?"

„Wie aber, Heumüller, wenn Ihr Euch irren würdet," wendete Joseph ein, „wenn wir nur Gutes unternehmen und auch zu einem guten gelungenen Ende fortführen, werdet Ihr dann auch noch auf Eurer glänzend widerlegten Meinung beharren?"

„Aber, Joseph," sprach mitleidig der Heumüller, „sieh' doch meine Haare an, die schon grau werden — und das durch lange Erfahrung. Und da meinst Du, ich täusche und irre mich? Laßt Euch nur nicht durch kleinwinzige Erfolge verleiten zu glauben, ihr habt recht und wir irren."

„Ich sehe, Heumüller," sagte Joseph sich erhebend und zum Fortgehen sich anschickend, „es wäre schade, wenn ich weiter ein Wort in der Sache, die mir so sehr auf dem Herzen liegt, verlieren würde. Aber wenn ich einen bedeutenden Erfolg errungen haben werde, will ich Euch wieder

um Eure Marie bitten. Dann ist Eure vorurtheilsvolle Meinung widerlegt, und es fällt der Grund Eurer abschlägigen Antwort fort. Behüt Euch Gott, Heumüller."

„Wenn Du in dieser Zeit erst kommen wirst," sprach lächelnd der Heumüller, dann Joseph werden wir über diese Sache heute wohl das letztemal geredet haben. Behüt' Dich Gott!"

Betrübten Herzens ging Joseph aus der Mühle. Als er durch den Vorgarten ging, war Marie da — diesmal absichtlich. Sie war sehr neugierig zu wissen, ob Joseph früher zu ihr im Scherze oder im Ernste gesprochen, daß er um ihre Hand anhalten werde, und welche Antwort ihr Vater darauf ertheilt habe. Einstweilen hatte sie auch im Stillen Betrachtungen angestellt über ihre beiden Freier, und der Vergleich dauerte nicht lang, so schlug er zu Ungunsten des etwas linkischen Georg aus, der es auch durch seine äußerliche Erscheinung mit Joseph nicht aufnehmen konnte. Denn Georg hatte auf seinem kräftigen Körper einen nicht kleinen Kopf mit rasirtem braunem Gesichte und kurzen Haaren sitzen, während Joseph mittelmäßiger Mannesgröße war, mit ausdrucksvollerem Gesichte, die Oberlippen bebartet, die Stirne von schwarzen etwas gelockten Haaren überschattet.

„Nun," scherzte Marie, als Joseph am Garten vorüberkam, „ist schon alles in Ordnung gebracht?"

„Nein, noch nicht," erwiderte der zum Scherzen nun nicht gelaunte Joseph, „aber später will ich doch noch einmal, oder wenn es sein muß auch noch öfter um Deine Hand anhalten, bis ich mein Ziel erreiche. Dir wird es wohl recht sein, nicht wahr, Marie?"

Diese hatte die Botschaft Josephs auch mit Trauer vernommen, aber auf die letzte Frage Joseph's hin, lächelte sie, und reichte ihm schnell einen Blumenstrauß, den sie bisher hinter dem Rücken verborgen gehalten hatte, als Antwort hin, wonach sie schnell durch den Garten in die Mühle, ohne ein Wort zu sagen, sich entfernte.

Joseph hatte ihre Antwort in der Hand und noch dazu in schönster Form, und auch an Deutlichkeit ließ sie kaum etwas zu wünschen übrig; denn Joseph sah mit verständigem freudigem Blick ein paar Rosen mit Vergißmeinnicht und brennender Liebe in das Büschlein zusammengebunden, also mußten sie zusammengehören, und an wen diese Sprache gerichtet war, darüber hatte Joseph auch keine Zweifel mehr. Das war heilender Balsam und ein Trost auf den wenig tröstlichen Bescheid des Heumüllers.

Doch auch diesen trachtete er zufrieden zu stellen und nahm sich vor ihn gründlich von seinen Vorurtheilen zu heilen und ihn so zu entwaffnen.

Georg erfuhr natürlich von der Werbung Joseph's, aber auch von der abschlägigen Antwort, die er sich geholt, und das war kein geringer Stolz für Georg und belebte seine Aussichten, die er sich machte, nicht wenig. Doch vorsichtig mußte er nun sein, dem Heumüller ja nicht im Geringsten zu misfallen.

Der Streit, der sich in Erlendorf um Schafe, Haide, Weide und Rüben u. dgl. drehte, dauerte immer fort. Ja, die Jungen gingen in ihrer Bosheit so weit, eine neue und dazu gewichtige Streit-Frage auf das Tapet zu bringen. Erlendorf lag nämlich an der Gränze eines Bezirkes. Der Nachbarbezirk baute eine Straße bis an die Gränze des Erlendorfer Gebietes. Diese hörten davon nicht gern: „und wenn sie schon in unserem Bezirke und in unserem Gemeindegebiete gemacht werden soll", sagten die Alten, „so soll sie auf dem jetzigen alten Weg gebaut werden". Damit war jedoch der Ingenieur nichts weniger als einverstanden, denn der alte Weg führte ganz unten im Thale am Bache und war daher allen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Das hieße das Geld hinauswerfen, sagte er, und dann wäre dennoch keine ordentliche, stets fahrbare Straße vorhanden. Die neue Straße müße auf mäßiger Höhe angelegt werden, damit sie practisch sei. Die Jungen waren damit einverstanden, wie die Alten sagten, deshalb, weil die neue Straße durch die besten Aecker der Alten hindurchführen würde; obwohl auch die Jungen etwas von ihrem Grunde verlieren sollten, was sie als Opfer für die gute allgemeine Sache gern thun wollten. Die Alten sträubten sich gewaltig und die Gemeindevertretung faßte den einmüthigen erleuchteten Beschluß: Entweder wird die neue Straße auf dem alten Wege angelegt, oder durch Erlendorf wird gar keine neue Straße hindurchführen. Ist im Grunde genommen auch keine gar so große Nothwendigkeit vorhanden, indem durch Jahrhunderte die Erlendorfer diesen Weg mit Nutzen gebrauchten" . . . wenn auch manchmal im Frühjahre oder Herbste nach langen Regentagen das Wasser in großen Lachen darauf stand, so daß daraus Löcher entstanden, in denen manche Wagen halb versanken und kaum zum herausbringen waren, während minder glückliche ihren Inhalt, oder gar ihre Insassen in den Bach hineinleerten. Aber diese jungen unzufriedenen Sprudelköpfe wollten alles anders und besser als ihre Väter haben!

Und so kam es, daß der Nachbarbezirk seine Straße bis an Erlendorfs Gränze fertigstellte, womit die Straße einstweilen ihr Ende erreichte, oder richtiger, in ein bei starkem Regenwetter unpassirbares Kothmeer mündete. Die Einigkeit und der Friede wurde durch all' das in Erlendorf wenig gefördert. Der Heumüller sammt seinen Mithelfern in der Gesetzgebung Erlendorfs mußte all' seine Geisteskräfte nun stets doppelt anspannen, seine Wachsamkeit vergrößern, damit ja jeder Schade, den die ruhelosen jungen Hitzköpfe über Erlendorf durch ihren Unverstand und ihre Unklugheit, die nun schon an Bosheit streifte, bringen konnten, glücklich abgewendet werde. Georg ging dieser hohen Politik aus dem Wege und ließ sich selbst die höhnischen Stichelreden seiner Altersgenossen gefallen, ohne mit ihnen Gemeinschaft in verpönten Dingen zu haben, damit er nicht im entferntesten in den Geruch eines Jungen käme und dadurch des Heumüllers Gunst verlöre. Diese schien ihm sicher zu sein. Ob auch die Mariens? das schien ihm nicht so gewiß, weil er dafür gar keinen Anhaltspunkt hatte, das zu glauben. Hie und da sah er Marie mit einer Rose oder einem Vergißmeinnicht oder gar mit brennender Liebe, und manchmal schmeichelte er sich diese oder jene Blume wäre für ihn bestimmt und würde ihm gegeben werden; aber darauf wartete er immer umsonst. Wohl aber verstand Joseph den Sinn dieser von Marie getragenen Blumen, und hätte er ihn nicht verstanden, das zutrauliche Lächeln Mariens oder gar ihre Lippen würden ihm dieses Misverständnis gelöst und ihn so aufgeklärt haben, daß er sich über diese Blumen und deren Bedeutung, ja sogar über die geheimsten Gedanken und Gefühle in Mariens Herzen in der vollkommensten und erfreulichsten Gewißheit befand. „Harren wir nur aus“, tröstete er Marie, „endlich wird auch dein Vater nachgeben, nachdem ich ihm Beweise von der Irrigkeit seines Urtheils über mich und meine Wirthschaft gebracht“. Und daß Marie mit dem Vorschlage Josephs ganz einverstanden sei, das sagte ihm in deutlicher Weise ihr Mund und ihre Augen.

4.

Jetzt nahte für Erlendorf ein ungemein kritischer Augenblick; es war die Zeit vor der Thüre, wo eine neue Gemeindevertretung für Erlendorf zu wählen war. Dabei offenbarten sich die Jungen in ihrer größten Verworfenheit. Sie hatten die Verwegenheit, im vollen Ernste

die Absicht auszusprechen, den alten bewährten Weisen des Dorfes entgegenzutreten und bei der Wahl selber als Candidaten auf dem Kampfplatz zu erscheinen, ja deren geheiligte Sitze wollten sie in ihrer maßlosen Tollkühnheit einnehmen, nachdem sie deren frühere Inhaber durch die Wahl entthront hätten. Entsetzliches unerhörtes Beginnen! Da war das Pflanzen der Unglücksrüben nur ein Kinderspiel dagegen gewesen. Die alten trauten beim ersten Vernehmen dieser unglaublichen Schauermähre ihren Ohren nicht, und mancher bildete sich ein, er wäre taub oder im hohen Grade schwerhörig geworden und frug deswegen nochmals, um zu erfahren, ob diese fürchterlichen Worte wahrhaft oder nur eine Täuschung des kranken Gehöres gewesen seien. Leider waren sie reine, freilich im ersten Augenblicke ganz unfaßbare Wahrheit gewesen. Solch' eine Selbstüberhebung und Auflehnung war aber schon himmelschreiend! Die Jungen sollten aber nicht triumphiren! Wir bleiben die Alten, sagten sich die Alten, und halten zusammen und werden uns die Jungen nie überstimmen. Retten wir Erlendorf! Wäre doch jammerschade um das schöne Dorf, unseren Geburtsort. Was würden diese Jungen daraus machen! Und stolz musterten die Alten die ansehnliche Zahl ihrer Streitkräfte. Das thaten auch die Jungen; aber weniger stolz, weil sie wirklich nicht viel Hoffnung auf Erfolg zu haben schienen. Der Rosenbauer erklärte freilich öffentlich seinen Abfall von den Alten, weshalb ihn diese wegen einer solch' treulosen Fahnenflucht für immer aus ihren Reihen ausschlossen, während sich der Rosenbauer damit tröstete, nun bald den Thron besteigen zu können, nach welchem er sich unter der Herrschaft der Alten so lang vergeblich gesehnt hatte.

Auch Georg wurde von den Jungen bearbeitet sicherlich mit ihnen zu stimmen; doch solch' ein Versprechen war weder durch ernstes noch durch scherzhaftes Zureden von ihm zu erlangen. Eher ließ er sich hänseln und als lediger Mann schon zu den alten Witwern zählen, bevor er — selbst um die Stelle eines Ausschußmitgliedes oder gar eines Gemeinderathes, ja um die höchste Bürgerkrone Erlendorfs hätte er das nicht gethan — sein Hoffen und Harren und Probehalten aufgegeben und dadurch auf den ersehnten Augenblick verzichtet hätte, die schöne Marie mit dem Myrthenkranze auf dem Haupte, bewundert von Allen und beneidet von Vielen, an seiner Seite zum Trau-Altare führen zu können. Ja die große Aufregung vor der Gemeindewahl war ihm nichts unangenehmes, sondern eine freudige Erscheinung, die ihm die

Zeit nicht mehr fern zeigte, wo er als erprobter echter unverfälschter Erlendorfer von altem Schrot und Korn vor den Müller wieder hintreten konnte, um nun stolz und siegesbewußt, da er die Prüfung so gut bestanden, dessen Tochter zur Ehe zu begehren. Da war gar keine Abweisung mehr denkbar. Und wenn er auf dem Kirchwege Marie begegnete, die sich da in ihrem himmelblauen Kleide und ihrer schwarzsammtenen Jacke ganz herrlich ausnahm, da ihr Köpflein daraus wie die Blüthe einer Blume aus ihrem grünen Blätterkelche gar frisch und zierlich emporragte, da nahm sich Georg zusammen, seine eleganteste Haltung, deren er fähig war, anzunehmen und mit dem Aufwande seiner ganzen Freundlichkeit und Liebe und aller seiner Bezauberungsmittel Marie zu grüßen und sie für sich einzunehmen. Es hätte gar niemand geglaubt, daß Georg so gut gelaunt sein könne, wie er sich zeigte, wenn er mit Marie redete. Ebenso hatte ihn fast niemand noch so freundlich lachen gehört, wie er das in Mariens Gegenwart that. Des Rosenbauers Anna, die nicht ungern selbst Georg zum Manne gehabt hätte, welcher Umstand ihre Zuneigung zu ihrer alten Kameradin der Marie, weil diese die begünstigte war, herabminderte, diese behauptete sogar, Georg's Augen leuchteten wie eine Kohle, wenn er mit Marie rede, welche Behauptung ihr aber nicht Alle glaubten, indem sie den Georg einer solchen Exaltation gar nicht für fähig hielten; und der Anna wurde die Sache so ausgelegt, daß sie die Marie sogar um ganz einfache freundliche Blicke aus Georgs Augen beneide. Georg sah und hörte von solch' eifersüchtigen und lieblosen Reden gar nichts, er sah nur Marie — in Wirklichkeit oder im Bilde in seinem Innern.

Aber etwas bemerkte Georg doch, nämlich daß er Marie nicht regelmäßig auf dem Kirchwege zur selben Zeit treffe, sondern sie manchmal früher, manchmal später sehe, ja daß sie manchmal zwar auch in Begleitung von Rosenbauers Anna, die sie zum Kirchgange immer abholte, kam, daß sich ihnen aber noch jemand zugesellt habe und zwar keine Kameradin, sondern ein Kamerad und noch dazu der gefährlichste, den es im ganzen Dorfe gab, nämlich der Heusler Joseph, bei dessen erstem Erblicken Georg ganz eigene verblüffte Blicke — diesmal waren es gewiß keine leuchtenden — machte. Ja wenn Anna jetzt auf ihre Begleitung gerade so genau achtgegeben hätte, wie sie auf Georg achtete, so hätte sie auf beiden Seiten leuchtende Augen, beredte Lippen, lachende Wangen gesehen, doch dafür schien sie nicht so viel Interesse wie für Georg zu haben;

höchstens daß sie sich einmal dachte: „Schau, diese Zwei scheinen ja nicht ungern mit einander zur Kirche, und selbst durch's Leben gehen zu wollen! Was da noch der Georg dreinzureden oder gar leuchtende Blicke dreinzuwerfen hat? Soll bei Anderen reden und seine Augen leuchten lassen, würde ihm auch mehr und eher nützen, als bei Marie". Joseph konnte es sich freilich nicht verhehlen, daß er nun als des Müllers Gegner bei der Wahl sich dessen Zuneigung nicht gewinnen würde; aber er vertraute doch der glücklicheren Zukunft und die rothen Blumen, wie die blauen Augen, wie auch die rosigen Lippen Mariens munterten ihn zum Ausharren auf.

Der Gemeindewahltag kam. Alle wußten, das sei der Entscheidungstag für Wohl und Wehe Erlendorfs. Die Alten kamen mit einer Miene als ob heute von ihrer Stimme die Rettung des Dorfes abhinge. Sie würdigten die Jungen, die mit einiger Zuversicht sich und ihre Pläne nun durchzubringen gekommen waren, kaum einiger Blicke, da sie wußten, deren Stimme war für sie verloren und damit auch für die gute Sache. Der Heumüller hatte aus der Schule die Tafel in das Sitzungszimmer bringen lassen und zur festgesetzten Stunde begann die Wahl und damit die Qual. Die Einzelnen brauchten freilich nicht mehr lang im Saale nach würdigen Candidaten für die Senatorenwürde Erlendorfs herumzusehen und zu suchen, denn von solchen wimmelte es. Aber auch damit zerbrachen sich die Wähler nicht den Kopf die Allerwürdigsten auszulesen und zu dieser unfaßbar hohen Würde zu erheben: das alles war nicht mehr nothwendig, denn jeder hatte dieses Geschäft offenbar schon Tage lang früher angefangen, um bei der Wichtigkeit desselben nicht schleuderhaft und voreilig und so schlecht dabei zu verfahren. Die Liste würdiger Erlendorfer, die jeder schon in der Hand hielt, war ein Beweis, mit welcher Gewissenhaftigkeit die Wähler schon vor der Wahl sich mit diesem Geschäfte gründlich und mit Erfolg beschäftigt hatten und zwar mit gutem Erfolg, wie die Namenauslese bewies.

Die Stimmzettel konnten also bald eingesammelt werden, und nun begann der entscheidende Moment: das Zählen der Stimmen. Der Heumüller las die Namen, sein Nachbar zeichnete sie auf ein Blatt Papier und der „Gemeinderad" Rosenwirth schrieb sie oben auf der Tafel auf. Das that er in Zeichen, die nicht immer den Vorstellungen von den Buchstaben, wie die meisten sie haben, ganz glichen, was der



Rosenwirth selbst ahnen mochte und worauf ihn auch das Kichern eines Jungen, als er dessen Namen in einer Mischung von deutscher Keil- und Hieroglyphen-Schrift hinmalte, aufmerksam machte, weshalb er, da es sich nicht um eine private Schreibübung handelte, für das anwesende Publicum die große Fürsorge hatte, nach jeder solchen Leistung im außergewöhnlichen Schreibfache auch deutlich anzugeben, was dieses mystische Zeichen zu bedeuten habe, wodurch er den Jungen zu ganz eigenen scherzhaften Auslegungen dieser Runen Gelegenheit gab. Der Heumüller hatte diese Niederlage des Rosenwirthes vorausgesehen, da diese Schwäche eine allbekannte, wenn auch noch nie so offen producirte war, und deswegen hatte der Heumüller auch den Schullehrer zum Schriftführer einladen wollen, wodurch der ganzen Angelegenheit eine gewisse Weihe gegeben worden wäre. Aber der Heumüller drang mit seinem gutmeinten Vorschlag nicht durch, ja der Rosenwirth war darüber sogar etwas ungehalten und fühlte sich beleidigt, indem er sich beklagte, daß sogar die Alten sich schon selber um ihre Ehrenstellen bringen wollten, da er doch das Schriftführeramt schon mindestens ein halbes Dutzendmal bei den Wahlen, und zwar immer zur allgemeinen Zufriedenheit — nie war eine Klage laut geworden — geführt habe. Das Letztere war freilich wahr gewesen, aber es benahm der originellen Art und Weise nichts von ihrer eigenthümlichen Sonderbarkeit, mit der der Rosenwirth seines Amtes waltete, und das schien dem Heumüller doch nicht mehr ganz in der Ordnung zu sein. Als nämlich die Alten noch unter sich waren und als die unbestrittenen Herrscher von Erlendorf galten, da nahm sich der Rosenwirth bei den Gemeindewahlen gar nicht die Mühe schwerfällige Uebungen im Schreiben anzustellen und dabei recht fragliche Resultate dieser Kunst an das Tageslicht zu fördern, sondern er begnügte sich mit einigen leichtverständlichen Zeichen, die er den wenigen anwesenden Auserwählten ein- für allemal erklärte, und zu denen er dann eine solche Anzahl von Strichen hinzumachte, wie viel Stimmen für den Bezeichneten abgegeben wurden. So hatte er für den Heumüller einen Kreis gezeichnet mit einigen Radien in demselben, was er für ein Mühlrad ausgab, das also ganz gut den Heumüller repräsentiren konnte, oder mindestens dessen Namen. Den Schmied stellte ein im Zickzack geformtes Vieleck vor; der Rosenwirth gab nämlich diesen Trudenfuß für einen Ambos aus. Der Rosenbauer bekam gar ein heiliges Symbol, nämlich ein Kreuz, weil an der Ecke seines Hauses ein Kreuzbild angebracht war.

So umging unser Rosenwirth auf eine sinnvolle Art und Weise die schwere und langwierige Manipulation des Schreibens, und die Alten waren mit seinem Vorgange zufrieden, besonders da sie an seine Hacken und deren Bedeutung schon gewohnt waren. Natürlich hatte der Rosenwirth auch für sich ein Zeichen gewählt, und was war natürlicher, als daß er seinem Wirthshausschild auch hier nicht untreu wurde. Nur machte er sich die Sache sehr bequem, indem er die Rose sehr einfach und nur durch einen Kreis bezeichnete, was Manche dann für eine Nulle auszulegen wagten; ja noch boshaftere Leute meinten sogar, diese sei das entsprechendste Zeichen für den Rosenwirth. Es war nur gut, daß dem Rosenwirth diese so gänzliche Verkennung des Werthes seiner Persönlichkeit niemals zu Ohren kam.

Bei der jetzigen Wahl kamen nun gleich doppelt so viele Wähler wie früher, manchem darunter hatte er noch gar keine Zeichen ersonnen, auch konnte bei einer so großen Zahl leicht eine Verwechslung entstehen. Da also der Rosenwirth darauf bestand, daß er wieder die Stimmen auf der Tafel verzeichnen werde, und er auf dieses Amt auf keinen Preis verzichten wollte, so mußte er versichern, daß er diesmal die Namen der Gewählten auf die Tafel schreiben werde; denn die Jungen wären kritische Köpfe, vor denen man sich keine Blöße, noch den geringsten Anschein einer Unfähigkeit geben dürfte. Der Rosenwirth versprach sich ehrenvoll, zur allgemeinen Mehrung des Ruhmes der Alten, aus dieser Affaire ziehen zu wollen. Mit Schweiß im Angesichte ging er daher daran täglich eine Stunde auf der Rückseite der Tafel, die seine kleinen Schuldner verzeichnet enthielt, Schreibübungen anzustellen, um zum Rufe seiner Weisheit auch noch den eines Künstlers hinzuzufügen, und das noch dazu vor der ganzen wahlberechtigten Welt — Erlendorf's — vor den Jungen und vor den Alten. Doch was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr. Der Erfolg, der durchaus den Ruhm des Rosenwirthes nicht vermehrte, lehrte dies. Das Kichern und die Interpellationen der Jungen, was diese oder jene Hahnenfüße zu bedeuten hätten, stürzten den Rosenwirth aus seinem stolzerträumten Himmel eines Weltrufes.

Aber seine Ueberhebung sollte noch mehr bestraft werden. Er zeichnete eifrig zu den Namen, die der Heumüller nannte, einen Strich nach dem andern; geschah dies bei einem Alten, so that er es schnell mit freudiger Miene; mußte er es bei einem der Jungen thun, so geschah es langsam

mit Widerwillen und mit saurem Gesichte. Als gar bei den Jungen sich die Zahl der Striche fast in gleichem Maße wie bei den Alten mehrten, da wich das Lächeln für immer aus seinem Angesichte; ja dieses wurde sogar desto finsterer in seinem Aussehen, je mehr es den Anschein hatte, die Jungen könnten mit ihren Stimmen den Alten nahe, wenn nicht gar gleich kommen. Der Heumüller und sein Nachbar zählten am Tische die verzeichneten abgegebenen Stimmen, der Rosenwirth that es oben bei der Tafel und zwar in geräuschvoller Weise, indem er mit der Kreide so heftig auf jedes verzeichnete Strichlein losschlug, daß die Tafel ächzte und zu den Strichen nun auch noch Punkte kamen. Leider war das Ergebnis des doppelten Zählens, und selbst das energische des Rosenwirthes, der wahrscheinlich dadurch noch die Stimmen seiner Gegner einschüchtern wollte, daß sie nicht zu viel seien, ganz und gar dasselbe, und zwar waren darnach für die Candidaten der Alten 30, für die der Jungen 31 Stimmen abgegeben worden. Als der Rosenwirth aus dem Munde des Heumüllers dieselben Ziffern vernahm, da wurde er vor Zorn roth und bleich, warf die Kreide, die solch' eine Unglücksthat verzeichnet hatte, zu Boden, daß sie in tausend Stücke zersprang, und rief: „Unmöglich! Das kann nicht mit guten Dingen zugegangen sein. Die Wahl ist ungiltig, weil sie ungerecht ist.“ Und damit rannte er zur Thüre hinaus, seiner nicht mehr mächtig, während die Jungen durch Zurufe gegen seine dictatorischen Behauptungen protestirten, die aber der Rosenwirth gar nicht anhörte, sondern fortstürmte. Der Heumüller war gefaßter. Allerdings hatte auch ihn wie die Alten dieses Ergebnis der Wahl sehr überrascht und nicht wenig ergriffen, so daß es im Lager der Alten sehr kleinlaut zuging, während die Jungen in Freude jubelten. Auch der Heumüller konnte gar nicht glauben, daß es mit dieser Wahl, nach einem solchen Ausgange, vollständige Richtigkeit haben könne; denn dadurch wäre Erlendorf auf den Kopf gestellt. Aber für null und nichtig konnte er selber die Wahl nicht erklären, das konnte nur der Bezirkshauptmann, er sagte daher: „Ich werde die Wahlacten zur Prüfung an die Bezirkshauptmannschaft abtreten, welche untersuchen wird, ob nicht diese Wahl, wie es mir sehr wahrscheinlich vorkommt, des einen oder des anderen Grundes wegen ungiltig ist und daher annullirt werden muß.“

„Was ist ungiltig, unrichtig? Darf nicht für ungiltig erklärt werden, weil die Alten vom Throne kommen. Was wäre denn für ein Grund vorhanden?“ Ein anderer von den Jungen erwiderte auf die letzte

Frage: „Wahrscheinlich wird man die Kratzfüße des Rosenwirthes als Ursache angeben, wegen der die Wahl nichts gelten solle". Gelächter und Beistimmung folgte diesem frivolen Einfalle, über welchen, wie auch über die anderen Aeußerungen, die Alten sich sehr aufhielten und meinten, die Jungen sollten ihrer großen Unerfahrenheit wegen schweigen, die Alten würden schon das Rechte wissen und treffen.

Weder das forschende Auge der Alten noch der fürsichtig wachende Blick der Behörde hatten an der vorgenommenen Gemeindewahl etwas entdecken können, was einen Grund abgegeben hätte sie für nichtig zu erklären. Niedergeschlagenheit war davon die Folge bei den Alten, Jubel bei den Jungen, die nun noch ein schwieriges Geschäft hatten, nämlich den würdigsten und tauglichsten aus ihrer Mitte zu ihrem und der Gemeinde Oberhaupt zu wählen. Der Rosenbauer hielt diese Sache eigentlich gar nicht für schwierig, sondern im vorhinein schon für gelöst, indem offenbar er als der älteste, also auch erfahrenste unter den gewählten Vertretern der Gemeinde, darauf den größten Anspruch hatte, die Weisheitsspitze dieser Versammlung von Weisen zu sein. Diese Ansicht fanden aber nicht alle von den Jungen so natürlich und selbstverständlich wie sie der Rosenbauer fand, sondern hatten sogar die ganz unnatürlichen Träume und dann selbst Gedanken und Absichten, selbst am geeignetsten für den Bürgermeisterthron von Erlendorf zu sein. Den Rosenbauer mochte man selbst bei den Jungen nicht recht, weil man seinen Ehrgeiz nicht vertragen konnte, und weil man fürchtete, er könnte als Bürgermeister Anwandlungen bekommen, zu den Alten sich hinzuneigen und am Ende die Sache der Jungen gar zu verrathen. Zum Glücke war bei den Jungen die Unbescheidenheit doch nicht gar zu sehr verbreitet, und die vernünftigsten wählten ihren Führer und Lehrer in wirthschaftlichen Fragen Joseph Heufler zum Bürgermeister. Der Rosenbauer soll darüber einige Wochen die Gelbsucht gehabt und bittere Reuethränen vergossen haben, daß er von den Alten zu den Jungen übergelaufen war, die nun deutlich bewiesen, daß sie ihn ebenso wenig werthschätzen konnten wie seine Altersgenossen, aus deren Gemeinschaft er aber durch seine Antheilnahme für die Jungen sich für immer ausgeschlossen hatte. Er ergab sich resignirt in sein Geschick; denn Undank, meinte er, sei der Welt Lohn, welche ja immer ihre Größen miskannt und nicht verdientermaßen geachtet habe. Am schwersten ertrug seinen Sturz der „Gemeinderad" — der Rosenwirth; dieser wüthete, schimpfte und schalt, so oft er daran dachte

oder erinnert wurde. Keiner von den Jungen durfte jemals mehr sein Wirthshaus betreten, dieses sollte bestehen, auch wenn das ganze Dorf zu Grunde gegangen wäre, und von Leuten, die sich und die Gemeinde ruinirten, indem sie vor den Reden gescheidter Menschen sich die Ohren zuhielten, wollte er gar kein Geld annehmen. Durch seine originelle kräftige aber sehr selten zutreffende Kritik des Thuns und Lassens der Jungen gab der Rosenwirth diesen, statt sie zu ärgern, wie er beabsichtigte, manchen Anlaß zur Heiterkeit.

Am stillsten fügte sich der Heumüller in den Wechsel der Dinge. Er war anfangs wohl betroffen und aufgebracht darüber; doch grollte und brummte er eine Weile und dann dachte er: „Leuten, denen nicht zu rathen ist, ist auch nicht zu helfen. Sie werden elend abwirthschaften und durch ihr Verschulden zu Grunde gehen, während wir verlästerten Alten uns über Wasser erhalten werden." Es that ihm natürlich leid, nun nichts mehr für die Gemeinde, um deren Wohl er wirklich besorgt war, thun zu können, besonders nichts dagegen machen zu können, als die Jungen daran gingen, ihre radicalen Pläne, da sie nun die Macht dazu in der Hand hatten, auch auszuführen, nämlich: die Straße auch durch das Gemeindegebiet von Erlendorf anzulegen; die Haide zu parcelliren und sie zu verpachten, worauf die Jungen auf dem gepachteten Grunde die gefürchteten Unglücksrüben anbauten, welche, wie der Rosenwirth behauptete, ihm bei ihrem Anblicke in den Augen so weh thäten und seine Galle sogar aufregten, daß er sie gar nicht sehen konnte, weshalb er durch diese Felder niemals hindurchging, sondern stets um sie, wie um einen Rabenstein, einen Umweg machte. Den Alten war es eine ausgemachte Sache, daß mit Beginn der Regierung der Jungen die Tage der Ehre, des Wohlstandes und des Glückes für Erlendorf gezählt waren.

5.

Georg hätte es allerdings lieber gesehen, die Alten hätten den Wahlsieg errungen. Da dies aber nicht der Fall war, so hatte er nun auch nicht viel dagegen, weil er glaubte, nun sei jede Verbindung des Heumüllers mit den Jungen gründlich abgeschnitten, und besonders hätte er mögen dem Joseph Heusler zu seiner Erhöhung zum Oberhaupte von Erlendorf gratuliren; denn dadurch hielt er ihn als seinen Nebenbuhler für gründlich beseitigt, da ihn der Heumüller als seinen ärgsten Gegner ansehen mußte. Georg hielt dafür, nun sei für ihn die Zeit der Ernte

und der Belohnung für seine gutbestandene Probe gekommen und wollte denn das Eisen schmieden, so lang es noch heiß war, weshalb er wieder an einem Sonntag Nachmittag seinen Freiersrock anzog und den Weg zur Mühle einschlug. Am Vormittage hatte er diesen Heldenentschluß gefaßt; denn er hatte sich zu viel ärgern müßen, als er am Kirchwege auf Marie wartete, um sie zu begleiten und ein paar liebe Worte von ihr zu erhaschen, und dann nicht blos Marie und Anna allein, sondern mit ihnen auch Joseph kommen sah, ja zu bemerken glaubte, das Lächeln Mariens bedeute ihre Freude die sie an der Begleitung des neuen jungen Bürgermeisters hatte. Das regte die Galle Georg's in dem Grade auf, daß er schleunig den Weg zur Kirche einschlug und sich vornahm diesen Tag Marie nicht einmal zu begrüßen, worüber sich diese hartherzige Undankbare am Ende nicht einmal kränkte. Diesem verdächtigen Spiele mußte ein Ende und zwar ein jähes, rasches bereitet werden. Zum letztenmal sollte heute Joseph mit Marie zur Kirche gegangen sein und ihr so freundliches Lächeln so nahe genossen haben. Daher am Nachmittag der ernste Gang zum Heumüller.

„Ah', grüß' Dich Gott, Georg," redete ihn der Müller an, „schön, daß doch einer von den Jungen auch noch in die Mühle findet, wirklich schön."

„Grüß' Euch Gott, Heumüller," grüßte Georg, der hinter diesen spöttischen Empfangsworten nichts Gutes witterte und deswegen sich vornahm, kühn sogleich auf sein Ziel loszusteuern, um den Spott des Müllers zurückzudrängen. „Warum thut Ihr mir denn Unrecht, mich zu den Jungen zu zählen. Habe ich die Prüfung, die Ihr mir auferlegt habt, nicht gut bestanden und muß ich nicht Eure vollständige Billigung finden? Weshalb ich auch Euch heute wieder um Eure Marie bitte, da ich Eure gesetzte Bedingung erfüllt habe." Das war eine heiße und schwere Rede gewesen die dem Georg den Schweiß auf die Stirne trieb, besonders wenn er das skeptische Gesicht, das der Müller beim Zuhören machte, betrachtete, was ihn bald aus dem Zusammenhange und außer Fassung gebracht hätte.

„Also Du willst wirklich nicht zu den Jungen gezählt werden?" fragte der Müller. „Das wäre mir recht; allein dann stimmt das schlecht damit überein, wenn man es mit den Jungen hält."

„Was?" platzte nun erregt der erschrockene Georg heraus. „Ich halte es mit den Jungen? Habe ich ein Stückchen Haide gepachtet? Habe ich eine einzige dieser vom Teufel gesäten Rüben gebaut? Bin ich in der Gemeindevertretung? Habe ich für dieselbe gestimmt?" Die Angst, daß

alles auf dem Spiele stand, daß die harte Probe ganz umsonst durchgemacht war, daß Marie für ihn verloren war, hatte Georg so viele Fragen eingegeben, die er heftig in kurzen Pausen, fast mit zorniger Betonung, denn er wähnte sich verleumdet, herausstieß, und dabei ließ er seinen neuen Hut nicht mehr schnelle Kreise beschreiben, sondern er agirte mit demselben in der rechten Hand, indem er heftig die Bewegung des Schlagens machte.

Der ganze Redestrom Georg's hatte den Heumüller nicht aus seiner Fassung gebracht, sondern ruhig erwiderte er: „Du hast das freilich alles nicht gethan; aber wer ist denn Schuld, daß nicht mehr wir, sondern die Jungen in der Gemeindevertretung sind? Mit einer einzigen Stimme waren sie uns nur voraus, und daß diese Stimme uns gefehlt hat, daran bist Du schuld. Ja, ja, lieber Georg, meinst Du, ich durchschaue dies Spiel nicht, das Du mit mir treiben willst? Mit mir willst Du es halten, weil Du mich zu Deinem Schwiegervater haben willst, und mit den Jungen willst Du es auch halten, weil sie Deine Freunde und Gesinnungsgenossen sind, darum bist Du, um ihnen nicht zu schaden — aber auch uns nicht zu nützen — von der Gemeindewahl weggeblieben. Oder habe ich nicht recht?"

Das waren zu viele Klagen auf einmal, die über den armen Georg, der wie vom Blitze gelähmt dasaß, hereinstürmten, auf die er nach der letzten Frage des Heumüllers nur ein dumpfes eiliges „Nein" hervorbrachte.

„So," begann der Heumüller von neuem, „willst Du am Ende gar noch leugnen, daß Du mit Absicht von der Wahl Dich fern gehalten hast?"

„Nein, das kann ich nicht leugnen und will es auch nicht," versetzte Georg darauf, „allein ich bin ja nicht der einzige gewesen, der sich daran nicht betheiligt hat, weil ich das für überflüssig hielt, indem ich nie geglaubt hätte, es könne die frühere Gemeindevertretung jemals einen anderen, und gar der jetzigen Platz machen." Daß auch Furcht vor den Jungen und deren Misfallen ihn von der Ausübung seines Rechtes abgehalten, davon schwieg Georg wohlweislich. Der Müller gab sich mit seiner Entschuldigung nicht zufrieden und sprach zu Georg: „Nun geschehen, ist geschehen. Du kannst das nächstemal auch ganz offenkundig zu den Jungen halten und für sie stimmen, Dich auch wählen lassen, ich werde Dich daran nicht hindern, denn Du kannst mein Schwiegersohn nicht werden."

„Aber Heumüller, erinnert Euch doch" — zu dieser Einwendung raffte sich nun Georg auf, als er sah, die Sache nehme eine gefährliche Wendung — „Ihr habt mir ja Eure Marie versprochen, wenn ich die Bedingungen erfülle, die Ihr mir stelltet. Ich glaube, daß ich das vollständig genau befolgt habe." Angstschweiß bedeckte die Stirne Georg's, der mit Zagen die Antwort des Heumüllers erwartete.

„Das glaubst Du halt, daß Du alles erfüllt, was ich gewollt; aber ich glaube das nicht, und ich habe Dir schon früher von der Wahl gesagt, daß Du dabei nicht gehandelt hast, wie Du es nach meiner Ansicht hättest sollen. Damit Du Dich nicht noch einmal vertheidigst, so sage ich Dir, daß weder Du noch wahrscheinlich ein anderer von Erlendorf meine Marie bekommen wird. Denn wie die Sachen stehen, werdet Ihr recht schön nacheinander abwirthschaften, und der Gefahr einer solchen Schande will ich meine Marie nicht aussetzen."

„Heumüller," frug Georg schnell, wobei er von seinem Stuhle sich erhob, „ist dies Euer letztes ernstes Wort?"

„Du weißt, Georg, ich handle sonst nicht gern und hier schon gar nicht. Behüt' Dich Gott!"

„Behüt' Euch Gott!"

Da war nun bei Georg ein schwerfälliger Gang zu beobachten. Hätte man ihn so aus dem Wirthshause gehen sehen, so wäre man auf ehrenrührige Gedanken gekommen. Sein Geist war aber nichts destoweniger umnebelt, und zwar von den Worten des Müllers, der den ganzen Zukunftstraum Georg's mit einem Worte vernichtet hatte. Also alle Geduld, alle Opfer waren umsonst gewesen! Marie war für ihn verloren, obwohl ihm nur eine Schwäche vorgeworfen werden konnte. Zu wem sollte er nun halten? Bei den Alten galt er nichts — und bei den Jungen noch weniger. Er wollte unverdrossen, soweit ihm dies möglich war, seine eigenen Wege gehen und ja nie mehr auf andere Menschen, sondern nur mehr auf sich bauen.

Dabei konnte er noch am nächsten Sonntag, an dem er natürlich nicht mehr den Begleiter Mariens machte, sondern sie durch sein Meiden tüchtig kränken und bestrafen wollte, sehen, daß diese ihn kaum beachtete, viel weniger, daß sie ob des Verlustes ihres ersten Freiers abgehärmt und traurig aussah; eher glaubte Georg aus dem Lachen Mariens, womit sie Joseph's, der sie schon wieder, und zwar unbehelligt begleitete, Angesicht nicht wenig erfreute und erheiterte und den entsprechenden

Gegenschein hervorzauberte, entdecken zu können, daß Marie sich über die Abweisung Georg's sehr leicht getröstet habe, und zwar, was noch mehr schmerzte, mit Joseph, der ihm nun schon auch früher mehr als er begünstigt und gelitten schien. Er mochte recht haben. Wofür er aber jetzt eher Augen hatte, das waren die freundlichen Blicke, womit Anna ihren Gruß begleitete und den seinen erwiderte, was Georg früher gar nicht aufgefallen war.

6.

Zwei Jahre waren mit dem Wasser des Erlenbaches vorübergeflossen — und Erlendorf stand noch — und dazu unverschuldet. Die Alten wurden, mit Ausnahme des zornigen Rosenwirthes, der nie irrte und fehlte, selbst wenn er mit der Nase die Erde berührte, an ihrer Prophetengabe irre. Die Zuckerrüben gediehen vortrefflich und warfen ihren Besitzern einen viel höheren Ertrag ab, als die Schafe es je thaten. Dabei fuhr auch die Gemeindecasse nicht übel. Auf der neuen Straße war es doch ein ganz anderes bequemes und sicheres Fahren, als auf der früheren Koth-Chaussée. Es hatte gar nicht den Anschein, als ob Erlendorfs Ende so bald zu erwarten wäre; denn die öffentlichen wie die Privatangelegenheiten waren in bester Ordnung. Die anfängliche Erbitterung hatte sich auch gelegt, indem selbst die Alten — aber versteht sich, nur unter sich — eingestehen mußten, die Jungen verständen auch etwas vom Regieren, natürlich hätten sie ja das niemand anderem abgeguckt und von niemandem gelernt als von den Alten, was für diese wieder ein Trost und Ruhm war.

Um diese Zeit hatten es Joseph und Marie für geeignet gehalten, auf den alten Heumüller auf's neue einen Sturm in ihrer Herzensangelegenheit zu versuchen. Es war eines Sonntags im Frühjahre, als Marie dem Joseph mittheilte, der heutige Sonntag sei am besten zur Ausführung ihres Vorhabens. Ihr Vater habe wieder die Gicht und sitze zu Hause beim Ofen und klage, er wolle bald seine Mühle einem Schwiegersohne übergeben, habe aber keinen, daran seien diese Jungen in Erlendorf Schuld mit ihrem Streit und Hader. Früher, erzählte Marie, habe er sie immer gefragt, ob sie denn nicht heiraten wolle, da sie das verneint habe, sagte er: „Ah, ich weiß schon, was an diesem ‚Nein' daran ist. Würde ich Dich fragen, ob Du den Heusler Joseph willst, da würdest Du nicht nein sagen. Aber Marie, das schlage Dir

aus dem Kopfe, das wird nie geschehen. Wäre das für den alten Bürgermeister nicht eine Schande? Und dann werde ich Dich Keinem geben, von dem ich Dich in ein paar Jahren blutarm wieder nach Hause bekomme." Diese Reden seien immer seltener geworden, endlich hätten sie ganz aufgehört, und es scheine der Vater nun keine so große Abneigung gegen die Jungen und gegen Joseph zu haben, sondern sei mit ihrem neuartigen Thun sogar ausgesöhnt, da er sich nicht von dessen Verderblichkeit, sondern von dessen Nutzen überzeugt habe. Joseph stimmte dem Plane Mariens bei und wollte Nachmittags kommen.

Der Heumüller saß in einem Großvaterstuhle am warmen Ofen und Marie las ihm zum Zeitvertreibe vor. Da hörte man das Klirren der Räder eines schnellen Wagens, weil die Straße zur Freude des Müllers vorüberführte — auch ein schlaues Bestechungswerk Joseph's — worauf der Müller sogleich Marie im Lesen unterbrach und sagte: „Schau Marie, wer da vorüberfährt, oder ob zu uns jemand kommt." Marie ging sogleich zum Fenster, aber nicht so sehr, um auf den Kommenden zu schauen, denn den wußte sie ja; als vielmehr die Röthe ihres Gesichtes, die durch ihr pochendes, von dem Wagengeräusch draußen heftig in Bewegung gesetztes Herz war verursacht worden, zu verbergen. Sie blickte durch eine Lichtung der Erlen, die zahlreich um die Mühle standen und that als ob sie eifrigst ausspähen würde. Endlich sagte sie im ruhigsten Tone, dessen sie jetzt in ihrer Erregung fähig war: „Mir scheint gar der Heufler Joseph fährt vorüber, — — oder er fährt ja gar herein in die Mühle."

„Ah," meinte der Müller heiter, was Marie für ein gutes Zeichen nahm, „jetzt scheint es Dir doch nicht mehr? Wird wahrscheinlich ein Geschäft mit mir abzuwickeln haben."

„Das kann schon sein," entgegnete Marie in unschuldigster Weise und es war ein Glück, daß der Müller seine Tochter nicht ansah, denn ihr Gesicht würde die Art des Geschäftes, das heute eben Joseph hieherführte, nur zu deutlich verrathen haben.

Joseph kam herein. Marie erwiderte nur mit einem Freudenblicke seinen Gruß und ging fort.

„Grüß' Euch Gott, Heumüller!"

„Grüß' Dich Gott, Bürgermeister," meinte der Müller mit einem Anfluge von heiterem Spotte, „das heißt, wenn es der schuldige Respect und Du es erlauben, daß ich zum Bürgermeister noch Du sage?"

„Das könnt Ihr immer, Heumüller, ja und daß Ihr es immer thun möget", rückte Joseph gleich tapfer heraus, „deswegen bin ich heute hier. Ihr könnet es mir ja glauben und wisset es, Heumüller, ich habe niemals eine Feindschaft gegen Euch gehabt — ich gestehe es, schon wegen Eurer Marie wäre mir das nicht möglich gewesen, und was Ihr das erstemal an mir auszusetzen hattet, das sehet Ihr, hat sich zu meinem Gunsten gewendet; denn Ihr habt gewiß auch nur einen Vortheil von der Straße, auf der wir jetzt so gut weiterkommen, und auf der ich jetzt so bequem zur Mühle gekommen bin. Und mein Vermögen hat sich in den letzten Jahren nicht verringert, sondern vermehrt. Darum glaube ich könnt Ihr mir meine neuerliche Bitte um Eure Marie nicht abschlagen, da Ihr außerdem diese fragen könnt, ob sie nicht mit meiner Bitte ganz und gar einverstanden ist." Das war eine hitzige Vertheidigungsrede gewesen, die Joseph für sich in eigener Vertretung gehalten hatte. Mit großer Begierde erwartete er nun den Richterspruch, den darauf der Heumüller fällen würde. Dieser hatte Joseph's Rede nicht unwillig angehört und meinte nun: „Schau, schau, das hätte ich mir nicht gedacht, Joseph, daß Du noch einmal um die Marie kommen würdest. Ich meinte, ich hätte Dir das letztemal diese Lust für immer ausgeredet und nach der letzten Wahl und allen diesen Sachen würdest Du Dir nicht mehr zu hoffen getrauen Marie zu bekommen. Du bist aber so ein rescher festwilliger Bursche, der mit Ausdauer seine Pläne verfolgt. Freilich habt Ihr mit Euren neuen Versuchen Glück gehabt und ich wünsche, daß Ihr es zu Eurem und der Gemeinde'Nutzen weiter haben möget. Es ist auch mit Eurer Vertretung der Gemeinde wirklich so schlecht nicht, wie wir gefürchtet haben, daß es mit Euch kommen würde, und ich bin froh, daß ich Dich und nicht einen anderen schlechten und unverständigen Nachfolger erhalten habe. Aber was hast Du gemeint? Die Marie kann ich fragen, ob sie nicht auch ganz mit Deinem Begehren einverstanden sei? Nun warte, das will ich gleich thun. Sie soll dann die Entscheidung treffen. Marie, Marie!" Der Heumüller durfte nicht lang rufen, so war Marie da; ein Zeichen, daß sie sich nicht im fernsten Gemache der Mühle und ohne Interesse für das Geschäft Joseph's aufgehalten.

„Du, Marie," fragte diese der Müller so schelmisch blickend, als es ihm sein Alter noch gestattete, „der Joseph sagt, ich soll nur Dich fragen, Du wärest auch damit ganz einverstanden, wenn Du sein Weib würdest. Ist das wahr?" Tief erröthend senkte Marie ihren Blick auf

diese Frage zu Boden, nahm des Vaters Hand streichelnd mit ihrer und hauchte nur lächelnd: „Ja, Vater!“

„So,“ spöttelte der Müller, „so geschwind ist Dein Vorsatz vergessen, nicht zu heiraten? Aber ich habe es immer gesagt! So kommt nun meine Kinder und nehmet meinen Vatersegen, und zugleich gebe ich Euch den der Mutter, die ihn Euch gewiß auch vom Himmel aus spenden wird!“ Und damit legte der Müller seine Hände auf die Häupter des vor ihm knieenden Paares, das sich liebevoll die Hände reichte und sich nach erhaltenem väterlichem Segen recht innig und vom Herzen küßte!

Die Kunde von der bevorstehenden Hochzeit Joseph's mit Marie machte fast keine geringere Wirkung, als die von dem Siege der Jungen bei der Gemeindewahl. Nur die Folgen davon waren verschieden. Waren damals Streit, Zank, Hader in die Gemeinde eingekehrt, so gab diese Versöhnung des alten und des neuen Bürgermeisters den Anstoß zur Wiederkehr von friedlichen Verhältnissen im Dorfe. Die nächste Wahl ergab die Wiederwahl der Hälfte der Alten, während die Jungen warten wollten, bis an sie auf ganz natürliche Weise diese Ehrenämter fallen würden.

Georg war mit dieser Wendung der Dinge auch ausgesöhnt, denn er und Anna hatten sich in der letzten Zeit genug Aufmerksamkeit geschenkt, um zur Einsicht zu kommen, daß sie miteinander leichter und besser durch's Leben gehen würden, als jedes für sich, und nun beeilte sich Georg, sich die Bestätigung dieser seiner Anschauung vom Rosenbauer und von dessen Tochter Anna zu holen. Zu seiner Freude waren sie ganz seiner Ansicht und Anna konnte ihre Jugendgespielin, die Marie, nun wieder so inniglich lieben, wie ehedem.



Vereins-Mittheilungen

Rechenschaftsbericht

der

XXXVI. General-Versammlung des österr. Volksschriften-Vereines

abgehalten am 27. April 1883.

Unter dem Vorsitze des Herrn Vereins-Präsidenten Seiner Excellenz Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert versammelten sich am 27. April 1883 die Mitglieder des Vereines im grünen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, um den Rechenschaftsbericht der Vereins-Direction über die Leistungen und die Gebahrung der Vereinsmittel im abgelaufenen Jahre entgegen zu nehmen, welcher nach Mittheilung der Tagesordnung durch Seine Excellenz den Herrn Präsidenten wie folgt vorgetragen wurde.

Hochgeehrte General-Versammlung!

Bei der am 5. Mai 1882 stattgefundenen Ausschußsitzung hat die Constituirung der Vereins-Direction stattgefunden und wurden vom Ausschusse 10 Directoren gewählt, nämlich die Herren: Anton Böhm, Rudolf Brzezowsky, Franz Dohnel, Hermann Manz, Dr. Franz Pichler, Jacques Pollak, Dr. Isidor Proschko, Joh. Nep. Waldschütz, E. V. Weitmann und Don Gregor Zudrung.

Nachdem Herr Buchhändler Ludwig Mayer die Wahl abgelehnt hatte, wurde über Beschluß des Ausschusses Herr Wenceslaus Mayer von Festenwald zur Ergänzung berufen.

In der darauffolgenden Sitzung der Direction vom 5. Mai, fand die Wahl der zwei Vice-Präsidenten statt. Nachdem Baron Schwarz-Senborn theils wegen Gesundheitsrücksichten, theils wegen häuslicher Angelegenheiten sein Amt zurückgelegt hatte, bei welcher Gelegenheit ihm der Dank votirt wurde, wurde Herr Waldschütz zum ersten und Herr Dr. Proschko zum zweiten Vice-Präsidenten gewählt.

Die Geschäfte der Direction und des Ausschusses betreffen einestheils das Cassawesen, namentlich die Beschlußfassung über größere Unternehmungen z. B. Herausgabe des Jahrbuches, für welche ein jährlicher Credit von 1000 fl. genehmigt, nie aber erschöpft wurde.

Der zweite Hauptpunkt der Beschäftigung des Ausschusses und der Direction war die Mitgliederwerbung, worüber ich mir vorüberhalte, noch später ausführlich zu sprechen.

Ein anderer Punkt betrifft die Lesecirkel, wovon vorzüglich zwei Anträge bemerkenswerth, die gestellt worden sind. Der eine ging dahin, eine Auswahl von tauglichen Büchern zu treffen, welche geeignet wären, an die Lesecirkel hinausgegeben oder auch vom Verein empfohlen zu werden.

Dr. Proschko hat sich der höchst dankenswerthen Mühe unterzogen, ein Verzeichnis abzufassen, welches von der Direction benützt werden wird. Ein zweiter das Bücherwesen betreffender Antrag vom Director Weitmann ging dahin, Flugschriften, sowohl unterhaltenden als wissenschaftlichen Inhalts zur Vertheilung zu bringen. Er hat einen Prager ähnlichen Verein vor Augen gehabt, welcher seit einer Reihe von Jahren Vorträge solchen gemeinnützigen Inhaltes hinausgibt, welche Vorträge in mehreren Tausend von Exemplaren gedruckt und unter die Bevölkerung vertheilt werden. Für die große Wirksamkeit dieses Prager Vereins spricht es wohl, daß von den meisten dieser Vorträge keine Exemplare mehr zu bekommen sind. Das Directions- und Ausschuß-Mitglied Herr k. k. Hof- Verlags- und Universitäts-Buchhändler Manz hat sich erboten diese Sammlung dem Vereine vorzulegen, um sie als Vorbild zu benützen.

Ein weiterer Antrag des Directions-Mitgliedes Weitmann ging dahin, zur Gründung eines Dispositionsfondes zur Herausgabe solcher Bücher beizutragen und allenfalls die erste Herausgabe aus Eigenem zu bestreiten, wofür ihm, wie ich kaum zu sagen brauche, der besondere Dank ausgesprochen wurde. In's Leben getreten ist dieser Dispositionsfond noch nicht, er wird aber Gegenstand weiterer Berathungen im jetzigen Verwaltungsjahre sein.

Ich habe einen Punkt auf später verwiesen, die Mitgliederwerbung. In der General-Versammlung vom 18. April v. J. hat der Herr Regierungsrath Dr. Pichler beantragt ein Comité von fünf Mitgliedern zu bestellen, welches die besondere Aufgabe hätte, Mittel und Wege zu erfinden und der Direction vorzuschlagen, um die Zahl der Mitglieder, in welche alljährlich durch Tod und Austritt bedeutende Lücken gerissen werden, zu ergänzen. Ueber Antrag der Herren Weitmann und Böhm, welche in der General-Versammlung das Wort ergriffen, wurde beschlossen, dem Ausschusse die nähere Ausführung zu überlassen. Der Ausschuß hat sich mit dieser Ange-

legenheit am 5. Mai, 18. October und 15. December beschäftigt. In der Ausschußsitzung vom 5. Mai fand die Wahl dieses Comité aus fünf Mitgliedern statt. Gewählt wurden die Herren: Regierungsrath Dr. Pichler, Jacques Pollak, Cooperator Johann Panholzer, Magistrats-Rath Böhm und Weitmann. Das Comité hat sodann eine Reihe von Sitzungen gehalten, in welchen diese Frage erörtert wurde, in der Sitzung vom 15. December v. J. wurden dann folgende Beschlüsse vorgeschlagen, die auch in der Direction Billigung erhielten.

Nachdem sich das Comité dahin geeinigt hatte, daß an Stelle der bis jetzt in Gebrauch gewesenen Einladung zum Beitritt von Mitgliedern eine neue Auflage nothwendig sei, in welcher die gegenwärtigen Verhältnisse des Vereins dargestellt werden, wurde die hiernach verfaßte Einladung vorgetragen und über Antrag des Herrn Referenten folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Die Einladung in vorliegender Fassung mit Berücksichtigung der gegenwärtigen Verhältnisse des Vereines wird angenommen;

2. Die Auflage der Einladung und des dazu gehörigen Mitglieder-Verzeichnisses wird in 1000 Exemplaren bestimmt, mit welcher Anzahl das Auslangen auf ein Jahr gefunden werden dürfte;

3. Die Art der Verbreitung u. z.:

a) Durch Veröffentlichung eines Aufrufes in den Zeitungen, wozu insbesondere die Herren Manz, Brzezowsky und Dr. Proschko ihre Bereitwilligkeit zu Vermittlung erklärten,

b) durch Zusendung derselben an Persönlichkeiten, die voraussichtlich einen Erfolg hoffen lassen, und

c) durch persönliche Aufforderungen.

4. Die Fertigung der Einladung im Druck durch die ganze Vereins-Direction, d. i. das Vereins-Präsidium und die Herren Directions-Mitglieder.

Welchen Erfolg diese Maßregel gehabt, bin ich im Augenblicke nicht im Stande der Generalversammlung bekannt zu geben, weil der Zeitraum ein zu kurzer ist; dagegen haben einzelne Mitglieder des Comité sich in sehr erfolgreicher Weise bethätigt, wie überhaupt die Ansicht ausgesprochen werden muß, daß mit allgemeinen Einladungen und Aufrufen, mögen sie gedruckt oder geschrieben sein (weil man das Letztere für wirksamer hält), in einer von so vielen Interessen durchwühlten Stadt, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, auf keinen Erfolg zu rechnen ist.

Ich erwähnte, daß zwei Mitglieder sich erfolgreich thätig erwiesen haben: Herr Pollak, welcher in der Frist von fünf Vierteljahren 32 Mitglieder dem Vereine zuführte (Beifall). Der Ausschuß hat sich veranlaßt gefunden, ihm bei zwei Gelegenheiten seinen Dank auszusprechen und ich bin überzeugt, daß die geehrte Generalversammlung dem beitreten wird (Zustim-

mung). Weiters hat Herr Magistratsrath Böhm vier Mitglieder gewonnen.

Ueberhaupt kann ich übergehend auf die Bewegung der Mitglieder doch die Thatsache hervorheben, daß in der letzten Zeit der Beitritt der Mitglieder größer gewesen ist als der Ausfall, wovon bekanntlich durch eine Reihe von Jahren das Gegentheil als ein trauriges Factum constatirt werden mußte. Durch den Tod und Austritt sind 36 Mitglieder ausgefallen, dagegen beigetreten 49, also 13 mehr, zwar sonst eine unglückliche Zahl (Heiterkeit), aber diesmal eine erfreuliche.

Nehmen wir hinzu die Mitgliederbewegung bis zum heutigen Tage, so stellt sich der Ausfall auf 56, dagegen der Beitritt auf 83, also ein bedeutendes Plus an Beitritt. Die Beitritte sind erfolgt größtentheils durch persönliche Werbung. Außer den Herren Pollak und Böhm haben sich besonders verdient gemacht die Herren Dr. Proschko mit 5, Brzezowsky mit 7, Riefler mit 7.

Eine sehr große Anzahl ist, was ich gleichfalls mit großer Befriedigung hervorhebe, in Folge der Publicationen namentlich des Jahrbuches beigetreten.

Das österreichische Jahrbuch, welches in diesem Jahre in seinen VII. Jahrgang erschienen ist, hat große Mannigfaltigkeit geboten; die Aufsätze, die es enthält, waren von Paul von Radics, Joseph Ritter von Tandler, Dr. Freih. von Helfert, Dr. Karl Lind, Cajetan Cerri, Karl Domanig, Dr. Isidor Proschko, Eugen Obermayer, J. C. Ackermann.

Der Verfasser, dessen Aufsätze seit einer Reihe von Jahren hindurch an der Spitze des Jahrbuches standen, erfaßt meist Fragen, die zeitgemäß sind, unser Vaterland berühren und auf das allerhöchste Kaiserhaus sich beziehen. Weiter enthält dasselbe Aphorismen von Tandler, gedankentief, und regend, dann eine Rubrik „Nachlese", in welcher zum Ziele gesetzt wurde, Arbeiten von solchen Schriftstellern die der Vergessenheit anheimzufallen drohen, welche sie jedoch nicht verdienen, vorzuführen und sie in diesem Jahrbuche der Vergessenheit zu entreißen. Es sind Aufsätze, welche theils bereits gedruckt, aber in Tagesblättern erschienen sind und deshalb verloren gehen, theils ungedruckt sind. Ich constatire, daß sie vielfach Anklang gefunden haben.

Der Aufsatz von dem Herausgeber des Jahrbuches: „Ueber die confessionale Frage in Oesterreich 1848" ist die Fortsetzung von dem im Jahre 1881 begonnenen Aufsatze dieses Inhaltes. Dann „Ueber mittelalterliche Grabdenkmale" von Dr. Karl Lind, sehr reich illustrirt, die dritte Fortsetzung und der Schluß desselben Aufsatzes unter diesem Titel. Dann „Bausteine" von Cajetan Cerri; Erzählung von Karl Domanig „Der Schatzgräber",

ein psychologisches Fragment, dann eine Rubrik, welche eine stehende sein soll: „Oesterreicher in der Ferne". Es wurde schon in einem drittvorjährigen Jahrgang, aber nicht unter dieser Rubrik ein Aufsatz „Ein Wiener in Ostindien" (über den Bischof Athanasius Zuber) von Dr. Proschko gebracht, hier ein anderer Theil, welcher ein sehr großes Interesse bietet.

Es folgt ein Aufsatz „Zwei österreichische Schul-Comödien" von Obermayer und endlich „Die Fortschritte unserer Zeit", ein Aufsatz, der schon im Jahre 1881 in ähnlicher Richtung aufgenommen war und die neuesten Erfindungen vorzüglich mit Rücksicht auf die Haushaltung betrifft; zum Schlusse die geschäftlichen Mittheilungen.

Das Jahrbuch ist reich illustrirt und ich wiederhole, daß die Ausstattung desselben uns mehrere Mitglieder zugeführt hat, so daß wir hoffen können, daß dies in erfreulicher Weise für die Verbreitung unserer Vereinstendenzen wirken wird.

Das österreichische Geschichtswerk ist mit den letzten zwei Abtheilungen des dreißigjährigen Krieges von Prof. Gindely zum Abschluß gekommen. Ihre Direction hat geglaubt, dieses Geschichtswerk in einer geschmackvollen Ausstattung jenen Persönlichkeiten, denen der Verein seit Jahren zu großem Dank verpflichtet ist und die seine Interessen gefördert haben, zu übergeben. Diese Exemplare in schönen Einbänden wurden gewidmet: Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers, Sr. kaiserlichen Hoheit dem erlauchten Kronprinzen Erzherzog Rudolph; dem Vertreter des Finanzministeriums, weil wir von diesem Ministerium bei vielen Gelegenheiten (Staatsdruckerei &c.) Unterstützungen erfahren haben; dem gegenwärtigen Fürsterzbischof, weil wir von seinem Vorgänger und ihm eine Unterstützung durch eine Reihe von Jahren genießen. Es hat der Abschluß dieses Geschichtswerkes auch einen Gegenstand der Berathung in der Direction gebildet, nämlich in der Richtung: was zu thun sei, um die noch vorhandenen Exemplare, da manche Bände in ziemlich großer Anzahl vorhanden sind, zum Absatz zu bringen? Das Ergebnis dieser Berathung war eine entsprechende Preisherabsetzung, namentlich für die Mitglieder des Vereines. Es wurde beschlossen für Mitglieder, wenn sie sich an die Vereinskanzlei wenden, mögen sie das ganze Werk oder einzelne Bände abnehmen, den Preis von 30 kr. per Band festzusetzen, was gewiß ein minimaler Preis ist.

Sonst ist die „Oesterreichische Geschichte" in der k. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung von Hölder per Band um 80 kr. zu haben. Außerdem haben sich die Herren Panholzer und Proschko bereit erklärt in öffentlichen Blättern für die weitere Verbreitung Sorge zu tragen.

Lesezirkel bestehen, nachdem in dem abgelaufenen Jahre kein solcher errichtet worden, 25, an welche das österreichische Jahrbuch und der achte

Band in drei Abtheilungen erfolgt wurden, außerdem wurden dem Kreisgerichts-Präsidium in Jičin für das Gefangenhaus 66 Bände und Hefte unentgeltlich überlassen.

Durch den Tod hat der Verein im abgelaufenen Jahre 1882 folgende 16 Mitglieder verloren:

Sr. Excellenz Dr. Theobald Rizy, Senats-Präsident des obersten Gerichtshofes,
Berthold Fröschl, Prälat des Stiftes Klosterneuburg,
Dr. Ignaz Schwarzwald, k. k. Hofrath,
Joseph Marherr, k. k. Sectionsrath,
Franz Kapp, k. k. Rechnungsrath,
Leopold Groner, k. k. Hofbuchbinder,
Joseph Klemm, Buchhändler,
Joseph Kleindl, k. k. Hofrath,
Dr. Joseph Aschbach, k. k. Professor,
Johann Nekola, kais. Rath,
Anton Höflmayer, k. k. pensionirter Beamter,
Karl Czermak, Privat,
Karl Baron Lederer-Trattnern, k. k. Ministerial-Secretär,
Wilhelm Tobiaschek, Ober-Ingenieur,
Dr. Med. Friedrich Fieber.

Die Geschäftsstücke, welche im Laufe des Jahres einliefen, waren 151, welche sämmtlich der Erledigung zugeführt wurden; darunter ist die Expedition mancher Geschäftsstücke sehr massenhaft, so daß eine ziemlich anstrengende Thätigkeit der Kanzlei in Anspruch genommen wurde.

Es gereicht mir zur Befriedigung, sowohl dem Herrn Beamten Georg Fischer die volle Anerkennung auszusprechen, und zwar in jeder Beziehung seiner Mühewaltung, ebenso was die treue Diensterfüllung des Vereinsdieners Lorenz Burian betrifft; desgleichen dem Ministerialbeamten Thomas Bauer, welcher die Kassa-Mitsperre übernommen hatte.

Zu besonderem Danke ist unser Verein verpflichtet Sr. Majestät dem Kaiser und allen Mitgliedern des Kaiserhauses, vor allem unserem erhabenen Protector und Schützer für die reichliche Unterstützung, durch welche sie im Jahre 1882 die Zwecke des Vereines zu fördern wußten.

Unter die besonderen Gönner gehört auch das Directionsmitglied Weitmann, welcher besondere Spenden dem Vereine gewidmet hat, wofür ihm auch der gebührende Dank zu Theil wurde.

Dank sei auch den Behörden, welche sich in mancher Gelegenheit dem Vereine wohlgeneigt erwiesen haben. Dank der Akademie der Wissenschaften

für die Ueberlassung ihrer Räumlichkeiten, die sie uns jährlich zur Abhaltung der Generalversammlung gewährt.

Ich wäre somit mit den Gegenständen, welche sich auf das Kalenderjahr 1882 beziehen, fertig. Es haben noch zwei Fälle sich ereignet, welche ich nicht verschweigen möchte, ein trauriger und ein freudiger.

Ein trauriger Fall ist der Todesfall, welcher in der Familie unseres erhabenen Protectors eingetreten ist und in der gesammten Bevölkerung eine so große Theilnahme gefunden hat. Maria Antoinette, mit ihrem vollen Namen Marie Antoinette Leopoldine Annunciata Anna Amalia Josepha Johanna Immaculata Thekla, war geboren 10. Januar 1858 zu Florenz.

Sie ist in den letzten Jahren Aebtissin des k. k. Theresianischen adeligen Damenstiftes auf dem Prager Schlosse geworden und hat sich in der allerletzten Zeit wegen ihrer Gesundheit nach Cannes in Frankreich begeben, wo sie am 13. April d. J. verschied.

Die Direction hat nicht gesäumt, an das großherzogliche Obersthofmeister-Amt ein Schreiben ehrerbietigsten Beileids zu richten.

Bevor ich Sie auffordere, unserer Theilnahme durch Erheben von den Sitzen tiefgefühlten Ausdruck zu geben, möchte ich um die Erlaubnis bitten, ein Gedicht vorzulesen, welches aus Anlaß dieses Todesfalles von Adolf Beck verfaßt und zuerst in der Salzburger Zeitung, dann der Wiener Zeitung erschienen ist.

(Nach Verlesung des Gedichtes [1]), das von den Anwesenden mit sichtlicher Rührung entgegengenommen wurde, erhob sich die ganze Versammlung von ihren Sitzen, worauf der Vorsitzende fortfährt wie folgt:)

Das freudige Ereignis, mit welchem ich den Bericht schließe, ist das Fest des siebzigjährigen Geburtstages, welches der Herr Vicepräsident Waldschütz vor wenigen Tagen gefeiert hat.

Ich werde mir erlauben, den Text der Adresse, welche ihm durch drei Mitglieder der Direction Proschko, Weitmann und Pollak überreicht worden ist, vorzulesen. Ich war verhindert bei der Überreichung zu erscheinen, habe aber im Laufe des Tages meine persönlichen Glückwünsche überbracht. Die Adresse lautet:

„Das wohl seltene Glück der Erreichung jenes Zeitabschnittes, welcher „den Rückblick über ein vielfach äußerst thätiges, für den Staat und die „menschliche Gesellschaft ersprießliches Wirken mit vollster Genugthuung „gewährt, bietet dem Ausschusse des österr. Volksschriften-Vereines einen „höchst willkommenen Anlaß, Euer Wohlgeboren am heutigen Tage zur „Feier Ihres zurückgelegten 70. Lebensjahres zu begrüßen und im Hinblick

[1]) Abgedruckt an der Spitze des vorliegenden Bandes.

„auf diesen wahrhaft patriotischen Verein, dem Sie seit seinem Bestande als „Mitglied, seit 1852 als Directions- und Ausschußmitglied und seit 1857 „als Vicepräsident angehören, in dankender Anerkennung der demselben stets „gewidmeten eifrigsten und gedeihlichen Thätigkeit die Gefühle der Hochachtung „und Verehrung zum gebührenden Ausdruck zu bringen.

„Möge es Euer Wohlgeboren gegönnt sein, dieses schöne und edle „Streben und Wirken in der Mitte der zum Bunde vereinten Männer des „österr. Volksschriften-Vereines noch lang zu pflegen und die Interessen „des Vereines auch ferner mit ungebrochener Kraft zu fördern."

Hierauf erwiderte Herr Waldschütz:

„Ich danke, ich bin tief ergriffen von diesem Zeichen der allgemeinen Anerkennung und fühle nur zu gut, daß ich sie nicht in dem Maße verdient habe. Dank Sr. Excellenz als auch den Ausschußmitgliedern, und allen anderen Herren für die Unterschriften, welche sie auf die Adresse gesetzt haben. Wenn mir Gott es verleiht, so werde ich alle meine Kräfte dem Vereine widmen."

* * *

Hierauf wurde über Ersuchen des Präsidenten durch den Vereinsbuchführer, Herrn Oberrechnungsrath Franz Dohnel jener Theil des Rechenschaftsberichtes über die Gebahrung der Vereinsmittel vorgetragen, wie folgt:

Hochgeehrte Versammlung!

Mit Beziehung auf den bereits in Ihre Hände gelangten gedruckten Rechnungs-Abschluß für das Sonnenjahr 1882 erlaube ich mir noch einige statistische Angaben über den Stand der Vereins-Mitglieder, die Gebahrung mit den Vereins-Mitteln und die außerordentlichen Beiträge hier anzuführen.

Mit Ende des Jahres 1881 zählte unser Verein 326
Mitglieder, im Laufe des Jahres 1882 und in den ersten vier Monaten 1883 sind 62
neu beigetreten daher in Allem 388
Von diesen sind jedoch durch Austritt 11 und durch Tod 9 zusammen . 20
in Abfall gekommen, demnach gehören dem Vereine bis zum heutigen Tage 368
ordentliche Mitglieder an.

Die reinen Baar-Einnahmen vom
Jahre 1882 per . . . . 2762 fl. 40 kr.
gegen jene vom Jahre 1881 per . . . . 2122 „ 44 „
ergeben eine Mehr-Einnahme von . . . . 639 „ 96 „
welche durch den namhaften Zuwachs an neuen Mitgliedern und den erhöhten Zufluß von außerordentlichen Beiträgen motivirt erscheint.

Dagegen erscheinen die reinen Baar-Ausgaben des

Jahres 1882 per	2298 fl.	31 kr.
gegen jene des Jahres 1881 per	2389 „	74 „
niedriger um	91 „	43 „

welche Minder-Ausgabe wegen ihrer Unbedeutendheit wohl kaum einer Begründung bedarf.

Bei Vergleichung des reinen Activ-Vermögens pro 1882, welches laut der dießjährigen Vermögens-Bilanz . . . . 4607 fl. 72 kr. beträgt, mit dem reinen Activ-Vermögen pro 1881

im Betrage von	4966 „	50 „
ergibt sich die Differenz von	358 „	78 „

als eine Verminderung des Vermögens, welche dadurch begründet ist, daß im Jahre 1882 für Schriftsteller-Honorare um 270 fl. mehr verausgabt, hingegen an Erlös für verkaufte Bücher um 237 fl. 78 kr. weniger eingenommen worden sind.

Sowohl die Rechnung, als auch die Kasse des Vereines für das Jahr 1882, wurde durch das in der letzten General-Versammlung gewählte Revisoren-Comité bestehend aus den Herren: Eduard Ritter von Escherich, k. k. Hofrath und Ferdinand Karl Edlen von Manussi, kaiserlicher Rath einer eingehenden Prüfung, beziehungsweise Scontrirung unterzogen und laut des von diesen beiden Herren der Vereins-Rechnung beigefügten Revisions-Befundes ddto 12. März 1883 die erstere auf Grund der dazu gehörigen Rechnungs-Belege vollkommen richtig, und die letztere nicht nur hinsichtlich des baren Geldes, sondern auch der vorhandenen Werth-Effecten in bester Ordnung befunden.

An außerordentlichen Beiträgen sind dem Vereine von höchsten und hohen Herrschaften, Behörden und anderen Gönnern 1030 fl. zugeflossen, welche sich wie folgt vertheilen:

Von Sr. k. k. apost. Majestät, dem Kaiser Franz Joseph I.	fl.	100.—
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth	„	30.—
„ „ „ „ „ Maria Anna in Prag .	„	15.—
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Carl Ludwig .	„	15.—
„ „ „ „ „ „ „ Ludwig Victor	„	20.—
„ „ „ „ „ „ Ferdinand Großherzog von Toscana, unserem erhabenen Vereins-Protector .	„	50.—
„ „ „ „ „ „ „ Albrecht . . .	„	15.—
„ „ „ „ „ „ „ Wilhelm . . .	„	15.—
„ „ „ „ „ „ „ Sigismund . .	„	10.—
„ „ „ „ „ „ „ Rainer	„	10.—

Von Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Rainer . . . . „ 10.—
„ „ „ „ „ „ „ Elisabeth . . . „ 5.—
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich . . „ 15.—
„ „ königl. Hoheit dem Herrn Herzog Philipp von Württemberg . . . . „ 5.—
„ „ Durchl. dem souvr. Fürsten Herrn Johann von und zu Liechtenstein . . . . „ 200.—
„ „ Durchl. dem Herrn Johann Adolf Fürsten von Schwarzenberg . . . . „ 10.—
„ „ fürstlichen Gnaden dem Herrn Erzbischof Ganglbauer in Wien . . . . „ 50.—
„ „ Gnaden dem Herrn Prälaten Berthold Fröschl in Klosterneuburg . . . . „ 11.—
„ „ Excellenz dem Herrn Grafen Folliot de Crenneville „ 10.—
„ „ „ „ „ „ Karl von Grünne . . „ 10.—
„ „ „ „ „ „ Franz von Nadasdy . „ 20.—
„ dem h. k. k. Ministerium des Aeußeren . . . . „ 100.—
„ „ „ Ministerraths-Präsidium . . . . „ 100.—
„ „ „ n. ö. Statthalterei-Präsidium . . . . „ 150.—
„ „ Herrn Grafen von Herberstein . . . . „ 5.—
„ Sr. Excellenz Freiherrn von Hoffmann . . . . „ 10.—
„ Herrn Freiherrn von Teuffenbach in Salzburg . . . „ 4.—
„ „ Hofrath Freiherrn von Columbus . . . . „ 5.—
„ „ „ Geringer . . . . „ 5.—
„ „ „ Industriellen V. E. Weitmann . . . . . „ 25.—

* * *

Der Vereins-Präsident fragt an, ob jemand etwas über den Rechenschaftsbericht oder den Finanzbericht zu bemerken hat?

Da dies nicht geschieht, nehme ich an, daß die General-Versammlung hiemit das Absolutorium ertheilt. Für das Jahr 1883 wurden gewählt als Rechnungs-Revisoren Hofrath v. Escherich und Edler v. Manussi. Als Ersatzmann Regierungsrath Krauß.

Während des Scrutiniums für die Neuwahlen in den Ausschuß wurde vom Herrn Regierungsrath Dr. Proschko ein von der Versammlung mit großen Beifall aufgenommener Vortrag über die Türkenbelagerung Wien's im Jahre 1683 gehalten und zum Schluße dieses Vortrages ein dreimaliges Hoch auf Seine Majestät den Kaiser und das Allerhöchste Kaiserhaus ausgebracht, wozu die Versammlung unter Erhebung von den Sitzen einstimmte.

Nachdem die Wahl von 10 Ausschußmitgliedern an Stelle der alljährlich Ausscheidenden und weiterer 3 an Stelle der Verstorbenen und resignirten Mitglieder vorgenommen war, wurde das Ergebnis derselben durch den Herrn Präsidenten kundgemacht:

Es wurden die Herren:

Johann Kraus,
Anton Böhm,
Joseph Böhm,
Dr. Isidor Proschko,
Dr. Ernst Chimani,
Rudolf Brzezowsky,
Franz Dohnel,
August Rosiwal,
Alois Freudhofmair,
Ferdinand Hummel,
Dr. Joseph Mattis,
Eduard Wagner,
Gustav Amon Ritter von Treuenfest

als Ausschüsse gewählt.

Nach der kundgemachten vorstehenden Ergänzungswahl besteht der Vereins-Ausschuß aus nachstehenden Mitgliedern:

Herr Waldschütz Joh. Nep., k. k. pens. Beamter und Hausbesitzer,
„ Don Zudrung Gregor, Probst und Pfarrer in Mariahilf,
„ Dr. Pichler Franz, k. k. Regierungsrath,
„ Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister und Fabrikant,
„ Pfeifer Egid, Cooperator am Schottenfeld,
„ Escherich Eduard, Ritter von, k. k. Hofrath,
„ Pichler Alfons, k. k. Rechnungs-Offizial,
„ Riefler Alois, k. k. Ministerial-Beamter,
„ Simony Friedrich, k. k. Universitäts-Professor,
„ Manussi Ferdinand Karl, Edler von, kais. Rath,
„ Manz Hermann, k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhändler,
„ Don Marcus Hieronymus, Procurator des Barnabiten-Collegiums bei St. Michael,
„ Weitmann V. E., Industrieller,
„ Seidl Franz, kais. Rath,
„ Panholzer Johann, Cooperator bei St. Peter,
„ Riefler Franz, Dr. der Medicin,
„ Mayer von Festenwald Wenzel, k. k. Oberl. a. D.
„ Kraus Johann, k. k. Regierungsrath,

Herr Böhm Anton, Magistratsrath,
„ Böhm Joseph, Volksschuldirector,
„ Dr. Proschko Isidor, k. k. Regierungsrath a. D.
„ Dr. Chimani Ernst, k. k. Staabsarzt,
„ Brzezowsky Rudolf, Buchdruckereibesitzer,
„ Dohnel Franz, k. k. Militär-Oberrechnungsrath in Pension,
„ Rosiwal August, Communallehrer,
„ Freudhofmeir Alois, Kirchendirector bei den Salesianerinnen,
„ Hummel Ferdinand, Buchdruckereibesitzer,
„ Dr. Mattis Joseph, Advocat,
„ Wagner Eduard, Magistratsrath,
„ Amon Ritter von Treuenfest Gustav, k. k. Arcieren-Leibgarde-Rittmeister.

Verzeichniß

der im Jahre 1883 dem Vereine beigetretenen Mitglieder:

Fräulein Marherr Elise, Privat in Wien.
Herr Obernhumer Macarius, Capuzinerpriester in Wien.
„ Schindler Anton, Hausbesitzer in Wien.
„ Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten in Wien.
„ Molitor Rudolf, Apotheker in Wien.
„ Eichinger Johann, Cafetier in Wien.
„ Coglievina Franz, Dr., k. k. Universitäts-Professor in Wien.
„ Zsolnay Ferdinand, Lederhändler und Hausbesitzer in Wien.
„ Künast A. W., Buchhändler in Wien.
„ Groisberger Ludwig, Stiftspriester in Lilienfeld.
„ Egger Berthold, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg.
„ Ševčik Franz B., Professor in Wien.
„ Hersan Michael, Pfarrer bei Maria Treu in Wien.
„ Maurer Joseph, Cooperator bei St. Joseph in Wien.
„ Oberleitner Franz, Pfarrer in St. Pankraz in Oberösterreich.
„ Katschthaler Johann, Dr., Priesterhaus-Director in Salzburg.
„ Fischer Ignaz, Polizei-Agent in Wien.
„ Barvitius A. B., Architect in Prag.
„ Fraberger Andreas, Priester des Stiftes Zwettl.
„ Mattis Joseph, Dr., Advocat in Rudolfsheim.
„ Böhm Franz, Dr., Concepts-Practicant der k. k. Statthalterei in Wien.

Frau Nögler Anna, Hausbesitzerin in Wien.
„ Tisch Anna, Privat in Wien.
Herr Helmreich R., Ingenieur in Wien.
„ Hruby Johann, Pfarrer in Jalub, Mähren.
„ Scheimpflug Karl, Dr., k. k. Finanz-Secretär in Sarajevo.
„ Manzeneder Thomas, Chorherr in Reichersberg Oberösterreich.
„ Heinz Augustin, „ „ „ „
„ Altwirth Petrus, „ „ „ „
„ Frötschner Sebastian, Exprovinzial der Franciscaner in Wien.
„ Höllerl Adolf, Buchhalter in Wien.
„ Lang Jakob, Privat in Fünfhaus.
„ Pascher Joseph, Cooperator in Reindorf.
„ Mechtler Michael, Religions-Professor in Rudolfsheim.
„ Renner Moriz, Offizial im k. k. Ministerium des Innern.
„ Fellinger & Hassinger, Kunststicker in Wien.
„ Süß Norbert, Theologie-Professor in Klosterneuburg.
„ Landsteiner Karl, Ehren-Domherr und Consistorialrath in Wien.
„ Benda Franz, Director des Piaristen-Collegiums.
„ Brendler Anton, Rector des Löwenburg'schen Convicts.
„ Rungger Andreas, k. k. Professor und Vice-Rector des Piaristen-Collegiums in Wien.
Direction des k. k. Staats-Gymnasiums im VIII. Bezirke in Wien.

Auszug aus den Statuten des österr. Volksschriften-Vereines.

§. 1. Name und Sitz.

Der im Jahre 1849 unter dem Titel: „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung“ gegründete Verein führt von nun an den kürzeren Namen: „Oesterreichischer Volksschriften-Verein“ und hat seinen Sitz in Wien.

§. 2. Zweck.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben können, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen.

§. 3.

Dem Vereinszwecke gemäß werden daher insbesondere solche Werke und Aufsätze verbreitet, welche geeignet sind:

a) das religiöse und sittliche Gefühl auszubilden;
b) den Sinn für ein reines einträchtiges Familienleben zu beleben;
c) die Vaterlandsliebe zu wahren und zu fördern, daher insbesondere ein österreichisches Bewußtsein zu wecken und zu nähren;
d) die Anhänglichkeit an Thron und Dynastie, sowie die Achtung vor den Gesetzen und Institutionen des Staates zu kräftigen;
e) überhaupt gemeinnützige Kenntnisse aller Art, insbesondere auf den Gebieten der Geschichte und der Naturwissenschaften, der Völker- und Länderkunde, der Haus-, Feld- und Gewerbewirthschaft zu fördern.

§. 4. Mittel zur Erreichung des Zweckes.

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.
e) Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) Verkehr mit anderen, ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht.

§. 5.

Der Verein gibt seinem Wirken die größtmögliche Oeffentlichkeit.

§. 6. Bildung des Vereines.

Der Verein besteht aus den Menschenfreunden, welche demselben in einer der nachfolgenden Kategorien als Mitglieder beitreten und seine Zwecke mit Geld- oder anderen Leistungen fördern.

§. 7.

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehren-Mitglieder.

§. 8.

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden österr. Währ.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschusses zu unterziehen.

Jeder andere selbständige, ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem österreichischen Volksschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daß je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen des Ausschusses des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-Versammlung aber mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beitrage (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist.

§. 12.

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten.

§. 16. Lesezirkel.

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr mit einander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen und weiterhin in gewissen Zwischenräumen aus den Mitteln des Vereines, lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen, die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher mit der Verpflichtung, dieselben als Eigenthum des Volksschriften-Vereines in Evidenz zu halten und bei etwaiger Auflösung des Lesezirkels auf eigene Kosten an die Vereins-Direction zurückzustellen.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahresbeiträgen, Auflagen auf die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu.



Inhalt.

Der geneigte Leser wird ersucht auf Seite 220 Z. 11 v. o. statt der Namen „Distl oder Diestel" zu setzen: P. Hermann Dichtl.

Druck von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky) in Wien.

Die bisher

erschienenen sieben Jahrgänge des österr. Jahrbuches

enthalten unter anderen:

Ackermann: Die Wirthschaft im Zimmer; 1882, Seite 230 bis 276.
— Die Fortschritte unserer Zeit; 1883, Seite 304 bis 336.

Beck-Widmannstetter: Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege; 1881, Seite 148 bis 176.

Becker M. A.: Schottwien und Umgebung 1877, Seite 105 bis 163.
— Gloggnitz in N.-Oe. mit historischen Streiflichtern; 1879, Seite 97 bis 147.

Bowitsch L.: Die Gräber von vier Hochmeistern der Tonkunst in Wien; 1878, S. 179 bis 196.

Cerri Cajetan: Bausteine; 1882, S. 81 bis 85.

Domanig: Der Schatzgräber; ein psychologisches Fragment aus dem Tiroler Volksleben 1883, S. 263 bis 278.

Helfert, Dr. Freiherr: Die Wiener Freiwilligen im Jahre 1848; 1877, S. 67 bis 104.
— Erzherzog Franz Carl, ein Lebens- und Charakterbild; 1879, S. III bis XLVIII.
— Johann Bapt. Ritter v. Hoffinger 1881, S. 50 bis 147.

Hörnes M., Dr.: Culturskizzen aus der Herzegowina 1881, S. 23 bis 49.

Hoffinger Joh. B., Dr., von: Haus Oesterreich; 1877, S. 1 bis 9.

Janko Wilhelm, von: Die Degen Oesterreichs; 1877, S. 10 bis 66. 1878, S. 61 bis 162. 1879, S. 25 bis 96.

Ilg A., Dr.: Die Brautfahrt Maximilians um Maria von Burgund; 1878, S. 8 bis 30.
— Die österr. Malerei im Mittelalter; 1880, S. 81 bis 120.

Kaltenbrunner C. A.: Der Kleinhäusler; 1880, S. 173 bis 284.

Kanitz F.: Im bulgarischen Nürnberg; 1877, S. 164 bis 172.

Lind Carl, Dr.: Ueber mittelalterliche Grabdenkmale; 1881, S. 177 bis 218. 1882, S. 27 bis 80. 1883, S. 197 bis 253.

Obermayer E.: Zwei österr. Schulkomödien; 1883, S. 293 bis 303.

Mitglieder des Vereines erhalten dieses Jahrbuch alljährlich als unentgeltliche Vereinsgabe.

Frühere Jahrgänge kosten, und zwar von 1877 bis 1881, per Band 70 kr.

Die Bände 1882 und 1883 2 fl.

Der vorliegende Band 1884 3 fl.



Druck von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky) in Wien.

